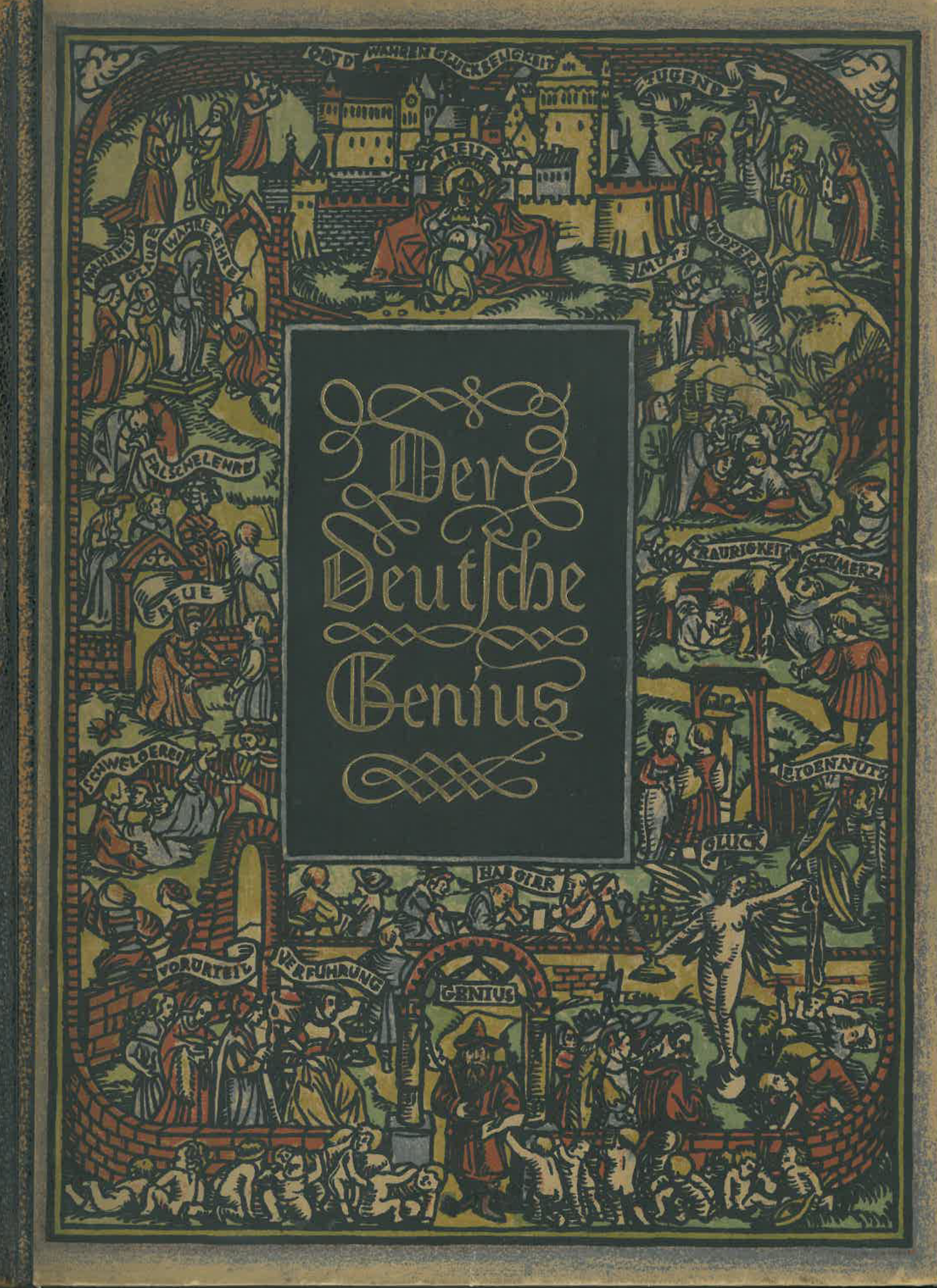
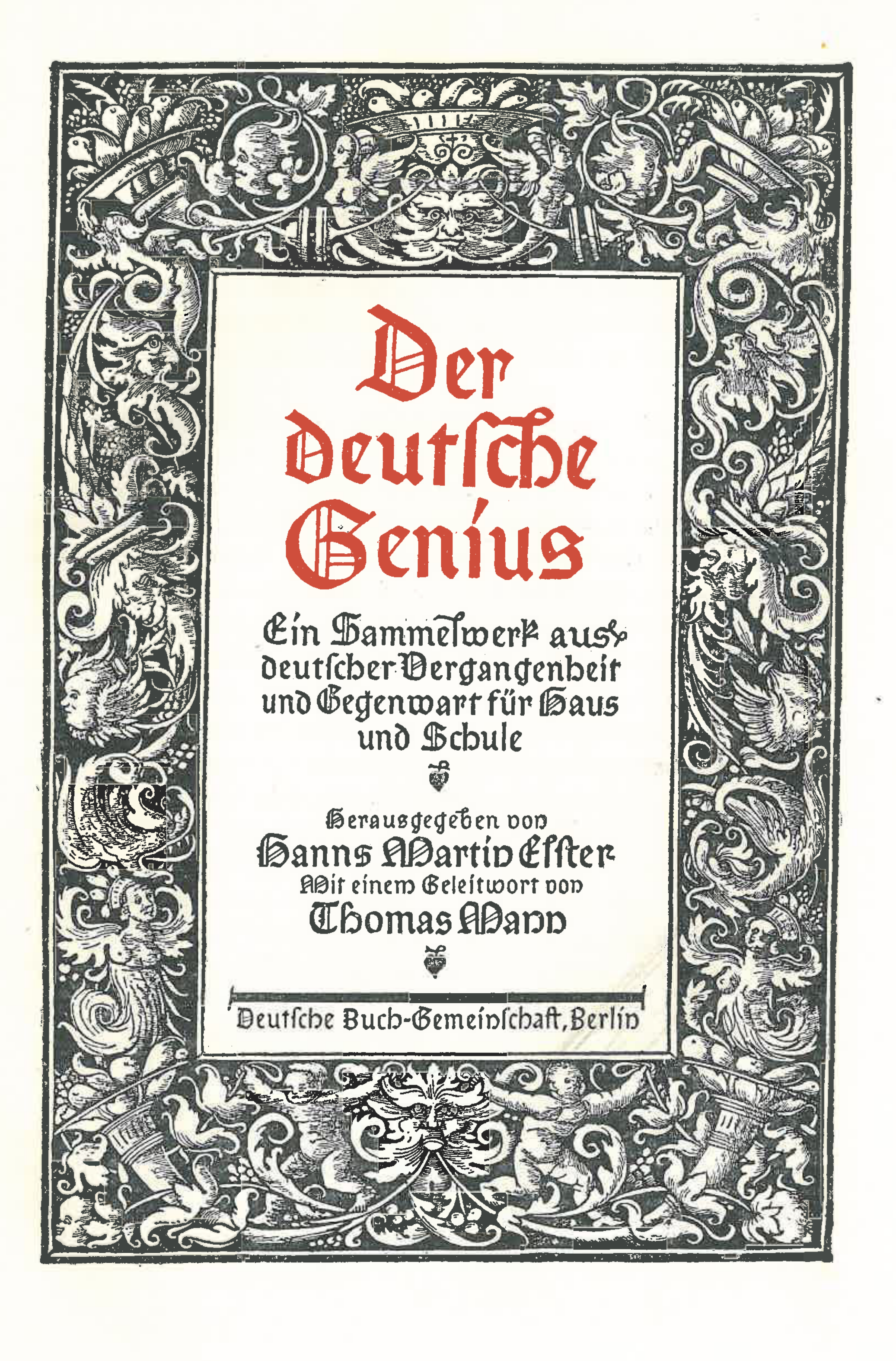

Der Deutsche Genius
TUGEND
TREUE
MUT
WAHRE LEHRE
FALSCHE LEHRE
REUE
SCHWELGEREI
TRAURIGKEIT
SCHMERZ
GLUCK
VORURTEIL
VERFUHRUNG
GENIUS

Der deutsche Genius



Der deutsche Genius

Ein Sammelwerk aus deutscher Vergangenheit und Gegenwart für Haus und Schule

Herausgegeben von
Hanns Martin Elster
Mit einem Geleitwort von
Thomas Mann

Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin

Entwurf des Einbandes von Prof. Ernst Böhm
nach einem alten Drucke von Johann Froben,
einem Holzschnitt von Holbein dem Jüngeren.
Den Druck des Werkes besorgte die Druckerei
A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW

Vorwort

In den Korrekturbögen dieses so fleißig gesammelten Buches habe ich lange geblättert und mich mit Scheu und Liebe, mit Rührung und Ehrfurcht vertieft in ein Geisteswesen, das oft die Welt in Verwirrung gesetzt hat, das von ihr viel gehaßt worden ist, und von dem sie sich mehrmals hat überwältigen lassen: in den frommen und widersetzlichen, den biederen und verschlagenen, den kindlichen und majestätischen deutschen Geist.

Nietzsche, der gefährliche Psycholog, hat, gelegentlich Wagners natürlich, den Kult des Nationalen als eine Form des romantischen Exotismus gekennzeichnet. Und wirklich, sofern dieser Kult das Charakteristische zum Gegenstande hat, kommt er bereits einer Objektivierung, einem Abstandnehmen des nationalen Ich von sich selbst, einem kritischen Bewußtwerden gleich, das mit naivem Sichdarleben nichts mehr zu schaffen hat und der Erkenntnis mehr als dem Leben zustatten kommt. Die Verherrlichung des „Echten" beweist für die eigene Echtheit nicht viel, sie kann Velleität und Sentimentalität, zu deutsch: Streberei bedeuten. Es beweist auch umgekehrt die kritische Ablehnung gewisser Echtheiten durchaus nichts gegen die eigene vollkommene Echtheit eines Geistes, weshalb ich zu wiederholen liebe, daß in völkisch-nationalen Dingen am Meinen und Sagen überhaupt nichts, alles dagegen am Sein, am Tun gelegen sei. Hat man den Götz, den Faust, den Meister, die Sprüche in Reimen und Hermann und Dorothea verfaßt, ein Werk, dem August von Schlegel das Lobesbeiwort „vaterländisch" verlieh, so mag man zu Zeiten nationaler Erhebung noch so anstößige Reden führen: man ist dennoch und nolens oder volens ein ganz großer Deutscher, selbst im Sinne der Echtheit, obgleich man es außerdem noch im Sinne der Wider-Echtheit sein könnte.

Die großen Männer eines Volkes sind nämlich keineswegs unbedingt als seine „echtesten" Söhne, durchaus nicht schlechthin als „representative men" zu betrachten. Sie pflegen in einem hohen Grade F r e m d e in ihrem Volk zu sein und es zu etwas zu zwingen, wozu es von Hause aus gar keine Lust hat. Sie sind auf diese Art Veränderer ihres Volkes, und ihre „Echtheit" stellt erst nachträglich sich her, — nachdem die Erziehungskur, der sie ihr widerstrebendes Volk unterworfen, ihre Wirkungen gezeitigt hat. Gerade in Deutschland ist dies so,

dessen große Männer fast immer im Bewußtsein einer nationalpädagogischen Sendung erschienen, welche dem Wunsch nach nationaler Beschaulichkeit und Beharrung streng entgegen war, so daß das neuprägende Wirken solcher großer „Fremder“ lange genug als Vergewaltigung empfunden zu werden pflegt, bevor die seelische Möglichkeit gewonnen ist, ihre „Echtheit“ zu proklamieren. Es ist nicht der Ort, auf diesen Prozeß mit Beispielen einzugehen, etwa mit Beziehung auf Goethe oder auch Bismarck. Daß aber etwas national werden kann, was es früher nicht war, so daß man es hinfort nicht mehr unnational schelten darf; daß der Charakter eines Volkes nichts Starres, unwandelbar Feststehendes und Endgültiges ist, sondern bildsam, sondern erziehbar, das ist eine vielleicht sogar spezifisch deutsche Einsicht, zu der bei dieser Gelegenheit wieder aufgefordert werden möge, und mit der man die weitere Einsicht verbinden möge, daß nationale Selbstbeschaulichkeit den Wert der Lebensfruchtbarkeit nur gewinnt, wenn sie sich mit dem Willen zur Selbstvollendung verbindet, statt sich in selbstgefälligem Beharrungswillen zu erschöpfen. Als Mittel zur Erkenntnis, als Selbstkritik ist sie gut und groß, denn als solche wirkt sie der Beschränktheit entgegen, führt das erkennende Ich über sich selbst hinaus. „Man unterschätzt“, so habe ich einmal zu sagen versucht, „die Selbsterkenntnis, indem man sie für müßig, für quietistisch-pietistisch hält. Niemand bleibt ganz, der er ist, indem er sich erkennt.“ Und dem zur Ergänzung führe ich aus den hier folgenden Blättern ein Wort Friedrich Schlegels an, eines Angehörigen der Geistesschule, deren Niveau das höchste unter uns je erreichte war: „An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige große vaterländische Erfinder aufgestellt haben, läßt sich nichts tadeln als die falsche Stellung. Die Deutschheit liegt nicht hinter uns, sondern **vor uns**.“

Dennoch ist es nicht dieser Gesichtspunkt allein, der mich der Aufforderung, diesem Buche inniger und umfassender Anschauung deutschen Wesens ein Wort der Einleitung mit auf den Weg zu geben, bereitwillig folgen ließ. Es geschah auch aus einem Bedürfnis nach Gleichgewicht, welches dem Vorwurf eines lauen Mittlertums die Stirn bietet, weil es eine andere Gefahr weit heftiger scheut: die, in falschen und vorläufigen Gegensätzen schmählich hängenzubleiben. Solch ein Gegensatz aber ist der einer nationalen und einer inter- oder übernationalen Gesinnung, welcher im Gemeinschaftsleben der Deutschen gegenwärtig eine so große und entzweiende Rolle spielt, — während doch zu ihrer Entgiftung das schlichte Faktum genügen sollte, daß die lebensnotwendigen europäischen Unionsbestrebungen von heute nicht unvereinbar sind mit dem Trachten der

Völker nach ihrer Eigentümlichkeit, nach „dem romantischen Element der Persönlichkeit“, wie Novalis sagt, — daß im Gegenteil diese beiden Tendenzen einander zu ihrer menschlichen Ergänzung brauchen.

Der Instinkt vorbehaltvoller Selbstbewahrung des weltbürgerlich-mittleren Volkes der Deutschen ist echter Nationalismus. Denn so nennen wir die Freiheitsbegierde der Völker, ihr Mühen um sich, ihr Verlangen nach Selbsterkundung und Selbstvollendung, — ein Verlangen, das mehr und mehr als desto unschuldiger und edler gewertet werden wird, je deutlicher das Nationale, statt als Inbegriff alles Kriegsgeistes und Geräufes, vielmehr, seiner künstlerischen und fast schwärmerischen Natur durchaus entsprechend, als Gegenstand eines Friedenskultus wird verstanden werden. Dahin aber wirkt die Entwicklung der Dinge. Sie bewirkt — wie man trotz mancher Erscheinungen glauben möge, die dagegen sprechen wollen, aber nur als rückschlägig und als umwegige Abweichungen von der Hauptrichtung anzusehen sind — das Untauglichwerden des Nationalen als eines Elementes der Kriegsideologie. Denn mit der Einigung Europas, die sich, verkündet längst, heute fast automatisch, fast ohne menschliches Zutun, „zwangsläufig“, wie das schriftstellerisch beliebte Wort lautet, vollzieht, wird die nationale Idee entpolitisiert, hört in demselben Maße auf, politisch wirksam zu sein, wie einst die religiöse. Sie kann innerlich werden nunmehr, kann als aristokratisches Gegengewicht gegen einen europäischen Demokratismus gepflegt werden, der sich stark genug fühlt, sie kultur-föderalistisch freizugeben. Denn nichts anderes bedeutet europäische Demokratie, als besiegelten Verzicht auf den nationalen Hegemoniegedanken, nachdem dieser sich auf die blutigste Weise endgültig ad absurdum geführt. Schon Napoleon erklärte, nach dem Zusammenbruch seines Systems bleibe als das Mögliche und Notwendige nur ein Bund der Völker. Die Prinzipien demokratischer Sozialität und aristokratischen Individualismus aber schließen einander gerade für den deutschen Sinn so wenig aus, daß man ein Europa, welches das Ergebnis ihrer wechselseitigen Durchdringung wäre, Einheit als Vielfalt verwirklichte, nicht ohne Recht ein deutsches Europa nennen könnte.

Schließlich noch eines. Es gibt einen Nationalismus der rodomontierenden Unwissenheit, welcher, das patriotische Panier mit übertrieben nervichten Armen schwingend, vom höheren Deutschtum im Grunde soviel versteht wie der Ochs vom Lautespiel. Eingeborener Haß gegen alles Freie, Kühne und Zarte, das dem niedrigen Lebensbegriff dieser Menschenart als Verfall erscheinen muß, läßt

sie das vaterländisch Sittliche im Bilde einer plumpen Einfalt erblicken, zu deren Schutz sie das Land mit obskuren Femegerichten über das Geistige zu besetzen hofft. Diesen Leuten ist zu sagen, was auch unser Buch, das sie nicht lesen können, wieder lehrt: daß nichts Rohes, Gehässiges, Geist- und Kulturfeindliches je mit einem Schimmer von Recht den deutschen Namen beansprucht hat, — diesen Namen, der seinen wahren Anwärtern noch immer als Inbegriff aller Frömmigkeit zum Geiste und zur Kultur gegolten hat.

München, November 1926. Thomas Mann.


Das
Land
und das
Volk
IOANNES
FROBENI
VS·SVIS
TYPIS
EXCV
DB·
BAT

Die Deutschen in Mitteleuropa

Alfred Kirchhoff

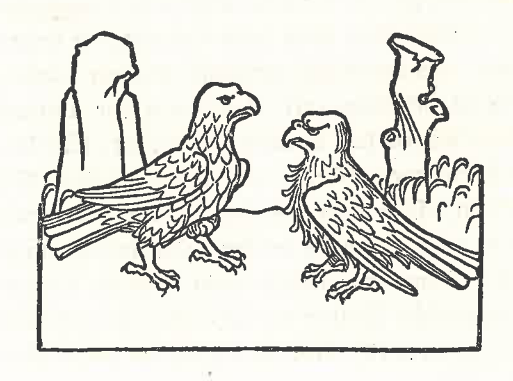
Von Norden nach Süden sind die Deutschen in Mitteleuropa vorgedrungen. Seit sie die noch heute Nord- und Süddeutsche trennende Grenze überschritten, seit sie die Keltenlande bis zur Donau wie links vom Rheinstrom erworben, zuletzt als Sieger über die rätokeltischen Römerprovinzen den Fuß auf die Alpen gesetzt haben, sind sie Herren von fast ganz Mitteleuropa geworden.

In diesem Herzland unseres Erdteils, wie es sich ausdehnt von den schweizerisch-österreichischen Alpenzinnen bis zum belgischen, niederländischen und deutschen Küstensaum, haben sich seit etwa anderthalb Jahrtausenden die Geschicke der Festlanddeutschen vollzogen, nachdem der angelsächsische Zweig im Westen auf den Britischen Inseln eine neue Heimat gefunden hatte, wo er dann zu einem selbständigen Volk heranwuchs. Hinausgezogen sind zwar noch gar manche Scharen der Unsrigen, zumal während der letzten zweihundert Jahre in noch viel weitere überseeische Fernen, andere im Mittelalter wie in der Neuzeit über die Ostgrenze; weit zerstreut wohnen deutsche Siedler in Rußland, in Ungarn, in Rumänien; am treuesten blieben mit uns in geistiger Fühlung die wackeren Sachsen auf dem Hochlandboden Siebenbürgens. Jedoch die ganz überwiegende Hauptmasse deutschen Volkes wohnt noch zur Stunde von den Alpen bis nach Schleswig, bis ins belgische Flamland und bis nach Ostpreußen.

In dieses Mitteleuropa, das sich ungefähr deckt mit dem alten Deutschland, dem Gebiet des früheren Deutschen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung im späteren Mittelalter, ist das deutsche Volk wie eingegossen. Wir vermögen es uns gar nicht zu denken ohne diese seine Heimat, die sogar in mehr als einer Hinsicht seine wahre Geburtsstätte genannt werden darf. Zunächst steht die Stammesgliederung in offenkundiger Beziehung zur Landesgliederung Mitteleuropas. Wo anders hätten sich Deutsch-Schweizer, Tiroler, Steiermärker und Österreicher, Deutsch-Böhmen, Main- und Rheinfranken, Neckarschwaben neben Pfälzern und Elsässern, Thüringer, Hessen, Niederländer entwickeln können als eben in den Ländern, nach denen sie heißen, oder denen umgekehrt sie selbst erst den Namen stifteten? Denn wer wüßte nicht, daß die singularen Landesnamen auf -en eigentlich pluralische Dative der Volksnamen bedeuten, Hessen z. B. in, zu, unter den Hessen sagen will? Und wie stark der unser Volk in einzelne engere

Verkehrsbezirke einhegende Einfluß natürlicher innerer Landesgrenzen gewesen ist, lehrt die Sonderausprägung von Stammesvarietäten, sobald die Volksstämme in Landräumen recht verschiedenartiger Begabung seßhaft wurden, wie Schwaben im Bergland um den Neckar, im Alpenvorland, in der Schweiz, Bayern, auf der Hochfläche vor den Alpen und in Tirol, wo sie ihren alten Namen ganz in Vergessenheit geraten ließen. Nur oberflächliche Beurteilung sieht im neuzeitlichen Herauswachsen Österreichs, der Schweiz, des neudeutschen Reiches und der beiden Königreiche an Rhein- und Scheldemündung aus dem alten Germanien rein geschichtliche Vorgänge, Akte menschlicher Willkür, Wirkungen von Kriegen und Verträgen. Freilich waren es im letzten Ende geschichtliche Ereignisse, die zu jenen Losgliederungen führten. Indessen schon ein Blick auf die Karte verrät, eine wie große Rolle dabei natürliche Abgrenzung und, teilweise hierdurch bedingt, ungleich gerichtete Gravitation wirtschaftlicher Interessen gespielt haben. Ist nicht unser heutiges Deutsches Reich seiner räumlichen Ausdehnung nach fast haarscharf vorgebildet gewesen im Deutschen Zollverein? Und war dieser Zollverein etwa eine geflissentliche Vorbereitung der Abrechnung von Königgrätz oder nicht vielmehr eine ganz friedliche wirtschaftliche Vereinigung verkehrsmäßig, weil geographisch näher verbundener Landesteile Mitteleuropas?

Menschen, die Jahrhunderte hindurch in einem engeren oder auch in einem weiteren Verkehrskreis leben, dasselbe Land oder innerhalb desselben die nämliche Landschaft bewohnend, verähnlichen sich nicht bloß durch den täglichen Umgang miteinander, wachsen nicht allein immer mehr zusammen durch Blutmischung, durch gemeinsame Schicksale in Freud' und Leid, sondern sie stehen auch beständig unter den gleichen Anregungen der Landesnatur zum Schaffen auf allen Gebieten des materiellen Daseins, unter den gleichen Einwirkungen der natürlichen Umgebung auf Leib und Seele.



Die Dreiteilung Deutschlands

Wilhelm Heinrich Riehl



uf den ersten Blick erscheint alles deutsche Land in zwei große Massen der Bodenoberfläche geteilt: Tiefland und Hochland, Nieder- und Oberdeutschland. Im Norden läuft die große uralische Niederung längs der Meeresküsten her und erstreckt sich in einer Breite von durchschnittlich vierzig Meilen in das Innere Deutschlands hinein. Diese norddeutsche Tieflandszone nimmt etwa ein Drittel der Gesamtfläche Deutschlands hinweg. Dann aber erhebt sich ein Bergwall, der, bei den Oderquellen am Westende der Karpathen beginnend, unter häufig wechselnden Gesteinsschichtungen und Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend: die mächtige Schwelle Oberdeutschlands.

Dieser für die ganze Kulturentwicklung Deutschlands so entscheidende Bergwall hat merkwürdigerweise keinen gemeinsamen volkstümlichen Namen. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn eben dieses namenlose Gebirge sollte der eigentliche Grundbau der guten deutschen Mannigfaltigkeit und der schlimmen deutschen Zerstückelung werden. Die neue Landeskunde hat die ganze Kette dagegen mit mancherlei volltönenden Namen getauft; ich nenne den gesamten über hundertunddreißig Meilen langen Berggürtel kurzweg das deutsche Mittelgebirge.

Von da gen Süden steigt der Boden fortwährend. Massenhafte Hochflächen (wie in Bayern), massenhafte Gebirgsecken (Böhmen) bilden den Übergang zu den Alpen. Das eigentliche Oberdeutschland breitet sich vor uns aus, dessen Bodenfläche nur ausnahmsweise in tiefen Einschnitten unter achthundert Fuß über dem Meeresspiegel sinkt.

Dieses gebirgige Oberdeutschland könnte man — dem Boden nach — auch das alte Deutschland, Urdeutschland nennen; die erst viel später dem Meere entstiegene Tiefebene dagegen das neue Deutschland. Der Bevölkerung nach würde sich aber die Benennung umkehren müssen; denn im Norden strömen zuerst die Germanen ein, während in Oberdeutschland noch lange die Kelten sitzenbleiben.

Eine genauere Rundschau zeigt jedoch, daß Oberdeutschland wieder aus zwei grundverschiedenen Gebirgsgruppen besteht.

Der große nördliche Grenzwall, das namenlose deutsche Mittelgebirge, ist eine wahre Musterkarte der mannigfaltigsten Gestein- und Bodenarten; das südliche Hochgebirge dagegen mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken strebt nach einförmig massenhaften Gebilden. Dieser Unterschied ist im erdgeschichtlichen Bau wie in dem äußern landschaftlichen Gepräge so groß, daß der massenhafte

Hochgebirgsgürtel oft weit mehr Ähnlichkeit zeigt mit der einförmig massenhaft angelegten Tiefebene des norddeutschen Küstenlandes als mit den zerstückelten Formen des Mittelgebirges.

So kommen wir denn zu einer dreifachen Gliederung der deutschen Bodenoberfläche: das deutsche Tiefland, das mittelgebirgige und das hochgebirgige Deutschland.

Deutsche Landschaft

Wilhelm von Scholz



Vielleicht erkennen wir am deutlichsten, was deutsche Landschaft ist, wenn wir uns ihrer im Gegensatz zur klassischen, zur italienischen oder zur nordischen bewußt werden. Da finden wir, daß sie eigentlich die Idylle unter den heroischen Schwestern ist. Selbst wo sie romantisch ist, Felsen und Schloßtrümmer, tiefe Abgründe und weite Blicke umfaßt, ist sie der Idylle näher als der heroischen Landschaft, deren Wesen Wildheit, Urtum, Düsterkeit oder Erhabenheit, das Elementare ist; während noch die idyllischste romanische Landschaft durch den stärkern Stil ihrer Einzelheiten mehr Größe und Erhabenheit hat.

„Deutsche Landschaft" ist lieblich, milde und ist immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt. Selbst, wo sie ganz einsam ist, wo das Auge weithin keine Ansiedlung, keinen Rauch sieht — in der Moorniederung oder im dichtesten Waldtal — ist die Nähe des Menschen zu fühlen. Der Grund trägt Weg und Spur seines wiederkehrenden Trittes, die Zeichen seiner Hand und seines Werkzeugs; Weite und Vordergrund sind wie überruht von seinem Auge, überstreift von seinem Blick. Wie der Hund, wo man ihn auch trifft, selbst wo er fremd und feindlich herankommt, sofort als das Tier des Menschen erscheint, als das gezähmte, dienende, dem Menschen befreundete — so die deutsche Landschaft und Natur.

Ein Wiesental. In dem breiten, feuchten Grunde, in dem ein verborgenes Wässerlein rinnt, steht wie in atmender Mittagsstille hochblumiges Kraut, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderschimmernd. Ein paar Birken und Weiden an dem Wasserlauf stehen mit dem Fuß tief im grünen Gras. Dicht wie mit Federbüscheln umlaubte Eichenstämme warten unten an den Randhügeln des Tals, als wollten sie über die feuchte Niederung herüberkommen und wagten nur nicht, den unsichern Boden zu betreten. Wo sich das Tal dem dichtern Walde zu verengt, da leuchten in den rotbraunen geraden und schrägen Rahmen der



Ludwig Richter | Auf der Wiese

Riegelfache* Flächen weißen Verputzes. Ein hellblauer, dünner Rauch kräuselt sich vor dem luft- und schattendunklen Wipfelgrunde empor. Eine weiße Wolke schwimmt darüber hin...

Die hohen Buchen, unter denen — einen Berghang hinab — einzelne Eichen stehen, treten mehr und mehr auseinander, daß zwischen den Stämmen, welche die wölbende Wipfelhalle tragen, übersonnte, laubdunkle Waldzüge sichtbar werden, vor denen niedrigere Hügel wehende Fruchtfelder ins Licht heben; gewellte helle und dunkle Streifen laufen über diese lichtgrünen, im Tal verstreuten Halmseen, abwechselnd langsam und rasch mit dem Winde sich folgend; einen schrägen Hang spülen die Kornwellen gemächlich hinauf, als flössen sie, wo sie verschwinden, über den Hügelrand und müßten nun das noch tiefer in die Bodenrücken und -runden, in die Wälle und Mulden der Senkung geschmiegte Dörfchen bald so überfluten, daß nur der alte, braune Kirchturm, der jetzt über einem roten Dächerband steht, noch heraussehen könnte. Der weiche Duft durchsonnten, warmen, reifenden Getreides weht her — fast so deutlich wie in der Mehlstaubluft einer arbeitenden Mühle. Und das Hämmern aus tief unten gelegenem Steinbruch, in dem der Leib der Erde hellfelsig aufgerissen ist, klingt dünnmetallen herauf.

Kinder spielen am Wasser. Das Tal des in dunstiger Sonne seicht hinschleichenden Flüßchens windet sich geruhig zwischen runden Busch- und Rebenhügeln hin, die alte, umrankte und überblühte Burgreste, ins Gras gerollte Riesenblöcke, Turmrunden und flache Steinwände mit leeren Himmels- und Wolkenfenstern tragen. Der Fluß ist so seicht und so hell vom sandigen Grund, daß sich nur Himmel und Sonne in ihm spiegeln können. Enten schwimmen im Wassergrün, sich gemächlich gegen das langsame Fließen an derselben Stelle haltend. Die Fähre gleitet von den niedrigen Häusern des Marktfleckens hinüber zur staubweißen Landstraße, wo ein Kraftwagen der Überfahrt harrt und schon mehrmals seinen Hupenruf ertönen ließ. Ein paar Pappeln stehen schlank und steif über dem breiten wiesigen Talgrund, dicht bei den Häusern, den Kindern, den Enten.

Eine Quelle im Wald: Holzrohr, Trog und der silberne, immerfort mit leisem Geräusch in die gläserne Fläche fallende Strahl. Große, bemooste, sich atmend in die feuchte Sprühluftnähe des Brünnleins drängende alte Steine. Farnkräuter stehen zwischen ihnen, über ihnen und wiegen ihre grünen Flügel, als seien auch sie zum Trinken herangekommen, als seien sie noch so frei fliegend wie ihr Same einst, der hier aus der Luft niederglitt.

Durch die geteilten Wipfel fällt steiles Mittagssonnenlicht herein, daß die Waldschattentiefe mit ihren mächtigen Baumrunden hinter den webenden Strahlen wie ein Samtgrund verschwindet. Räder ächzen im Wald, Ketten

* Riegelbau = Fachwerkbau; Riegelfache die von Riegeln (Querhölzern) umrahmten Flächen des Fachwerkbaus.

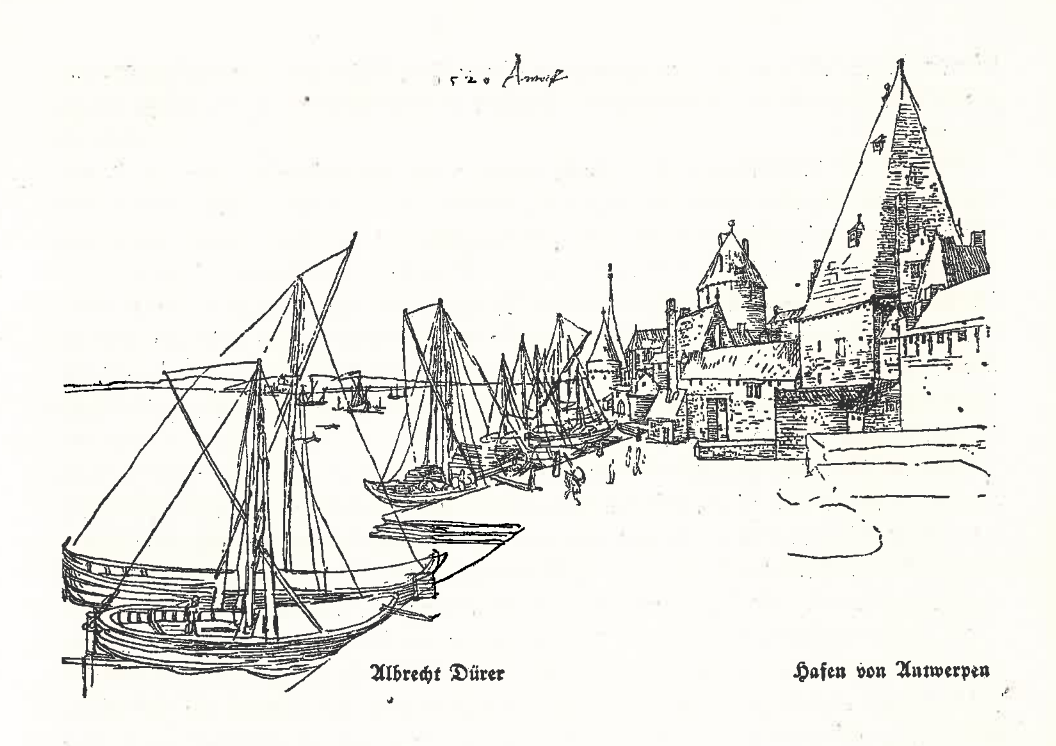
klirren, Rufe ertönen — aber man sieht hinter dem Licht nur undeutliche Bewegung: die Knechte des Sägewerkes verladen die im Winter geschlagenen Hochstämme.

Starke alte Nußbäume, golddurchleuchtet vom Abendhimmel, dessen Sonne hinter einen dunklen Schattenberg trat, überbreiten mit ihren Astarmen hohes Wiesengras. Ein Rindergespann mit frischgeschnittenem Klee kommt unter den Zweiglauben hergefahren. Weiter hinauf! Wanderer, am Hang gelagert, überschauen die Weite, den geraden blauen Bergzug am Himmelsrand, die Dörfer, das straßendurchschnittene, in Streifen, in braune und grüne Vierecke geteilte Land. Dann schreiten sie den Höhenzug auf seinem bewaldeten Kamme fort, immer rechts und links Ausblicke gewinnend, durch die sie, wie an erquickendem Quell, wieder Weite trinken können.

Zahllos sind die belebten Bilder deutscher Landschaft in uns, wie sie uns Maler — etwa Schwind, Richter, Thoma — sehen, Dichter — die Romantiker, vor allem Eichendorff — fühlen lehrten; wie sie uns in mittel- und vor allem oberdeutschen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale-, Main-, Neckartal, in der Ebene des Rheins.

In Oberdeutschland lag durch Jahrhunderte die Mitte der deutschen Kultur, der künstlerischen und geistigen Entwicklung; dort schlug lange das Herz unseres Volkstums. So ist es geschichtlich begründet, daß diese Landschaft, die für unsere schaffenden Geister durch große Zeiträume das Bild der Erde war, durch ihre Verwobenheit mit unseren Anschauungen, Gedanken, unserer Wissenschaft und Kunst für uns zum Begriff „deutsche Landschaft" wurde.

Aber diese dem Mittelgebirge oder dem Hügellande, Flußniederungen und Waldtälern entstammenden idyllisch-romantischen Bilder scheinen uns auch Sinnbilder für ein behaglich-tätiges, in allem Tun sich nach Beschaulichkeit sehnendes, mit dem Mutterboden unmittelbar verbundenes Leben zu sein, in dem viel Gedanke und viel Traum die Arbeit wie die Wiederkehr der Jahreszeiten umwebt. Es scheint, daß das, was wir im besondern als „deutsche Landschaft" empfinden, vor allem ein Ausdruck des deutschen Lebenscharakters ist. Daß sie dies ist und sein kann, beruht ja natürlich nicht nur auf einer Urverwandtschaft, die sicher vorhanden ist, sondern auch darauf, daß diese Landschaft auf unsern Volkscharakter durch Jahrhunderte bestimmend eingewirkt und ihn sich so angeglichen hat, wie sie sich ihm und seiner Arbeit mehr und mehr fügte. Hier scheinen mir die lebendigsten Quellen für Gefühl und Genuß an der Landschaft zu springen.



Albrecht Dürer — Hafen von Antwerpen

Die deutschen Stämme

Friedrich Ratzel

Da die vorgeschichtlichen Bewohner Deutschlands ebensowenig ruhig auf engem Boden sitzengeblieben sein werden wie die geschichtlichen, können wir auf die scharfe Gliederung der Deutschen in Stammesgruppen und Stämme durchaus kein entscheidendes Gewicht legen. Beständig durchkreuzten diese Stämme Völkerbeziehungen und -bewegungen, und im Osten sind alle drei Gruppen in enge Verbindung mit den Slawen getreten. So weit der niederdeutsche Pommer, der mitteldeutsche Sachse und der oberdeutsche Kärntner sprachlich voneinander entfernt sein mögen, die Zumischung slawischen Blutes reicht doch in allen dreien tiefer als ihr mundartlicher Unterschied. Zwar hatte der deutsche Boden seinen Anteil an dem Unterschiede zwischen Nieder- und Oberdeutsch, dem ungefähr der geschichtlich so tiefgreifende Unterschied zwischen Tiefland und Hochland entspricht. Ebenso umfaßt das dazwischen liegende Mitteldeutsche die Welt der Mittelgebirge und ihrer Vorländer. Die Grenze zwischen Ober- und Mitteldeutschland, die vom nördlichen Wasgau nach dem Böhmerwalde zieht, stellt dem alpinen und voralpinen Boden Oberdeutschlands das weichere und

hügelige Mitteldeutschland gegenüber. Und dieses Oberdeutschland ist alter keltischer Boden. Um einige weitere Beispiele natürlicher Stammesgrenzen zu nennen, trennt der schmale Rücken des Thüringer Waldes mit seinem merkwürdigen Grenzweg, dem Rennsteig, obersächsisches und thüringisches Volk von fränkischem. So wie nördlich davon die Saale östliche Gebiete mit mehr slawischer Beimischung von westlichen, reineren Deutschen scheidet, so trennt weiter im fränkischen Lande die bei Gemünden in den Main fließende Sinn die östlicheren, mit Slawen gemischten Ostfranken von den westlicheren Rheinfranken. Und die Hessen westlich der Werra zeichnet die Freiheit von slawischen Beimischungen von den östlich davon wohnenden Thüringern aus. So begrenzen auch südlich von der Donau der Ammersee und die Amper die schwäbischen Vorposten im Gebiet der Bayern, während der Lech das geschlossene Gebiet der Schwaben von dem der Bayern sondert.

Von allen diesen Trennungen geht sprachlich die zwischen Mitteldeutsch und Niederdeutsch am tiefsten; Mitteldeutsch gehört sprachlich zum Oberdeutschen. Niederdeutsch grenzt sich im Süden ab zuerst durch eine Linie Venlo-Düsseldorf. Niederdeutsche Elemente enthält aber noch die von hier aus bis Bonn reichende Kölner Mundart. Rechts vom Rhein sind die Witscheide, das Rothaargebirge, der Habichtswald Grenzhöhen. Münden, einst fränkisch, ist jetzt niederdeutsch. Dann trennt der Kaufunger Wald. An der Werra ist Hedemünden niederdeutsch, das eine Stunde höher gelegene Gerthausen fränkisch. Im Harz liegen Klausthal und Andreasberg in einer mitteldeutschen Sprachinsel. Die Grenze berührt dann nördlich von Nienburg die Saale; und diese ist nun bis zu ihrer Mündung die Grenze, wie von da abwärts die Elbe. Mitteldeutsch ist heute Wittenberg, niederdeutsch der Fläming. Die Grenze zwischen den Provinzen Sachsen und Brandenburg ist weiterhin ungefähr die Sprachgrenze, die Kreise Krossen und Züllichau sind mitteldeutsch. Bei Birnbaum trifft diese Grenze mit der deutsch-polnischen Sprachgrenze zusammen.

An manchen Stellen ist diese Linie mehr als Sprachgrenze. Sie teilt zum Beispiel das Fürstentum Waldeck, und da schildert man uns den Unterschied des bedächtigen und hochgewachsenen niederdeutschen Waldeckers von dem gedrungenen, beweglichern oberdeutschen Waldecker. Das breite niederdeutsche Bauernhaus steht hier dem schmalen, an die Dorfstraße gedrängten fränkischen gegenüber. Einst schied die Sprachgrenze auch abweichende Sitten und Trachten und selbst Abweichungen des Ackergeräts. Aber es wäre verfehlt, Niederdeutsch und Oberdeutsch als äußerste Gegensätze des deutschen Volkes aufzufassen. Im oberdeutschen kehren Merkmale des niederdeutschen Gebietes wieder, die dem mitteldeutschen Gebiete fehlen. Das alemannisch-oberschwäbisch-bayrische Wohnen im „Einödhof" ist doch wieder sehr ähnlich dem im westfälischen Langhaus, wenn man beide mit der fast städtischen Dorfanlage in Franken vergleicht. Alemannen und Mecklenburger, die unsere größten Mundartdichter geboren haben, verstehen

sich sprachlich nicht, stehen einander aber seelisch viel näher als dem Mitteldeutschen. Im Schatten der Alpen und am Rande des Meeres sind knorrigere, eigenartigere Volksstämme aufgewachsen als im gleichmachenden, dichtbewohnten, gewerbe- und städtereichen, von Osten her am tiefsten slawisch beeinflußten Mitteldeutschland. Ist es nicht bezeichnend, daß das Mitteldeutsche gegen das Niederdeutsche gerade so rührig vordringt wie gegen das Oberdeutsche? Im Harz ist es an der Stiege und Allrode ins Bodetal gewandert, und jede große Stadt im mittlern Norddeutschland wird zur mitteldeutschen Oase. So hat es auch südlich vom Thüringer Wald an Boden gewonnen, und selbst in Böhmen ist das Übergewicht der mitteldeutschen Nordböhmen über die westlichen Deutschböhmen oberdeutschen, bayrischen Stammes nicht zu bestreiten.

Möchte nun nicht der Unterschied zwischen den Ober-, Mittel- und Niederdeutschen als der geographisch, sprachlich und geschichtlich berechtigste erscheinen? Er teilt die Deutschen des Reiches so ziemlich gleich in drei große Gruppen, während außerhalb unserer Grenzen die Oberdeutschen überwiegen.

Nur übersehe man dabei nicht, daß bei keinem andern großen Volke Europas die Stammesunterschiede so fließend sind wie bei den Deutschen, in die besonders vom breiten Osten her immer neue fremde Volksteile eindringen, und von denen im Osten und Süden immer von neuem urdeutsche Bestandteile abbröckeln. Treitschke hat im Eingang zu seiner „Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert“ die Deutschen als das jüngste Volk Europas bezeichnet, weil sie in unseren Tagen den Bau ihres Staates auf völlig neuer Grundlage zu beginnen hatten und erst jetzt wieder „als geeinte Macht in die Reihe der Völker“ eingetreten sind. Vielleicht würde es deutlicher sein und weniger leicht Mißverständnisse hervorrufen, wenn man sagen würde statt das jüngste Volk: das zuletzt verjüngte und vermöge seiner Lage sich immer neu umgestaltende Volk, das am spätesten fertig werdende von allen Völkern Europas. In diesem Vorgang liegen die nie zu übersehenden Altersunterschiede unter den deutschen Stämmen. Unser Volk ist im Westen älter als im Osten. Dort reichen die Friesen, Sachsen, Franken, Alemannen und Bayern bis in die Zeit der Völkerwanderung zurück. Jüngere Völker haben sich dagegen im Osten herausgebildet und sind noch heute in der Neubildung durch Vermischung deutschen



Ludwig Richter



Ludwig Richter

Blutes mit slawischem und litauischem begriffen. Hier sind die Unterschiede der Kultur, die in Rasseneigenschaften begründet sind, viel größer als die Sprachverschiedenheiten.

Gegenüber all diesen sich durchkreuzenden Abwandlungen dürfen wir festhalten, daß, wer in Deutschland besonders zwischen Süd und Nord schneidende Unterschiede herauszufinden strebt — und sie sind mit frevelhaftem Eifer gesucht worden —, die tiefe Übereinstimmung der natürlichen Anlage und Gaben des Landes, also gerade die geographischen Bedingungen, übersieht. Die Geschichte konnte kleine Gegensätze der Länder und Provinzen zu großen auswachsen lassen; aber diese natürliche Anlage sorgte dafür, daß immer eine Summe von Gemeinsamkeiten übrig blieb. Gerade sie gehören zum Wesen des deutschen Volkes. Selbst West und Ost, die natürlich und geschichtlich am weitesten voneinander entfernten Teile Deutschlands, rücken einander immer näher. Eine Hauptaufgabe des Reiches ist, diese Bewegung zu begünstigen. Ostpreußen und Rheinländer haben sich seit 1814 unter dem preußischen Adler, Rheinpfälzer und Niederbayern unter dem bayrischen Löwen leichter zusammengefunden, als jene voraussahen, die nicht daran dachten, daß der Gegensatz des Normannen und Provenzalen, des Schotten und des Mannes von Essex, des ligurischen Piemontesen und des phönikischen Sizilianers überhaupt in Deutschland nicht vorkommt und nicht aufkommen könnte. Dem Verkehr Süddeutschlands, der Schweiz und Österreichs nördlich der Alpen sind die Wege nach Norden gewiesen. Und der Osten wird nicht immer gewerbearm bleiben. Der deutsche Bauer baut Getreide und Kartoffeln von den Alpen bis zur Nordsee; sein Pflug, sein Wohnen, selbst der Ofen, hinter dem er sitzt, sind ähnlich. So sind seine Lebensanschauungen dieselben, so war vor der verhängnisvollen kirchlichen Trennung seine religiöse Auffassung dieselbe. Die Natur hat Deutschland darin eine große Kraft gegeben, deren Bewußtsein verblassen konnte, die sich aber glücklicherweise der Belebung fähig erwiesen hat.

Deutschland

Friedrich Ratzel



ie Deutschen sind in der Hauptsache ein Volk des nördlichen und westlichen Mitteleuropas. Durch die deutsche Geschichte ist oft der Zug der Losreißung von diesem Grunde und zur Verpflanzung in ein anderes Land gegangen; aber alle die nach West- und Südeuropa ausgesandten Eroberungs- und Kolonisationsscharen sind gestorben und verdorben. Und so liegen denn auch heute die Sitze der Deutschen nicht gar viel anders als zu der Zeit, wo Tacitus ihnen Weichsel und Rhein zu Grenzen gab, und wo sie für den späteren Römer zwischen Alpen und Nordsee saßen. Es liegt etwas Großes, Beherzigenswertes in dieser Beständigkeit, die nach allen Ausbreitungen in die alte Schwerpunktslage zurückkehrt. Es ist auch eine tröstliche Lehre, die Deutsche nicht vergessen sollten, daß das Leben ihres Volkes immer am gesundesten war, wenn es fest dieses sein altes Gebiet zusammenfaßte. Wenn Italien, Spanien, Frankreich, als von der Natur umgrenzte Länder, sich seit vielen Jahrhunderten wesentlich in derselben Lage und Größe erhalten haben, so liegt darin kein Verdienst; daß aber die Deutschen ihren alten Boden behauptet und immer wieder erworben haben, ist ein Werk der Kraft und Ausdauer, auf das sie stolz sein können.

Mit seiner nördlichen Lage erwirbt Deutschland den Vorzug, dem Ausstrahlungsgebiet der stärksten, über die ganze Erde wirksamsten geschichtlichen Kräfte anzugehören, wo die mächtigsten Staaten, die tätigsten und reichsten Völker wohnen, wo darum auch die meisten Fäden des Weltverkehrs zusammenlaufen und die Gewinne des Welthandels sich ansammeln.

Mit seiner Zugehörigkeit zur alten Welt steht Deutschland in der Reihe der Länder, die als alte den jungen Gebilden des Westerdteils gegenüberstehen. Es trägt daher im Vergleich zu diesen die Merkmale der Reife, aber auch die Zeichen des Alters. Es ist ein Land der alten Geschichte, der geschichtlichen Landschaften, des dichtbesetzten Bodens, zahlreicher Städte, der starken, ununterbrochenen, längst zur Notwendigkeit gewordenen Auswanderung. Unzählige Erinnerungen umweben seine Züge, in denen fast nichts Unorganisches mehr ist; jeder Berg, jeder Fels spricht zu uns und hat aus vergangenen Zeiten zu erzählen.

Süddeutschland und Nordfrankreich entsprechen einander in der Zonenlage, daher auch im Klima. Norddeutschland hat nichts Ähnliches in Frankreich, Südfrankreich nichts in Deutschland; Frankreichs Eigentümlichstes liegt also im Süden, Deutschlands im Norden.

Nord- und Ostsee sind Ausläufer des Ozeans. Deutschland ist also auch eine atlantische Macht. Aber da es nicht an den offenen Ozean grenzt, führen die Wege seiner Häfen zum Ozean alle an den Küsten der Niederlande, Belgiens, Frankreichs, Englands oder Schottlands und Norwegens vorbei. Unsere Bremer und Hamburger Ozeandampfer haben bei der Fahrt aus der Elbe und aus der Weser nach den atlantischen Häfen Nordamerikas ein volles Zehntel ihres Weges in der Nordsee und im Kanal zurückzulegen. Das bedeutet bei der Natur dieser Meeresteile nicht bloß Zeitverlust, sondern auch vermehrte Gefahr.

Diese Lage hinter den eigentlichen atlantischen Mächten ist in der Natur gegeben; dagegen wurzelt in der traurigen Geschichte Norddeutschlands seit dem Niedergang der Hansa die Zurückdrängung Deutschlands nach dem Festlande. Weder in der Nordsee noch in der Ostsee hat Deutschland vorgeschobene Besitzungen: Die Zeiten sind lange vorbei, wo die Hansa auf Bornholm und Gotland saß. Darum haben wir in der Erwerbung Helgolands eine große Tat gesehen; denn es war der erste Schritt aus dieser Zurückdrängung heraus. Vergessen wir nicht der Zeiten, wo Dänen, Engländer, Schweden und Polen die Inseln, Flußmündungen und Küstenstrecken der deutschen Meere uns entfremdet, das Reich verstümmelt hatten, wo die Nation verkümmerte.

Indem eine Nachbarschaft immer auch eine lebendige Beziehung ist, müssen alle Staaten, die Deutschland umgeben, auf Deutschland wirken, und Deutschland muß mit Gegenwirkungen antworten. Das ist das Leben, die Größe und die Gefahr eines zentralen Landes. Für Deutschland liegt in seiner mittleren nachbarreichen Lage ebensowohl Schwäche als Kraft. Deutschland besteht nur, wenn es stark ist; ein schwacher Staat würde dem konzentrischen Druck erliegen. Und Deutschland kann die Vorteile der zentralen Lage nur nützen, wenn es stark ist. Für einen Staat in Deutschlands Lage gibt es nur die Möglichkeit, sich zusammenzuraffen und durch unablässige Arbeit seine Stelle in der Welt zu behaupten, oder zerdrückt zu werden wie Polen, oder sich unter den Schutz der Neutralität zu stellen wie die Schweiz. Bismarck erwies sich als ein trefflicher politischer Geograph, als er 1888 im Reichstage sagte: „Gott hat uns in die Lage versetzt, in der wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Versumpfung oder Trägheit zu geraten. Die französisch-russische Pression, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsion auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, so daß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen andern Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt."

Deutschland liegt als ein vielgestaltiges Land vor dem einheitlichen Bau der Alpen. Vielgestaltig ist der deutsche Boden, weil er eine wechselreiche Geschichte hat. Ein uraltes Gebirge, das ihn einst überragte, ist abgetragen, ein jüngeres, das im Vergleich mit den Alpen alt ist, blieb erhalten; von jenem sieht man im

norddeutschen Tieflande kaum die Grundlinien, von diesem stehen in Mitteldeutschland noch die verwitterten Grundbauten. An manchen Stellen sind Stücke des Erdbodens versunken, deren Lücken durch angeschwemmte Ebenen ausgefüllt sind, an andern sind aus einer von den zahllosen Spalten, die diesen Boden verwerfen und zerklüften, Vulkane emporgestiegen oder haben sich vulkanische Gesteine breit ergossen. Besonders häufig sind Senkungen, die stufenweis abfallen, wo jüngere Gesteine sich über ältere zu Riesentreppen aufbauen, wie am Fuße des Schwarzwaldes, der Vogesen, des Bayerischen Waldes. Große Teile des Mosel-, Neckar- und Donaugebietes sind so gebaut. Oder zwischen Senkungen sind mächtige Blöcke als Horste stehengeblieben. Endlich sind jüngere und jüngste Niederschläge zwischen dem alten Felsgerippe liegengeblieben, zum Teil es verhüllend, so wie sich der Schlamm einer Überschwemmung zwischen die Säulenstümpfe eines alten Tempels legt. Darin beruhen die größten Unterschiede der Landschaft zwischen Tiefland und Hochgebirge: In den deutschen Mittelgebirgen ragt nur noch das widerstandsfähigste Gestein hervor, während alles zersetzlichere in die Tiefen gegangen ist. In ihren Zwischenräumen kommen dagegen die jüngeren zwischen die alten hineingelagerten Formationen noch in der ganzen Eigentümlichkeit ihrer Lagerungsweise und Stoffzusammensetzung zur Geltung. Sie bilden hier Platten und dort Hügelländer, aber immer auf einer massigen geschichteten Unterlage, nicht selten in verschiedenfarbigen Schichten so deutlich Quader auf Quader übereinanderbauend, daß der Vergleich mit dem Werke eines mit Riesenkräften schaffenden Architekten naheliegt, wobei es denn, wie in den in den Jura geschnittenen Donau- und Altmühltälern, auch nicht an kleinen und selbst zierlichen Werken der Gebirgsarchitektur, an Pfeilern und Gesimsen fehlt, oder an Felsenfenstern und schmalen Seitentoren, die uns den Einblick in ein kleines Tal eröffnen, auf dessen grünem Grunde ein stilles Bächlein seine Bogenlinien beschreibt.

Die Bodengestalt Deutschlands hat keinen Mittelpunkt, kein Zentralgebiet. Zwischen Süden und Norden liegen die Streifen der Alpen, des Mittelgebirges und des Tieflandes hintereinander, in denen wieder untergeordnete Streifen oder Gürtel hervortreten, die besonders in dem anscheinend so einförmigen norddeutschen Tieflande deutlich ausgesprochen sind. Diese werden gekreuzt von Senkungen, in denen Ströme und Flüsse von Süden nach Norden fließen. Sowenig wie ein Schachbrett ein Mittelgebiet hat, um das sich alles anordnet, und dem sich alles unterordnet, sowenig hat Deutschland ein solches aufzuweisen. Seine Eigentümlichkeit ist, ein vielgestaltiges Land zu sein. Nur ein großer Zug knüpft alles Land vom Alpenrande bis zum Meere zusammen; das ist, daß ganze Gebirge und einzelne Rücken, Falten, Brüche, Spalten, Bergreihen, Täler, Flüsse zwei wiederkehrenden Richtungen folgen, die in vielen Fällen genau rechtwinklig aufeinander stehen.



Albrecht Dürer / Selbstbildnis



Albrecht Dürer / Bildnis des Vaters

Deutschland ist auch im erdgeschichtlichen Sinne keine Einheit. So bunt wie seine Geschichte, so groß ist der Wechsel der seinen Boden aufbauenden Gesteine. Es liegt auf diesem Boden das Gebiet jüngerer Gebirgsfaltungen südlich von der Donau neben einem Gebiet alter, zerfallener und zersetzter Gebirge nördlich davon; und von Norden und aus den Alpen her haben sich Schuttmassen der Eiszeit darübergebreitet. In dieser Geschichte liegt es, daß unser Boden einfacher gebaut ist im Süden und Norden als in der Mitte. Wo am längsten die Meere ausgehalten haben, und wo am weitesten die Gletscher der Eiszeit ihren Schutt ausgestreut haben, da haben wir die einfachsten geologischen Verhältnisse. Das ist im norddeutschen Tiefland und im Voralpenland. Verhältnismäßig einfach ist auch noch der breite Streifen mächtiger Kalke und Dolomiten, die die Kalkalpen aufbauen. In jenem alten Gebirgsland aber, das heute die wie ein Trümmerwerk auseinandergerissenen deutschen Mittelgebirge umschließt, sind älteste kristallinische Gesteine entblößt, die von den Vogesen bis zu den Sudeten als kuppenförmige Granit- und Gneisinseln den Kern und die Höhen der Gebirge bilden. Zwischen und neben ihnen haben mächtige Ablagerungen alter Meere Platz gefunden.

In einer Zone, wo nur in tieferen Lagen mildes Klima und günstige Lebensbedingungen herrschen, ist es von entscheidender Bedeutung, wenn ein Land im allgemeinen nur mäßig hoch ist. Wenn man den deutschen Boden vollständig gleichmachen, die Gebirge in die Täler füllen und das Hochland über das Tiefland ausbreiten würde, erhielte man eine Fläche, die überall 215 Meter hoch wäre.

Diese Zahl gibt uns die mittlere Höhe Deutschlands an. Es ist nur eine Durchschnittszahl, und man wird sie vielleicht unpraktisch nennen. Aber sie ist der kürzeste Ausdruck für die Höhe dieses Landes. Es ist nicht unwichtig zu wissen, daß die mittlere Höhe Europas auf 330 Meter, die Spaniens auf nahezu 700, die der skandinavischen Halbinsel auf 430 zu schätzen ist. Diese Zahlen erlauben uns immerhin vorauszusehen, daß Deutschland wenigstens hinsichtlich der Höhe günstiger ausgestattet ist als manche andere Länder. Und ebenso bestimmt läßt sich aussprechen, daß die Ausbreitung der tiefsten Teile unseres Landes im Norden die klimatische Gesamtwirkung seiner geographischen Lage mildern muß.

Von allen deutschen Seen hat nur der Bodensee eine politische Bedeutung. Er trägt die Reichsgrenze von Lindau bis Konstanz. Fünf Staaten, Bayern, Württemberg, Baden, Österreich, die Schweiz haben sich gegen dieses für mitteleuropäische Verhältnisse bedeutende Wasserbecken vorgeschoben. Er vermittelt also einen internationalen Verkehr, dessen Bedeutung für Deutschland größer war als heute, als der deutsch-italienische Verkehr vor der Zeit der Gotthard-

bahn sich mehr der Pässe des Rheinquellgebiets (Luckmanier, Splügen, Septimer) bediente. Aber noch immer führen die Wege von München und Stuttgart nach dem Gotthard über den Bodensee, und noch wichtiger ist es, daß Österreich und Frankreich in der Richtung des Bodensees durch die kürzeste Bahnlinie verbunden werden. Über dreißig Dampfer und Trajektschiffe dienen heute dem Bodenseeverkehr.

Wie sich hier in engem Rahmen eine eigentümliche historische Landschaft entwickelt hat, geschmückt mit Städten, die zu den schönsten und erinnerungsreichsten Deutschlands gehören, wie Konstanz und Lindau, und eine Bevölkerung heranwuchs, die etwas international Aufgeschlossenes hat, das zeigt an einem, freilich hervorragenden Beispiel, wieviel Großes Deutschland an Belebung und Verschönerung seinem Reichtum an stehendem und fließendem Wasser verdankt.

Das Land zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee muß seine Ströme nord- und nordwestwärts gemäß seiner Abdachung fließen lassen. Darin liegt eine große und weithin wirksame Eigentümlichkeit Deutschlands. Frankreichs Flüsse strahlen vom Zentralmassiv nach allen Richtungen, zum Mittelmeer, zum Atlantischen Ozean, zum Kanal und zur Nordsee aus. Daher sind sie nur mittelgroß; die Loire steht weit hinter Weichsel, Rhein und Oder zurück. Österreichs Flüsse streben zur Nord- und zur Ostsee, zum Mittelmeer, zum Schwarzen Meer. Deutschland ist, wenn wir von der Donau absehen, durch die Gleichrichtung seiner Ströme gekennzeichnet. Sie knüpfen den Süden an den Norden. Muß man zugeben, daß die Vielartigkeit der Bodengestalt in unserm Lande die politische Einheit erschwert hat, so liegt ebenso sicher eine vereinigende Kraft in den fließenden Wässern, die nicht bloß Güter, sondern auch Menschen und Ideen mit ihren Wellen von Uferstrecke zu Uferstrecke und vom Berg zum Meere tragen. Die Zukunft wird es immer mehr zeigen, daß vermöge seiner Ströme Deutschland mehr zur Vereinigung neigt als Frankreich.

Donau und Rhein sind als Alpenflüsse und durch ihre zu Verflechtungen führende Annäherung im Bodenseegebiet natürliche Verwandte. Zu geschichtlich und politisch Verwandten hat sie die gemeinsame Geschichte von der Römerzeit her gemacht. Man pflegt wohl zu sagen, die Donau entspringe am Schwarzwald, der Rhein in den Alpen; aber das ist nur ein formaler Gegensatz. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu erkennen, daß die Donau bis tief nach Ungarn hinein ihre größeren Zuflüsse alle aus den Alpen erhält, ebenso wie der westliche Schenkel des merkwürdigen Winkels, den sie mit dem Scheitel an der Nabmündung bei Regensburg macht, der Nordostrichtung der mittlern und östlichen Alpen entspricht, wogegen allerdings der östliche der herzynischen Ge-



Ludwig Richter

Deutsche Kleinstadt

birgsrichtung gemäß ist. Was bedeuten Flüsse wie Altmühl, Nab, Regen, Ilz neben den stolzen Alpenkindern wie der Iller, dem Lech, der Isar? Der Inn, der bei Passau als lichtgrüner und grüngrauer Alpenfluß in die trübe gelbliche Donau mündet, macht vollends erst die Donau zum großen Strom. Ja bis hinunter nach Belgrad, wo sie die Sau aufnimmt, hängt die Donau mit den Alpen zusammen. Die bei Preßburg einmündende March ist der erste große nördliche und nichtalpine Nebenfluß der Donau. Die Donau ist überhaupt der größte Alpenfluß Europas.

Am Rhein und an der Donau fanden die aus Süden und Westen kommenden Römer die deutschen Stämme, an diesen Schranken hielten sie sich auf, an sie lehnten sich ihre Kastelle, ihre befestigten Lager und, als Friede und friedlicher Verkehr erschien, die Römerstädte, die die ältesten Städte auf deutschem Boden sind. Viele von ihnen bezeugen in ihrer bis heute fortdauernden Blüte die Gunst ihrer Lage und Einsicht bei ihrer Anlage. Basel und Straßburg, Speier und Worms, Mainz und Köln, Augsburg, Regensburg, Passau, Wels, Wien sind römische Pflanzstädte. Von der Donau zum Rhein zog der Wall, der das Römerreich gegen die blonden Barbaren schützen sollte. So trugen Rhein und Donau die im Mittelmeer geborene, von Ägypten nach Griechenland, von dort nach Rom getragene Kultur nach Osten und Westen, indem sie zugleich das Reich schützend umschlangen, das der Träger dieser Kultur war. Und in der Geschichte des Christentums auf deutschem Boden, wie treten da Trier, die Stadt der Märtyrer, und Köln, die Stadt der Heiligen, ein! Freising und Passau und später auch Salzburg haben nach Osten gewirkt. Bis nach Ungarn hinein erstreckten sich diese Bistümer, so wie der Einfluß von Mainz einst bis nach Böhmen reichte.

An der Donau hinab ging die bayrische Kolonisation bis zur Adria und bis an den Bug, bis ans Eiserne Tor. Das große Österreich ist aus dem kleinen Bayern entstanden, indem die bayrischen Kolonien, auf Staat oder Kirche gestützt, an der Donau abwärts und an den Donauzuflüssen in die Alpen und Karpathen hineingewandert sind.

Sechs Ströme und Flüsse von großer Verkehrbedeutung erreichen auf deutschem Boden das Meer, und die Flußmündungen sind die wichtigsten Stellen unserer Küste überhaupt. Schon äußerlich sind sie ausgezeichnet durch ihre Lage: die Rheinmündung bezeichnet den Übergang Europas von westwärts zu nordwärts gerichteter Lage; die Elbe mündet im äußersten Südostwinkel der Nordsee; die Odermündung liegt an der südlichsten Stelle der Ostsee; und die ihr darin ähnliche Mündung der Weichsel liegt ebenso wie die der Memel im Winkel zwischen Süd- und Ostküste der Ostsee. Merkwürdige Veränderungen der Laufrichtung der Ströme verkünden gegen die Mündung zu die Wirkung neuer Einflüsse, die schon der Küste angehören. Wo sich der Niederrhein nach Westen

wendet, die Unterweser und die Unterelbe nach Nordwesten, da fließen sie zwischen ihren eigenen Niederschlägen in einem uralten Delta- und Anschwemmungsland, das ununterbrochen dem Meere entgegenwächst. Die Elbe mündete einst weit oberhalb Hamburgs in eine ältere südlichere Nordsee. Oder und Weichsel wenden sich im Unterlauf nordostwärts, wo sie den Baltischen Höhenrücken in tief eingeschnittenen Tälern durchmessen. Das Weichseldelta liegt am Übergang einer östlichen Küstenrichtung in eine nördliche, und die ganze preußische Hafflandschaft ist ein großes Deltaland zwischen Weichsel und Memel. Das „Lange Wasser", wie die Preußen die Verbindung zwischen Königsberg und Tilsit durch Pregel, Dieme, Kurisches Haff, Seckenburger Kanal und Memel nennen, ist ein echt deltahaftes Flußgeflecht.

Die Zerstörung der Küste und der Kampf um die Küste

Jede Küste liegt dem ewig beweglichen Meere ruhend und leidend gegenüber. Nur in langen Zeiträumen erfährt sie an manchen Stellen Hebungen, die größere oder kleinere Strecken dem Wirkungsbereich der Brandung entrücken. Ohne das unterliegt sie dem Andrang der Wogen, es sei denn, daß der Mensch sie durch künstliche Werke seiner Hand schützt. Die deutschen Küsten haben den Schutz mehr als viele andere nötig. Sie sind größtenteils flach und niedrig — viele Marsche liegen sogar unter dem Meeresspiegel — und aus locker zusammenhängendem Stoff aufgebaut; kein Zeugnis spricht für jüngere Hebung, wohl aber sind in manchen Teilen unsers Küstengebiets Senkungen zu vermuten. Torflager tauchen an beiden Küsten unter den Meeresspiegel. Während die Nordsee zu den stürmischsten Teilen des Ozeans gehört — und gerade in den südöstlichen Winkel drücken die gefährlichsten Stürme das Wasser mit Macht, daß es sich gegen die Deiche und Dünenwälle staut —, arbeitet an der Ostsee das Eis mit an der Bewegung der Küste. Unsere Küstenbewohner sind daher ununterbrochen tätig, ihr Land, oft selbst ihre Wohnstätten gegen den Wogendrang zu schützen, und große, kostspielige Werke sind zu diesem Zwecke geschaffen worden. Weite Strekken sind der Gefahr entrückt worden, vom Meer verschlungen zu werden, und an manchen Punkten ist sogar verlorenes Land neu gewonnen worden. Ein großer Teil von Swinemünde steht auf Boden, den die Uferbauten seit dem achtzehnten Jahrhundert erst festgelegt haben. Es gibt aber noch genug Küstenstrecken, die fort und fort abbröckeln und wo man erheblichen Landverlust in geschichtlicher Zeit deutlich auf die Karte zeichnen kann. Sehen wir nun gar in vorhistorische Zeiten zurück, so erscheint uns vor allem unsere Nordseeküste nur als ein Trümmerwerk, das von früheren Anschwemmungsbildungen noch übrig-

geblieben ist. Die friesischen Inseln bezeichnen den äußeren Saum eines zerrissenen, versunkenen alten Landes.

Es liegt im Wesen der Flachküste, daß sie an einer Stelle durch Anschwemmung wieder ersetzt, was sie an andrer verloren hatte; nur kommt dieser Gewinn natürlich nicht unmittelbar dem festen Lande zugute. Im Unterlaufe unserer Ströme, in unsern Häfen und in den Haffen der Ostsee geht der Schlamm- und Sandabsatz ununterbrochen vor sich. Aber dadurch wächst nicht gleich das Land, sondern entstehen neue Untiefen oft weit draußen im Meer, die in vielen Fällen aus Gründen des Verkehrs wieder beseitigt werden müssen. Die Bilanz würde an unserer Küste ohne das Eingreifen des Menschen weitaus mehr Verlust als Gewinn zeigen. Zwar sind über die Landverluste der deutschen Nordseegebiete, besonders die plötzlichen durch Sturmfluten, übertriebene Vorstellungen im Umlauf. Allmers sagt in seinem Marschenbuch: „Man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet.“ An der Hand der Geschichte ist eine solche Annahme glücklicherweise ganz unmöglich. Man muß vielmehr sagen, daß überall die Volksüberlieferungen über Landverlust an den deutschen Küsten weit über die Wahrheit hinausgehen. Die Volksseele steht unter dem Eindruck einzelner Katastrophen, deren Wirkung sie verallgemeinert. Diese Katastrophen sind auch sicherlich in früheren Jahrhunderten größer und verderblicher gewesen als heutzutage. Aber dennoch stehen wir an, die Bildung der Zuidersee als einen der Größe dieses Meerbusens entsprechenden plötzlichen Landverlust aufzufassen. Ebensowenig will uns der Dollart als das reine Produkt von Sturmfluten aus der geschichtlichen Zeit erscheinen. Vielmehr sind viele von den Bildungen, die die Überlieferung in die geschichtliche Zeit versetzt, auf Zeiten zurückzuführen, wo diese Gelände noch unbewohnt waren. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Sage ganz grundlos sei, die die Züge der Cimbern und Teutonen auf die Verheerung ihrer Heimat durch Sturmfluten zurückführt; aber der gelehrte Versuch, gerade diese Sage naturwissenschaftlich zu stützen, ist ebensowenig gelungen, wie die Karten von Helgoland wahr sind, die dem alten Helgoland eine dreimal größere Ausdehnung geben als dem heutigen. Diese Karten, die auf den schleswigschen Kartographen Meier in Husum (siebzehntes Jahrhundert) zurückgehen, sind nichts als gezeichnete Sagen. Aus der Zeit genauer Überlieferungen sind im siebzehnten Jahrhundert drei mächtige Sturmfluten (1634, 1648 und 1685) verzeichnet. 1634 sollen 15 000 Menschen und 50 000 Stück Vieh ertrunken sein. Die Weihnachtsflut von 1717 vernichtete allein in den Oldenburger Marschen 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh, an der ganzen Nordseeküste über 15 000 Menschen. 1825 stiegen die Fluten höher als 1717, aber die Dämme waren erhöht und verstärkt, der Verlust an Menschenleben konnte nicht mehr in die Tausende gehen, betrug aber in Nordfriesland noch 80. Die größten Fluten des neunzehnten Jahrhunderts, die von 1825 und 1845, konnten noch weniger Schaden anrichten,

denn die Schutzwehren waren nahezu unüberwindlich geworden. Aber noch am 29. Dezember 1880 hat eine verheerende Sturmflut im Unterweserlande schwere Schädigungen an Gesundheit und Eigentum bewirkt.

Zum Schutz gegen diese Gefahren sind große Dämme (Deiche) aufgeführt worden, an denen man Jahrhunderte bauen mußte, bis die erforderliche Höhe von fünf bis sechs Metern über dem Spiegel des Meeres oder der großen Ströme und die Breite von mindestens drei Metern an der Oberfläche erreicht war. „Wer nicht will deichen, der muß weichen!" Mit den Dämmen müssen Entwässerungs- und Bewässerungskanäle verbunden sein, denn sie haben nicht nur das Meer abzuhalten, sondern auch neues fruchtbares Land zu schaffen und zu erhalten. So entstehen großartige, kunstvolle Deichnetze, die einst von den zu Deichverbänden vereinigten Beteiligten ohne alle Staatshilfe geschaffen wurden. Diese großartige Selbsthilfe hat in den Marschen von der Schelde bis zur Eider den Freiheits- und Selbständigkeitssinn aufrechterhalten, der ohnehin in der Nähe der großen Natur hier wie in dem Hochgebirge kräftiger gedeiht. Kein Stück deutschen Bodens ist mit seinen Bewohnern so verwachsen wie der Marschlandsaum der Nordseeküste.



Das Straßburger Münster

Man spricht von der Anhänglichkeit des Alpensohnes an sein Land; aber dieses Land war vor ihm da, er hat es in Besitz genommen und im ganzen wenig an ihm geändert. Wie anders der Küstenbewohner in seinen Marschen: „Jeder Fleck ist hier historisch, auf jedem nachweisbar, wie das ganze Land zusammen mit seinen Bewohnern Halt und Kultur gewonnen hat... Nirgends anders sind die Bewohner so ganz und wahrhaftig Söhne des Vaterlandes, das sie sich schufen, und durch das sie wurden, was sie sind." (Kutzen.) Fragt man, wie dieser grüne Saum, der das ältere eigentliche Binnenland vom Meere trennt, entstanden ist, so muß die Antwort drei große Tätigkeiten nebeneinander nennen, die hier zusammengewirkt haben: die Ströme, das Meer und der Mensch. Die Ströme haben den feinen und fruchtbaren Schlamm aus den Gegenden ihres höheren Laufes herabgebracht, die Fluten des Meeres haben ihn gesichtet, aufgeschlossen und mit fruchtbaren organischen Stoffen bereichert zurückgegeben, der Mensch hat Dämme um dieses Schwemmland gezogen, es dadurch gegen Sturmfluten geschützt, kanalisiert und bebaut. Im ganzen sind 5000 Quadratkilometer, die einem Drittel Sachsens entsprechen, dem Meer zum Opfer gefallen, denen 2600 Quadratkilometer Landgewinn gegenüberstehen.

Der Gang der Zerstörung ist an der Ostseeküste viel langsamer, und der Rückgang ist gleichmäßiger verteilt. Aus den lehmigen, blockreichen Diluvialküsten gräbt die Brandung Höhlen und Nischen aus, deren Decken einstürzen. Der Frost arbeitet vor, indem er den Zusammenhang des ungleichen Bodens lockert. So mag es zu erklären sein, wenn Wände aus Geschiebemergel in Haushöhe und vierzig bis fünfzig Schritt Länge oft plötzlich abstürzen, ohne unmittelbar von den Fluten berührt zu sein. Dünenwälle zeigen in frischen Steilabstürzen, deren Farbe von der Durchfeuchtung dunkler ist, die Narben der Wunden, die ihnen der Wintersturm geschlagen hat. An den wenigen Stellen, wo Fels ansteht, kommen Steinfälle vor, und zwar nicht unbeträchtliche, wie die Geschichte des langsam zurückweichenden Arkona lehrt, das in den letzten hundert Jahren dreihundert bis vierhundert Meter verloren haben soll.

An den lehmigen Küsten Hinterpommerns ist schon manche Dorfflur in die Ostsee gestürzt. Zuverlässige Zeugen berichten, wie bei Hoff der Kirchhof angegriffen war, so daß Sargbretter und Knochen aus der Uferwand herausstanden und die Kirche verlegt werden mußte. Bäume, die sich dem Meere zuneigen, weil ihre Wurzeln unterspült sind, Rasenstücke, die frei in die Luft ragen, Risse in den Wiesen und Äckern, die künftige Abbrüche anzeigen, sind häufige Erscheinungen. Man hat an solchen Stellen die Schnelligkeit des Fortschreitens des Meeres messen können und hat bis zu einem Meter im Jahre gefunden. Einzelne Stürme greifen besonders an der sandigen Küste ganz anders ein, und so soll der Strand von Heringsdorf im Februar 1874 zehn Meter verloren haben, die Nordspitze Usedoms bei Damerow und die Spitze von Darß bei Ahrenshoop durchbrochen worden.

Man bedenke, daß bei gewaltigen Raumansprüchen der für das Römische Reich Deutscher Nation hochwichtige Verkehr über die Alpen fünfzehnhundert Jahre lang auf die alten Römerstraßen angewiesen war. Deutschland selbst ist ein wegarmes Land bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Und deshalb hat niemals eine geschlossene Geschichte den ganzen Raum des Reiches ausgefüllt. Norddeutschland ist manchem deutschen Kaiser ein fremdes Land gewesen. Deutschland hat überhaupt seine alpinen und transalpinen, burgundischen und danubischen Interessen mit denen des Tieflands und den maritimen immer nur vorübergehend vereinigen können. Und darin besonders liegt ein Hauptgrund des Auseinanderfallens Nord- und Süddeutschlands. Hie Süddeutschland, Alpen und Mittelmeer, hie Norddeutschland, Ostseeländer und Ozean! In einer Zeit der Raumschwierigkeiten bedeutete es Auseinanderzerrung bis zur Zerreißung oder mindestens Entfremdung, wenn die politischen und wirtschaftlichen Zielpunkte der einen Reichshälfte nicht bloß am Meer, sondern weit über dem Meer lagen.

Die Hanseangelegenheiten konnten damals nicht Reichsangelegenheiten für Kaiser sein, deren Horizont den Oberrhein mit dem Rhoneland und Oberitalien verband. Gegen Friedrich Barbarossa konnte sich Nordwestdeutschland mit Flandern, England und Dänemark verbinden. Die auffallende Nordwestlücke in der heutigen politischen Gestalt Deutschlands ist alten Ursprungs; als das Mittelmeer und die Nordsee aufhörten, zwei Verkehrsgebiete zu sein, die nichts voneinander wußten, war das Rheinmündungsland längst auf dem Wege, ein selbständiger Staat zu werden. Wenn nicht die raummächtigste Organisation dieser Zeit, die Kirche selbst, das deutsche Ordensland in Preußen mit dem Reich verbunden hätte, wie fern und fremd wäre auch dieses geblieben. Es bewahrte sich ohnehin fast die volle Selbständigkeit, mit der die norddeutschen Länder zu Rudolf von Habsburgs Zeiten dem allein kaiserlichen Südwesten wie periphere, fremdgewordene Glieder gegenüberlagen.

Im Tiefland, als in dem jüngsten und raumreichsten Gebiete, entstand der Keim einer gesundenden Neubildung, als die Brandung von dem die großen ostelbischen Talwege beherrschenden Gebiet zwischen Elbe und Oder nach Osten und an die Ostsee herübergriff, zugleich aber durch die Ausbreitung nach der Altmark die Verbindung mit dem Nordwesten vorbereitete. Preußens Entwicklung ist ein Auffammeln staatenbildender Kräfte in dem geschichtlich jüngsten, die größten Möglichkeiten räumlicher Ausbreitung noch in sich bergenden Nordosten Deutschlands und ein Zurückwirken dieser durch Jahrhunderte zusammengefaßten Kräfte nach Westen und nach Süden. Von dem weitesten Wachstum nach Osten (1795) bis zum Bug wieder zurückgedrängt, ist Preußen immer noch fast zu zwei Dritteilen ostelbisch.

Zu dem Unterschiede der Lage kommt hier der Gegensatz von Tiefland und Hochland. Das ist nicht bloß ein Gegensatz der Höhe und der Formen. Die nach Norden offene Lage des Tieflandes am Meer, die nach Süden geschlossene Lage des Hochlands vor den Alpen sind ebenso wichtig. In ihnen liegt der tiefste, dauerndste Unterschied zwischen Nord und Süd in unserm Vaterlande. Besonders gehört aber zu den Merkmalen Mitteleuropas der enge Zusammenhang mit dem flachern Tieflande des Ostens, das doppelt so groß als unser Erdteil sich in seiner ganzen kontinentalen Breite hinter Mitteleuropa auftut. Daher der mächtige Einfluß des Ostens auf die Mitte Europas. Die Geschichte Deutschlands trägt die Spuren dieses Zusammenhangs am deutlichsten; doch sind sie auch in der Geschichte Österreichs und der Niederlande sichtbar und wirken bis nach Frankreich hinein. Nicht bloß an die Einflüsse aus dem fernen Osten ist dabei zu denken. Dieses Tiefland zeigt auch in seiner Westhälfte viel Übereinstimmendes.

Die Gemeinsamkeit der Geschichte der Niederlande und des niederdeutschen Tieflandes ist seit der flandrischen Kolonisation und überhaupt seit dem Zuge der Nordwestdeutschen nach Osten eine große Sache; sie liegt in der Geschichte der Hansa wie in der preußischen Geschichte, sie zeigt sich in der Kunst und in der Wissenschaft und kommt in den neuen Anknüpfungen zwischen Niederdeutschen und Flamen auch in unserer Zeit wieder zur Geltung.

Diesen großen nordsüdlichen Gegensatz durchkreuzen und schwächen auch zum Teil die ostwestlichen Unterschiede, die in den den Süden mit dem Norden verbindenden Strömen von der Maas bis zur Weichsel ihre natürlichen Leitlinien finden. Vor allem der Rhein hat seit alten Zeiten Nord- und Süddeutschland verbunden, wie er von den Alpen zur Nordsee niedersteigt. Die frühesten geschichtlichen Bewegungen der Deutschen sind nach Süden und Westen gerichtet: die Cimbern und Teutonen überschreiten die Alpen, und Cäsar tritt am Rhein ihrem Drängen nach Gallien entgegen. Durch die Übermacht der Römer wurden diese Bewegungen nicht bloß zurückgedrängt, sondern es wurde zu andern nord- und ostwärts gerichteten Bewegungen der erste Anstoß gegeben. Der römische Staat wächst über den Rhein nach Gallien hinein, mit ihm ranken Ausläufer der antiken Kultur herüber, und auf denselben Pfaden folgt das Christentum. Diese drei großen Mächte, die Europa umgestalten, machen ihren Weg nicht von Süden nach Norden, sondern sie biegen vor der Schranke der Alpen ab, umgehen das Hochgebirge in westlichem Bogen, und diese ungeheuer folgenreichen Bewegungen nehmen fast völlig westöstliche Richtungen an. Dem entspricht zeitlich das Erscheinen Germaniens im Licht der Geschichte hinter Gallien, Iberien und Britannien. Selbst Helvetien wird von Westen, von Gallien her für Rom gewonnen. Es wird damit eine Aufreihung der großen Völker in dem mittleren Streifen Europas zwischen West und Ost erreicht, die für Jahrhunderte hinaus

den westlichen den Vorrang gibt; und es beginnt besonders das Wandern westlicher Einflüsse aus Frankreich nach Deutschland, das von da an nie mehr ganz aufhört. Deutschland pflanzt dann die Bewegung nach Osten fort. In dieser Verwandlung einer südnördlichen Bewegung in eine westöstliche liegt die größte geschichtliche Bedeutung der Alpen für Deutschland.

In derselben Richtung werden nun auch die Grundtatsachen des Gebirgsbaues bedeutsam. Die Vogesen trennen die Völker Deutsche und Franzosen, die Länder Deutschland und Frankreich. Der Böhmer Wald und der Pfälzer Wald scheiden ebenso Deutsche und Tschechen, Bayern und Böhmen. Am Fichtelgebirge und im Frankenwalde berührt sich Franken mit den halbslawischen Marken Zeitz und Meißen. So wie der Thüringer Wald Franken und Thüringer, schied der Harz Thüringer und Niedersachsen. Beide Gebirge sind aber Glieder eines großen Diagonalwalls, der, sich von der Donau bis zur Ems ziehend, ein südliches und westliches, jetzt rein deutsches und geschichtlich älteres von einem nordöstlichen, halb slawischen und geschichtlich jüngern Deutschland scheidet. Es ist die vorwiegend nordwestliche Richtung des Gebirgsbaues, die hier geschichtlich wird. Sie hat im Innern Deutschlands zeitweilig eine natürliche Grenze zwischen dem Machtbereich der jungen norddeutschen Tieflandmacht und dem alten Süden gebildet; die Mainlinie wurde später der kürzere, aber künstliche Ausdruck für diese Abgrenzung. Aber noch viel wirksamer wird sie in Verbindung mit der rechtwinklig auf ihr stehenden nordöstlichen Richtung. Die beiden bilden die Gebirgsumrahmung, die aus Böhmen das geschlossenste, daher früh entwickelte und seine nationale Eigenart mitten im Deutschtum erhaltende Naturland machte. Wo sich im Fichtelgebirge die Richtungen kreuzen, da stoßen auch Böhmen, Bayern, Franken und Obersachsen zusammen.

Es ist wahr, daß das norddeutsche Tiefland als geschichtlicher Boden ein viel größeres Gewicht durch seine ozeanischen Beziehungen empfangen hat als das mittel- und oberdeutsche Hochland, das von jenem in dem Augenblick immer abhängiger werden mußte, wo es vom Mittelmeer zurückgedrängt wurde. Besonders in dem Aufschwung Norddeutschlands über Süddeutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert liegen ozeanische Einwirkungen. Die süddeutschen Handelsstädte traten zurück, ja verödeten, während die norddeutschen mitten in politischer Trübsal eine neue Blüte erlebten. Die Stellung Deutschlands als eines Durchgangslandes zwischen den nördlichen Meeren und dem Mittelmeer fiel fast in Vergessenheit. Als Napoleon vor hundert Jahren mit dem Bau der Simplonstraße eine neue Zeit für den seit den Römern nicht mehr energisch geförderten transalpinen Verkehr heraufführte, ahnte wohl niemand in Deutschland, daß damit ein Wendepunkt der Geschichte der deutsch-mittelmeerischen Beziehungen eingetreten war, in die sich erst von da an neues Leben wieder ergoß. An dem um-

mittelbaren Seeverkehr zwischen der Nordhälfte Europas und dem Mittelmeer hat sich übrigens die deutsche Handelsflotte nur in geringem Maße beteiligt. Doch haben auch in dieser Beziehung die letzten Jahrzehnte vieles nachzuholen begonnen. Noch mehr bleibt endlich in der allerdings zum größten Teil von Österreich abhängigen Entwicklung unserer Beziehungen zur untern Donau und zum östlichen Mittelmeer zu tun.

Auf deutschem Boden finden wir auch in der Form der Siedlungen die keltischen und slawischen Spuren, zwischen denen durch und über die hin sich überall die deutschen Formen der Siedlung teils erhalten, teils ausgebreitet haben. Es ist nicht leicht, diese deutschen Formen rein herauszuschälen. Wo es noch möglich ist, da finden wir Dörfer von mittlerer Größe, in denen die Gehöfte anscheinend planlos liegen; daher der Name Haufendorf. Die Flur ist in der Weise in Hufen geteilt, daß jede Hufe einem Hausvater mit seiner Familie und seinem Gesinde hinreichend Nahrung gibt. Das Ackerland wurde in Gewanne von gleicher Bodenbeschaffenheit geteilt und in jedem Gewann jeder Hufe ein bestimmter Anteil zugewiesen. Daher liegen die Äcker eines Besitzers bunt über die Flur zerstreut. Das Haus ist in diesen Dörfern das sogenannte fränkische in irgendeiner seiner zahlreichen Abwandlungen: die Wohnräume den vordern, die Ställe den hintern Teil einnehmend, die Scheune als besonderer Bau daneben. Das Gebirgshaus der Schweiz und der alemannisch-schwäbischen Teile der Alpen ist eine dem Gebirge angepaßte Abart. Die Art der Bodenverteilung läßt noch heute die Walddörfer unterscheiden, wo sich von den Gehöften im Tal aus die Flur in unregelmäßigen Rücken die beiderseitigen Abhänge hinaufzieht, und die Dörfer, wo nach flämischem Herkommen die Hufen als parallel von einem Mittelweg ausgehende Streifen angelegt wurden. Der Hof, von einigen auf das alte keltische Clanhaus zurückgeführt, hat alle seine Felder in geschlossenem Zusammenhang mit Wald und Weide um sich liegen. Welches auch sein Ursprung sei, er steht so fest und sicher in der Natur, als sei er da herausgewachsen. Er ist als ein echtes Langhaus in Westfalen und in leichten Abwandlungen am Niederrhein und bei den Friesen und Holländern und zerstreut bis über die Elbe hinaus nach Rügen und Pommern zu finden, wo er sich vielfach den Dörfern eingegliedert hat. Alles gruppiert sich hier ursprünglich um die Diele, die vorne Tenne, hinten Herdplatz ist und unmittelbar vom Dach bedeckt wird. Die fächerförmige Anlage des Runddorfes gehört den westlichen wendisch-sorbischen Stämmen. Die Gehöfte liegen im Kreise oder hufeisenförmig um einen runden oder ovalen Platz, der ursprünglich nur einen Zugang hatte. Hinter jedem Gehöft folgt ein keilförmig sich verbreitender Baumgarten, und das Ganze umschließt eine runde Hecke. Eine andere Form ist das östlich von der Oder häufige Straßendorf. Die Häuser stehen in zwei Reihen an einer breiten Straße, in der Kirche, Schule, Schmiede und der Dorfteich liegen. Beide Formen gehen zusammen mit der

slawischen Hausgemeinschaft. Indem die Deutschen von den Alpen bis zur Ostsee in die von Slawen besetzten Länder vordrangen, führten sie zwar überall ihre Bodenverteilung ein, ließen aber in vielen Gegenden die slawischen Dorfanlagen bestehen. In Litauen fanden sie den Einzelhof vor, der dem westfälischen ähnlich ist.

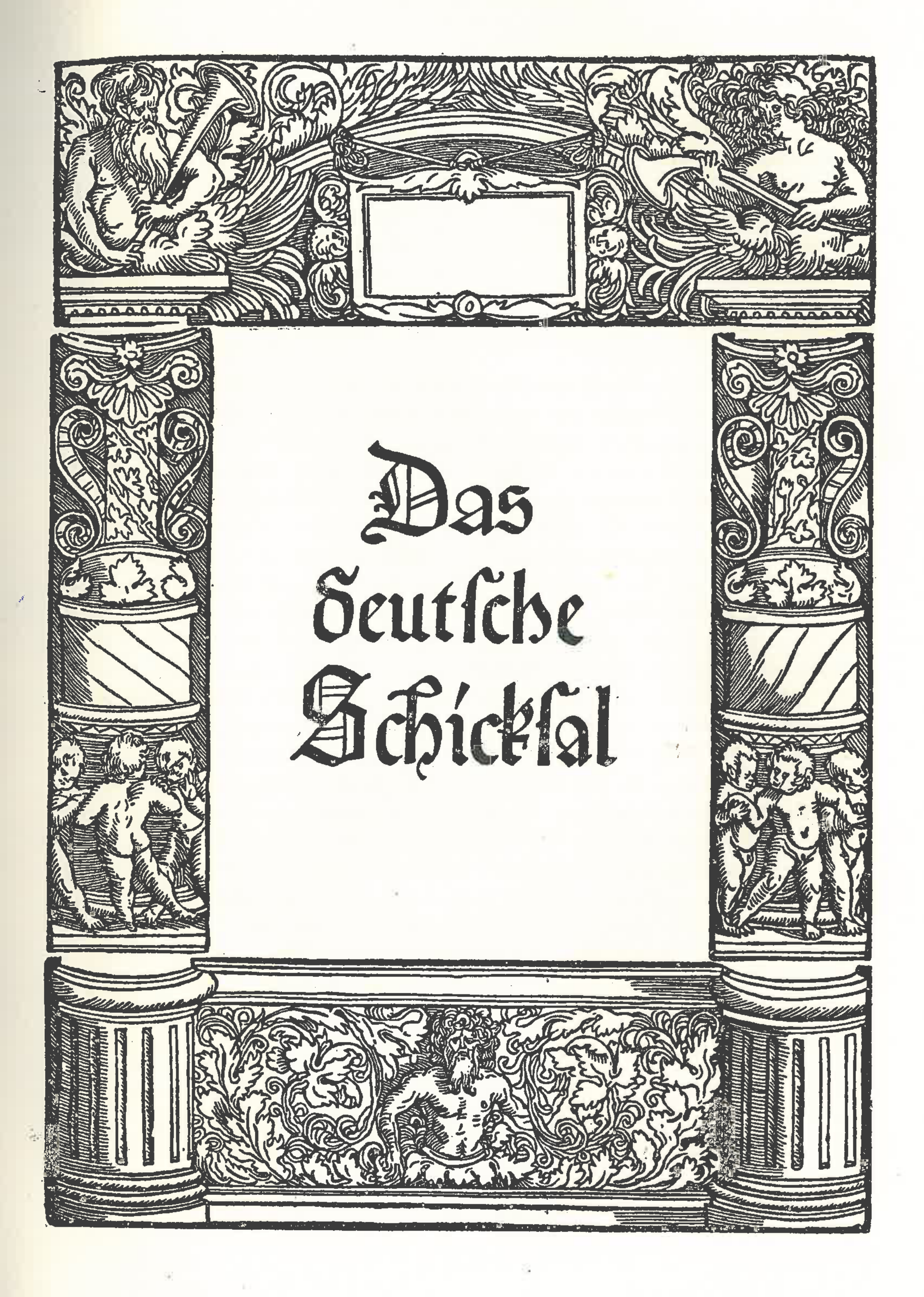
Die weitaus größte Zahl der deutschen Städte und Dörfer reicht um ein Jahrtausend zurück, aber jede einzelne Siedlung, mit wenigen Ausnahmen, ist gewachsen. Man ist erstaunt, wie früh selbst die Namen von Höfen und Hütten der hintersten Alpentäler vorkommen. Eine Karte, auf der jede Siedlung durch einen Punkt bezeichnet wäre, würde für das Jahr 900 viele Teile von West- und Süddeutschland nicht viel anders zeigen, als sie heute sind. Ganz anders, wenn wir die Größe der Wohnplätze berücksichtigen. An die Stelle einer älteren Ungleichheit der Bevölkerungsverteilung, die zwischen den am frühesten urbar gemachten sonnigen Hängen und natürlichen Lichtungen der Flußtäler weite menschenleere Strecken liegen ließ, ist seit Jahrhunderten eine andere immer wachsende Art von Ungleichheit durch den Wechsel von dicht und dünn bewohnten Gebieten getreten. Stärker als je hat der Zug nach den Städten unsere Bevölkerung erfaßt. Das war nicht immer so. Das Deutschland der sächsischen und schwäbischen Kaiser war viel städteärmer, und seine Städte waren eng und von halb dörflichem Wesen und durch weite unbewohnte Räume getrennt. Aber da sich die Städte niemals wie die Dörfer an den Wald und das Feld anschmiegen und gleichsam organisch mit ihrem Boden verwachsen, sondern vielmehr mit der Natur um den Vorrang kämpfen und etwas Selbständiges und Dauerndes in der Landschaft darstellen, so sind aus der frühesten Städtezeit Mauern, Tore, Türme, Brücken, Paläste, Kirchen erhalten, und so aus allen folgenden. Deshalb gehören städtische Bauten aus allen Zeiten zu den hervortretendsten Zügen der deutschen Landschaft und tragen am allermeisten zu ihrem geschichtlichen Charakter bei. Jedes Jahrhundert, jede geschichtliche Gruppierung, jeder Stil hat seine Spuren in ihnen zurückgelassen.

Kein Stil hat die deutsche Landschaft so beeinflußt wie der gotische. Kinder der Gotik sind nicht nur die hochragenden Türme von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg und die einfacheren Türme der großen Backsteinkirchen des Nordens; auch die schlanken spitzen Türme einfacher Dorfkirchen gehören zu dieser Familie. Der herrliche durchbrochene Turm des Straßburger Münsters herrscht königlich über der Landschaft des mittleren Elsasses. Er ist in dem ebenen Tal des Oberrheins sichtbar vom Fuß der Vogesen bis zum Fuß des Schwarzwaldes. So beherrscht aber auch jeder Kirchturm seinen Umkreis, in dem er das hervorragendste und idealste Bauwerk ist. Es ist also wichtig, daß er hoch hervorragt.

Die katholischen Gegenden Deutschlands haben allein in ihren Feldfluren und auf ihren Anhöhen manche andere Zeugnisse ihres Glaubens bewahrt, der sich oft wunderbar feinfühlig mit einem alten, unbewußten Natursinn verbindet. Wer wissen will, wie tief das Naturgefühl in der deutschen Seele wurzelt, der sehe sich einmal die Lage der einfachsten Kapellen, Kreuzwege und Wallfahrtskirchlein an; kaum eines, das nicht den Blick über ein weites, fruchtbares Land, oder die von selbst zur Umschau anregende Lage auf einem Gebirgskamm, oder die Schauer einer Waldestiefe mit dem religiösen Empfinden zu vereinigen gesucht hätte. Außerdem hat jeder alte Bischofssitz und haben viele Klöster mit den religiösen auch künstlerische Anregungen ausgestrahlt.

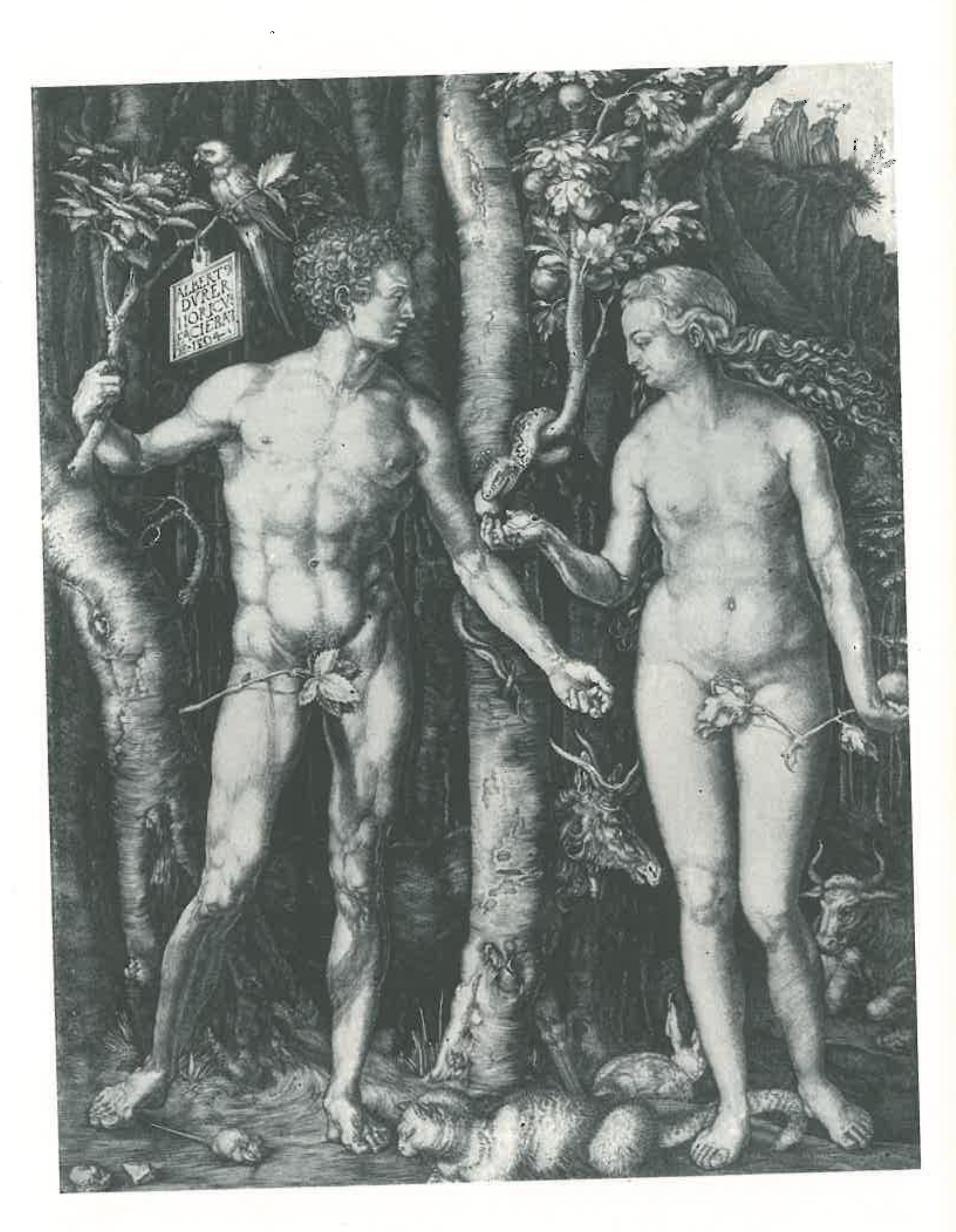
Die Geschichte jeder Stadt und jeder Landschaft lehrt die fortreißende Gewalt kennen, die in jedem kleinsten Äderchen dieses modernen Verkehrssystems wirksam ist. Sie gehören alle einem einzigen Strome an, und so sind sie auch überall dieselben und streben überall die Ausgleichung der in zwei Jahrtausenden angesammelten Verschiedenheiten an, die den wesentlichen Charakter der deutschen historischen Landschaft, die Mannigfaltigkeit, ausmachen. Später erst werden Spuren der politischen Mannigfaltigkeit verschwinden, die in der Zeit der staatlichen Zersplitterung den deutschen Boden mit zahllosen politischen Mittel- und militärischen Stützpunkten kleinsten Formats, mit Schlagbäumen und Grenzpfählen in allen Farben und mit allen jenen Abstufungen der staatlichen Leistungen und Attribute bedeckt haben, die wir z. B. noch sehr deutlich in dem Unterschied der Güte der Landstraßen von der Rheinpfalz durch Baden und Württemberg nach Altbayern wahrnehmen. Mit der Zersplitterung zusammen ging ein Überwuchern der politischen Züge in der historischen Landschaft, Zeugnisse der Vielregiererei und Bevormundung, die zum Glück großenteils der Vergangenheit angehören. Es bezeugt ein gesünderes Leben, daß die in der Lage und den Bodenverschiedenheiten liegenden Kulturunterschiede diese Merkmale künstlicher, willkürlicher Sonderungen immer mehr verdrängen, und daß damit die historische Landschaft immer treuer den organischen Zusammenhang des Volkes als eines Ganzen, wenn auch Mannigfaltigen, mit seinem Boden abspiegelt.




Das
deutsche
Schicksal



Albrecht Dürer / Bildnis der Mutter



Albrecht Dürer / Adam und Eva

Die Grundlagen der deutschen Geschichte

Heinrich von Treitschke



Die deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Westeuropas. Zweimal ward ihr ein Zeitalter der Jugend beschieden, zweimal der Kampf um die Grundlagen staatlicher Macht und freier Gesittung. Sie schuf sich vor einem Jahrtausend das stolzeste Königtum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von neuem beginnen, um erst in unseren Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker.

Sie hatte einst in überschwellendem Tatendrang die Kaiserkrone der Christenheit mit der ihren verbunden, ihr Leben ausgeschmückt mit allen Reizen ritterlicher Kunst und Bildung, Ungeheures gewagt und geopfert, um die Führerschaft des Abendlandes zu behaupten. In den weltumspannenden Kämpfen ihrer großen Kaiser ging die Macht der deutschen Monarchie zugrunde. Auf den Trümmern des alten Königtums erhebt sich sodann eine junge Welt territorialer Gewalten; geistliche und weltliche Fürsten, Reichsstädte, Grafen und Ritter, ein formloses Gewirr unfertiger Staatsgebilde, voll wunderbarer Lebenskraft. Mitten im Niedergange der kaiserlichen Herrlichkeit vollführen die Fürsten Niedersachsens, die Ritter des deutschen Ordens und die Bürger der Hansa mit Schwert und Pflug die größte Kolonisation, welche die Welt seit den Tagen der Römer gesehen: die Lande zwischen Elbe und Memel werden erobert und besiedelt, die skandinavischen und slawischen Völker auf Jahrhunderte hinaus deutschem Handel, deutscher Bildung unterworfen. Aber Fürsten und Adel, Bürgertum und Bauerschaften gehen jeder seines eigenen Weges; der Haß der Stände vereitelt alle Versuche, diese Überfülle schöpferischer Volkskräfte politisch zu ordnen, die zerfallende Staatseinheit in bündischen Formen wieder aufzurichten.

Dann hat Martin Luther nochmals begeisterte Männer aus allen Stämmen des zersplitterten Volkes zu großem Wirken vereinigt. Der Ernst des deutschen Gewissens führte die verweltlichte Kirche zurück zu der erhabenen Einfalt des evangelischen Christentums; deutschem Geiste entsprang der Gedanke der Befreiung des Staates von der Herrschaft der Kirche. Unser Volk erstieg zum zweiten Male einen Höhepunkt seiner Gesittung, begann schlicht und recht die verwegenste Revolution aller Zeiten. In anderen germanischen Ländern hat der Protestantismus überall die nationale Staatsgewalt gestärkt, die Vielherrschaft des Mittelalters aufgehoben. In seinem Geburtslande vollendete er nur die Auflösung des alten Gemeinwesens. Es ward entscheidend für alle Zukunft der

deutschen Monarchie, daß ein Fremdling unsere Krone trug während jener hoffnungsfrohen Tage, da die Nation frohlockend den Wittenberger Mönch begrüßte und, bis in ihre Tiefen aufgeregt, eine Neugestaltung des Reiches an Haupt und Gliedern erwartete. Die kaiserliche Macht, dermaleinst der Führer der Deutschen im Kampfe wider das Papsttum, versagte sich der kirchlichen wie der politischen Reform. Das Kaisertum der Habsburger ward römisch, führte die Völker des romanischen Südeuropas ins Feld wider die deutschen Ketzer und ist fortan bis zu seinem ruhmlosen Untergange der Feind alles deutschen Wesens geblieben.

Die evangelische Lehre sucht ihre Zuflucht bei den weltlichen Landesherren. Als Beschützer des deutschen Glaubens behaupten und bewähren die Territorialgewalten das Recht ihres Daseins. Doch die Nation vermag weder ihrem eigensten Werke, der Reformation, die Alleinherrschaft zu bereiten auf deutschem Boden, noch ihren Staat durch die weltlichen Gedanken der neuen Zeit zu verjüngen. Ihr Geist, von alters her zu überschwenglichem Idealismus geneigt, wird durch die tiefsinnige neue Theologie den Kämpfen des politischen Lebens ganz entfremdet; das leidsame Luthertum versteht nicht die Gunst der Stunde zu befreiender Tat zu benutzen. Schimpflich geschlagen im Schmalkaldischen Kriege beugt das waffengewaltige Deutschland zum ersten Male seinen Nacken unter das Joch der Fremden. Dann rettet die wüste Empörung Moritz' von Sachsen dem deutschen Protestantismus das Dasein und zerstört die hispanische Herrschaft, aber auch die letzten Bande monarchischer Ordnung, welche das Reich noch zusammengehalten; in schrankenloser Willkür schaltet fortan die Libertät der Reichsstände. Nach raschem Wechsel halber Erfolge und halber Niederlagen schließen die ermüdeten Parteien den vorzeitigen Religionsfrieden von Augsburg. Es folgen die häßlichsten Zeiten deutscher Geschichte. Das Reich scheidet freiwillig aus dem Kreise der großen Mächte, verzichtet auf jeden Anteil an der europäischen Politik. Unbeweglich und doch unversöhnt lebt die ungestalte Masse katholischer, lutherischer, kalvinischer Landschaften durch zwei Menschenalter träge träumend dahin, während dicht an unseren Grenzen die Heere des katholischen Weltreichs ihre Schlachten schlagen, die niederländischen Ketzer um die Freiheit des Glaubens und die Herrschaft der Meere kämpfen.

Da endlich bricht der letzte, der entscheidende Krieg des Zeitalters der Glaubenskämpfe über das Reich herein. Die Heimat des Protestantismus wird auch sein Schlachtfeld. Sämtliche Mächte Europas greifen ein in den Krieg, der Auswurf aller Völker haust auf deutscher Erde. In einer Zerstörung ohnegleichen geht das alte Deutschland zugrunde. Die einst nach der Weltherrschaft getrachtet, werden durch die unbarmherzige Gerechtigkeit der Geschichte dem Ausland unter die Füße geworfen. Rhein und Ems, Elbe und Weser, Oder und Weichsel, alle Zugänge zum Meere sind „fremder Nation Gefangene"; dazu am Oberrhein die Vorposten der französischen Übermacht, im Südosten die Herrschaft der Habsburger und der Jesuiten. Zwei Drittel der Nation hat der greuelvolle Krieg da-

hingerafft; das verwilderte Geschlecht, das noch in Schmutz und Armut ein gedrücktes Leben führt, zeigt nichts mehr von der alten Großheit des deutschen Charakters, nichts mehr von dem freimütig heiteren Heldentum der Väter. Der Reichtum einer uralten Gesittung, was nur das Dasein ziert und adelt, ist verschwunden und vergessen bis herab zu den Handwerksgeheimnissen der Zünfte. Das Volk, das einst von Kriemhilds Rache sang und sich das Herz erhob an den heldenhaften Klängen lutherischer Lieder, schmückt jetzt seine verarmte Sprache mit fremden Flittern, und wer noch tief zu denken vermag, schreibt französisch oder lateinisch. Das gesamte Leben der Nation liegt haltlos jedem Einfluß der überlegenen Kultur des Auslandes geöffnet. Auch die Erinnerung an die Hoheit wundervoller Jahrhunderte geht der Masse des Volks über dem Jammer der Schwedennot, über den kleinen Sorgen des armseligen Tages verloren; fremd und unheimlich ragen die Zeugen deutscher Bürgerherrlichkeit, die alten Dome in die verwandelte Welt. Erst anderthalb Jahrhunderte darauf hat die Nation durch mühsame gelehrte Forschung die Schätze ihrer alten Dichtung wieder aufgegraben, erstaunend, wie reich sie einst gewesen. Kein anderes Volk war jemals so gewaltsam sich selber und seinem Altertum entfremdet; sogar das heutige Frankreich ist nicht durch eine so tiefe Kluft getrennt von den Zeiten seines alten Königtums. —

Die grauenhafte Verwüstung schien den Untergang des deutschen Namens anzukündigen, und sie ward der Anfang eines neuen Lebens. In jenen Tagen des Elends um die Zeit des Westfälischen Friedens beginnt unsere neue Geschichte. Zwei Mächte sind es, an denen dies versinkende Volk sich wieder aufgerichtet hat, um seitdem in Staat und Wirtschaft, in Glauben, Kunst und Wissenschaft sein Leben immer reicher und voller zu gestalten: die Glaubensfreiheit und der preußische Staat.

Deutschland hatte durch die Leiden und Kämpfe der dreißig Jahre die Zukunft des Protestantismus für den gesamten Weltteil gesichert und zugleich den Charakter seiner eigenen Kultur unverrückbar festgestellt. Sein äußerster Süden ragte hinein in die katholische Welt der Romanen, seine Nordmarken berührten das harte Luthertum Skandinaviens, doch seine Kernlande blieben der Sammelplatz dreier Bekenntnisse. Die deutsche Nation war das einzige paritätische unter den großen Völkern und darum gezwungen, den blutig erkämpften kirchlichen Frieden in Staat und Gesellschaft, in Haus und Schule durch die Gewöhnung jedes neuen Tages zu befestigen. Vorzeiten, da die römische Kirche noch die allgemeine Kirche war und die Keime des Protestantismus in sich umschloß, hatte sie unser Volk für die Gesittung erzogen, seine Kunst und Wissenschaft reich befruchtet. Als sie diese Mächte der Freiheit ausstieß und gestützt auf die romanischen Völker sich umgestaltete zu einer geschlossenen kirchlichen Partei, da gelang ihr zwar durch die Herrscherkunst des Hauses Habsburg einen Teil des deutschen Reiches zurückzuerobern; dem Gemüte unseres Volkes blieb der jesuitische Glaube

immer fremd. Die reichen geistigen Kräfte der neu-römischen Kirche entfalteten sich prächtig in ihren romanischen Heimatlanden; in diesem feindlichen deutschen Boden, in diesem Volke geborener Ketzer wollten sie nicht Wurzel schlagen. Hier sang kein Tasso, kein Calderon, hier malte kein Rubens, kein Murillo. Fast niemand unter den faulen Bäuchen des deutschen Mönchtums wetteiferte mit dem Gelehrtenfleiße der ehrwürdigen Väter von St. Maur. Die Gesellschaft Jesu erzog unter den Deutschen viele fromme Priester und gewandte Staatsmänner, auch manche plumpe Eiferer, welche, wie Pater Busenbaum, mit ungeschlachter Germanenderbheit der Welt das Geheimnis verrieten, daß der Zweck die Mittel heilige; doch ihre gesamte Bildung war das Werk romanischer Köpfe, wie die sinnberauschenden Formen ihres Kultus. In Deutschland wirkte der neue Katholizismus nur hemmend und verwüstend; sein geistiges Vermögen verhielt sich zu der Gedankenwelt der deutschen Protestanten wie die unfruchtbare Scholastik unseres ersten Jesuiten Canisius zu der schlichten Weisheit der Werke Luthers. Rom wußte es wohl, Deutschland blieb die feste Burg der Ketzerei, trotz aller Massenbekehrungen der Gegenreformation. Das Mark unseres Geistes war protestantisch.

Die teuer erkaufte kirchliche Duldung bereitete die Stätte für eine maßvolle Freiheit, eine besonnene Verwegenheit des Denkens, die unter der Alleinherrschaft einer Kirche niemals gedeihen kann. Auf solchem Boden erwuchs, sobald das erschöpfte Volk wieder geniale Naturen zu ertragen vermochte, unsere neue Wissenschaft und Dichtung, die wirksamste Literatur der neuen Geschichte, protestantisch von Grund aus und doch weltlich frei und mild. Sie schenkte der verkümmerten Nation aufs neue eine mächtige Sprache, gab ihr die Ideale der Humanität und den Glauben an sich selbst zurück. Also sind unserem Volke selbst die Niederlagen der Reformation zuletzt zum Segen geworden. Gezwungen, alle die großen Gegensätze des europäischen Lebens in seinem eigenen Schoße zu beherbergen, ward Deutschland fähig, sie alle zu verstehen und mit der Kraft des Gedankens zu beherrschen. Seine Seele tönte von jedem Atemzuge der Menschheit. Seine klassische Literatur ward vielseitiger, kühner, menschlich freier als die früher gereifte Bildung der Nachbarvölker. Hundertfünfzig Jahre nach dem Untergange der alten deutschen Kultur durfte Hölderlin das neue Deutschland also anreden:

> O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
> Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
> Und allverkannt, wenn schon aus deiner
> Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Zugleich erwachte wieder die staatenbildende Kraft der Nation. Aus dem Durcheinander verrotteter Reichsformen und unfertiger Territorien hob sich der junge preußische Staat empor. Von ihm ging fortan das politische Leben Deutsch-

lands aus. Wie einst fast um ein Jahrtausend zuvor die Krone von Wessex alle Königreiche der Angelsachsen zum Staate von England vereinigte, wie das Königtum der Franzosen von der Isle de France aus, das ganze Mittelalter hindurch, die Teilstaaten der Barone und Kommunen eroberte und bändigte, so hat die Monarchie der brandenburgisch-preußischen Marken der zerrissenen deutschen Nation wieder ein Vaterland geschaffen. Das harte Ringen um die Anfänge der Staatseinheit gelingt gemeinhin nur der derben bildsamen Lebenskraft jugendlicher Völker; hier aber vollzog es sich im hellen Mittagslichte der neuen Zeit, gegen den Widerstand des gesamten Weltteils, im Kampfe mit den legitimen Gewalten des heiligen Reichs und den unzähligen, durch eine alte Geschichte verhärteten Gegensätzen des vielgestaltigen deutschen Lebens. Es war die schwerste Einheitsbewegung, die Europa erlebte, und nur der letzte, volle, durchschlagende Erfolg hat endlich die widerwillige Welt gezwungen, an das so oft aussichtslos gescholtene Werk zu glauben.

Die Germanen

Gustav Freytag



chon in der Urzeit, als die Germanen sich in den Hochebenen Asiens von ihren Brüdern, den Indern und Persern, den Griechen und Italikern, schieden, waren sie, wie der gemeinsame Sprachschatz der urverwandten Völker ausweist, Ackerbauer, welche die Schar auf ihren Wagen nach dem Westen führten; Herdenbesitzer mit Rossen, Rindern, Schafen und Schweinen, ja mit dem kleinen Geflügel unserer Höfe; Hausväter, welche in rechter, geweihter Ehe mit einer Frau den Haushalt, Knechte und Mägde regierten, welche Häuser bauten, welche ihr Acker- und Weideland nach gesetzlicher Form verteilten. Sie brachten eine rechtliche Ordnung ihres Lebens mit und hatten die Welt, die sie umgab, in welche sie ehrfürchtig und begehrlich blickten, durch einen Glauben und eine Weisheit gedeutet, welche Ausdruck eines reichen und tiefen Gemüts war. Ihre Götterwelt war schon damals gestaltenreich; das Größte, was aus der Natur in ihre Seele drang, und das heimliche Kleinleben der Natur war personifiziert, sie nahten den Überirdischen durch Opfer und Göttertrank, sie ehrten und fürchteten schon damals zwei Kreise göttlicher Wesen, welche einander bekämpften. Die Wolken am Himmel waren die Herde des Fruchtbarkeit spendenden Gottes, der vernich-

tende Bergstrom war die Schlange, welche feindselig gegen ihr Ackerland niederschoß, Himmel und Erde wurden verehrt als der liebe Vater und die große Mutter. Sie verstanden auch schädliche Einwirkung überirdischer Gewalten durch Beschwörung zu bannen; sie spuckten das Schädliche ab oder wiesen ihm die Zunge; sie hatten heilkräftige Sprüche gegen Krankheit, gegen den bohrenden Wurm im Finger und Zahn und gegen zerbrochene Glieder, Sprüche, deren Worte noch jetzt ebenso in unserem Volke klingen, wie sie in den Veda der Inder verzeichnet sind; es soll gefügt sein Glied zu Glied, Bein zu Bein und Blut zu Blut. Und wenn das germanische Mädchen wissen wollte, ob ein stiller Herzenswunsch Erfüllung finden werde, so faltete es ein Blatt des wilden Mohnes oder der Hagerose zusammen und zerklatschte es an den Muskeln des Armes.

Vieles in Glauben, Sage, Recht, Sitte haben die Germanen aus jener Urzeit treu bewahrt. Zu den altertümlichsten und ehrwürdigsten Bräuchen ihres Glaubens gehörte die Götterweihe, wodurch sie die Grenzen der Gemeinde und des Volkes zu schützen suchten. In festlichem Zuge geleiteten sie an hochheiligen Tagen den Wagen, das Schiff, die Zeichen ihrer Gottheit um die Marken; bis über das Mittelalter dauerte der Brauch bestätigender Umzüge. Mehr als jedes andere Volk hat der Deutsche sich Haus und Hof, Flur und Wald mit dem vertrauten oder beschwerlichen Volk kleiner Geister belebt, die geschäftig um ihn walten und zu ihm in einem Verhältnis stehen, in welchem sehr früh sein derber Humor und poetischer Sinn sichtbar werden. Sein gesamtes Dorfleben ist gemütvoll hergerichtet. Auch die Römer rühmen die Wärme und Stärke der Hausgefühle an den Deutschen, nicht nur der Menschen untereinander, auch ihre Freude an den Hoftieren. Sogar Ariovist wirft dem Cäsar entgegen, nur Hoffnung auf hohes Glück und hoher Preis habe ihn vermocht, sein Haus und seine Lieben zu verlassen; auch Armin mahnt seinen Bruder Flavus über den Bach an Mutter, Haus und Heimat.

Ja noch mehr. Wir haben sichere — zu wenig beachtete — Zeugnisse dafür, daß die Germanen ihr Eigentumsrecht am heimischen Grund und Boden mit einer merkwürdigen Zähigkeit festhielten. Sogar die Auswanderer verzichteten nicht auf ihr Anrecht an die Dorfflur ihrer Heimat, und ihre Rechte scheinen für so heilig gegolten zu haben, daß sie durch keine Zeit und Verjährung genommen wurden. Und zwar offenbart sich dies großartige Rechts- und Heimatsgefühl gerade in der wilden Zeit, in welcher, wie man wohl annimmt, die Völker im Wandertaumel den alten Bauernfleiß verloren hatten.

Solch eisenfestes Halten des heimischen Landbesitzes und so hohe Auffassung der Bodenrechte sind nur bei einer Nation möglich, deren Leben auf einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen Produktion von Feldfrüchten und auf einem Herdenbesitze beruht, der im Wirtschaftshofe zusammengehalten wird, und nur bei einer Nation, welcher viele Jahrhunderte einer festen Gemeindeordnung diese sittlichen Vorstellungen tief in die Seele geprägt haben.

Auch erkennen wir deutlich aus den Römerberichten, wie der deutsche Landwirt damals lebte, im Norden in Einzelhöfen, meist aber in geschlossenen Dörfern. Wahrscheinlich hatte, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee schon die ersten einfachen Dämme gegen die schwellende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Flut über dem Wasser erhielten, schon weideten seine Heideschafe im Sommer in dem Grün des neuangeschwemmten Bodens. Im Binnenland aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er schon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Herden von Borstvieh lagen im Schatten der Laubwälder, und die geräucherte Ware aus Deutschland war unter Diocletian ein namhafter Handelsartikel, die westfälischen Schinken wurden den Marsen und Menapiern abgekauft und bis nach Griechenland und Kleinasien verfahren. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, langlodige Schafe an den trocknen Berglehnen. Mit dem Flaum der großen Gänseherden wurden weiche Pfühle gestopft. Der fremde Händler, welcher Luxuswaren und gute Geldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmanns fuhr, tauschte von ihm die hochgeschätzten Gänsefedern, Schinken und Würste aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, sogar Toilettengegenstände: blondes Haar der Sklaven und feine Pomade zum Haarfärben. Schon kaufte er deutsche Möhren auf, welche sein Kaiser Tiberius als Delikatesse empfohlen hatte, er sah mit Erstaunen in dem Garten seines deutschen Gastfreundes riesenhafte Rettiche und erzählte seinen Landsleuten, daß ihm ein Deutscher wilde Honigwaben von acht Fuß Länge gewiesen habe.

Auch das Handwerk rührte sich in den Häusern, geradeso kunstvoll wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann, am angesehensten war die männliche Tätigkeit der Schmiede. Eisen war teuer, aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen; die Schneide der Schwerter und Messer wußte man zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldschmied faßte die Hörner des Urs mit edlem Metall zu Trinkgefäßen, er fertigte Halsketten und Armringe, zuweilen mit sinnigen Arabesken von Schlangenwerk, und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster eingeführter Münzen und römischer Legionsorden. Die Bewohner des Seestrandes bauten ihre Wogengänger, die Schiffe, höchst praktisch für den starken Wasserschwall der Nordmeere, mit zierlicher Schnitzarbeit versahen sie die gekrümmten Steven und zogen buntgefärbte Segel an den Mast. Auf dem Webstuhl, dem uralten Besitz der Indogermanen, webten die Frauen in unterirdischem Raume, dem Tung, der gegen die Kälte mit Dünger belegt wurde, leinene und wollene Stoffe, sie färbten mit Färberröte und blauem Waid, sie verfertigten wasserdichten Flaus und feine Fransen und Borten und stickten mit der Nadel. Die nationale Tracht der Deutschen war — außer dem Pelzrock — der Reno, ein regendichtes wollenes Wams bis zum Nabel, den Ärmern nächst dem Schurz um die Lenden und dem ledernen Bundschuh zuweilen

das einzige Kleidungsstück; wer etwas auf sich hielt, trug darunter ein enges leinenes Unterkleid. Auch die Pelzröcke wurden, wenigstens im Binnenland, wo man wertvolle römische Stoffe nicht leicht erhalten konnte, sorglich gefertigt und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter saß auf seiner oder des Blutgenossen Hufe oder schuf im Haushalt des Häuptlings. Auch der Nachbar Schmied war ein Landwirt wie jeder andere. Die Germanen wußten eben zu machen, was sie brauchten. Daß sie ihren Bedarf geschickt verfertigten mit allen nötigen Werkzeugen, ist selbstverständlich, denn wir wissen, daß viele dieser Werkzeuge zu den frühesten Erfindungen des Menschengeschlechts gehören und schon in den Zeiten, welche vor aller Geschichte liegen, und lange bevor man Metalle verarbeitete, mit erstaunlichem Scharfsinn erdacht worden sind.

Bedeutsam aber für die Schicksale der Germanen war die Weise, in welcher der einzelne auf dem Boden saß. Nur als freier Grundbesitzer, als Mitglied einer Gemeinde galt er im Volke, und eisenfest war sein Besitz in das Gemeindeeigen gefügt. Eigentümerin der Dorfflur ist die Gemeinde. Nur Haus, Hof, den umzäunten Garten und die Herden besitzt jeder Grundbesitzer als freies Eigen. Zunächst an den Wohnungen liegen Äcker und Wiesen, in Lose oder Hufe geteilt, welche von den einzelnen Besitzern zu eigenem Vorteil bewirtschaftet werden. In weiterem Kreise darum der Wald, die Weide, das Ried, der Teich, sie werden von der Gemeinde verwaltet, dem Mitglied der Genossenschaft steht nur im Verband mit den andern das Nutzungsrecht daran zu, denn er darf sein Weiderecht nur ausüben, wenn er Rosse, Rinder, Schafe, Borstenvieh und Federvieh in der Gemeindeherde darauf sendet. Auch im Bau der Äcker und Benutzung der Wiesen ist er durch die Gemeinde beschränkt, auch dieser Teil der Dorfflur wird in bestimmter Zeit des Jahres von den Herden der Gemeinde beweidet, die Zeit des Fruchtbaues und Heugewinnes ist ihm durch Gemeindebeschluß bestimmt, sogar die Früchte, welche er auf dem Acker bauen darf, sind ihm vorgeschrieben. Aber wie Haus, Hof und Herde nach Volksrecht auf seine Erben übergehen, so auch der ganze ideale Eigentumsanteil, den er an dem Gemeindeeigen besitzt.

Die Gemeinde aber als oberste Eigentümerin der Flur umschloß die gesamte irdische Existenz des Familienvaters; im Verbande mit Markgenossen zog er sein Vieh, baute er sein Feld, kämpfte er für die Rechte seiner Mark, als Hufenbesitzer half er an der Dingstätte das Recht finden, wählte er den Häuptling, beriet er in der Volksversammlung, zog er zur Heerschau, hob er vor dem Kriegszuge den gewählten Feldherrn auf seinen Schild. Sein Tagesleben gab ihm unaufhörlich Veranlassung, sich als Gleichberechtigten unter den Genossen zu fühlen. Eifersüchtig wachte er darüber, daß die Äcker gleichgemessen waren, daß ihm die Nahrung seiner Tiere nicht durch übermäßige Zucht in den Höfen seiner Nachbarn beschränkt wurde. Dies demokratische Gefühl der Gleichberechtigung mit allen andern wurde ein vorherrschender Zug im Leben der Deutschen. Auch sein Häupt-

ling sollte in der Dorfflur nicht anders angesiedelt sein als ein anderer Dorfgenosse, seine Hufe wurde ihm aufgeteilt wie den andern, seine Herde sollte mit dem Gemeindevieh weiden. Als Cäsar sich bei einem Suevenhäuptling nach der auffälligen Ackerteilung durch gleiche Lose erkundigte, erhielt er die Antwort, diese Gleichheit sei notwendig, damit der gemeine Mann nicht unzufrieden werde. Auf dieselbe demokratische Gleichheit der Rechte hielt der deutsche Landbauer auch in der Volksversammlung, vor Gericht und im Heer. Den Rechtsspruch gegen ihn durften nur gleichberechtigte Hufenbesitzer finden, sogar den Schuldigen durfte niemand binden und schlagen als der Priester im Namen der Gottheit.

Wenn später in den Zünften der deutschen Städte genau begrenzt wurde, wie viele Gesellen und Lehrlinge jeder Meister haben dürfe, damit er nicht seine Genossen durch übergroße Rührigkeit schädige, so ist auch diese auffällige Beschränkung aus derselben angestammten Anschauung von dem gleichen Recht der Gesellschaftsgenossen hervorgegangen. Es ist eine große Wandlung, und es sind ungeheure Schicksale nötig gewesen, um diesen alten Hufenstolz der Germanen so weit umzuformen, daß sie durch Jahrhunderte die untertänigste aller Nationen wurden.

Bei solcher Flurverfassung aber war ein Lebensinteresse der Gemeinde, daß die Zahl der nahrungsbedürftigen Menschen nicht vermehrt wurde. Der wertvollste Besitz eines Hofes war das Vieh; es war also gemeiner Vorteil, Waldweide, Bergweide und Ackerweide der Gemeindeherde zu erhalten und diese Herde nicht so weit zu vergrößern, daß die Nahrung spärlich wurde. Wuchs nun die Menschenzahl in der Gemeinde, im Gau, im Volke, so erhob sich sofort laut und leidenschaftlich die Forderung nach neuem Acker- und Weidegrund. Vermehrung des Getreidebaues und des Viehbestandes durch höhere Bodenkultur war bei dem Flur- und Weidezwang gänzlich ausgeschlossen, es blieb nichts übrig als Erweiterung der Grenzen gegen schwächere Nachbarvölker. Daher die unablässigen innern Kriege, in denen der Überschuß der Volkskraft aufgerieben oder der unterliegende Teil durch Landentziehung zur Dürftigkeit herabgedrückt wird. War die Erweiterung der Grenzen unmöglich, so mußte ein Teil des Volkes ausziehen und neue Fluren suchen, und diese Auswandererzüge mußten mit einer periodischen Regelmäßigkeit, außerdem nach Hungerjahren, nach unglücklichen Kriegen stattfinden. Der letzte Grund war immer ein ernstes soziales Leiden, das dem kräftigen Volk unerträglich schien. Dasselbe Leiden aber hat bestanden, solange sich im Mittelalter freie Bauern in dem System des Flurzwanges und der Gemeindeeigen erhielten. Es ist im letzten Grunde dieser Flurzwang, welcher die Völkerwanderung veranlaßte, der kurze Zeit darauf unter Karolingern-, Sachsen- und Frankenkaisern die Kolonisation in den Osten der Elbe trug, der die Städte füllte, der große Völkermassen in die Kreuzzüge trieb, der unmittelbar darauf die deutsche Pflugschar bis über die Weichsel, ja weit hinein nach Ungarn führte. Die große Kolonistenbewegung der Germanen wird erst gehemmt, seit

der deutsche Bauer zur Hörigkeit herabgedrückt und ihm die Auswanderung durch einen gestrengen Herrn gewehrt wird. —

Jedem jungen Volke ist Krieg die männlichste Arbeit, die Erinnerung daran ist ihm begeisternde Poesie. Kein Volk hat je die Poesie des Kampfes mit so leidenschaftlicher Hingabe empfunden als die Germanen. Ihr höchster Gott war der Seelenführer, der die gefallenen Helden in seinem Himmel sammelte; was der Vater den Söhnen erzählte, was der Sänger sang, waren die Großtaten der Vorfahren. Nur wer sich im Kampf bewährt hatte, konnte auf Geltung in dem Volke hoffen. Dazu kamen seit den ersten Römerkriegen noch andere reizvolle Bilder der geschäftigen Phantasie. Der Kampf gab schöne Waffen, Beute, Herden und dienende Arbeiter, in ihm vermochte jeder den Wohlstand zu erwerben, der bei friedlichem Hufenbau in der Gemeinde unmöglich war. Am reichlichsten freilich, wenn der Mann auf eigene Hand auszog oder sich mit wenig Genossen zu gemeinsamer Fahrt verschwor, denn im Volkskrieg wurde der Gewinn dem einzelnen zugeteilt. Wie alles, was der Germane aus sich heraus bildete, eine einseitige Größe und Strenge zeigt, so auch die rücksichtslose Hingabe an die wilde Poesie des Kampfes. Ihn trieb der Schlachtengott wie Sturm und Flammen gegen die Feinde; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen war des Kriegers Ehre. Auch die Schlacht wurde betrachtet als ein vereinter Kampf vieler einzelnen gegen einzelne, die Kraft des Starken im Kampfgewühl wurde vor allem gefeiert; wer viele Feinde erlegt hatte, war der größte Held. Auch hier war, wie im Volke, der Zusammenhang der Massen schwach, die Kampftüchtigkeit der Führer erschien bewundernswerter als ihre Kunst zu leiten; auch hier war der Gehorsam gering, der eigenwillige Stolz des einzelnen nicht zu bändigen.

Doch merkwürdig, diesem verhängnisvollen Freiheitsgefühl des Germanen stand gegenüber eine Geneigtheit, sich rücksichtslos anderen hinzugeben, die ebenfalls in sehr eigentümlicher Weise hervorbrach. Es war eine Hingabe an Personen, entweder einseitig oder mit gegenseitiger Verpflichtung. Germanisch war bei diesem Verhältnis, daß es freiwillig sein mußte, daß es durch einen Akt feierlicher Verpflichtung geschlossen wurde, daß diese Hingabe nicht an die Familie, den Gau, das Volk stattfand, sondern an einzelne Menschen oder an einen Gott, und daß solche freiwillig übernommene Pflicht für die höchste irdische galt. Die Selbstentäußerung, welche sie forderte, die Treue, welche dabei geübt wurde, war Stolz und Ehre des Sterblichen. Er schließt diese Verbindung für das Leben, auf Zeit, für ein bestimmtes Geschäft; durch Schwur und symbolische Handlung, durch Anlegen des Ringes oder Bandes oder durch geweihten gemeinsamen Trunk wird sie gefestigt. Selbstwillig bei jeder Gelegenheit, überwand der Germane den Egoismus in dieser Form. Der Gatte gelobte sich dem Gatten, der Gespiele schloß mit dem Gespielen einen Bruderbund. So band sich auch der Kriegsmann dem Kriegsgott; dann trug der Katte den eisernen Ring als sicht-

bares Zeichen seiner Hingabe und bildete mit den gleich ihm gefesselten Genossen im Kampf die erste Schlachtreihe, die der Geweihten. Diese grimmigen Dienstmannen des Gottes waren auch im Frieden auffallende Gesellen. Sie sorgten nicht um Weib und Gut, als „Hagestalde" trieben sie ihr ganzes Leben umher und saßen an fremdem Herde, verschwenderisch mit dem Gut anderer, gleichgültig gegen Erwerb, als harte Kampfgenossen geehrt von den Männern, höchlich bewundert von der Jugend. — Ja, das ganze Heer band sich vor der Schlacht noch einmal durch Gelübde zu gemeinsamer Arbeit und Hilfe. Ebenso band sich der Söldner in fremdem Dienst an seinen Kriegsherrn. Wenn die Germanen in die Leibwache römischer Kaiser traten, so faßten sie dieses Verhältnis in heimischer Weise als eine Hingabe ihrer Kraft und ihres Lebens an den neuen Gebieter; wenig kümmerte sie Politik und Recht des fremden Staates, und wenig durfte sie kümmern, ob ihr Herr zum Segen war für andere oder zum Fluch, sie waren verpflichtet, im Kampf für ihn zu sterben, und wenn er durch Hinterlist fiel, seinen Tod durch Blut zu rächen.

Die Pflichten, welche dies freiwillige Gelöbnis auflegt, stehen dem einzelnen höher als die Pflicht gegen den gemeinen Vorteil des Volkes und Landes. Dieser Zug, die höchste Pflicht persönlich, gemütvoll, wählerisch zu bestimmen, jede Unterordnung zu einer freiwilligen zu machen, ist bedeutsam geworden für das gesamte Mittelalter. Wenn uns auffällt, wie schnell der Zusammenhang eines Volkes gestört wird, wie leicht Aufstände ehrgeiziger Häuptlinge, Fürstensöhne, Bannerherren gegen den König möglich werden, so ist der Grund in dem Treueverhältnis zwischen Herrn und Diener zu suchen. An einem Aufstand teilzunehmen, war dem Dienstmann nicht frevelhafte Pflichtverletzung, sondern es war ein Zwang, den eine hohe Pflicht auferlegte.

Dieselbe Anschauung war es, welche den entsagenden Mönch an seinen Gefolgeherrn Christus fesselte, dieselbe Anschauung bindet noch heute den Adel an die Person des Monarchen, den deutschen Priester an die römische Kirche. Wer sich gegen seine Familie und gegen sein Volk erhob, beging auch nach den sittlichen Empfindungen der Vorzeit ein Unrecht, wer aber seinen Treuschwur brach, wie der Mann gegen seinen Herrn, oder die Pflichten, welche aus dem Treuschwur des andern hervorgingen, wie der Herr gegen seinen Mann, der handelte niederträchtig. „Wenn die Not des Herrn dem Manne den Mord seines eigenen Verwandten befiehlt, so muß er auch diesen Mord vollbringen", lehrt ein christlicher Priester, der Gote Jordanes, um zu beweisen, daß die Ostgoten, welche durch Treuschwur an Attila gebunden waren, den Kampf gegen die blutsverwandten Westgoten nicht weigern durften.

Furchtbar ist die Größe und nicht weniger furchtbar die Beschränktheit in der Auffassung sittlicher Pflichten, welche in solcher Hingabe lagen. Sie bildete das Gegengewicht zu dem hochfahrenden Mannestrotz des Deutschen; schrankenlos,

wie die Freiheit des einzelnen gefaßt wurde, war auch die Entäußerung seiner Freiheit.

Unter den Verbindungen, welche durch Treuschwur und freiwillige Hingabe geweiht waren, tritt in ältester Zeit das Gefolgewesen bedeutsam hervor. — Der Häuptling war umgeben von einer männlichen Hausgenossenschaft, welche nicht nur aus seinen Söhnen und Seitenverwandten, den Magen, bestand, auch aus Jünglingen und Männern des Volkes, die ihr Schicksal freiwillig an das seine geschlossen hatten. Sogar der Jüngling aus Götteradel, der Fürstensohn, trat in Gefolgeschaft und Haushalt eines bewährten Häuptlings, bei diesem seine Lehrzeit für Kampf und Rat durchzumachen. Die Mehrzahl der Mannen aber waren solche, denen das eigene Heim und die Arbeit des Feldes nicht lockend war. Poesie und Gemüt der Deutschen wetteiferten, dies Verhältnis mit schönen Farben zu schmücken, aber seine Grundlage war gegenseitiger Nutzen. Der Hausherr übernahm die Sorge für den Lebensunterhalt und die Ausrüstung seines Gefolges, er hieß der Wirt, er war nicht nur Spender von Speise und Trank, ihm ziemte auch, freigebig für treuen Dienst zu sein mit Waffen, Armringen, Rossen. Den erprobten Mann hatte er wohl auch mit Land auszustatten und ihm ein Weib zu vermählen aus seiner Sippe oder der Nachbarschaft. Die Genossen seiner „Metbank" geleiteten ihn dafür zur Versammlung, auf Reisen, im Kriege. Im Hause halfen sie bei männlichem Dienst, richteten die Rosse ab, jagten und zerlegten das Wild und lungerten auf der Diele. In ansehnlicherm Haushalt versahen sie Ehrenämter, des Boten, welcher Nachrichten trug und anmeldete, des Redners, der wohlgefügter Worte mächtig war, des Sängers und des Truchsessen. Im Kriege hatten sie die Waffenämter, ein vertrauter Mann stand in der Schlacht an der Achsel des Herrn, einer reichte den bemalten Schild. Der größere Häuptling führte außerdem einen Speer mit farbigem Bande, und es war ein starker Mann, der ihm diese Kriegsfahne trug. Wollte der Mann eines Häuptlings in eigenem Geschäft zur Fremde, so mußte er die Erlaubnis seines Wirtes werben; gewann er in der Fremde Ehre und Gut, so hatte der Wirt teil am Ruhm und am Gewinn, denn es war schicklich, daß ihm der Mann von seinem Erwerbe abgab.

In der großen Halle des Herrenhauses sammelten sich die Bankgenossen um den Herd, sie saßen zum Mahle in Reihen auf erhöhtem Sitz, in der Mitte auf dem Herrenstuhl der Wirt. Bei mehreren deutschen Stämmen — nicht bei allen teilte die Hausfrau den Herrensitz, sie und die Töchter schenkten das Bier und den Met in Krüge aus Eichenholz, welche vor dem Mahle reihenweis an der Wand gehangen hatten. Am Herde war der große Braukessel befestigt, das geweihte Gerät des Hauses, über dem die Hausgenossen ihre Gelübde taten. Jedem einzelnen war wichtig, wo er saß; dem Fremden, der gastlich aufgenommen wurde, den rechten Platz zu geben, war eine ernste Sache, denn tief kränkte Zurücksetzung. Beim Mahle öffnete sich zwanglos das Gemüt in Scherz und

kluger Rede. Mit feingestellten Worten und Anspielungen zu necken und sich zu verteidigen, mußte der tüchtige Mann verstehen. Dazwischen unterhielten Erzählungen der Alten von eigenen Taten und den Schicksalen der Ahnen, der Sänger griff in die Saiten und sang sein Lied von dem Stammeshelden, der den menschenfressenden Nichus im Ringkampfe tötete oder den schätzehütenden Drachen erschlug, den verhängnisvollen Schatz erhob und dafür dem Fluche verfiel, umherzuirren, in der Fremde zu dienen und zu fallen als ein Opfer dunkler Mächte. Lange dauerte das Gelage, die Germanen konnten kein Ende finden, geräuschvoll wurde der Verkehr unter den Zechenden, leicht griff die Hand des Verletzten zur Waffe, und die Zucht des Hauses erwies sich oft zu schwach, plötzliche Wut oder langverhaltenen Groll zu zügeln. War das Mahl spät beendet, dann begab sich der Wirt in den Frauenraum, entweder ein gesondertes Gebäude oder eine Seitenkammer des Hauses. Dann lagerte ein Teil der Herdgenossen in der Halle, die Bänke wurden zurückgeschoben und Polster auf den Boden gelegt, darüber Tierfelle und Decken. War die Zeit sorglich, dann stützten sie den Heerschild an die Bank zu ihren Häuptern, legten Helm, Brünne, Speer darauf, denn zu jeder Stunde zum Streite fertig zu sein, ziemte nützlichem Manne.

Nahten aber dem Herrenhause bewaffnete Fremde, dann wurden sie von dem Mann, der an der Mark die Wache hielt, angerufen und nach dem geheimen Schutzwort, der Losung, gefragt. Bekannten sich die Kommenden als Fremde und erklärten sie freundliche Absicht, so geleitete sie der Wächter bis an den Hof; dort saßen die Fremden auf der Bank vor dem Hause nieder, stellten die Speere zusammen, lehnten die Schilde an die Wand und harrten der Einladung. Ein anderer Mann des Häuptlings, der Bote, kam aus dem Hause, fragte nach Namen und Begehr und meldete an. Die Fremden traten unter dem Helm auf die Schwelle. Hier sprach der Fremde dem Wirt den Heilgruß aus, der Hauswirt, dem persönliche Begrüßung Pflicht war, antwortete und lud zum Sitzen; war Speise und Trank gereicht, so war das Gastrecht gewährt. Wenn der Fremde ein bedeutender Mann war, so wurde ihm zu Ehren das Haus festlich geschmückt und farbige Gewebe an die Wände der Halle gehängt. Das Fest wurde gefeiert durch Wettlauf der Rosse, durch Wettkampf der Männer in Sprung, Gerwurf, Steinwurf und Steinstoßen, den alten Turnspielen der Indogermanen, und durch Waffentanz und Gesang.

Dies Leben der Mannen im Banne des spendenden Hauses ging fort, bis die hohe Schicksalsfrau den Wirt grüßte; durch seinen Tod wurde den trauernden Mannen der Metsitz entrissen, ihr Leben freudelos. Fiel er in der Schlacht, so suchten sie ihm nachzueilen auf dem Todespfade. Die Überlebenden aber schufen ihm festliche Bestattung. Auf hohem Holzstoß wurde der Leichnam verbrannt mit seinem kriegerischen Rüstzeug, mit Leibroß, Hunden und Falken; oder um den Toten, der auf seinem Rosse saß, wurde der hohe Leichenhügel aufgeschüttet, und die Edlen umritten mit Klagegesang die Trauerstätte. War aber der Ver-

storbene Häuptling eines seefahrenden Volkes, dann wurde der freudelose Leichnam in die Höhlung des Schiffes zum Maste gelegt, um ihn Schätze, Kriegswaffen und Kampfgewand, an den Mast über seinem Haupt wurde sein Banner geschlagen, das Strandseil gelöst und der Tote mit günstigem Fahrwind in die hohe See gesandt, damit die Götter ihn empfingen. —

Dieselbe hohe Auffassung der Pflicht, welche freiwillig auf das Leben genommen wird, hat den Germanen auch die Ehe geweiht. Kein anderes Volk hat aus innerem Herzensbedürfnis das älteste Verhältnis, welches zwei Menschen aneinanderschließt, so edel gefaßt. Das Verlöbnis war ein Vertrag, durch welchen Mann und Weib sich zu einem Haushalt und Gründung einer Familie für das ganze Leben verbanden, um einander lieb zu sein über alles auf Erden, Wunsch, Willen und Besitztum gemeinschaftlich zu haben. Selbst mit dem Tode hörte die Pflicht der überlebenden Gattin nicht auf. Bei einigen Germanenvölkern war es der Frau nur einmal gestattet, in den Ring der Zeugen zu treten, vor welchem sie das Gelöbnis ablegte; und es sind Spuren erhalten von noch älterer strenger Volkssitte, nach welcher die Frau den Gatten sowenig überleben durfte wie der Gefolgemann seinen Wirt, wenn dieser in der Schlacht fiel. Das Weib des Germanen war nicht nur die Halsgebettete, welche auf gemeinsamem Lager den Hals des Gatten umschlang, und nicht nur Herrin des Hauses und Erzieherin der Kinder, wie bei den Römern, sie war auch seine Vertraute und Genossin bei der männlichsten Arbeit. — Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichneten, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen. Aber die Frau folgte dem Manne nicht nur in die Volksschlacht, sie war auch zuweilen Friedestifterin zwischen entzweiten Völkern, dann zog sie von dem Sänger begleitet zu den Feinden und warb Versöhnung. Denn in dem hochsinnigen Weibe lebte etwas Geheimes, dem sich die Männer scheu unterordneten, ihr waren die Götter hold, die Weisheit der Runen, die geheime Kunde der Zukunft wurde am liebsten ihr offenbart.

Es war ein Volk von ungebändigter Lebenskraft. Übermütig wie Knaben fahren sie auf ihren Holzschilden die Schneeberge der Alpen herab, vor den Augen des Feindes jauchzen und hüpfen sie im warmen Bade, es freut sie, wenn ihre Fürsten über sechs Rosse wegspringen, und die größte Kriegsehre ist, mit der Faust die Stärksten erlegt zu haben. Wenn sie sich einen König küren, so suchen sie am liebsten den stattlichen Gesellen, der dem Volke zum Schmuck ist durch seine Abkunft von den Göttern und durch riesige Kriegergestalt, im übrigen wollen sie ihm auch nicht mehr einräumen an Herrschaft, Hufen und Beute als einen Kriegeranteil. Aber dieselben Männer erweisen auf ihrem Ackergrund einen ernsten, tiefsinnigen Geist, der bei Großem und Kleinem unablässig grübelt und forscht, was es bedeutet; und dieselben Männer erproben bei großem Stolz auf die heimische Art eine höchst unbefangene Würdigung fremder Bildung.

Wo die Germanen ihr eigenes Leben gestalten, steht schrankenloser Freiheitstrieb neben schrankenloser Hingabe, ein höchst demokratischer Stolz neben der äußersten Gebundenheit in der Gemeinde, eine geringe Festigkeit des Staatszusammenhangs neben der größten Festigkeit im persönlichen Zusammenhang der Stammgenossen, die großartigste Opferung für sittliche Ideen neben zu geringem Interesse an dem Vorteil der Allgemeinheit, trotzige Selbstwilligkeit in Übernahme von Pflichten und höchste Selbstentäußerung in Erfüllung der Pflicht, schwache Ausbildung aller Strafgesetze, aber ein ungemeines Gefühl für Billigkeit, Stolz gegen Größere und tiefe Verehrung vor altem Geschlechtsadel. Es war ein Volk, dem die Einzelleben stark und großartig entwickelt waren, aber ein Volk, welches kaum die einfachsten Formen des Staates ertrug. Das war die heimische Begabung des neuen Herrenvolkes der Erde, danach sollte ihm Glück und Unglück gemessen werden, beides mit ungewöhnlichem Maße.

Durch die Römer kam uns die erste Kunde von unsern Vorfahren, im Kampfe gegen sie offenbarte sich zuerst das deutsche Volkstum.

Die Völkerwanderung

Die Geschichte der Völkerwanderung ist die Geschichte der Besiedelung Europas durch die Germanen. Denn auch nach dem Norden ging ihr Zug, nach Skandinavien und Britannien, aber am stärksten gegen die Römergrenze nach Süden und Westen. In Wahrheit ist diese Besiedelung für uns seit den Cimbrerkriegen erkennbar, denn jedes der folgenden Jahrhunderte verschiebt einzelnen Völkergruppen die alten Sitze. Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dehnen die südlichen Suevenstämme, Hermunduren, Markomannen, Quaden, den Schwerpunkt ihrer Macht langsam gegen die Donau, während am Rhein die Westdeutschen gegen römische Heere ringen. Im zweiten Jahrhundert beginnt das obere Odertal seine Völker auszustrecken, der Vandalenbund tritt in den Kampf der Donausueven gegen Mark Aurel. Im dritten Jahrhundert ergreift die Bewegung nach und nach die Völker des untern Oderlaufes, Semnonen, Juthungen ziehen sich von der Spree südwärts, ebenso Langobarden und Burgunder; die Heruler, Rugier und Skiren folgen, sie breiten sich längs der ganzen Donau aus; die meisten von ihnen stoßen seit den großen Skythenkriegen in stürmischem Andrang mit den Römern zusammen; zugleich mit ihnen das große Volk der Goten aus seinen Sitzen am Dniepr. Im vierten Jahrhundert wird das Drängen längs dem Rheine ungestümer, der Alemannenbund, der Frankenbund, der Sachsenbund stürmten die römischen Kastelle oder verwüsten auf ihren Schiffen die gallischen Nordküsten; an der Donaugrenze aber

bewirkt der Einbruch der Hunnen, eines mongolischen Volkes, heftige Erschütterung; wie durch einen eingetriebenen Keil werden die Germanen über die Grenzen des Römerreiches gestoßen.

Das fünfte Jahrhundert, das gewaltigste der Wanderzeit, treibt Westgoten, Alanen, Vandalen und Donausueven nach Gallien und Spanien, die Vandalen von dort nach Afrika. Die Sachsen und Angeln besetzen Britannien, die Franken dringen in Gallien vor, die Heruler, Rugier, Skiren siedeln sich in Italien an, nach ihnen die stärkeren Ostgoten. Überall werden auf dem alten Boden des weströmischen Reiches Germanenstaaten gegründet. Aber die meisten dieser Staaten haben geringe Dauer. Schon im sechsten Jahrhundert wird Afrika und Italien wieder von Ostrom unterworfen, und die letzte große Völkerwelle der Germanen, die der Langobarden, zieht über Italien; die Franken breiten ihre Herrschaft von Gallien über das westliche Deutschland aus; in das östliche, jetzt dünn bevölkerte, ziehen geräuschlos die Slawen. Noch dauert die Unruhe im Norden, wo Dänen und Normannen ausschwärmen, im Osten, wo die germanischen Waräger mit Slawen zu dem Volk der Russen zusammenwachsen, und an der untern Donau, wo ein fremdes Volk nach dem andern aus Asien einzieht und verheert, bis es selbst verwüstet wird. Die Kolonistenkraft der Deutschen ist schwächer geworden, ein Überschuß an Menschen nicht mehr vorhanden. Fortan kämpft Volk mit Volk in seinen alten Grenzen um die Unabhängigkeit. Das Jahr 600 bezeichnet das Ende der Wanderungen, zugleich das Ende der epischen Heldenzeit.

Die Zersplitterung der Völker nimmt während der Wanderzeit schnell überhand. Kaum noch eins der erobernden Völker, die über Italien, Gallien, Spanien fluten, besteht aus Männern desselben Stammes.

War ein Volk völlig zersprengt durch unglücklichen Kampf und Einbruch Fremder, dann zogen seine verlornen Söhne in einzelnen Haufen durch die Länder; die Flüchtlinge suchten ein anderes Volk, das sie aufnahm, oder sie nisteten sich in einer Römerburg ein, in den Mauern einer zerstörten Stadt, in tiefem Wald und unnahbarer Schlucht und streiften umher, vom Raube lebend. Solche Haufen vereinigte der wilde Gote Hradagais 405 zu einer großen Raubschar, und ähnliche Volkstrümmer zog Odoaker aus den Einöden des verwüsteten Kärnten nach Italien, zuerst als Söldner des Kaisers, dann als Zerstörer des römischen Reiches.

Karl der Große und sein Reich

Leopold von Ranke



Mit welch einer Fülle von mannigfaltigen Lebenskräften war das Reich Karls des Großen umschlossen. Es war ein Reich von einheitlichem Charakter und eine Völkergenossenschaft, die nicht ohne Akte der Freiwilligkeit sich dem Kern der höchsten Gewalt angeschlossen hatte. Da ließen sich noch die Elemente erkennen, aus denen es erwachsen war. Das westgotische Reich war wenigstens nicht vollkommen untergegangen, das langobardische bestand noch in seiner vollen Ausdehnung; doch auch da waren noch die ostgotischen Grundlagen zu erkennen, so weit sie sich einst dem römischen Reiche in ihrer Besonderheit opponiert hatten. Die Epoche der römischen Weltherrschaft hatte noch tiefe Nachwirkungen zurückgelassen. Über die beiden Teile hatte der langobardische Einfluß triumphiert, er war jetzt selbst der größeren Macht untertan, aber noch immer lebenskräftig. Ein rechtes Beispiel der selbständigen Bildungsfähigkeit gab das damals zwischen beiden Reichen emporkommende Venedig. Verwandte Bestrebungen regten sich auch in den unteritalienischen Bezirken und wurden, wie die Folge gezeigt hat, auch in allen Munizipien des mittleren und oberen Italiens durch die Verfassung genährt. Der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Volkstümlichkeit trat nach und nach zurück, aber die Elemente der römischen Kultur wurden durch die Rechtsbücher Justinians, deren Wirkung nach außen hin eben hierin liegt, und die Kirche, deren Sprache die lateinische war, mit stets erneuter Kraft repräsentiert. Wir haben bemerkt, daß darin zugleich eine Fortsetzung der Kultur der Alten Welt lag. Wenn in Konstantinopel der Staat, die Kirche, die bewaffnete Macht zusammengriffen, so wirkte diese Verbindung auf die westliche Welt nur als ein Impuls der Kultur zurück. Die kirchlichen Institutionen waren eben dazu angetan, diese Beziehungen zu den Anfängen der Menschengeschichte zu erhalten, in legitimer Folgerichtigkeit, welche in dem Islam abhanden gekommen war. In der Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum lag die Kontinuität der Weltgeschichte. Die feste Überzeugtheit von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift gehörte dazu, um die Gemüter mit Hingebung für diese Idee zu erfüllen. Zu dieser Gesamtheit waren auf der einen Seite die Bretonen herbeigezogen worden, d. h. die Reste der keltischen Nationalität, die einst den gesamten Okzident beherrscht hatte. Auf der anderen die Germanen. Was die Romanen ab-

gesondert nicht vollbracht hatten, die völlige Überwältigung der Kelten, das führten sie in ihrer Verbindung mit den Germanen durch. Diese Verbindung war nun das vorwaltende Ereignis der ganzen Epoche. Will man sich vergegenwärtigen, was darin lag, so braucht man nur die Gegensätze, die sich später entwickelten, ins Auge zu fassen. Frankreich und Deutschland bildeten ein einziges Ganze, in welchem das germanische Element überwog, ohne doch das romanische zu unterjochen. Es hatte sich in den Majordomaten in Burgund und Neustrien erhalten, die an das Fürstentum von Austrasien übergegangen waren. Das größte Gewicht lag aber doch immer in der Vereinigung der germanischen Völker mit dem neuen Königtum. Das merowingische, das noch selbst auf altgermanischen Traditionen beruhte, wäre dazu nicht fähig gewesen. Es wäre weder der Alemannen noch der Bayern, am allerwenigsten der Sachsen jemals mächtig geworden. Die höchste Gewalt mußte des Stammesverhältnisses, aus dem sie hervorgegangen war, wieder entkleidet werden. Dann konnte in den unteren Kreisen das Stammesgefühl noch immer fortleben, selbst in den Rechtsinstituten. Die germanischen Gaue bestanden, wie die gallischen Civitates, mit dem Anflug der Selbständigkeit, aus dem sie hervorgegangen waren. Die höchste Gewalt aber, die durch Heerbann und Geistlichkeit um den Fürsten her gebildet wurde, repräsentierte sich wieder in den Instituten, welche die Gesamtheit zusammenhielten. Die verschiedenen Nationalitäten nahmen an den Reichstagen teil. Die Einheit des Willens aber gehörte dazu, um sie zu dominieren, die Idee der Kirche, um sie zu vereinigen. Diese Idee volkstümlicher und religiöser Natur erschien als Pflicht und bildete das Prinzip des allgemeinen Systems.

Einer besonderen Charakteristik bedarf es eigentlich bei Karl dem Großen nicht. Die Geschichte seines persönlichen Lebens liegt in seinen Handlungen, ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung. Man darf ihm nicht die Genialität seines Vaters, der neue allumfassende politische Kombinationen begründete, zuschreiben, auch nicht die selbst einem stärkeren Feinde gegenüber allezeit schlagfertige Haltung seines Großvaters; eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Aber seine Kriegszüge zeugen von angeborenem strategischen Talent, und in der Durchführung des politischen Systems seines Vaters war er doch original. Er ließ die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Moment, um seinen Erfolg zu sichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er innehatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm gestattete, den Blick nach verschiedenen Seiten zu richten, und während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfassung; er sorgte dafür, daß alles, was er tat, gerechtfertigt erschien. Karl war der oberste Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienstbar, er übte das Richteramt in höchster Instanz unerbittlich bis zum Vorwurf des Blutvergießens aus, zugleich leitete er



Alfred Rethel — Karl der Große

die Administration eines großen Reiches mit durchgreifender Umsicht — ein heroischer Überwinder, ein Herrscher, der keinen Widerspruch ertrug; dann aber Landesvater. Er hatte Sinn für die Verwaltung im einzelnen. In einem seiner berühmtesten Kapitulare erscheint er als Großgrundbesitzer, alle Zweige der Landwirtschaft umfaßte er mit eingehender Sorgfalt, den Gesichtspunkten gemäß, in denen er lebte. Ein echter Germane, der den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung brachte. Es gibt eine angeborene Gabe, zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie wie selten ein anderer Gewalthaber. In allem, was er tat, nimmt man den Impuls der Gegenwart wahr, zugleich die Konservation des Vergangenen und einen allgemeinen Überblick, der in die Zukunft reicht.

Ein rechtes Denkmal für ihn ist der Münster zu Aachen, der eben in den Zeiten gebaut worden ist, als sich sein Großkönigtum in ein Kaisertum verwandelte. Eine Nachbildung byzantinisch-italienischer Bauten, doch von einem einheimischen Meister, Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument. Man wird darin an die Hagia Sophia erinnert, glaubt aber auf der anderen Seite die architektonischen Motive, die zur Errichtung späterer Dome geführt haben, zu erkennen.

Die dominierende Gewalt, die Karl besaß und ausübte, hinderte ihn nicht, nach allen Seiten hin Auge und Sinn offenzuhalten. Indem er an die Stelle der römischen Imperatoren trat, nahm er die Reste der alten Literatur mit naiver Wißbegierde unter seine Protektion. Indem er das Stammeswesen in Germanien zerstörte, behielt er doch Sinn für die germanische Poesie; er betete nach dem Kirchenritus in lateinischer, zugleich aber auch in seines Herzens Inbrunst in deutscher Sprache. Er konnte sich mit dem kaiserlichen Purpur schmücken, aber er zog doch die fränkische Tracht jeder anderen vor. Bei seinen kriegerischen Unternehmungen vergaß er doch seiner Häuslichkeit nicht. Wir gedenken eines Kriegsberichtes an seine zweite Gemahlin, beim Tode seiner ersten fielen ihm schwere Tränen zwischen Schild und Schwert herab. Er hat sich ihrem Einfluß nicht ganz entzogen. Hildegarde, die Schwäbin, verwendete sich immer zugunsten der milderen, die Frankin Fastrada für die härteren Maßregeln. Seine dritte Gemahlin, Liutgarde, die er nur ein paar Jahre besaß, wird hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung gerühmt. Dem Kaiser sind mehrere natürliche Kinder geboren worden, die zum Teil noch jung waren, als er starb. Er empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers Ludwig.

In den späteren Jahren seines Lebens hielt er sich am meisten in Aachen auf. Nicht allein durch die zentralgeographische Lage, sondern auch durch die warmen Bäder und die Nachbarschaft großer Jagdbezirke wurde er an diese Örtlichkeit gefesselt. Von aller Welt wurde er daselbst aufgesucht, was denn die Jahrbücher fleißig verzeichnen. Er liebte es, Fremde bei sich zu sehen, und versammelte wohl zuweilen die eingetroffenen zu großen Gastgeboten, in der Regel aber beschränkte er sich auf seine häuslichen Umgebungen. Man sah ihn, seine Söhne zur Seite, zur Jagd ausreiten. Hinter ihnen folgten die Töchter, die er nicht verheiraten mochte. Man sagt, er habe sich nicht von ihnen trennen wollen, was ja sehr begreiflich wäre. Aber es gab auch niemand, mit dem er sie hätte vermählen können, ohne Ansprüche zu erwecken, die ihm unerträglich waren.

Er war vertraulich mit jedermann, einfach, unschwer zu gewinnen und zuverlässig in der einmal gefaßten Gesinnung, wie sich denken läßt der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine hohe Gestalt von starkem Gliederbau, dem nur der Klang seiner Stimme nicht vollkommen entsprach. Er erschien ehrwürdig in seinem greisen Haupthaar, mochte er stehen oder sitzen.

Von einer deutschen Nation im vollen Sinne des Wortes kann man in den früheren Epochen eigentlich nicht reden. In den ältesten Zeiten hatten die verschiedenen Stämme gar nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, an dem sie sich erkannt hätten; in den Zeiten der Völkerwanderung schlugen sie sich mit so voller Feindseligkeit untereinander wie mit Fremden, verbanden sich mit denselben so gut wie mit ihren Stammesgenossen; unter den Merowingern kam der



Alfred Rethel Heinrich der Vogler

Widerstreit der Religionen hinzu, dem fränkischen Christentum gegenüber hielten die Sachsen um so starrer an ihrer Verfassung und an ihren alten Göttern fest. Erst als Karl der Große alle germanischen Stämme, außerhalb Englands und Skandinaviens, in einen und denselben geistlichen und weltlichen Gehorsam vereinigt hatte, fingen die Deutschen an, sich als Nation zu fühlen; da erst im Anfang des neunten Jahrhunderts erschien im Gegensatz gegen die romanischen Bestandteile des Reiches der deutsche Name.

Karl der Große ward mit dem Römischen Stuhle durch eine von gegenseitigem Bedürfnis hervorgerufene, die Resultate langer Epochen, die Entwicklungen verschiedener Völker umfassende Weltkombination in Verbindung gebracht: ihr Verständnis beruhte auf einer inneren Notwendigkeit, durch welche auch alle Gegensätze vermittelt wurden. Die Herrschaft Ottos des Großen dagegen beruhte auf einem dem Umsichgreifen der geistlichen Tendenzen ursprünglich widerstrebenden Prinzip. Die Verbindung war momentan: die Entzweiung lag in

dem Wesen der Dinge: — wie denn auch sogleich der nämliche Papst, der ihn gerufen, Johann XII., an der Spitze einer rebellischen Faktion sich gegen ihn empörte. Otto mußte die förmliche Absetzung desselben bewirken, die Faktion, die ihn unterstützte, mit wiederholter Gewalt unterdrücken, ehe er wahrhaften Gehorsam fand; den Papst, mit dem er sich verstehen konnte, mußte er erst setzen. Die Päpste haben oft behauptet, das Kaisertum auf die Deutschen übertragen zu haben, und wenn sie dabei von den Karolingern reden, so haben sie so unrecht nicht, die Krönung Karls des Großen beruhte auf ihrem freien Entschluß; bezeichnen sie aber damit die eigentlich so zu nennenden deutschen Kaiser, so ist das Gegenteil ebenso wahr: wie Karlmann, wie Otto der Große, so haben auch deren Nachfolger sich das Kaisertum immer erobern, es mit den Waffen in der Hand behaupten müssen.

Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser getan haben, sich mit dem Kaisertum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachsende wird schon in demselben Augenblick berufen, sich nach außen auszubreiten. Und war es nicht selbst für das innerliche Wachstum von hoher Bedeutung, daß man in ununterbrochener Verbindung mit Italien blieb, welches im Besitz aller Reste der alten Kultur war, von wo man die Formen des Christentums empfangen hatte? An dem antiken und romanischen Element hat sich der deutsche Geist von jeher entwickelt. Eben durch die Gegensätze, welche bei der fortdauernden Verbindung so unaufhörlich hervortraten, lernte man in Deutschland Priesterherrschaft und Christentum unterscheiden.

Denn wie sehr nun auch das weltliche Prinzip hervorgekehrt ward, so wich man doch um kein Haarbreit von den christlich-kirchlichen Ideen ab, selbst nicht in den Formen, in denen man sie empfangen. Hatte sich doch die Nation überhaupt in denselben wiedergefunden, vereinigt, ihr gesamtes geistiges Leben knüpfte sich daran. Auch das deutsche Kaisertum erneuerte die kultivierenden, christianisierenden Tendenzen Karl Martells und Karls des Großen: Otto der Große gab denselben dadurch eine neue nationale Bedeutung, daß er mit der Ausbreitung des Christentums in slawischen Ländern zugleich deutsche Kolonien in denselben pflanzte, die bezwungenen Völkerschaften zugleich bekehrte und germanisierte. Die Eroberungen seines Vaters an Saale und Elbe befestigte er durch die Errichtung der meißnisch-osterländischen Bistümer; nachdem er dann selber in langen und gefährlichen Kriegszügen die Stämme jenseit der Elbe besiegt hatte, richtete er auch hier drei Bistümer ein, durch welche die Bekehrung für den Augenblick außerordentlich rasche Fortschritte machte; in der Mitte seiner italienischen Verwicklungen verlor er doch diesen großen Gesichtspunkt nie aus den Augen: eben von dort aus hat er das Erzbistum Magdeburg gegründet, das alle diese Stiftungen umfaßte. Und wo dann an ein eigentliches Germanisieren nicht

gedacht werden konnte, ward durch diese Wirksamkeit wenigstens das Übergewicht des deutschen Namens befestigt. In Böhmen und Polen entstanden Bistümer unter deutschen Metropolitanen: von Hamburg aus machte sich das Christentum Bahn in dem Norden: die Passauer Missionarien durchzogen Ungarn: es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies großartige Bemühen bis nach Rußland reichte. Das deutsche Kaisertum war der Mittelpunkt der fortschreitenden Religion: es breitete den kriegerisch-priesterlichen Staat, der zugleich die Kirche war, vor sich her aus: in ihm hauptsächlich erschien die Einheit der abendländischen Christenheit, und schon dazu mußte es des Papsttums mächtig sein.

Welch eine großartige Stellung nahm da die deutsche Nation ein: repräsentiert in dem mächtigsten europäischen Fürsten, und von ihm zusammengehalten: an der Spitze der fortschreitenden Zivilisation, der abendländischen Christenheit: in der Fülle jugendlich aufstrebender Kräfte.

Bemerken wir jedoch, und gestehen wir ein, daß sie ihre Stellung nicht ganz verstand, ihre Aufgabe nicht vollkommen erfüllte.

Vor allem: es gelang ihr nicht, der Idee eines abendländischen Reiches die volle Realität zu geben, die es unter Otto I. gewinnen zu sollen schien. An allen Grenzen der Deutschen erhoben sich unabhängige, wenngleich christliche, doch häufig feindselige Gewalten, so in Ungarn wie in Polen, in den nördlichen wie in den südlichen Besitzungen der Normannen; England und Frankreich waren dem deutschen Einfluß wieder entrissen; in Spanien lachte man der deutschen Ansprüche auf eine allgemeine Oberherrlichkeit, die dortigen Könige glaubten selber Kaiser zu sein; ja, selbst die nächsten, die überelbischen Unternehmungen wurden eine Zeitlang rückgängig.

Fragen wir dann, woher diese schlechten Erfolge rührten, so brauchen wir nur unsere Augen auf das Innere zu richten, wo wir ein unaufhörlich wogendes Kämpfen aller Gewalten wahrnehmen. Unglücklicherweise konnte es in Deutschland zu keiner festen Sukzession kommen. Der Sohn und der Enkel Ottos des Großen starben in der Blüte der Jahre; die Nation ward in die Notwendigkeit gesetzt, sich ein Oberhaupt zu wählen. Gleich die erste Wahl brachte Deutschland und Italien in eine allgemeine Aufregung; und darauf folgte alsbald eine zweite, noch stürmischere, da man sogar zu einem neuen Hause, dem fränkischen, überzugehen genötigt war. Wie wäre von den mächtigen und widerspenstigen Großen, aus deren Mitte durch ihren Willen eben der Kaiser hervorgegangen, nun ein voller Gehorsam gegen ihn zu erwarten gewesen? Wie hätte sich ferner der Stamm der Sachsen, der bisher die Herrschaft geführt, einem auswärtigen Geschlechte so geradehin unterwerfen sollen? Es erfolgte, daß sich zwei Faktionen, die eine in Gehorsam, die andere in Feindschaft gegen die fränkischen Kaiser, einander gegenübersetzten und das Reich mit ihren Streitigkeiten erfüllten.

Die strenge Sinnesweise Heinrichs III. erweckte ein allgemeines Murren. Nicht übel bezeichnet ein Traumgesicht, das uns von dem Kanzler desselben erzählt wird, die Lage der Dinge. Er sah den Kaiser auf seinem Throne sitzen und sein Schwert mit dem Ausruf zucken, er gedenke sich noch an allen seinen Feinden zu rächen. Wie hätten da die Kaiser, ihr Leben lang mit inneren Irrungen beschäftigt, an der Spitze der europäischen Menschheit zu irgendeiner großartigen Unternehmung sich erheben, den Anspruch der Oberherrlichkeit, den ihnen ihr Titel gab, verwirklichen können?



Im Kloster

Joseph Viktor von Scheffel



Frau Hadwig, die Herzogin im Schwabenlande, zu Besuch in St. Gallen, hatte am Grab des heiligen Gallus ihre Andacht verrichtet. Dann gedachte der Abt, ihr einen Gang im schattigen Klostergarten vorzuschlagen; aber sie bat, ihr zuvörderst den Kirchenschatz zu zeigen.

Nachdem dies geschehen war, lenkten sie ihre Schritte zum Klostergarten. Der war weitschichtig angelegt und trug an Kraut und Gemüse viel nach Bedarf der Küche, zudem auch nützliches Arzneigewächs und heilbringende Wurzeln. Beim Baumgarten war ein großer Raum abgeteilt für wild Getier und Gevögel, wie solches teils in den nahen Alpen hauste, teils als Geschenk fremder Gäste dem Garten verehrt war.

Auf einem Apfelbaum saß ein dienender Bruder, pflückte die Äpfel und sammelte sie in Körbe. Wie sich die Herzogin zum Schatten der Bäume wandte, wollte er herniedersteigen, aber sie winkte ihm zu bleiben. Jetzt ertönte es wie Gesang zarter Knabenstimmen in des Gartens Niederung: die Zöglinge der innern Klosterschule kamen heran, der Herzogin ihre Huldigung zu bringen; blutjunge Bürschlein, trugen sie bereits die Kutte, und mancher hatte die Tonsur aufs elfjährige Haupt geschoren. Wie sie aber in Prozession daherzogen, die rotbackigen Äbtlein der Zukunft, geführt von ihren Lehrern, den Blick zur Erde niedergeschlagen, und wie sie so ernst und langsam ihre Sequenzen sangen, da flog ein leiser Spott über Frau Hadwigs Antlitz; mit starkem Fuß stieß sie den nahestehenden Korb um, daß die Äpfel lustig unter den Zug der Schüler rollten und an ihren Kapuzen emporsprangen. Aber unbeirrt zogen sie des Weges; nur der Kleinsten einer wollte sich bücken nach der verlockenden Frucht, doch streng hielt ihn sein Nebenmännlein am Gürtel.

Wohlgefällig sah der Abt die Haltung des jungen Volkes und sprach: „Disziplin unterscheidet den Menschen vom Tier. Und wenn Ihr der Hesperiden Äpfel unter sie werfen wolltet, sie blieben fest."

Frau Hadwig war gerührt. „Sind alle Eure Schüler so gut erzogen?" fragte sie.

„So Ihr Euch überzeugen wollt," sprach der Abt, „die großen in der äußern Schule wissen nicht minder, was Zucht und Gehorsam ist."

Die Herzogin nickte. Da führte sie der Abt zur äußern Klosterschule, wo zumeist vornehmer Laien Söhne und diejenigen erzogen wurden, die sich weltgeistlichem Stand widmen wollten.

Sie traten in die Klasse der Ältesten ein. Auf der Lehrkanzel stand Ratpert, der Vielgelehrte, und unterwies seine Jugend im Verständnis von Aristoteles' Logica. Geduckt saßen die Schüler über ihren Pergamenten, kaum wandten sich die Häupter nach den Eingetretenen. Der Lehrmeister gedachte, Ehre einzulegen: „Notker Labeo!" rief er. Der war die Perle seiner Schüler, die Hoffnung der Wissenschaft; auf schmächtigem Körper ein mächtiges Haupt, dran eine gewaltige Unterlippe kritisch in die Welt hervorragte, das Wahrzeichen strenger Ausdauer auf den steinigen Pfaden des Forschens und Ursache seines Übernamens.

„Der wird brav", flüsterte der Abt; „die ganze Welt sei ein Buch, hat er schon im zwölften Jahre gesagt, und die Klöster seien die klassischen Stellen drin."

Der Aufgerufene ließ seine klugen Äuglein über den griechischen Text hingleiten und übersetzte mit gewichtigem Ernst.

Wie die Herzogin mit dem Abt den Hörsaal verlassen, sprach dieser: „Es erübrigt noch, Euch des Klosters Bücherei zu zeigen, die Arzneikammer lernbegieriger Seelen, das Zeughaus für die Waffen des Wissens." Aber Frau Hadwig war ermüdet, sie dankte.

Herr Cralo führte seinen Gast nach seinen Gemächern. Den Kreuzgang entlang wandelnd, kamen sie an einem Gelaß vorüber, des Türe war offen. An kahler Wand stand eine niedere Säule, von der in halber Mannshöhe eine Kette niederhing. Über dem Portal war in verblaßten Farben eine Gestalt gemalt, sie hielt in mageren Fingern eine Rute. „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet einen jeglichen, den er zum Sohne annimmt", war in großen Buchstaben darunter geschrieben.

Frau Hadwig warf dem Abt einen fragenden Blick zu.

„Die Geißelkammer!" sprach er.

Der Abt drängte, daß sie vorüber kamen. Seine Prunkgemächer waren mit Blumen geschmückt. Frau Hadwig warf sich in den einfachen Lehnstuhl, auszuruhen vom Wechsel des Erschauten. Sie hatte in wenig Stunden viel erlebt. Es war noch eine halbe Stunde zum Abendimbiß.

In der Küche ward unter Gerolds, des Schaffners, Leitung eine Tätigkeit entwickelt, die nichts zu wünschen übrigließ.

Jetzo läutete das Glöcklein, dessen Ton auch von den frömmsten Brüdern noch keiner unwillig gehört, den Ruf zur Abendmahlzeit. Abt Cralo geleitete die Herzogin ins Refektorium. Sieben Säulen teilten den luftigen Saal hälftig ab, an vierzehn Tischen standen, wie Heerscharen der streitenden Kirche, des Klosters Mitglieder, Priester und Diakonen; sie erwiesen dem hohen Gast keine besondere Aufmerksamkeit.

Das Amt des Vorlesers vor dem Imbiß stand in dieser Woche bei Ekkehard, dem Pförtner. Der Herzogin zu Ehren hatte er den vierundvierzigsten Psalm erkoren, er trat auf und sprach einleitend: „Herr, öffne meine Lippen, auf daß

mein Mund dein Lob verkünde", und alle sprachen's ihm murmelnd nach, als Segen zu seiner Lesung.

Nun erhob er seine Stimme und begann den Psalm, den die Schrift selber einen lieblichen Gesang nennt.

Die Mahlzeit begann. Der Küchenmeister, wohl wissend, wie bei Ankunft fremder Gäste Erweiterung der schmalen Klosterkost gestattet sei, hatte es nicht beim üblichen Mus mit Hülsenfrüchten bewenden lassen. Auch der strenge Küchenzettel des seligen Abts Hartmuth ward nicht eingehalten.

Der Abt suchte während der Mahlzeit seine fürnehme Base nach Kräften zu unterhalten. Er fragte, wie ihr des Klosters Schulen gefallen.

„Mich dauert das junge Völklein," sprach die Herzogin, „daß es in jungen Tagen so vieles erlernen muß. Ist das nicht wie eine Last, die Ihr ihnen aufbürdet, an der sie zeitlebens keuchend schleppen müssen?"

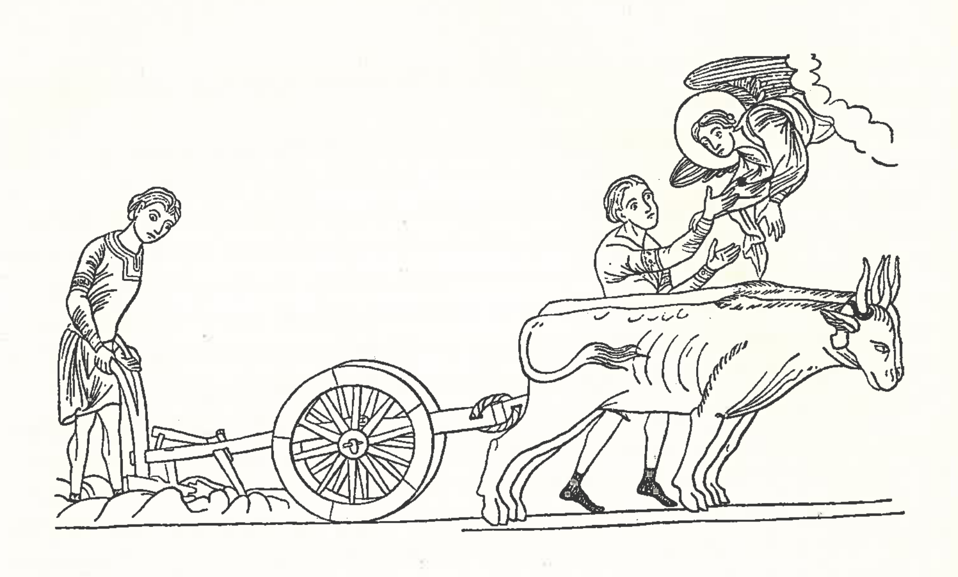
„Erlaubet, edle Base," erwiderte der Abt, „daß ich Euch als Freund und Blutsverwandter gemahne, weniger in den Tag hineinzureden. Das Studium der Wissenschaft ist dem jungen Menschen kein lästiger Zwang, es ist wie Erdbeeren: je mehr er genießt, desto größer der Hunger."

Der stattliche Nachtisch, auf dem Pfirsiche, Melonen und trockene Feigen geprangt hatten, war verzehrt. Lebhaftes Gespräch an den anderen Tischen deutete auf nicht unfleißiges Kreisen des Weinkrugs.

Auch nach der Mahlzeit — so wollte es des Ordens Regel — war zur Erbauung der Gemüter ein Abschnitt aus der Schrift oder dem Leben heiliger Väter zu verlesen.

Das war geschehen. „Es ist Zeit, schlafen zu gehen!" sprach endlich die Herzogin und ging mit ihrem Gefolge nach dem Schulhaus hinüber, wo ihr Nachtlager sein sollte.





Land und Stadt um das Jahr 1100

Gustav Freytag

Der wackere Landmann, der um das Jahr 1100 von einer Höhe seiner Dorfflur ausschaute, sah im Morgenlicht eine andere Landschaft, als seine Ahnen gekannt hatten. Noch war der Rand des Horizonts von dunklem Waldessaum umzogen, es war damals viel Wald auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Wasserspiegel auf niedrigen Stellen zwischen den Ackerboden; aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und der Einzelhöfe wahrscheinlich nicht viel geringer als jetzt, die meisten freilich nicht so menschenreich.

In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemessen und mit Ansiedlern besetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwischen Saat und Holz stand am Waldessaum oder auf einem Bergesvorsprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockentürme hoch über die Häuser und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer großen Glocke den Grundton.

Denn unten in der Flußniederung ragten Kuppeln und Türme eines Doms inmitten vieler Häuser, die mit starker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einst der Reiher über das Wiesenland geflogen oder der Hirsch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der andern Seite stand

gegen das Dorf auf steilem Berggipfel ein gemauerter Turm und ein hohes Haus mit kleinen Fenstern, Eigentum des Grafen und Wohnsitz eines reisigen Dienstmannes, der mit seinen Genossen dort oben wirtschaftete, nicht zur Freude des Bauern. Umschanzte Städte und befestigte Häuser der Reisigen erhoben sich jetzt überall auf deutschem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben, Franken und Bayern, auch im alten Sachsenland und in den Ostmarken gegen Slawen und Ungarn.

Und die Städte waren in den letzten Jahrhunderten wie über Nacht entstanden, daß man bei vielen nicht zu sagen wußte, wann sie begonnen hatten; der größte Kulturfortschritt vollzog sich leise, im Zwang der Stunde, und die Zeitgenossen, die daran arbeiteten, wußten wenig, wie unermeßlich der Segen war, den sie dadurch ihren Enkeln bereiteten.

Zuerst half der Kirche eine alte Vorschrift, aus romanischen Ländern nach Deutschland gebracht, daß Bistümer nur in Städten angelegt werden sollten. Wo der Dom eines Bistums sich auf deutschem Grunde erhob, da mußte die Umgebung mit Menschen gefüllt und gegen die Landschaft abgeschlossen werden. Der Bischof oder der Reichsabt zog an seinen Herrensitz seine große Familie von kunstfertigen Unfreien; der Heilige, dessen Gebeine in der Kirche Wunder taten, sammelte an seinen Festtagen große Mengen Volkes in dem Stadtraume; auf den freien Plätzen erhoben sich die Buden der Kaufleute; sehr früh erwarben die geistlichen Herren für die Waren, die zu der großen Messe geführt wurden, auf der Straße des Königs Schutz- und Zollfreiheit. Die Landschaft gewöhnte sich, nach des Bischofs oder des Abtes Stadt zu pilgern, in regem Marktgewühl zu handeln. Zumal wo Deutsche gegen Slawen, Avaren und Ungarn kämpften, auf dem eroberten Grenzgebiet an der Elbe und der Donau, erwiesen sich die Kirche des Heiligen und die Stadtmauer als das einzige Mittel, die Umgegend dauernd zu behaupten. So wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.

Dasselbe geschah, wo ein König oder Landesherr auf seinem Wirtschaftshof einen Palast, die „Pfalz", oder auf gefährdetem Boden eine größere Burg gebaut hatte; auch solche Orte erhielten schnell weiten Umfang, denn dorthin forderte der Gebieter sein Heer und die Gewaltigen seines Reichs. Herren und Mannschaft kamen mit großem Troß und suchten außer dem Obdach auch die Genüsse, die die Zeit bot; sie kauften Waren, sahen Neuigkeiten, die ausgestellt wurden und lachten über die Possen des wandernden Spielmanns, der mit seiner Harfe und seiner Bande herzugeeilt war. An solchen Plätzen entstanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Merseburg, Meißen.

Seitdem im neunten Jahrhundert die Normannen von der See, die Ungarn im Süden räuberisch das offene Land durchzogen, vergaßen die Deutschen in der

Stunde der Not überall die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze. Herrenhöfe und Häuser der Dienstmannen, Abteien und größere Dörfer wurden befestigt, in vielen erwuchs das städtische Leben. Was von neuen Städten um 1100 zwischen Rhein und Elbe, zwischen Nordsee und Donau lag, war freilich einer modernen Hauptstadt sehr unähnlich. Noch schloß der umfriedete Raum Ackerbeete und Gärten ein, die Mehrzahl der Einwohner waren Landbauer, die ihre Gespanne aus der Stadt auf die Außenäcker führten, das Ganze zunächst eine große Dorfanlage um Kirche, Bischofshaus oder Palast. Wie auf dem Dorfe galt dort das Hofrecht des Bischofs oder des Königs, denn die Bürger waren Dienstpflichtige und Unfreie, unfrei vor anderen fast alle Handwerker. Dazwischen saßen aber auch Freie einzeln oder in größerer Zahl, Kaufleute, Landbesitzer der Umgegend oder fromme Anhänger der Kirche, außerdem reisige Dienstmannen ihres Herrn. Aber Freie und Unfreie waren vor fremder Gewalttat gesichert, sie standen im Schutz eines mächtigen Herrn, der mild über ihnen waltete und unter den eng Zusammenlebenden bessere Ordnung zu halten vermochte. Und sie hatten Gelegenheit zu Verdienst, wie ihn das offene Land nicht bot. Tagesverkehr und gemeinsamer Vorteil milderte sehr bald den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Denn der freie Kaufmann entnahm von dem hörigen Handwerker die Waren, Metallarbeit und wollene Gewebe, und vertrieb sie mit seinen bewaffneten Knappen im Lande. Handwerk, Handel und Geldverkehr traten in enge Verbindung und gewannen dadurch einen plötzlichen Aufschwung. Der Segen der Arbeit und ihre lebenschaffende Kraft wurden dem Volke deutlich.

Wer um 1100 von Köln nach Hamburg, von Augsburg nach Nürnberg reiste, der kümmerte sich gar nicht darum, daß die eine Stadt um ein Jahrtausend älter war als die andere, daß in Köln die Gemahlin des Germanicus am Tor geharrt und die Legionen begrüßt hatte, den Knaben Caligula an der Hand, und daß in Augsburg ein Sohn des Augustus, von Liktoren umgeben, auf dem Markte gesessen hatte, während über dem Grunde von Hamburg und Nürnberg noch das Baumlaub rauschte und die gefallene Eichel einen Sproß trieb, der als alter Urbaum bei der Stadtgründung gefällt werden sollte. Aber man merkte damals doch einen Unterschied in Aussehen, Kraft und Wohlstand zwischen den alten Römerstädten auf deutschem Boden und den neu gewordenen. Utrecht, Mainz, Köln, Trier, Regensburg, Worms, Speier und Augsburg waren die altberühmten Städte des Reichs, Sitze mächtiger Bischöfe und Stätten alter Kaiserpfalzen; zwischen den großen Kirchen und geschwärzten Römertürmen und neben den Dienstleuten der Bischöfe hatte sich dort eine Anzahl Freier angesiedelt; Köln war um 1100 bereits eine große Handelsstadt, Utrecht ein Mittelpunkt der flamländischen Wollenindustrie; die Zahl der steinernen Gebäude war größer, die Stadtmauer wahrscheinlich höher und besser mit Türmen und Außenwerken geschützt, das Selbstgefühl der Bürger kecker, auch ihre Freiheiten waren besser

und ihre Vornehmen stolzer als in den jüngeren Städten. Aber obgleich sie noch im Vordergrund deutschen Städtelebens standen, zu groß darf man sich den Abstand der alten und der neuen Städte nicht denken; gerade bei mehreren der neuen ging die Entwicklung wunderbar schnell und kräftig vonstatten.

Denn groß wurde der Zudrang vom Lande nach der Stadt. Der alte Wandertrieb regte sich wieder kräftig. Dieselben Zustände der Dorfflur, die in der Urzeit die Auswandererscharen nach dem Süden getrieben hatten, dauerten fort, jene alte beengende Einfügung des einzelnen in das Wirtschaftsgefüge seines Dorfes. Und dazu war neues größeres Leiden gekommen, die Dienstbarkeit unter einem Herrn. Kaum waren die Sachsenkriege beendet und war die wüste Unordnung der letzten Karolingerzeit überstanden, so wurde in den Dörfern wieder die Überfüllung fühlbar. Neue Rodungen und Verminderung des Weidegrundes halfen nur auf kurze Zeit. Wer nicht aussichtslos in der alten Hütte fortleben und nicht einen Teil seiner Erträge an andere abgeben wollte, der blickte jetzt sehnsüchtig nach den Baumstämmen oder den Steinen, die die nächste Stadt einschlossen. Im zehnten und elften Jahrhundert begann durch ganz Deutschland eine neue Kolonisation im Inlande, mächtig und unwiderstehlich, das Landvolk zog in die Städte. Mit märchenhafter Schnelligkeit füllten sich die neu gegründeten Orte, bei manchen mußte wenige Jahre nach der Anlage die Stadtmauer erweitert werden, an viele schloß sich von außen Neustadt und Vorstadt. Der Grundherr hatte dabei den größten Vorteil: sein Ackerland wurde zu Baustellen verwertet; wenn er die Häuser baute, und wenn er die Plätze gegen Zins den Einwanderern überließ, wurde seine Bodenrente hoch gesteigert. Und der Arbeiter fand für jede Art von Tätigkeit, zu der er geschickt war, höhern Lohn, besseres Leben und größere Freiheit. Auch der unfreie Landmann, der anderm Herrn gehörte, suchte Gelegenheit, sich loszukaufen oder dem Bischof verkauft zu werden, oder er entfloh in die Mauern, wo er gebraucht und gern aufgenommen wurde. Je teurer der Stadtgrund wurde, desto enger schlossen sich die Häuser in der Mauer zusammen; groß war unter den Einwohnern der Eifer für den Vorteil ihrer Stadt; die Mauern zu verteidigen gegen den drohenden Feind, oder für den Vorteil des Stadtherrn ins Feld zu ziehen, wurde auch dem Unfreien Pflicht und Ehre, ein männlicher, kriegerischer Geist und ein schönes Freiheitsgefühl lebten in der neuen Gemeinde auf.

Nicht lange, und den Bürgern wurde das Herrenrecht ihres Bischofs oder Herzogs lästig und der Vogt feindselig, den der Grundherr ihnen gesetzt. Als unter Kaiser Heinrich IV. die Mehrzahl der Bischöfe und des hohen Adels gegen die kaiserliche Gewalt in Waffen trat, da fuhr es wie ein Wetterschlag durch die deutschen Städte, überall erhoben sich die Bürger gegen ihre Grundherren und stellten sich auf die Seite ihres Kaisers und des Reiches. Bereits zweihundert, ja hundert Jahre, nachdem die Städte des innern Deutschlands gegründet waren, rührten sie sich als starke politische Macht; sie bildeten ein neues Fußvolk, das

gegen die Vasallenreiterei der Edeln kämpfte. Und die Frankenkaiser wußten wohl den Wert dieses neuen Bundesgenossen zu schätzen, sie minderten den Druck der Grundherrschaft, gaben den Unfreien in einzelnen Städten das Recht, ihr Einkommen auf die Kinder zu vererben, sie wehrten dem Grundherrn, dem sein Höriger in die Stadt entwichen war, die schonungslose Rückforderung. Endlich im zwölften Jahrhundert wurde Stadtrecht, daß kein Unfreier, der Jahr und Tag ohne Forderung des Herrn in der Stadt gelebt habe, zurückgeboten werden dürfe, und in das deutsche Leben kam der große Satz, daß die Luft der Stadt frei mache.

Friedrich Barbarossa

Gustav Freytag



Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet. Mit den Anforderungen, die es seinem Volke zumutet, erweckt es auch Begeisterung und ein edles Selbstgefühl, Steigerung der nationalen Kraft auf jedem Gebiete irdischer Interessen, größeres Urteil und eine Fülle von poetischer Empfindungen. Dieser Segen eines starken Lebens wirkt noch dann einen unendlichen Kulturfortschritt des Volkes, wenn sich als Irrtum erweist, was den Herrschenden selbst für das höchste Ziel ihrer Kämpfe galt. Auch der Gewinn, den die Hohenstaufenherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden, und wir alle leben und atmen darin.

Der große Staufenfürst, der der Nation diesen Gewinn bereitete, war Friedrich der Rotbart. Völlig ein Herr, wie das Volk ihn für sich begehrte, und zugleich ein Kaiser, der deutsche Fürsten zu bändigen wußte; gewaltig in Erscheinung, Wort und Willen, ein Kriegsheld, der mit auserwählter Schar in das dichteste Schlachtgetümmel ritt, der noch als Greis auf gepanzertem Roß vor seinem Heere in den Fluß tauchte; ein reicher Gabenspender für seine tapferen Getreuen, für den kunstvollen Sänger und bauverständigen Werkmeister; ein Urteilsprecher von eherner Kraft, dabei ein weitschauender Staatsmann, der die großen Fürsten Europas und des Morgenlandes mit stolzer Überlegenheit behandelte und die Schnüre fest in der Hand hielt, durch die er ihren Eigennutz bändigte. Und doch von Herzen ein Deutscher, mit dem Bedürfnis zu lieben und zu vertrauen, und nicht frei von den Einbußen, die diese germanische Neigung einem König brachte. Er war geneigt zu Gewaltmitteln; wo er Widerstand fand, war er hart und ohne Erbarmen und dabei im Wollen von einer zähen

Festigkeit, die durch kein Mißlingen beirrt wurde. Aber ebensogut verstand er, schnell und ganz nachzugeben, wo der Widerstand für ihn unüberwindlich wurde und deshalb auch aus Niederlagen das mögliche zu retten. In vielem fürwahr ist er Karl dem Großen ähnlich.



Friedrich Barbarossa

Eine hünenhafte Heldengestalt war den Germanen aufgestiegen, um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation aus dem Chaos der Völkerwanderung vorzubereiten; eine zweite erschien, kurz bevor die alte Kaiservorstellung des Mittelalters verging. Doch Friedrich war nicht nur der stolzeste Nachfahre des großen Karl, sondern er war zugleich sein dunkleres Gegenbild. Sein Leben begann unter dem Zwange derselben Vorstellungen, in denen das Leben Karls geendet hatte. Auch er forderte für sich die unumschränkte Herrschaft über Italien, die Oberherrlichkeit über das Abendland. Aber unvergleichlich stärker waren die widerstrebenden Mächte, mit denen Friedrich rang; die lombardischen Krieger waren zu Bürgern geworden und leisteten hinter den Stadtmauern einen zähen, heervernichtenden Widerstand, und neben ihnen war in den Normannen ein anderes Volk aus Germanenblut in Italien festgewurzelt, von härterer Natur und schärferem Schwertschlag. Auch der Papst war etwas weit anderes als jener schutzlose Kirchenfürst, der sich hilfeflehend an den Frankenkönig angelehnt hatte; er stand jetzt als höchster Herr in der Christenheit, der wohl besiegt, nicht mehr auf die Dauer unterworfen werden konnte. Sachsen, Slawen und die Ungarn im untern Donaugebiet waren Christen geworden, aber ihre Politik war dem deutschen Könige deshalb nicht weniger gefährlich, weil sie mit Ritterwaffen und als erfahrene

Heergenossen widerstritten. Des Kaisers Majestät und Siege vermochten auch dort nur persönlichen Erfolg zu schaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrschaft zu fesseln. Anders ist deshalb das Zeitmaß der drei großen Akte, in denen die Tragödie dieses Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte langer Zeit fast ausschließlich für die Kriege, in denen er sich durchsetzte; gefährlicher war der Streit für ihn selbst, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Versöhnung mit den Feinden suchen.

Aber auch in seinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch sein Leben wurde in dieser Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Kultur des deutschen Volkes; neue Bildung, neue Dichtung in heimischer Sprache und neue Kunst des edelsten Handwerks sproßten fröhlich auf deutschem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkische Karl auch der Hohenstaufe, indem er dem weltbewegenden Geiste verfiel, der durch die Kirche seiner Zeit verkündigt wurde. Der Gegner und Besieger des Papstes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Kämpfer gegen die Sarazenen im Morgenlande.

Land und Stadt um 1300

Gustav Freytag



Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dichtgedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neuen Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer

Heergenossen widerstritten. Des Kaisers Majestät und Siege vermochten auch dort nur persönlichen Erfolg zu schaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrschaft zu fesseln. Anders ist deshalb das Zeitmaß der drei großen Akte, in denen die Tragödie dieses Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte langer Zeit fast ausschließlich für die Kriege, in denen er sich durchsetzte; gefährlicher war der Streit für ihn selbst, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Versöhnung mit den Feinden suchen.

Aber auch in seinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch sein Leben wurde in dieser Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Kultur des deutschen Volkes; neue Bildung, neue Dichtung in heimischer Sprache und neue Kunst des edelsten Handwerks sproßten fröhlich auf deutschem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkische Karl auch der Hohenstaufe, indem er dem weltbewegenden Geiste verfiel, der durch die Kirche seiner Zeit verkündigt wurde. Der Gegner und Besieger des Papstes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Kämpfer gegen die Sarazenen im Morgenlande.

Land und Stadt um 1300

Gustav Freytag



Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dichtgedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neuen Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer

Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. — Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln bedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsch vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechtes, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisblöcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kruzifix und einem Opferstock, in welchem der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Tore, um das Außentor steht ein festes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den weiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1300 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört, unweit der Stadtmauern stehen Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die

schwärmenden Städter vor einem Überfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städter säen sogar Wald an. Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Borstentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubere Nahrung, der Rat verbietet zuweilen, Schweineställe an der Straße zu bauen — so in Frankfurt 1421 —, auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagstunde von 11 bis 12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Straßen führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man soweit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz zu arg war. Wurde auf einem Platz der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause tun. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg; der Meister, welcher sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönches durch Visierrute und unendliche Arbeit eine Wasserader wohl zwei Stunden weit über Täler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an

reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung der Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt, sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, sie stehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird, die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gadem — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Überhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten verboten, bald erlaubt und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige, kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und unge-

heuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Türme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehrere vornehme Stifter und mehrere Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen womöglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt, Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen großen Saal für die Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteil liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelken, Lack, Rose und Lilie, dort stehen auch Sommerhäuser.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser tönen fast den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton ist dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er seinen Vorfahren getan; unten ändert sich unablässig der Menschen Treiben, von der Höhe ruft immer dieselbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen, langsamen Schwingungen das Ohr erschütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er still und betet. Darum ehrt der Deutsche seine Glocken wie lebende Wesen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebsten die Namen Anna, Susanna, und er war geneigt, ihnen ein geheimnisvolles Leben anzudichten, denn sie läuten noch in versunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Wasser, ja sie steigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Vom deutschen Ritterorden

Heinrich von Treitschke



Wenn der Orden die Völker des Ostens vor seiner Landwehr erzittern ließ: vergessen wir nicht, welches wetterfeste, in ewigen Kämpfen gestählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußischer Zeit hatten dereinst reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des Frischen Haffs sich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrschaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Gestalt der Küste. Die alte Einfahrt in das Frische Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erst durch eine Feste geschützt, versandete; die See brach sich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern fronden zu den starken Dammbauten bei Rosenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückischen Weichselstrome. Undurchdringliches Gehölz hob sich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwischen den Armen der Weichsel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langsame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Wasserwüste verschwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeisters Meinhard von Querfurt erbarmungslos seines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgestalten zählen wir darum doch nicht jenen Ritter mit dem Wasserrade, der heute unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geschlechter, die Wut des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, gesichert durch ein strenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeschworenen, die noch heute alterprobt bestehen. Also geschützt, ward das Sumpfland der Werder, unter dem Wasserspiegel der Ströme gelegen, von holländischen Kolonisten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte sich hier die Üppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirtschaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenschulen versorgten den Weidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federspiele. Die Beutener* in den Wäldern von Masuren versandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und selbst der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unserer Altvorderen gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbesteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuser in den Forsten von Polen, Litauen, Wolhynien ausgesucht und dann

* Bienenzüchter (Ortsname Beutelsdorf bei Ortelsburg).

auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr sperrten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker[1] im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarländern war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das Kurische Haff mit dem Pregel durch einen Kanal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis an das Herz von Litauen seinem Kaufmann erschlossen. Das rührige Danzig gründete dort das hansische Kontor von Kowno. Das Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch den anderen Handelszügen der Hansa zu folgen: sie nahmen teil an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge und sendeten ihre Schiffe auf die Baienfahrt[2], um an der Loiremündung Salz zu kaufen. Indes dankten alle Städte der Osterlinge[3] den Wohlstand ihrer Zünftler vornehmlich dem Handel nach den Ländern des Nordens und Ostens, die der Erzeugnisse unseres Landbaues und Gewerbes nicht entraten konnten. Die Fischerei im großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich bezogen die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Atterdag[4] durfte dort Danzig seine Fischlager neben der Vitte des gebietenden Lübeck aufschlagen. — Vor allem sorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Komtur hielt in seinem Bezirk das strenge Straßengericht. Von den Stettiner Fürsten erlangte der Orden das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzögen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Konsulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge äußerer Wohlfahrt hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa wie der deutschen Herren. Von der schrecklichen Eintönigkeit des mönchischen Garnisonlebens mochte der deutsche Herr sich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in schwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse, „nicht durch kurze weile, sunder durch gemeinen vrumen“[5]. Auf Hochmeisters Tag oder zu Ehren fürstlicher Gäste feierte man glänzende Gelage und Gassenspiele; dann

---

[1] Warenprüfer (engl. brake; Brackware = Ausschuß). [2] Fahrt in die Bucht von Biskaya. [3] Östliche Kaufleute. [4] Waldemar IV., unter dessen segensreicher Herrschaft es in Dänemark „atter dag“ (wieder Tag) wurde, kämpfte seit 1361 unglücklich mit der Hansa. [5] Was der Allgemeinheit frommt, zustatten kam.

flossen statt des Bieres der Osterwein von Chios, die welschen Weine und der köstliche Rainfal aus Istrien. Zu Ostern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochschloß, um den Fürsten nach gut preußischem Brauche einzuschließen, bis er mit einer Gabe sich löste. Meisters welscher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde; bald war der Lärm und Prunk fürstlicher Besuche zur Regel geworden an dem geistlichen Hofe. Edlerer geistiger Luxus aber schien dem rauhen Kriegerstaate bedenklich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns ein Hochmeister, der „kein Doktor" ist, weder lesen noch schreiben kann. Wenn Meister Winrich befahl, daß in jedem Konvente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Jurist, verweilen sollten, so hatte er nur kirchlich-politische Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsschule von Marienburg, ging rasch zugrunde, und die Universität von Kulm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, ist nie zustande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub, das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber sollen nicht lernen; genug, wenn sie das Paternoster und den Glauben auswendig wissen.

Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „O weh dir armen Zweifeler, wie bist du gar verloren, du möchtest kiesen, daß du wärest ungeboren." Ein Graf von Nassau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurteilt, „weil er ein Czwifeler was". Im Bewußtsein der Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchstum offene Mißgunst. Die geistige Adelsgesellschaft der Mönche, die Benediktiner, duldete er gar nicht, die Zisterzienserklöster zu Oliva und Pelplin nur, weil sie von den pommerschen Fürsten bereits früher gegründet waren; allein den unwissenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Unter allen Wissenschaften hat nur e i n e in dieser durchaus politischen Welt eine eigentümliche Ausbildung empfangen, die Geschichtsschreibung. Die Chronisten des Ordenslandes stellen sich den besten des deutschen Mittelalters an die Seite: von Peter von Dusburg an, der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Preußenkämpfe des Ordens mit der frommen Begeisterung des Kreuzfahrers schilderte, bis herab auf Johann von Pusilge, der hundert Jahre später mit freierem Weltsinn und weitumfassendem politischen Blick seine Jahrbücher schrieb. Solche Berichte von den Taten des Ordens wurden zuweilen in den Remtern den Brüdern vorgelesen. Eine regelmäßige Geschichtsschreibung freilich konnte in dem stürmischen Grenzerleben nicht aufkommen. Gleich der Wissenschaft schwieg auch die Dichtung fast gänzlich im Ordenslande. Gar seltsam hebt von solcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künste sich ab, die allerdings nicht so unmittelbar auf die Veredelung der Gemüter wirken. Ihre Blüte in Preußen fällt in der Zeit genau zusammen mit dem politischen Ruhme der Tage Winrichs von Kniprode. Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden: die Marienburg, die nach dem Glauben des Volkes ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre

Zinnen hoch in die Lüfte streben —, bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Kulturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorratshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Kapitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruhten des Ordens Tote. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrichs Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterseite von Meisters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Kriegerstaates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Verteidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gotischen Bauten fremd ist. Geradlinig schließen sich die Fenster ab, der Reichtum der Pflanzenkunstformen der Gotik fehlt; nur der leise Farbenwechsel des Ziegelmusters mildert die Einförmigkeit der schmucklosen Mauerflächen. Den gleichen Charakter massenhafter Gediegenheit tragen die Nebenbauten bis herab zu den schweren Türmen, die in die Gräben hinausragen — den unaussprechlichen Danzks. Wir möchten dieses spröde Wesen nicht allein der Dürftigkeit des Backsteins zuschreiben; zeigt sich doch an einem edlen Bruchsteinbau des Ordens, an der Marburger Elisabethkirche, dieselbe Bescheidenheit des Schmucks aus der Pflanzenwelt. Dagegen mahnen kunstvolle Inschriften und manche Einzelheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sizilien und dem Morgenlande. Wie das Meisterschloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und sogar dasselbe Ziegelmuster mit soldatischer Regelmäßigkeit sich in vielen Burgen wiederholte, so wirkte der strenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt sie nicht, die aufstrebende Kühnheit, den würdigen Ernst der Giebelhäuser mit den weitvorspringenden Beischlägen* in der Danziger Langgasse? Wie eine Festung ragt der Turm von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reisigen Bürgern verteidigt worden.

* Vorbauten vor den Haustüren

Brief über das Ritterleben

Ulrich von Hutten

Man lebt auf dem Felde, in Wäldern und in jenen Felsennestern. Die uns Nahrung schaffen, sind ganz arme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder verdingen. Der Ertrag, der von ihnen kommt, ist für die Arbeit, die darauf verwendet wird, gering und schmal, aber mit großer Mühe und großem Fleiß wird gearbeitet, damit er reich und lohnend werde, denn wir müssen sehr sorgfältige Haushälter sein. Sodann müssen wir uns unter die Abhängigkeit von irgendeinem Fürsten stellen, damit wir von ihm Schutz erhoffen dürfen. Wenn ich das nicht bin, meint jedermann, daß er sich alles gegen mich erlauben dürfe; und wenn ich es bin, so ist dieser Schutz mit Gefahr und täglicher Furcht verbunden, denn sobald ich aus dem Hause trete, so bin ich in Gefahr, daß ich denen in die Hände falle, mit denen der, welcher mein Schutzherr ist, Händel und Fehde hat. An seiner Stelle fallen sie mich an und schleppen mich fort. Wenn mich das Mißgeschick recht verfolgt, geht leicht die Hälfte meines Vermögens für das Lösegeld drauf, und womit ich Schutz erhoffte, erwachsen mir auf diese Weise Feindseligkeiten. Zu diesem Zweck halten wir darum Pferde und schaffen uns Waffen an und umgeben uns mit zahlreichem Gefolge, alles unter schweren und drückenden Kosten; und dabei dürfen wir nicht fünfhundert Schritt weit ohne Waffen gehen, man kann kein Dorf ungerüstet besuchen, nicht zum Jagen, nicht zum Fischen anders als in Eisen gepanzert gehen. Überdies gibt es häufig Zank zwischen fremden Bauern und den unsern, und es vergeht kein Tag, an dem uns nicht über irgendeinen Streit berichtet wird, den wir sehr vorsichtig schlichten. Denn wenn ich zu ungestüm das Meinige in Schutz nehme und das Unrecht verfolge, so entsteht Krieg; wenn ich aber zu geduldig nachgebe und von meinem Rechte etwas nachlasse, dann steht sogleich den Angriffen von allen Seiten Tür und Tor offen; denn was dem einen nachgelassen ist, das würde jeder einzelne für sich gleichermaßen haben wollen, zur Belohnung für seine eigene Unverschämtheit. Und was für Leute sind es, unter denen solche Sachen vorkommen? Nicht etwa Leute, die sich fremd sind, lieber Freund, sondern solche, die sich nahe stehen, Verschwägerte und Verwandte, ja sogar Brüder handeln derartig gegeneinander. Das sind die Annehmlichkeiten unseres Landlebens, das ist unsere Ruhe und unser Frieden. Ob unsere Behausung auf dem Berge oder in der Ebene liegt, sie ist nie zur Behaglichkeit, sondern zum Schutze erbaut, mit Wall und Graben

umgeben, innen ungeräumig, mit Vieh- und Pferdeställen zusammengedrängt, daneben finstere Schuppen voller Kanonen, Pech und Schwefel und was sonst zur kriegerischen Ausrüstung an Waffen und Maschinen gehört. Überall der Gestank des Schießpulvers, dann die Hunde mit ihrem Unrat — das duftet lieblich und angenehm, sollt' ich meinen. Reitersleute kommen und gehen, auch Raubgesindel, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich stehen unsere Häuser offen, und unsere Leute wissen selten, was einer ist, oder fragen nicht viel danach. Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Ochsen, das Bellen der Hunde, das Schreien der Feldarbeiter, das Rumpeln und Gerassel der Karren und Wagen, ja, in unserer Gegend, wo die Wälder nahe sind, auch das Heulen der Wölfe. Der ganze Tag ist mit Angst und Sorge um den nächsten, mit fortgesetzter Bewegung und dauerndem Sturme ausgefüllt.

Aus der Chronik eines fahrenden Schülers

Clemens Brentano

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn, Geburt 1358, am zwanzigsten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in dauernder Freude lebet, gegen den Winter in ferne, wärmere Länder ziehet und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Also nicht der Mensch, der arme, fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja, der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in solchen Betrachtungen versunken war und das Schwälblein auch auf seine Weise fortphantasierte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit", welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum ersten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf und schaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenster ringsherum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. „O

Freude und Ehre!" dachte ich bei mir selbst und schaute zum Morgenlichte hin und sprach: „Du bist mein Licht, du wirst mein Tag!", glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen, und der Türmer habe allein so lieblich geblasen mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur gerötet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Frühlingslust und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm von den Münsterherren verstattet wäre. Also wird der Mensch leicht übermütig in der Freude und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge und sei er mit allem gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte herauftragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager und legte diese Kleider nicht ohne Tränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wams, um die Lenden gefaltet und gestutzet, und rot und weißes Beinkleid von ländischem Tuch, auch stumpfe Schuh' und eine schwarze Kogel mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir fast leicht und fröhlich zumute, und hätte ich wohl mögen einen Sprung tun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren so viele Mäuler, und alle seine Fetzen so viele Zungen, die mich meiner törichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelein zu mir: „O Johannes, bist du ein eitler Kaufherr, daß du, angelanget in dem Hafen, des zerrissenen Segels vergißt, das dich in denselben geführet? Johannes, bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstößest? O Johannes, du undankbarer Freund, willst du, gerettet, mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtnis, daß sich Gott deiner erbarmet?"

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster und legte es um über meinen neuen Staat — und faßte es fest mit den Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: „Wenn ich ein armer, fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer, fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführet durch seinen bittern Tod in das ewige Leben."

Deutsches Bürgertum

Ernst Moritz Arndt und Johann Gottlieb Fichte



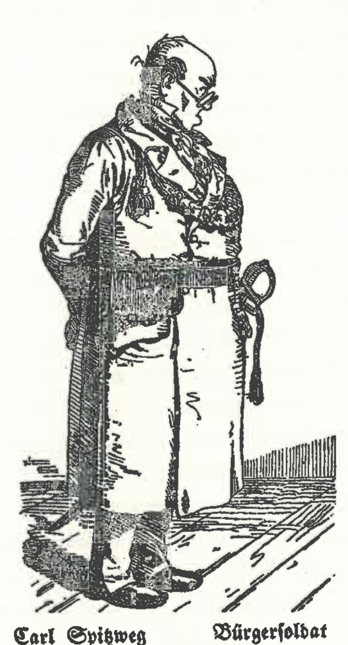
acitus spricht von den Tugenden und Sitten unserer Altvordern mit Bewunderung. Sie schimmerten wohl nur so hell, weil das entartete Römische so schwarz war. Es waren Tugenden und Sitten roher Barbaren, aber edler Barbaren, die weder am Äußern noch Innern Schmutz und Feigheit duldeten. Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im germanischen Volke, wie in einigen Völkerschaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tschuwaschen und Kalmücken nach Frankreich, Italien und Deutschland und laßt sie ein Jahrtausend dort weiden; wir wollen sehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnize, Raffaele, Shakespeare, Goethes, Pascale aus ihnen werden. Unser bürgerliches Wirken und Treiben, war es nicht herrlich durch das ganze Mittelalter, und ist es nicht herrlich gewesen selbst in den letzten Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit? Sobald der erste, wüste Kampf zwischen Barbarei und Bürgerlichkeit ausgestritten war, sobald Awaren, Normannen, Ungarn und Slawen zur Ruhe gebracht waren, wie schnell, wie wimmelnd, wie lebendig regte sich das Volk, wie vervielfältigten und bevölkerten sich die Städte, wie wuchsen die Künste und Gewerke, wie zogen Handel und Reichtümer weit durch das Land und die Meere! Ich erinnere nur an den Rheinischen und Hanseatischen Bund und nenne mit diesen beiden und dem Glanz der Teilnehmer eine Weltwirksamkeit, wodurch deutsche Betriebsamkeit den Norden und Süden umfaßte und verband. Stiller Freiheitssinn, reiche Tätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Ordnung, Sinn für Häuslichkeit und Sitte, Männlichkeit und Mäßigkeit geben in jener alten Zeit ein schönes Bild von dem Volke; sie zeichnen auch die Enkel aus und sind mit den letzten Tugenden der Väter unter uns Jetztlebenden noch nicht ganz ausgestorben. Deutschland ist ein schönes, reiches Land, aber es darf sich keineswegs mit den Schätzen Italiens und vieler Landschaften Frankreichs vergleichen. Dieses Land bestand den Dreißigjährigen Krieg und stand nach dreißig Jahren wieder volkreich und mächtig da. Es hat nie einen Aktivhandel gehabt, nie seine Naturgrenzen nach Verhältnis seiner Ansprüche darauf — seine Schweiz sonderte sich ab, Holland trennte sich und wuchs wie ein Buckel aus auf seinem gesunden Leibe —, es unterhielt größere Heere und mehr Fürsten als irgendein Land ähnlicher Größe und Kräfte; es hat den Siebenjährigen Krieg, den fünfzehnjährigen Revolutionskrieg ausgehalten und konnte sich bisher an Volk, Reichtum und Stärke mit den ersten Europäern vergleichen. Wie es sich nach diesen letzten Jahren mit ihnen wird vergleichen können, mögen wir raten.

Die im Mutterlande zurückgebliebenen Deutschen hatten alle Tugenden, die ehemals auf ihrem Boden zu Hause waren, beibehalten: Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt; aber sie hatten von Bildung zu einem höhern und geistigen Leben nicht mehr erhalten, als das damalige Christentum und seine Lehrer an zerstreut wohnende Menschen bringen konnten. Dies war wenig, und sie standen so gegen ihre ausgewanderten Stammverwandten zurück und waren in der Tat zwar brav und bieder, aber dennoch halb Barbaren. Es entstanden unter ihnen indessen Städte, die durch Glieder aus dem Volke errichtet wurden. In diesen entwickelte sich schnell jeder Zweig des gebildeten Lebens zur schönsten Blüte. In ihnen entstanden zwar auf Kleines berrechnete, dennoch aber treffliche bürgerliche Verfassungen und Einrichtungen, und von ihnen aus verbreitete sich ein Bild von Ordnung und eine Liebe derselben erst über das übrige Land. Ihr ausgebreiteter Handel half die Welt entdecken. Ihren Bund fürchteten Könige. Die Denkmäler ihrer Baukunst dauern noch, haben der Zerstörung von Jahrhunderten getrotzt, die Nachwelt steht bewundernd vor ihnen und bekennt ihre eigene Ohnmacht.

Ich will diese Bürger der deutschen Reichsstädte des Mittelalters nicht vergleichen mit den andern ihnen gleichzeitigen Ständen und nicht fragen, was indessen der Adel tat und die Fürsten; aber im Vergleich mit den übrigen germanischen Nationen, einige Striche Italiens abgerechnet, hinter welchen selbst jedoch in den schönen Künsten die Deutschen nicht zurückblieben, in den nützlichen sie übertrafen und ihre Lehrer wurden — diese abgerechnet waren nun diese deutschen Bürger die gebildeten und jene die Barbaren. Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes, ist in diesem Zeitraume lediglich die Geschichte dieser Städte, und alles übrige, als da sind Länderverpfändungen und Wiedereinlösungen und dergleichen, ist nicht des Erwähnens wert. Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, dasteht; sowie ihre Blüte durch die Habsucht und Herrsucht der Fürsten zerstört und ihre Freiheit zertreten wird, sinkt das Ganze allmählich tiefer herab und geht entgegen dem gegenwärtigen Zustande; wie aber Deutschland herabsinkt, sieht man das übrige Europa eben also sinken in Rücksicht dessen, was das Wesen betrifft und nicht den bloßen äußern Schein.

Und mit welchem Geiste brachte hervor und genoß dieser deutsche Stand diese Blüte? Mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Bescheidenheit, des Gemeinsinnes. Für sich selbst bedurften sie wenig, für öffentliche Unternehmungen machten sie unermeßlichen Aufwand. Selten steht irgendwo ein einzelner Name hervor und zeichnet sich aus, weil alle gleichen Sinnes waren und gleicher Aufopferung für das Gemeinsame. Ganz unter denselben äußern Bedingungen wie in Deutschland waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichten beider; man halte die fortwährenden Unruhen,

die innern Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassungen und der Herrscher in den ersten gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letztern. Wie konnte klarer sich aussprechen, daß ein innerlicher Unterschied in den Gemütern der beiden Nationen gewesen sein müsse? Die deutsche Nation ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.



Carl Spitzweg Bürgersoldat

Doktor Luther

Gustav Freytag



Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektrisches Feuer, die Worte des Augustiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerschlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortschritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalbhundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderstehlichem Zauber an. Niemals, solange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rührend und großartig offenbart. Alle schönen Eigenschaften deutschen Gemüts und Charakters treten zu dieser Zeit in Blüte: Begeisterung, Hingebung, ein tiefer sittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchsten und ernstliche Freude an systematischem Denken. Jeder einzelne nahm teil an dem Streit. Der reisende Händler focht am Nachtfeuer des Herdes für, gegen den Ablaß, der Landmann im entlegensten Teile hörte erstaunt von dem neuen Ketzer, dem sein geistlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des terminierenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe spendeten Käse und Eier. Die kleine Literatur schwoll zu einem Meere, hundert Druckerpressen waren tätig, die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und populäre, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domkapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die römische Herrschaft und die Helfer derselben. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luthers vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier kurzen Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der Heiligen Schrift beschrieben und er von Übereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt. Aber auch die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen, sogar Erasmus lächelt noch Beifall, und Huttens Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: in deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauernsohn.

So tritt das Bild des einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation konzentrierte, sehr nahe. —

6



Lukas Cranach — Melanchthon

Um ihn selbst sprechen zu lassen, sei hier ein Brief an Kurfürst Friedrich den Weisen mitgeteilt, geschrieben in den Tagen, wo Luthers ganze Kraft sich am mächtigsten zusammenfaßte. Der vorsichtige Fürst hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachsen, seines Vetters, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luther bestehen. Da schrieb Luther an seinen Landesherrn:

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, gnädigster Herr! Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir am Freitag abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürstl. Gnade aufs allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Beweises noch Zeugnisses, denn ich achte mich davon überzeugt, soweit menschliches Wissen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich so: Eure Kurfürstliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, so lasse Sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab tun will, als einen Knecht und Evangelisten hätte rühmen und schreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht* erboten habe, ist geschehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, sondern aus überflüssiger Demut, die andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürstl. Gnaden genug getan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürstl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht getan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß so viele Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, so wäre ich

* In Worms.

dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch sehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: ‚Herzliebster Vater', so kann Ew. Kurfürstl. Gnade selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in sein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürstliche Gnade verzeihen mir meine närrischen Reden —, wenn es gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender, als dieser ist. Er hält meinen Herrn Christus für einen Mann, der aus Stroh geflochten ist, das kann dieser mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürstlichen Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, sondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle auch helfen und bitten lassen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herrgott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit getan wäre.



Lukas Cranach — Luther als Junker Jörg

Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnade geschrieben in der Meinung, daß Sie wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, als Sie mich schützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürstl. Gnade schützen könnte und wollte, so wollte ich nicht kommen; dieser Sache kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen, ohne alles mensch-

liche Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Weil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnade noch gar schwach im Glauben ist, kann ich in keinerlei Weise Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürstl. Gnade begehrt zu wissen, was Sie tun soll in dieser Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig getan, so antworte ich untertänig, Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es sich überlassen sehen, sich und keinem andern. Danach mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird Sie sicher sein und Friede haben; glaubt Sie nicht, so glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürstl. Gnaden sich in der Sorge quälen lassen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürstl. Gnade nicht folgen will, so ist Sie für Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurfürstl. Gnaden sich also halten. Sie soll als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein und Kaiserliche Majestät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten lassen, wie sich's nach Reichsordnung gebührt, und soll sich ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widerstand oder irgendein Hindernis suchen gegen die Gewalt, wenn diese mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen als allein der, welcher sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren ist, als daß Sie selbst Stockmeister an mir werden sollten. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden das Tor offen läßt und das freie Kurfürstliche Geleit hält, falls die Feinde selbst kämen, mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat Ew. Kurfürstl. Gnaden dem Gehorsam genug getan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürstl. Gnaden fordern, als daß sie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürstl. Gnaden erfahren wollen. Und das soll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürstl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden selbst die Hand an mich lege, so will ich alsdann sagen, was zu tun ist; ich will Ew. Kurfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürstl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, sobald es not ist. Denn diese Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürstl. Gnaden Betrübnis ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich werden, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel.

Wenn Ew. Kurfürstl. Gnade glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei die Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Anno 1522.

Ew. Kurfürstl. Gnaden untertäniger Diener Martin Luther."

Das Äußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll jetzt ein junger Student schildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist einer der bekanntesten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er ist uns erhalten in: Johannes Keßlers Sabbata, Chronik der Jahre 1523—1539.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studierte Theologie in Basel und zog im ersten Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiter zu lernen:

„Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen, und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit da saß, mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: ‚Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?' Wir antworteten: ‚Von St. Gallen.' — Da sprach er: ‚Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin.'

Wir sagten: ‚Wir haben Briefe an sie.' Da fragten wir ihn wieder: ‚Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?'

Antwortete er: ‚Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren; denn sie sind vorher notwendig,

um die Heilige Schrift zu verstehen.' Sprachen wir: ,Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unsern Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zuwege bringen will.'

Nach solchen Worten fragte er: ,Wo habt ihr bis jetzt studiert?' — Antwort: ,Zu Basel.' — Da sagte er: ,Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Roterodamus noch daselbst? Was tut er?'

,Mein Herr,' sprachen wir, ,wir wissen nicht anders, als daß es wohl steht; so ist auch Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält.'

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider der griechischen und hebräischen Zunge zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter.

,Lieber,' fragte er uns, ,was hält man im Schweizer Land von dem Luther?'

,Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und vor andern die Geistlichen.'

Da sprach er: ,Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen.'

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu sich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er sei. Und mein Gesell sprach: ,Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde.' Antwortete er: ,Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.'

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde sehr dunkel, und der Wirt kam an den Tisch. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: ,Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und' — er zeigte mit dem Finger — ,an der Stelle.' Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: ,Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, wo er saß.' Darüber mußte der Wirt lachen und ging damit zur Tür hinaus.

Nach einer kleinen Weil' ruft mich der Wirt vor die Stubentür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Ich erschrak und bedachte, was ich Unschickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirt zu mir: ‚Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu sehen begehrt: — der ist's, der bei euch sitzet.'

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: ‚Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild ersättigen.' Er antwortete: ‚Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür haltest und erkennst.' Ich ließ dem Wirt recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch, hätte es auch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: ‚Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.' Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: ‚Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden.' — Weil mich nun die Reiterkleidung und Gebärde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen: ‚es ist der Hutten', da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alledem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: ‚Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?' Sprach Martinus: ‚Sie werden mir auch bald zukommen.' Da sprach der Wirt: ‚Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen'; wir aber sprachen und baten den Wirt, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirt: ‚Liebe Gesellen, setzt euch zu den Herren an den Tisch, ich will euch geziemend halten. Da das Martinus hörte, sprach er: ‚Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt schon abmachen.'

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. ‚Aber das sind unsere christlichen Fürsten.' Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrtum vergiftet, sondern, jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den

Eltern, in welchen die Irrtümer so eingewurzelt wären, daß sie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Danach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: ‚Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh' mich auf die Händel nicht besonders, das sprech' ich aber: Wie mir die Sach' erscheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich habe Lust, noch zehn Gulden ihm zuliebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten.' Indem kam der Wirt neben uns und sprach heimlich: ‚Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.' Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: ‚Ich bin es nicht.'

Dazu kam der Wirt, und Martinus sprach: ‚Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldrich ab Hutten.' Sprach der Wirt: ‚Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther.' Da lächelte er mit solchem Scherz: ‚Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus* werden.' Und nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: ‚Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!' — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: ‚Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein.' Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: ‚So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.' Sprachen wir: ‚Wir wollen das gerne tun, doch wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe?' Sprach er: ‚Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt Euch grüßen — so versteht er die Worte sogleich.' Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt, ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halber, der bei ihnen gesessen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirt ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute, ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt von ihm geredet hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen, noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen, und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: ‚Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt

* Komische Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

zehn Gulden wegen des Luthers ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei.' Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten. —

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodocus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: ‚Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab'.'"

In der treuherzigen Darstellung Keßlers ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

Der Weg der deutschen Kultur von 1560 bis 1760

Gustav Freytag



Man versuche, sich in die Gefühle eines deutschen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn seines Hauses mit starker Geisterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauses, das er sich jetzt im altdeutschen Stil, unter englischen Anlagen, aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau selbst umschließen, düster, geflickt, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes gesetzt, oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenster gefügt, und große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Überfall zu verteidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Teil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch

viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Gesellen mit finsterer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 schon ruchlose Lohnsoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde, spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule, dann hüten wohl die Knaben die Gänse und das Kleinvieh der Mutter*, oder sie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterkost gedörrt werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt, mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. Sie ist treu, wirtschaftlich, stolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrokat des Hauses, sie sieht argwöhnisch auf Gewand und Schmuck der Ratsfrauen in der Stadt, welche Marder und Zobel, samtne Kleider, Perlen im Haar und Edelsteine im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verklärt auch ihre Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlitz und Gebärde; aber was damals in den Häusern der Edlen, ja an Fürstenhöfen noch als züchtig und dem ehrbaren Weibe erlaubt galt in Rede und vertraulichem Scherz mit dem eigenen Mann, das müßte jetzt an der Frau des einfachen Handwerkers nicht selten als unanständig verurteilt werden.

Das Tagesleben des Grundherrn ist ein Wechsel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd ist nicht schlecht. Wo der regellose Axtschlag nicht den Forst verwüstet hat, wachsen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald ineinander, selten in regelmäßige Schonungen und Schläge geteilt; noch hört man das Geheul des Wolfes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbrust ziehen die Jäger aus gegen Raubtier, Hirsch, Reh und Schwein, zu Roß mit den Hunden werden die Hasen im Garne erlegt, und sorglich wird auf jeden rohen Weidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag sich noch gegen andere Feinde waffnen als gegen Isegrim oder gegen den alten Gebieter des deutschen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe gibt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehnsherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anspruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirsche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirsche und Schweine, die seine Saaten verwüsten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn schlug, in hartes Gefängnis setzte und verstümmelte, weil er auf

* Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänsehirt abgesetzt, weil er die Schnäbel aller Gänse durch Hölzchen auseinandergespannt hatte, um sie zur Ordnung zu bringen.

der Wildbahn umherschlich. Nicht selten schwirrt im Waldesdunkel ein tückischer Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Haufe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menschen selbst die Jagd um Freiheit und Leben.



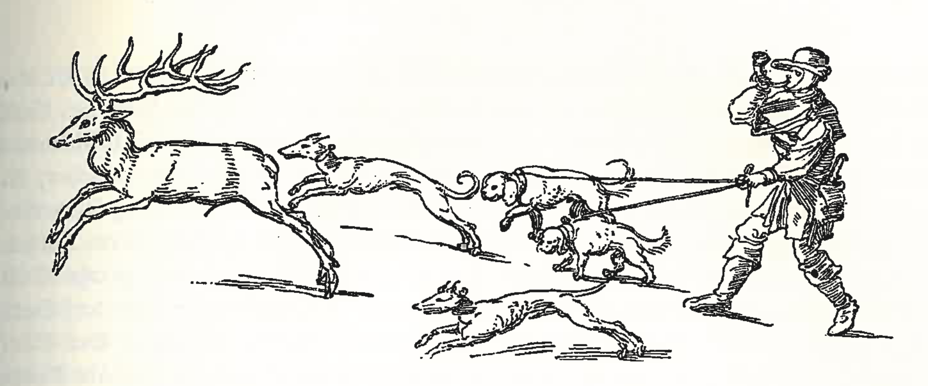
Küche, 16. Jahrhundert

Ist aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, so folgt das Gelage, endloses Zutrinken, wüstes Geschrei, selten eine Nacht, wo die Gesellschaft ohne Rausch auseinandergeht. Das Trinken ist gerade zu dieser Zeit ein nationales Leiden geworden, es verdirbt Fürsten und Gutsherren, Bürgern und Landleuten die Manneskraft. Die Gäste bei Jagd und Trunk sind Standesgenossen des Gutsherrn, teils ältere Stegreifjunker, welche hinter dem Becher den Fürsten unendlich fluchen und von Reiterstücken erzählen, die sie im grünen Wald gegen das Krämervolk der Städte verübt, teils jüngeres Geschlecht, das sich gewöhnt hat, den Nacken vor großen Lehnsherren zu beugen, hochmütig tragen diese das Barett mit vergoldeter Tresse, welches der fürstliche Hof bei einem feierlichen Aufzuge seinen Dienern schenkt.

So geht es durch die Woche; am Sonntag aber ist es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören, vielleicht eine endlose Predigt aus der Schule des Flacius, voll Haß gegen die Kalvinisten, die Päpstlichen, den Rottengeist Schwenkfeld oder selbst gegen den „Mamelucken" Melanchthon, ein fanatisches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des Jüngsten Tages oder wohl gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn selbst, seinen Hochmut, seine Völlerei und seine Kargheit gegen die Diener Gottes. — Dürftig und unregelmäßig ist der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Quartblätter, welche bei besonderer Veranlassung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grausamen Schlacht, welche die Söhne des türkischen Kaisers einander lieferten, von einem besessenen Mäd-

chen, oder wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm gestochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelsängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten absingt, darunter das willkommenste, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geschickt wurde. Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebestreit, eine Beschreibung der Augsburger Totenfeier Kaiser Karls V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs von Dänemark. Außerdem dringen noch einzelne Streitschriften auf das Schloß, die theologischen Confutationes des unglücklichen Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen, oder eine der zahlreichen Grumbachschen Invektiven, und auch der Gutsherr streitet beim Trunk eifrig für Major oder Flacius und über den Mord des Bischofs von Würzburg.

Solches Leben, eintönig und arm trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getöteter Mann in der Flur gefunden ist oder wenn die vom Schlosse ein altes Mütterlein des Dorfes bezichtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im ersten Fall saumselig und gleichgültig, im andern leidenschaftlich, grausam, voll Blutdurst. Und ein Ärger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit selten, Prozesse und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs (Brustharnisch) und Steigbügel auf der Landstraße das Geld zur Zahlung seiner Schulden gesucht und in der Fehde Rache genommen für sein gekränktes Recht; jetzt erhebt sich widerwärtig über die Willkür und Selbsthilfe des einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unsicheres, langsames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen scheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünstigt. Aber schon ist der Prozeß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld kostet und den Gutsherrn zum stillen Diener des Juristen der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harnisch mit Lanze und Faustrohr auf schwerem Ritterpferd, aber er ist nicht mehr übereifrig, in großem Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Der bürgerliche Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden sitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adligen Grundherren, selbst im Turnier wird am liebsten nach Ring und Mohrenkopf gestochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, so findet er nützlicher, sich durch diesen vom Pferde stechen zu lassen, als ihm mannhaft zu widerstehen. — Der Bauer freilich muß vieles dulden und vieles liefern. Die Ahnen des Gutsherrn haben ihn, auch wo er sonst frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinsen muß an Getreide, Fronden und Geld, verschlingt den größten Teil seiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landstraßen sind schlecht und unsicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält sich und seinem Haushalt das Leben, aber die baren Ausgaben sind gering. Alles ist teuer geworden in



der letzten Generation, das neue Gold, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, sammelt sich in den großen Handelsstädten, aber es kommt weniger davon auf sein Gut, als er für sich und seine Familie zum standesgemäßen Schmuck gebraucht.

Eigensinnig steht er auf allem, was er für sein Recht hält, und sucht seinen Vorteil bald im Anschluß, bald in Widersetzlichkeit gegen seinen Lehnsherrn. Im Gefolge desselben zieht er auch wohl zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen seiner Landschaft gegen die Auflage neuer Steuern, aber ein warmes und stetes Gefühl für sein Land hat er nicht. Er fühlt sich deutsch nur im Gegensatz zu Italienern und Spaniern, die er haßt, und er sieht mit eigennützigem Interesse auf Frankreich, dessen König die verruchten Kalvinisten durch die neue Feuerkammer verbrennt, aber deutsche Lutheraner um gutes Geld zu werben weiß. Auch die Landschaft seiner Heimat ist keine politische Einheit, der Staatsbau seines Lehnsherrn ist noch ein schwaches Gerüst, seine Treue und Anhänglichkeit sind nur zufällig; dauerhaft und fest ist nur der Egoismus seines Standes. Ein nackter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verwegener Tat treibt, nicht einmal zu festem Anschluß an seine Standesgenossen. Nur in einzelnen Stunden adelt ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und Tat; aber seine Bildung, sein Verständnis der Welt, ja sein Pflichtgefühl und seine Redlichkeit sind nicht größer als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler.

Ein Jahrhundert ist vergangen, man schreibt das Jahr 1660, seit zwölf Jahren ist der große deutsche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenschlosses sind geborsten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geschwärzt, ihre Wut Speicher und Kisten geleert, allen Hausrat zerschlagen. Jetzt hat der Gutsherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierat. Die großen Fenster sehen herab auf ein ärmliches Dorf, dessen Hütten erst zum Teil wieder aufgebaut sind, und auf eine Flur, die erst seit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung bestellt wird. Die Schafherde ist fast ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt, mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr

ernährt nicht mehr Reisige und Ritterpferde, in dürftigem Schuppen steht eine Kutsche, ein ungefüger Kasten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umschließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlösser und starkes Eisenwerk schützen die Zugänge, denn noch ist die Gegend unsicher, Zigeuner und Räuberbanden nisten in der Nähe, die Tagesunterhaltung sind Einbrüche und greuliche Mordtaten, die durch Männer mit geschwärztem Gesicht verübt worden. Es ist größere Ruhe und Ordnung im Hause und große Stille im Dorfe. Der Polizeisinn ist mächtig geworden in Deutschland, und der Gutsherr selbst hat ein scharfes Auge auf Kinder, Dienstboten, Bauern. Die Dorfschule ist in traurigem Verfall; aber ein armer Kandidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. Noch geht manche wilde Gestalt im Schloßhofe aus und ein, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlassene Soldaten, die in bürgerlichen Dienst getreten sind als Förster, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausherr über die Schwelle schreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von seinem Haupt, statt des Ritterschwertes hängt der schlanke Degen an seiner Seite, steif und förmlich sind, wo er repräsentiert, Bewegung und Sprache, Ew. Gnaden nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheiratete adlige Frauenzimmer ist „Fräulein“ und „Demoiselle“ geworden. Noch trägt die Schloßfrau das Schlüsselbund an der Seite, sie ist stark in Rezepten und abergläubischen Hausmitteln und leidet an Geistererscheinungen in einem alten Schloßturm, der den Krieg überdauert hat. Aber schon wird das Spinnrad versteckt, wenn ein Besuch naht; dann wird schnell ein blümerantenes Kleid übergeworfen, der dürftige Familienschatz, silberne Becher und Kannen auf den Tresor gestellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt, Reverenz zu machen, wird in eine Livree gesteckt und in dem Zimmer ein wohlriechender „Rauch“ hervorgebracht.

Der besuchende Junker erscheint als alamode Galan in Tressenkleid und Perücke und wechselt mit den Frauen vom Haus weitschweifige Komplimente, er ist der untertänigste Sklave der tapferen ansehnlichen Damen, rühmt die Tochter als englische Gestalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren. Aber diese gedrechselten Komplimente sind schlechte Tünche über rohen Sitten, noch werden sie durch gemeine Stallwörter und Flüche unterbrochen; und wenn die Komplimente ausgegeben sind und die Unterhaltung behaglicher läuft, dann richtet sie sich am liebsten auf Dinge, die nicht mehr zweideutig sind; auch die Frauen sind gewöhnt, darauf zu hören und zu antworten, nicht mit der naiven Unbefangenheit früherer Zeit, sondern mit heimlichem Vergnügen an dem Gewagten solcher Unterhaltung, denn es gilt, schmutzige Anekdoten modisch zu erzählen oder durch Rätselfragen mit arger Lösung die Frauen zu artig affektierter Verlegenheit zu bringen. Aber auch solches Gespräch ermüdet, bald übt der Wein seine Wirkung, die Lustigkeit wird lärmend, das Ende ist ein „dichter“ Rausch auf alte deutsche Manier. Dazu wird aus Gipspfeifen Tabak geraucht, und ist der Grundherr ein Kavalier von Edukation, so schnupft er aus silberner Dose.

Wieder ist das Weidwerk die männlichste Unterhaltung des Gutsherrn, er führt den letzten Vertilgungskrieg gegen die Wölfe, welche während des Krieges zahlreich und frech geworden sind, und er zeigt unter seinem Jagdzeug Pürschröhre und gezogene Röhre. Aber er steigt nicht mehr als bewaffneter Reitersmann zu Pferde, sein Harnisch ist verrostet, sein Unabhängigkeitssinn ist gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, vielleicht wirbt noch ein jüngerer Sohn des Hauses um eine Fähnrichstelle in des Kaisers Heer, der Schloßherr selbst fährt zu Hofe als seines durchlauchtigsten Herrn getreuer Diener.

Noch ist er ein gläubiger Mann, der streng auf kirchliche Bräuche hält, er ist gewöhnt, in Arndts Wahrem Christentum zu lesen, vor der Mahlzeit wird nie das Gebet vergessen; aber schon sieht er auf das theologische Gezänk der Geistlichen mit der Ironie eines Lebemannes herab. Es ist ihm nicht mehr unerhört, mit solchen zu verkehren, welche wenig Glauben haben, er fühlt einen Widerwillen gegen leidenschaftliche Sektierer, aber er ist der katholischen Kirche und den Jesuiten gegenüber sehr wohlwollend. Sein Dorfpfarrer ist devot geworden, in dürftiger Lage unter verwilderten Beichtkindern hat auch dieser von seinem geistlichen Hochmut verloren, er versucht sich kümmerlich durch Ackerbau zu nähren, betrachtet es als Ehre, an der Tafel des Gutsherrn zu speisen, und hat dann die Aufgabe, die starken Scherze seines Patrons zu belächeln und die Tagesneuigkeiten christlich zu beleuchten. Bei Festen im Schloß wird ihm wohl die Ehre, ein schwülstiges Gedicht in harten Alexandrinern zu überreichen, worin er Venus, Musen und Grazien auffordert, den Geburtstag der Schloßfrau festlich im Olymp zu begehen. An solchen Tagen wird auf dem Schlosse auch eine Musik gemacht, dann ist die Kniegeige, Viola da gamba, das modische Instrument.

An Markttagen sendet der Krämer aus der Stadt dem Gutsherrn die Postzeitung, welche mit ihren Beilagen aus mehreren kleinen Blättern besteht; sie geht aus dem Schloß zur Pfarre, dann wohl zum Schulzen und Förster. Was sonst im Schlosse gelesen wird, sind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tatarischen, römischen oder eines nie dagewesenen Volkes sich mit Perücke und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten; oder Geschichten von Abenteurern und groben Schelmen, vor allem Anekdoten, Kuriositäten, Geistererscheinungen, gefundene Schätze, Mordtaten, aber auch schon Erörterungen über Naturereignisse, die ersten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politisiert; er mißtraut den Schweden; er bewundert den seligen Kardinal, Pariser Perücken, Degen und Komplimente. Schon längst hat die Abhängigkeit von französischer Münze und Sitte begonnen; wer von Paris erzählen kann, ist ihm ein geehrter Gast. Er spricht mit Abscheu von dem königsmörderischen Wesen in England, aber fast mit Gleichgültigkeit von den Türkenkriegen des Kaisers, sofern nicht ein Sproß seiner Familie dabei beteiligt ist. Als Mitglied der Landschaft reist er noch zum Ständetag, aber es sind nur die Privilegien seines Standes, die er in schwacher Widersetzlichkeit gegen die fürst-

lichen Räte zu erhalten sucht; er beugt sich antichambrierend und besticht, um seinem Verwandten eine Stelle bei Hofe zu sichern oder ein Amt, welches wenige Kenntnisse fordert. Nur schwer entschließt er sich, einen seiner Söhne das Recht studieren zu lassen, damit dieser einst als fürstlicher Rat das Interesse der Familie fördere. Hof, Regierung, Landschaft sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen. Deutschland ist ihm eine unsichere geographische Erscheinung, liebend und hassend denkt er selten daran; auch hat er nichts als seine Familie, den Egoismus seines Standes und die zufälligen Persönlichkeiten, an welche ihn Dienst und Neigung binden. Und wenn man hohe Ansprüche und Selbstgefühl von seinem Wesen abzieht und den Kern desselben vergleichen will mit einem Leben unserer Zeit, so würde jetzt der eigensinnige Zunftmeister einer kleinen Stadt wahrscheinlich mehr Inhalt, Tüchtigkeit und Redlichkeit besitzen als er.

Wieder sind hundert Jahre verflossen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat sich vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften in unserm Herzen zahlreiche Erinnerungen, und es genügt, einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vasen, über der Tür der Hausflur ein plumper Engel, der in geschnörkelter Muschel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirtschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben fast alle Gipsdecken, und einige sind mit Stuck verziert; auch ist schon ein Reichtum an Hausrat sichtbar, gute Möbel von Eichen- und Nußbaumholz, schön geflasert und ausgelegt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Rosabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porzellantisch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Tassen, Möpse und Liebesgötter aus der neuerfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein herbes, strenges Regiment; Frauen und Dienstleute sprechen leise, die Kinder küssen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgibt Reifrock und hohe Frisur, heftige Bewegungen, große Leidenschaft stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten.

Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt, ein wenig um die Landwirtschaft zu sorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch spanische Schafe die Wolle deutscher Herden verbessern will, und er baut im Brachfeld noch mit Besorgnis die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll. Es ist ein stilles und einfaches pedantisches Leben im Hause; die Mutter schüttelt den Kopf über Gellerts schwedische Gräfin, die Tochter liest

entzückt in Kleists Frühling und singt am Klavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälchen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nötigen; an hohen Festtagen erscheint der anmutige Trank der Schokolade. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemutet, die Behörden sind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat sich die Majestät seines Souveräns erhoben, und vor dem großen Herrn bedeutet auch er sehr wenig, auch er hat zu besorgen, daß sich seines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirtschaft, sie befehlen ihm, einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm, Maulbeerbäume zu pflanzen, und senden ihm Eier von Seidenwürmern ins Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen großziehe.

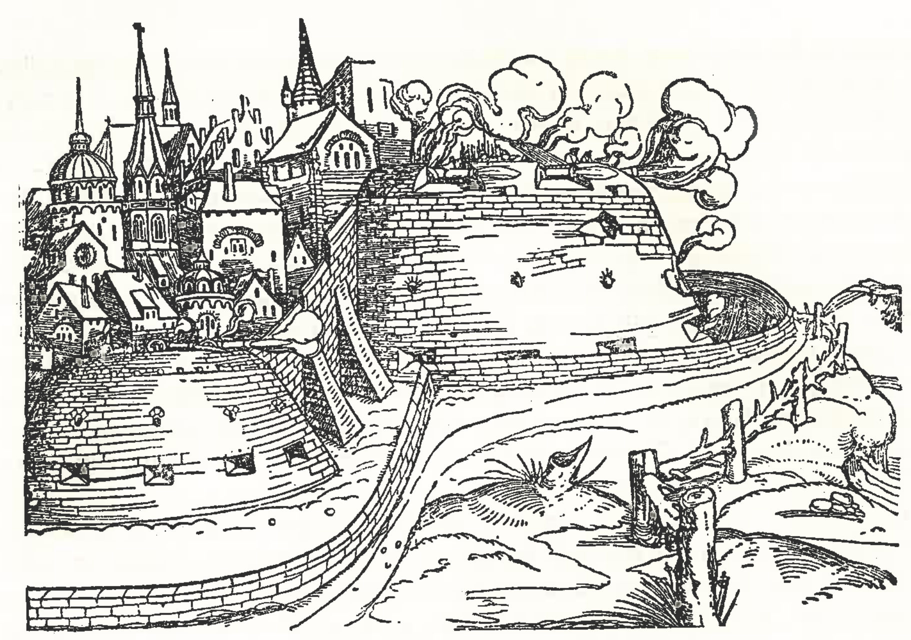
Es ist eine freudenleere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Tasche, seine Tränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Not, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist größer, reicher und besser, als irgendeiner von seinen Ahnen war. Rauh ist die Zucht seiner Generation, unmild die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Weltkenntnis des anspruchsvollen Gutsbesitzers sind noch nicht größer als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternbeamten, aber schon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Sehr viel härter und ärmer als jetzt ist das Leben in jeder Periode deutscher Vergangenheit. Aber nicht einzelnes Unerträgliche macht uns die alte Zeit so unheimisch, in der ganzen Art zu leben, in allem Denken und Empfinden ist etwas Grundverschiedenes.

Und sieht man näher zu, so liegt diese Verschiedenheit zwischen einst und jetzt zumeist darin, daß in jeder Generation unserer Ahnen die Seele des einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volkes untergeordnet war. Das ist noch aus den letzten Jahrhunderten deutlich zu erkennen. Vor allem aber beruht darauf das Fremdartige des Mittelalters.

Durch Ordnung und Zucht ist seit deutscher Urzeit der einzelne an sein Volk geschlossen. Aber in Gemüt und Sitte, in ältester Sprache, in Glauben, Poesie und Recht erscheint uns die schaffende Kraft des Individuums noch gebunden. In ganz anderm Sinne ist der einzelne im Mittelalter ein Teil der Volkskraft als jeder von uns. —

7



Belagerung eines befestigten Platzes

Der Dreißigjährige Krieg

Gustav Freytag

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbst der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken* war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Türen durchzubrechen, an den Hauptstraßen hingen Tore, welche zur Nacht geschlossen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit besonderer Mauer geschützt, er bildete mehr als einmal die Burg und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer, und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen

* Der folgenden Schilderung sind im wesentlichen die Verhältnisse dieser beiden Landschaften zugrunde gelegt.

mächtige Gänseherden, und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich ein großer starkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesitzers, daneben die „Klepper“, eine uralte kleine Landrasse. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräsern. Die Wolle stand gut im Preise, und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutschen Tuche waren berühmt, und Tuchwaren der beste Exportartikel. Diese eigenartige Wolle, das Erzeugnis einer tausendjährigen Kultur, ist den Deutschen im Kriege verlorengegangen.

Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurteilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder geteilt, deren Hufen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld gesät. Waid wurde im Norden des Rennsteigs immer noch eifrig und mit großem Vorteil gebaut. Obgleich schon vor dem Kriege der fremde Indigo dem einheimischen Farbstoff Konkurrenz machte, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeschlagen werden; diese Summe kam zumeist in das Erfurter Gebiet und das Herzogtum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimisch, und von Ölsaaten wurde Rübsen, wie am Rheine Raps, in die Brache gesät. Der Flachs ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet, und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Ährenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und diese alte Kultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon säte man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wiesen, hochgeschätzt, häufig eingezäunt, wurden sorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre später; die Maulwurfshaufen zerwerfen und die Abzugsgräben, ja sogar Bewässerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höherer Gartenkultur, auch von Blumen und feinen Obstsorten. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten miteinander vergleichen darf, die landwirtschaftliche Kultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. —

Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Das Fuhrwesen auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit, Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zu-

7*

weilen. Es wurde ein kleines Schulgeld bezahlt, und ein Teil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze; als charakteristische Eigenschaften wurden ihm Roheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unflätig hielt, er schwor und fluchte altertümlich, und sein Begrüßungszeremoniell war anders verschränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüt, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der verklingende deutsche Volksgesang einiges Leben, und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren die Feste des Bauern, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräsentation.

Auch die echte deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an sauberen und kunstvollen Erbstücken teilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgerät war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittene Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich einzeln — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauersfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang.

Auch viel bares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen, und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaren und Gerät in Hof und Küche nötig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Prozesse; aber er wälzte wohl auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimstalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen,

wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wohl von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Tür kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauergeschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemutet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte, seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr rot, und alle Waren wurden teurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das massenhafte Ausprägen wertlosen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleisch zu Hause und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten sich zu ihm in Quartier und belästigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche sie von seinen Viehställen abhalten sollten.

Endlich begannen — für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschierte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kontribution, außerdem Geschenke, und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Los noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, das Versteck seiner Schätze anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greuliche wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr,

durch Überredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unselige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirtschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Herden von der Weide geholt und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Furiers hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchtürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in ein entferntes Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und wochen-, ja monatelang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Teilnahme auf solche Stellen. — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre



Häuser zurück und besserten notdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenden suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land, und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meisten hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Walde, die rohe Freude an Gewalttat und Beute machte die Trotzigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getöteten Marodeuren abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Fertigkeit der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Untat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmählich ein grimmiger Standeshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. —

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehrere Dörfer ganz verlassen, und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Tiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich nichts in der neueren Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Teuerung entstand, Hungersnot folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren in Deutschland nicht gewütet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch, viele Örter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wütete von dieser Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre.

Es ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden

aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals imstande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstörung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohltätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im siebzehnten Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem anderen Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Ähren zusammenzulesen oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Wenn sein letztes Zugtier geraubt war, spannte er sich selbst an den Pflug. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich, in Schmutz und Ruinen zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zugute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf seinem Dorfe aus, so begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne bewaffnet seine letzten Zugtiere auf den Acker, bereit, mit ansprengenden Räubern um die Tiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Interesse als der Bauer selbst hatten sein Landesherr und dessen Beamte, die Dörfer zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der einzelne im Wert. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der einzelnen. Die Aktenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte und Erlasse liefen bei all dem Elend hin und her, Eingaben und Kostenaufstellungen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindeschreiber, während der Schnee durch die ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindekasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finsteren ungesetzlichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dieses Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung sich erhielt, war in den Pausen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.



Landsknecht und sein Weib

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. — Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, sich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Roheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl ihres Dorfes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugnis geben, daß sie alle diese Gefahren als echte Streiter

Christi ertrugen. Die meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Kruzifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrat beschmutzt, die Glocken vom Turm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Kantor mehr die Bußlieder anstimmte, da riefen sie den Rest ihrer Beichtkinder noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Mutwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponiert hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre, und wir sind glücklicherweise in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. —



Die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten

Leopold von Ranke



Kurfürst Friedrich Wilhelm steht ebenbürtig in der Reihe der großen theoretisch-praktischen Geister, die das 17. Jahrhundert in seinen religiösen und politischen Kämpfen hervorgebracht hat. Gustav Adolf und Kardinal Richelieu waren von unvergleichlich größerer Bedeutung für die Entscheidung der Weltgeschichte; Wallenstein unternehmender; Cromwell unergründlicher angelegt, origineller, an seiner Stelle gewaltiger; Karl Gustav verwegener: er vermaß sich, die Welt des Nordens aus ihren Angeln zu heben; niemals wird man den feinen Begründer der diplomatischen Weltstellung von Frankreich, Mazarin, noch auch den Bedächtigen, erwägungsvollen Republikaner Johann de Witt, den Urheber des politischen Gleichgewichtes, vergessen. Friedrich Wilhelm hatte nicht eine Stellung, um eine so universal eingreifende Wirksamkeit auszuüben; aber seine Tätigkeit ist nicht minder bedeutend. Er lebte nicht allein in den momentanen Kämpfen; er vollbrachte eine Gründung für alle Zeiten.

Kurfürst Friedrich Wilhelm erscheint als ein Mann von natürlichster Einfachheit, der, wenn er über den Markt geht, wohl ein paar Nachtigallen kauft, die man feilbietet, der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberge lesen, die jungen Karpfen im Teiche fischen hilft. Dabei aber richtete er sich doch eine stattliche Hofhaltung ein; er hält auf die Abzeichen, die ihn von allen anderen unterscheiden, er legt Wert darauf, daß er einen gewissen Aufwand machen kann, nach welchem ihn niemand zu fragen hat. Für die Künste wohnte ihm ein natürliches Talent inne, so daß er das Gute und Brauchbare auf den ersten Blick unterschied. Er war mehr ein Kriegsmann als ein Gelehrter; aber er hatte Sinn für Gelehrsamkeit und den Wunsch, sich allseitig zu unterrichten. Wichtige Fragen über zweifelhafte Punkte legte er den Gelehrten vor, die er erreichen konnte, und ließ sich von ihnen Vortrag halten, ohne die Kontroverse zu scheuen. In seinen mittleren Jahren geschah das alle Tage: die Staatsgeschäfte litten dabei nicht. Er war vielmehr überzeugt, daß er eben des Rates der Gelehrten bedürfe, um sie zu führen.

Seine Staatsverwaltung hatte eine patriarchalisch-familiäre Ader.

Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an seinen vertrautesten Rat, Otto von Schwerin, sind aufbehalten. Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert. Darum durfte dieser aber doch keine persönlichen Interessen in die Ver-

handlungen mischen. Er wird wohl bedeutet, keine Affekte blicken zu lassen, wo er nur seine Meinung zu sagen habe.

In der alten Weise deutscher Fürsten liebte Friedrich Wilhelm noch regelmäßige und eingehende Deliberation.

Schon Oxenstjerna lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Kurfürst in seiner Jugend den Sitzungen seines Geheimen Rates beigewohnt, wie er sich sogar die Mühe gegeben habe, die verschiedenen Abstimmungen aufzuzeichnen. Er zog besonders juridisch gebildete Männer, welche politische Talente verrieten, in denselben. In dem versammelten Staatsrat hielt er fürs beste, alle sprechen zu lassen, und zwar die jüngsten Mitglieder zuerst, weil sie, wenn die älteren ihre Meinung zuvor aussprachen, durch deren Autorität leicht beherrscht werden würden; seine Methode war: alles zu hören, aber selbst keine definitive Meinung zu äußern. Dafür behielt er die stille Überlegung mit sich selbst vor, nicht ohne Gebet. Durch diese Erhebung der Seele meinte er, in den Stand gesetzt zu werden, den besten Rat zu finden und zu wählen. Man verglich sein Urteil mit dem Neigen der Zunge in der Wage: nach der Seite hin, wo das Übergewicht der Gründe fällt, fast ohne Willkür. „Und was ich dann", sagte er, „im Geheimen Rat einmal beschlossen, das will ich auch vollzogen haben." Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen; wo die Not vorhanden, da gilt kein Privilegium.

Sehr bequem und beliebt war sein Regiment mitnichten; die allgemeine Klage war, daß er die Untertanen zu sehr belaste, und zwar immer stärker, je älter er wurde. Man hatte viel von seinem Jähzorn zu leiden, der dann auch keineswegs ohne Einfluß auf die Geschäfte blieb. Wenn die großen Angelegenheiten überhaupt selten ohne Leidenschaft verwaltet werden, so war das auch bei ihm nicht der Fall. Aber in der Situation lag ein gutes Korrektiv momentaner Aufwallungen... Die persönliche Stimmung wurde doch immer durch die allgemeine Erwägung beherrscht.

In seinem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen, allzu weit: wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaft eine von aller Rücksicht auf die christlichen Konfessionen unabhängige Universität zu stiften. Er zweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wissenschaften; er liebte von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören; und dabei war er doch durch und durch praktisch.

Wir fühlen um ihn her die geistige Luft, in welcher der Genius atmet; die Handlungen, die sich auf einem unendlichen Hintergrund der Gesinnung und der politischen Anschauungen erheben.

In seinen jüngeren Jahren erschien der Kurfürst als ein schöner Mann, groß und wohlgewachsen, mit vollem Gesicht, bedeutend ausgeprägten Zügen und

hellen Augen. Er vereinigte den Ausdruck der Entschlossenheit mit höflichem Wesen.

Seine Gemahlin, Luise Henriette von Oranien, erschien neben ihm sanfter und ruhiger; sie war klein, aber wohlgestaltet; sie sprach wenig und verriet eine Neigung zur Melancholie. Sie fastete alle Dienstage, weil ihr Bruder an diesem Tage gestorben war. Auch bei festlichen Gelagen hält sie diese ihre Gelübde: sie nahm die Gesundheiten an, die man ihr brachte, und erwiderte sie, ohne zu trinken. Aber mit ihrer religiösen Devotion verband sie doch auch ein Verständnis für die vorliegenden Fragen. Sie hielt es beinahe für die Pflicht der Gemahlin eines Fürsten, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Der Fürst hat sich bei ihren Ratschlägen wohl befunden: er hat sie nach ihrem Tode oft vermißt. Die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, war aus stärkerem Stoff gebildet. Sie begleitete ihn auf seinen Feldzügen in das Getümmel des Feldlagers, in die Gefahren der Belagerung: niemals wollte sie ihn verlassen. Sie behandelte ihn als den großen Mann, der er war, und war besorgt für sein Glück und seinen Ruhm. Man findet nicht, daß sie in den großen Angelegenheiten Einfluß auf seine Entschlüsse ausgeübt hat: dagegen in seiner äußeren Umgebung herrschte sie unbedingt. Unter den Freunden und Genossen der Familie war sie bekannt dafür, daß es ihr das größte Vergnügen auf der Welt mache, zu befehlen. Dem Kurfürsten, der sie gewähren ließ, verschaffte sie eine seiner Natur entsprechende Häuslichkeit.

Er erscheint aber auch als ein Hausvater alter Zeit; wie wenn er vor Tische, im Lehnstuhl sitzend, die Begrüßung seiner Kinder empfing, die ihn ehren, aber auch fürchten. Wie ihn seine Bildnisse zeigen und die, welche ihn kannten, versichern, in ihm war eine seltene Verbindung von Ernst und Wohlwollen, Güte und Majestät. In jedem Augenblick erschien er würdig und gediegen, seiner Stellung bewußt, die doch größtenteils sein eignes Werk war. Er hat den brandenburgischen Staat nicht etwa geschaffen; denn in seinen Grundlagen bestand derselbe bereits und hatte seinen eigentümlichen Charakter: aber diese Bestandteile hat Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht allein zusammengehalten, sondern auch solche von wesentlichster Bedeutung hinzugefügt und ihnen die Idee eines Staates eingehaucht, das Bewußtsein nicht allein eines äußeren, sondern auch eines inneren Zusammenhaltes.

Friedrich der Große

Johann Gottlieb Fichte

Seit den Tagen jenes Löwen aus Mitternacht hatte Deutschland nicht mehr das Bild eines Helden gesehen, zu dem die gesamte Nation bewundernd emporblickte; der aber jetzt in stolzer Freiheit, wie einst Gustav Adolf, mitten durch die großen Mächte seines Weges schritt und die Deutschen zwang, wieder an die Wunder des Heldentums zu glauben, er war ein Deutscher.

Der springende Punkt in dieser mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit. Friedrich gibt sich, wie er ist, und sieht die Dinge, wie sie sind. Wie in der langen Bänderreihe seiner Briefe und Schriften keine Zeile steht, darin er versuchte, seine Taten zu beschönigen, sein eigenes Bild für die Nachwelt auszuschmücken, so trägt auch seine Staatskunst, wenngleich sie die kleinen Künste und Listen des Zeitalters als Mittel zum Zwecke nicht verschmäht, das Gepräge seines königlichen Freimutes: so oft er zum Schwerte greift, verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziele.

Fürstenspiegel

Friedrich der Große

Seiner durchlauchtigsten Hoheit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg

Den 6. Februar 1744



Durchlauchtigster Vetter, nehmen Sie die folgenden Ratschläge, die ich Ihnen gebe, als wahrhaftes Zeichen meiner Zuneigung auf und seien Sie überzeugt, daß es mir nie einfallen würde, Ihnen Ratschläge zu erteilen ohne den hohen Begriff, den Ihre Tugenden und Ihre Talente mir von Ihrer Persönlichkeit gegeben haben. Sehen Sie mich als Ihren wahrhaften Freund an, zu dem Sie Vertrauen fassen können und der Sie hoch genug achtet, um Ihnen niemals die Wahrheit zu verhüllen. Ich habe nur ein einziges Interesse, das mich Ihnen verbindet: die Ehre; ich glaube, meine Ehre verlangt, daß ich das Meine tue, damit Sie von Ihren Völkern geliebt und von ganz Europa bewundert werden, damit Sie derjenigen Art Glück teilhaftig werden, das man sich nur selber verschaffen kann,

und damit eine einhellige Stimme zu hören ist, welche mein Urteil über den Prinzen von Württemberg rechtfertigt, daß nämlich seine Tugend größer ist als die Zahl seiner Jahre. Ich erwarte mit Ungeduld den Augenblick, wo ich Sie hier umarmen kann, obgleich ich Sie zu sehr liebe, um Sie ohne Bedauern scheiden zu sehen. Glauben Sie immer an die Aufrichtigkeit meiner Gefühle und seien Sie überzeugt, daß ich bin,

Durchlauchtigster Vetter,

Ihr guter Vetter und getreuer Freund

Friedrich.

Der Anteil, den ich an Ihrer Großjährigkeitserklärung genommen habe, muß mir so viel Interesse am Glück Ihrer Regierung einflößen, daß ich meinen möchte, das Wohl und Wehe dieser Regierung müßte irgendwie auf mich zurückstrahlen. In diesem Sinne glaube ich mich verpflichtet, Ihnen freundschaftlich und aufrichtig meine Gefühle im Hinblick auf den neuen Stand, in den Sie eintreten, zu sagen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die von Anmaßung und Eitelkeit dazu gebracht werden, daß ihre Ratschläge die Art von Befehlen annehmen, die ihre Meinungen für unfehlbar halten und wollen, daß ihre Freunde unabhängig von ihnen keinen Gedanken, keine Regung und keinen Atemzug haben. So lächerlich einerseits diese Anmaßung wäre, so sehr wäre ich anderseits schuldig, wenn ich es unterließe, Ihnen zu sagen, was keiner Ihrer Bedienten und Ihrer Untertanen die Keckheit haben wird, Ihnen zu sagen, oder besser gesagt, was sie Ihnen um ihrer persönlichen Interessen willen wahrscheinlich gar nicht sagen wollen.

Es ist sicher, daß alle Welt ihre Blicke auf das erste Auftreten eines Mannes richtet, der ein Amt übernimmt, und die ersten Schritte sind gewöhnlich für das Urteil der Öffentlichkeit entscheidend. Wenn Sie von allem Anfang an Ihrem Ruf eine gesicherte Grundlage geben, erwerben Sie das Vertrauen der Öffentlichkeit, und das will mich für einen Herrscher das Erstrebenswerteste bedünken.

Sie werden allerorten Personen finden, die Ihnen schmeicheln und die nur darauf aus sind, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie selbst zu beherrschen. Sie werden noch eine andre Sorte Menschen finden, besonders unter den Räten der Staatsverwaltung, die Ihnen sorgsam die Bekanntschaft mit Ihren Geschäften entziehen möchten, um sie nach ihrem Gefallen zu führen; die Ihnen die leichtesten Dinge schwer machen werden, um Ihnen die Arbeit zu verleiden; und Sie werden in ihnen allen die unverkennbare Absicht finden, Sie in Vormundschaft zu halten, natürlich unter dem schönsten äußern Anschein und auf eine Manier, die für Sie durchaus schmeichelhaft ist.

Nun fragen Sie mich: was soll man dagegen tun? Man soll sich mit allen Finanzangelegenheiten vertraut machen, soll einen Sekretär suchen, der in der Finanzverwaltung als Subalternbeamter oder Gehilfe gearbeitet hat, und soll ihm gute Belohnung versprechen, damit er Sie über alles, was Sie angeht, auf

dem laufenden erhält. Die Finanzen sind der Nerv eines Landes; wenn Sie mit ihnen wohlvertraut sind, dann beherrschen Sie alles andere.

An vielen Höfen in Deutschland habe ich einen Mißbrauch gesehen: der bestand darin, daß die Minister der Fürsten den Titel kaiserliche Minister hatten, wodurch ihre Straflosigkeit festgelegt war. Sie merken selbst, wie hinderlich es für Sie sein müßte, das zu dulden. Ich muß Sie überdies darauf aufmerksam machen, daß Sie zwei Räte in der Landesverwaltung finden, vor denen Sie gut tun werden, auf der Hut zu sein: der eine heißt Bilfinger und der andre Hardenberg. Es ist Ihre Aufgabe, sie zu prüfen und zuzusehen, bis zu welchem Grade Sie ihnen trauen können.

Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen, wägen Sie, ehe Sie sie fassen, das Für und Wider ab; aber wenn Sie erst Ihren Willen ausgesprochen haben, ändern Sie um alles in der Welt nichts daran, sonst wird sich jeder über Ihre Autorität hinwegsetzen, und Sie werden als ein Mann betrachtet werden, auf den man nicht zählen kann.

Am Ende einer Regentschaft können Ihnen Intrigen an Ihrem Hof nicht ausbleiben. Strafen Sie diejenigen, welche die ersten anzetteln, mit Strenge, und jeder wird sich hüten, ihrem Beispiel zu folgen. Güte, wo sie nicht am Platze ist, ist Schwäche, wie unangebrachte Strenge ein großes Verbrechen ist. Es gilt, diese beiden Extreme zu vermeiden, wiewohl es nur der Fehler eines adligen Herzens ist, in der Milde ausschweifend zu sein.

Glauben Sie ja nicht, das Land Württemberg sei für Sie geschaffen worden, sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat zur Welt kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Sein Wohlergehen muß Ihnen wichtiger sein als Ihr Vergnügen, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Untertanen aufopfern können, dann werden Sie nicht nur die Wonne Ihres Volkes, sondern darüber hinaus die Bewunderung der ganzen Welt sein.

Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion des Landes, welche in Ehrbarkeit und allen moralischen Tugenden besteht. Es gehört zu Ihrer Aufgabe, ihnen zur Durchführung zu verhelfen, besonders der Menschlichkeit, welche die Kardinaltugend jedes denkenden Wesens ist. Überlassen Sie die geistliche Religion dem höchsten Wesen. Wir sind allesamt Blinde über diesen Gegenstand und durch manche Irrtümer Betörte. Wer unter uns ist so verwegen, zu behaupten, er kenne den rechten Weg?

Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der zu Verfolgungen führt. Wenn elende Sterbliche vor dem höchsten Wesen Gefallen finden können, so nur durch die Wohltaten, die sie unter den Menschen verbreiten, nicht aber durch Gewalttaten, die sie gegen Starrköpfe begehen. Selbst wenn die wahre Religion, die Menschlichkeit nämlich, Sie nicht zu diesem Verhalten verpflichtete, muß Ihre Politik es tun, denn all Ihre Untertanen sind Protestanten. Durch



Bald werde ich dir näher kommen!

Toleranz werden Sie von ihnen angebetet werden; durch Verfolgung werden Sie ihr Abscheu werden.

Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich und an die Staaten des Hauses Österreich grenzt, nötigt Sie, gegen diese beiden mächtigen Nachbarn eine gemessene und gleiche Haltung einzunehmen. Zeigen Sie keine Vorliebe für einen oder den andern, lassen Sie es nie dahinkommen, daß einer der beiden Ihnen Parteilichkeit vorwerfen kann, denn in den Wechselfällen ihres Glücks werden sie nicht verfehlen, Sie abwechselnd für das büßen zu lassen, was sie Ihnen glauben mit Recht vorwerfen zu dürfen.

Trennen Sie sich nie von dem Reich und seinem Oberhaupt. Es gibt für Sie gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn nur Sicherheit in der Aufrechterhaltung der Reichsverfassung. Seien Sie immer der Feind dessen, der das Reich umstürzen will, weil das tatsächlich nichts andres ist, als eben damit Sie stürzen zu wollen. Verachten Sie ja das Oberhaupt des Reichs in seinem Unglück nicht, und seien Sie anhänglich an ihn, soweit Sie es können, ohne sich in sein mißliches Schicksal zu Ihrem Schaden zu verwickeln.

Genießen Sie Ihre Jugend, ohne Mißbrauch damit zu treiben. Lassen Sie einige Jahre verstreichen, die dem Vergnügen gewidmet sind. Denken Sie dann daran, sich zu verheiraten. Das erste Feuer der Jugend ist für die Ehe nicht günstig, und die Treue glaubt schon altersschwach zu sein, wenn sie drei Jahre hinter sich gebracht hat. Wenn Sie eine Prinzessin aus einem zu hohen Hause nehmen, so wird sie denken, sie erweise Ihnen eine Gnade damit, daß sie Ihre Gattin wird. Das wäre eine Ausgabe für Sie, die Sie fast zugrunde richten könnte, und Sie hätten keinen andern Vorteil davon, als der Sklave Ihres Schwiegervaters zu werden. Wenn Sie eine Gattin wählen, die Ihnen einigermaßen gleichsteht, werden Sie ein glücklicheres Leben führen, weil Sie mehr Ruhe haben und weil die Eifersucht, zu der die großen Fürstlichkeiten ihrem Ehepartner immer Grund geben, Ihnen nicht lästig fiele.

Achten Sie in Ihrer Mutter die Frau, die Ihnen das Leben geschenkt hat. Je rücksichtsvoller Sie gegen sie sind, um so mehr Achtung werden Sie verdienen. Haben Sie immer Unrecht, wenn ein Streit zwischen Ihnen entstehen sollte. Die Dankbarkeit gegen die Eltern kennt keine Grenzen; man wird getadelt, darin zuwenig zu tun, aber niemals, darin zuviel zu tun.

Ich gehe nicht im einzelnen auf weniger wichtige Dinge ein, die dem eigenen Ermessen überlassen werden können. Die zärtliche Neigung, die ich für Sie habe, wird mich immer so aufrichtig an Ihrem Wohlergehen teilnehmen lassen, daß ich den Beifall und den Segen, den Ihre Untertanen Ihnen spenden werden, mit einer Freude ohnegleichen vernehmen werde, und jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, werde ich mit größter Begierde ergreifen.

Mit einem Wort, ich wünsche Ihnen jegliches Glück, lieber Herzog, wie Sie jeglichen Glückes würdig sind. Friedrich.

Völkerschlacht

Friedrich Ratzel

Das Wort Völkerschlacht ist bezeichnenderweise ein eigentümlich deutsches; leider gilt es nicht bloß von dem viertägigen Ringen bei Leipzig. Denn wie viele Schlachten sind seit den Hunnen- und Ungarneinfällen auf deutschem Boden mit und von nichtdeutschen Völkern geschlagen worden!

Freiherr vom Stein

Ernst Moritz Arndt



Gott hatte ein feuriges, gewaltiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte, sehr schlimm, wenn diese großen, aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geleugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüt früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Notwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Mut nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urteil oder ein rasches Wort

je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung getan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerade vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe, das war sein Spruch: Es darf nichts getan werden, was nicht grad und offen getan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, namens Bourrienne, sich erfrecht, mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen! Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmählich und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst lange nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Teilnahme; es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas berostet und bemoost sein, damit er den Sonnenschein einer idealischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch teilte er manche Ansichten und Vorurteile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Geborenen begreiflicherweise kaum eine Ahnung sein kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisiert. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rat und Tat für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften

der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den tätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgendeiner Sache oder irgendeinem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Tatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermütige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüt für alles Schöne und Große begeisternd für jeden, der irgendeinen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmütige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken immer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Mutes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demütig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere, daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling und jeder, der ruhmredig und ruhmtätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergäng-

lichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos tätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtnis des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark, mit breiten deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohlgerundet, die Füße mit scharfem Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirn, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle: seine Nase eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hierbei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen alle, die immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethesche Auge breit und offen, meist in mildem Glanz um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Auge Freundlichkeit und Treue; aber wenn der Mann in sehr ernster, oder gar wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düsteren Donnerwolken des Zorns selten überzogen; dort leuchtete fast immer der klare heitere Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an; aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödig-

keit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der reine fegen und niederstürzen sollte; aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny* in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!" Ja, es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansbild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen. Er erschien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können, und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur, und daß es in ihm oft zu wild stürmen und brausen wollte, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben sei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen, sondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und vielen anderen genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfere Mann, von längst vergangenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angeborenen Feuertriebe, wie solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln, gesagt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen; wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt." — Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben?

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volkes und Vaterlandes Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten; aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen; aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich: die Revolver, die Um- und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand;

* Friedrich Karl v. Savigny (1779–1861), bedeutender Kenner des römischen Rechts, Begründer der historischen Rechtsschule, übte großen Einfluß auf Jakob Grimm.

in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen; selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte immer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede; diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann ward durch die jammervollen Geschicke seines Volkes fünf, sechs Jahre durch die Welt umhergejagt, ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend.

Bismarck

Erich Marcks



ismarck war der Mensch der Tat. Er brauchte die inneren Gluten, die in ihm brodelten und drohten, zum Schmelzen von Stahl; er sprühte sie achtlos aus über die Welt ringsum und ließ die zerbrechenden Kräfte in Flammen aus sich hervorgehen, das forderte sein Beruf. Er war der Staatsmann, der sich selber betätigen wollte und mußte; er wuchs über sich selber, über seinen Stand hinaus und wurde auf der Höhe seines Lebens zum Inbegriff von Staat und Nation: aber er konnte beides nur schaffen und erhalten durch die Entfesselung und nicht durch die Fesselung seiner persönlichen Stärke. Sie sog lebenslang ihre Kräfte aus dem Boden des Hauses, der Liebe, der einfach zarten Empfindung; sie wurde gesteigert durch die Reizbarkeit, durch die selbstverwundende Leidenschaft; aber wo ist im Grunde ein Widerspruch zwischen diesen Eigenschaften, die sich in ihm drängten und stießen? Alles lebendige Menschenwesen ist aus Gegensätzen gemischt, das größte und schöpferischste aus den größten; ich frage nach dem Genius, dem die Qual und die Kraft dieser Spannungen fehlte, und finde unter den Künstlern — vielleicht — ganz wenige, unter den Herrschern wohl keinen. Wer die Beschreibung von Bismarcks Seelenleben auf diesen Ton der Widersprüche abstimmt, der vergreift den Ton. Dem Deutschen, so scheint mir, sind diese Gegen-

sätze von zart und rauh, von Güte und Beschaulichkeit und von stürmisch zorniger Gewalt, das Nebeneinander von schlichter menschlicher Liebe und von ausbrechender Leidenschaft etwas ganz Selbstverständliches von Hause aus, das uns begreiflich und gar nicht erstaunlich erscheint. Wir kennen diese feinen und diese gefährlichen Mächte in Luther und finden da Blut von unserem Blute; auch in Friedrich und in Goethe und in Stein haben diese Ströme gerauscht; in dem thüringischen Bauernenkel und dem altmärkischen Edelmannssohn sind sie am selbstverständlichsten und ursprünglichsten, und die Stärke von Bismarcks Wesen schließt alle die brausenden Einzelquellen in majestätischer Einheit zweifelsfrei zusammen. Nur die Zerrissenheit kann dieses Schauspiel, wider Willen verkleinernd und schwächend, als Zerrissenheit schildern; der Klang seiner wirklichen Art ist Gesundheit, Größe und Naturgewalt.

Der ewige Heimatboden blickt durch alle Wellen dieses großen Daseins hindurch; er war ein Deutscher, so, wie wir das deutscheste am deutschen Wesen zusammenfassend und steigernd preisen und in unseren Großen suchen und wiederfinden; ein Niederdeutscher im besonderen. Aber wie hat ihn die Liebe und das Verständnis seiner oberdeutschen Volksgenossen ergriffen! Er war das alte Preußen gewesen und ist Preuße geblieben: in seinen letzten Jahren so deutlich wie je. Er war seit einem Menschenalter Deutscher geworden und blieb und war das erst recht, ein Bindeglied zwischen seinem alten Staate und allem neuen Deutschen, ein Symbol nun auch des neuen Deutschlands und Deutschtums, das unter seinem Eindrucke erstand. Staatsgesinnung und Wirklichkeitsgeist hatte er mitgebracht, und das trieb er der Gegenwart und der Zukunft ins Blut. Auch das junge Deutschland, das ihm in Hamburg nahe war, und das über die Meere hinausdrang in die weiteste Welt, empfand sich als Bismarcksgleichen. Das Stärkste in Bismarck blieb das Stärkste im neuen Deutschland: die auf das Handeln gerichtete gesunde Kraft.

Bismarck ist im Sachsenwalde begraben, und seine Ruhestätte gemahnt ein wenig an die König Heinrichs I., des Sachsen, in Quedlinburg. Sein Riesenbild schaut aus dem Getriebe der nachbarlichen Großstadt auf die Elbe, auf Hamburgs Hafen hinaus: gesteigert in das Übermenschliche, zur Erscheinung des Schirmers und Mahners. Dem Deutschland zu seinen Füßen, dem heutigen Deutschland, ist er nicht der einzige Ausdruck der Güter, die es am höchsten hält; neben ihm steht, als das Symbol der geistigen Sehnsucht und ihrer schöpferischen Befriedigung, nach der Entwicklung dieser dreißig Jahre seit dem Beginne unseres letzten inneren Umschwungs, von neuem heute jener andere, der ihm so mannigfach ähnlich war, und mit dem er sich zu seinen Erdentagen doch nicht innerlich fand, Wolfgang Goethe. Neue Zeiten, neue Kräfte, neue Massen, neue Triebe des Geistes, der Freiheit, der Weltbewegung haben sich geltend gemacht und streben der Zukunft, der fortschreitenden Klärung zu. Sie ergänzen Bismarck, und Bismarck ergänzt sie. Er ist das Eisen im Blute dieser neuen Zeit, der Granit,

auf dem ihre Mauern sich erheben. Er lebt sein Leben weiter und wächst und wandelt sich im Laufe der Geschichte, wie alle lebendigen Helden eines Volkes es tun. Er wird allgemach zum Gemeinbesitze aller, auch derer, die den Lebenden dereinst bekämpft haben, und die er bekämpfte. Der große Krieg, den er einst gerungen hat abzuwenden, und der doch um sein eigenstes Erbe geführt wird, als Prüfung und, wie wir vertrauen, als Bewährung und als Belebung, er hat Bismarck, scheinbar plötzlich, ganz an die Spitze seines Deutschlands gerufen: seine Einwirkung sprang mit einem Male aus allen Tiefen unseres Daseins hervor; was er in Nöten umstritten hatte, das erwies sich in überraschender Größe als seelisches Eigentum der ganzen Nation: Staat, Einheit, Reich und Macht. Seine Reden hallen von neuem durch Deutschland hin, und neben Friedrich dem Großen und Blücher, neben Kaiser Wilhelm und Moltke zieht er segnend und stärkend mit auf die Schlachtfelder hinaus. Der Gedanke der Nation hat sich breit und tief ausgewachsen, über seine Tage hinaus, und durchdringt unser Leben. Seine irdische Gestalt mit ihren unvergeßlich und unerschöpflich menschlichen Zügen wird ihre Fragen von neuem stellen an jedes neue Geschlecht, an dessen historische Erkenntnis und dessen politischen Willen. Seine ewige Gestalt, das, was er als Name und Begriff, als Idee des Deutschen, überpersönlich und beinah unpersönlich, dem Deutschtum bedeutet, das schwebt wie ein Feuerzeichen in Dunkel und Nacht vor seinem Volke einher, es wird mit seinem Volke aufsteigen und müßte mit ihm versinken. Es ist unser Glaube an Deutschland, daß auch dieser Bismarck leben und wachsen wird, und daß seine beste und größte Wirkung und Wirklichkeit noch vor ihm liegt.



Otto v. Bismarck als Student,
Korps Hannover-Göttingen

Dreibund

Bismarck



Niemand kann die Zukunft Österreichs an sich mit der Sicherheit berechnen, die für dauernde und organische Verträge erforderlich ist. Die bei Gestaltung derselben mitwirkenden Faktoren sind ebenso mannigfaltig wie die Völkermischung, und zu der ätzenden und gelegentlich sprengenden Wirkung dieser kommt der unberechenbare Einfluß, den je nach dem Steigen oder Fallen der römischen Flut das konfessionelle Element auf die leitenden Persönlichkeiten auszuüben vermag. Nicht bloß der Panslavismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die tschechische Frage, ja selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste können zu Kristallisationspunkten für nicht bloß österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Österreich in ein solidarisches Haftverhältnis tritt. In Böhmen ist die Spaltung zwischen Deutschen und Tschechen stellenweis schon so weit in die Armee eingedrungen, daß die Offiziere beider Nationalitäten in einigen Regimentern nicht miteinander verkehren und getrennt essen. Für Deutschland unmittelbar existiert die Gefahr, in schwere und gefährliche Kämpfe verwickelt zu werden, mehr auf seiner Westseite infolge der angriffslustigen, auf Eroberung gerichteten Neigungen des französischen Volks, die von den Monarchen seit den Zeiten Kaiser Karls V. im Interesse ihrer Herrschsucht im Innern sowohl wie nach außen großgezogen worden sind.

Der Beistand Österreichs ist für uns gegen Rußland leichter zu haben als gegen Frankreich, nachdem die Friktionen dieser beiden Mächte in dem von ihnen umworbenen Italien in der alten Form nicht mehr existieren. —

In der Beurteilung Österreichs ist es auch heute noch ein Irrtum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust getrieben worden ist. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltner Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in andrer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Österreich im Felde standen, Verlegenheit bereitete und uns im Stiche ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns einen russischen Krieg auf den Hals zu ziehn, während wir als nominelle Verbündete für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nahe zum Kriege gegen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege

einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten, und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rankünе des Grafen Buol gegen den Kaiser Nikolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenige Jahre nach Vilagos (13. August 1849), aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die die Träger einer rivalisierenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einflusse gelangen. Die Liebe der galizischen Polen, des ultramontanen Klerus für das Deutsche Reich ist vorübergehender und opportunistischer Natur, ebenso das Übergewicht der Einsicht in die Nützlichkeit der deutschen Anlehnung über das Gefühl der Geringschätzung, mit dem der vollblütige Madjar auf den Schwaben herabsieht. In Ungarn, in Polen sind französische Sympathien auch heute lebendig, und im Klerus der habsburgischen Gesamtmonarchie würde eine katholisch-monarchische Restauration in Frankreich die Beziehungen wiederbeleben können, die 1863 und zwischen 1866 und 1870 in gemeinsamer Diplomatie und in mehr oder weniger reifen Vertragsbildungen ihren Ausdruck fanden. Die Bürgschaft, die diesen Möglichkeiten gegenüber in der Person des heutigen Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn liegt, steht, wie gesagt, auf zwei Augen; eine voraussehende Politik soll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeit liegen. —

Wir müssen und können der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bündnis ehrlich halten; es entspricht unsern Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unsres Volks. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkans und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Österreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren.

Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht tun will, sich klarmachen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen. — Ich habe mich stets bemüht, nicht nur die Sicherstellung gegen russische Angriffe, sondern auch die Beruhigung der russischen Stimmung und den Glauben an den inoffensiven Charakter unsrer Politik zu pflegen. Es ist mir auch bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amte vermöge des persönlichen Vertrauens, das Kaiser Alexander III. mir schenkte, stets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimische Entstellungen und gelegentlich durch diesseitige militärische Unterströmungen in ihm er-

regt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der Danziger Reede (9. September 1881) zum ersten Male als Kaiser sah, und bei allen spätern Begegnungen auch trotz der über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntnis des österreichischen Vertrags ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice (15.—17. Sept. 1884) und in Berlin (18. Nov. 1887) zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrige mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht. Ebenso gelang es mir bei der Begegnung im Oktober (11.—23. Okt.) 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Ich anwortete, was ich damals dachte, daß ich von dem Vertrauen Kaiser Wilhelms II. zu mir überzeugt sei und nicht glaubte, daß ich jemals gegen meinen Willen würde entlassen werden, weil Seine Majestät bei meiner langjährigen Erfahrung im Dienste und bei dem Vertrauen, das ich mir in Deutschland sowohl wie bei den auswärtigen Höfen erworben hätte, in meiner Person einen schwer zu ersetzenden Diener besäße.

Der Kaiser gab seiner großen Genugtuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu teilen schien.

Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmospäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichre Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zustande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebensowenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupelallianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensiert nicht von dem toujours en vedette!

Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Eini-

gung bringen und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird.

Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, sooft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen respektive niederzustimmen.

Der Deutsche in der Weltpolitik

Friedrich Ratzel



Aus der deutschen Auswanderung, worunter wir die körperliche Wanderung von Land zu Land und die geistige Umfassung der Welt verstehen, aus der Erstarkung des deutschen Handels, der wieder in die vorderste Reihe getreten ist, und der Handelsflotte mußte der deutschen Staatskunst ein weltpolitischer Zug zuwachsen. Es mußte so kommen, daß endlich auch die Deutschen, als zeitlich drittes in der Reihe germanischer Völker Europas, dieselbe Bahn beschritten, die seit dreihundert Jahren Holländer und Engländer eröffnet hatten: die Bahn der kühnen Seefahrt über die ganze Erde hin, die Bahn der nachhaltigen Kolonisation begründet auf eine zahlreiche Auswanderung, die familienweise geschieht. Die geographische Lage des Landes und die Begabung des Volkes drängten darauf hin, die Romanen hatten schon gezeigt, was sie können, die Russen hatten sich nach Osten gewandt. Die Deutschen (und Italiener) hatten sich noch zu erproben. In solchen Dingen leitet nicht die verstandesmäßige Überlegung und Berechnung, sondern eine Art nationalen Instinkts für das geschichtlich Gebotene, Notwendige.

Auch hier wie in dem Fortschreiten der Deutschen zur politischen Einheit und Machtstellung wiederholte es sich, daß geistig langsam vorbereitet wurde, was stofflich sich verwirklichen mußte. Deutschland stand auch an geistiger Umfassung der ganzen Erde seit zwei Menschenaltern allen andern Völkern Europas in einigen Beziehungen voran, in andern wurde es nur von Großbritannien übertroffen. Aus Deutschland ging die wissenschaftliche Erdkunde hervor, in Deutsch-

land hat man für Literatur und Kunst aller Völker den Sinn offen behalten, Deutschland zeichnet seit langem die besten Karten und liest die meisten Reisebeschreibungen. Bis eine deutsche Reisebeschreibung ins Englische übertragen wird, werden zehn englische ins Deutsche übertragen und außerdem noch englische in Deutschland gedruckt. Schon vor hundert Jahren hatte Deutschland die beste geographische Zeitschrift. Die Kenntnis moderner Sprachen ist nirgends so verbreitet. Die praktischen Konsequenzen dieses Weltbürgertums der Bildung haben sich zuerst auf dem wirtschaftlichen Boden entwickelt und mußten dann notwendig auch in den politischen Fragen einen weiteren Blick zur Geltung bringen.

Nennen wir den politischen Charakter eines Volkes die Anlagen, die dem Leben des Staates seine besondern Richtungen geben, so müssen wir bei den Deutschen den Sinn für die Selbständigkeit der Einzelnen, Familien und Gemeinden vor allem betonen. Er tritt im Wohnen und Arbeiten, im geistigen und wirtschaftlichen Schaffen ebenso hervor wie in der Verfassung der Gemeinden und Staatswesen. Er fiel den Römern auf, als sie der Germanen zuerst ansichtig wurden, und wir erstaunen über die Lebenskraft, mit der er sich in einer von ausgleichenden und großräumigen Strömungen beherrschten Zeit behauptet. Er nennt sich Freiheit. Diese deutsche Freiheit ist etwas ganz anderes als die französische, sie ist auch nicht genau so wie die englische, mit der sie nächstverwandt ist. Von Gleichheit will sie gar nichts wissen, und dem Staat gesteht sie nur das Notdürftigste zu. Wenn dieser Selbständigkeitssinn in Deutschland, in den Niederlanden und in der Schweiz die politische Zersplitterung mit hervorrufen half, hat er sich bekanntlich immer gern auf die alte deutsche Freiheit berufen. Derselbe Sinn trägt auch die Schuld an der religiösen Zerklüftung der Deutschen, die sich wiederum an der politischen genährt hat. Die politische Schädlichkeit des übertriebenen Selbständigkeitsgefühls zeigt sich auch in den Kolonien, die überall durch die Vorliebe der Deutschen für den Ackerbau, durch Fleiß, Ordnung und Sauberkeit ausgezeichnet sind, aber durch den Mangel an freierm politischen Blick gehemmt werden. Die Deutschen in Siebenbürgen, an der Wolga und im Kaukasus, in Südafrika, Nordamerika und Südbrasilien haben wirtschaftlich blühende Bauernschaften, zum Teil auch ein kräftiges Bürgertum entwickelt, aber sie sind entweder nicht politisch selbständig geworden oder haben ihre staatliche Selbständigkeit wieder eingebüßt. Auch die Ausbreitung der Deutschen über ihr geschlossenes Gebiet hinaus hat unter der angestammten Neigung zum Stammes-, Gemeinden-, Familien- und Sektenpartikularismus gelitten.

Der viel beklagte Mangel an Nationalsinn hat ebenfalls darin seine Wurzel. Allerdings verstärkt ihn die geographische Lage mit ihren vielfältigen Völkerberührungen, die einem insular geschlossenen Nationalbewußtsein immer entgegenwirken werden. Aber auch der echt germanische Sinn für alles Gegenständliche, trete er nun als Natur- und Wandersinn, als Forschungslust oder als Teil-

nahme an fremder Sprache und fremdem Volkstum auf, hat bei den Deutschen sehr häufig eine antinationale Richtung angenommen, und die Deutschen werden vielleicht immer mit der Tatsache rechnen müssen, daß sie in fremdem Volkstum ihre nationale Eigenart schneller aufgeben als andere Völker. Das deutsche Volk ist noch nicht lange genug geeinigt, um eine so sichere, abgeschlossene Vorstellung von seinem Lande zu haben wie der Engländer von seiner „meerumschlungenen Insel", der Franzose von seinem „schönen Frankreich". Der einzelne Deutsche hat zunächst nur ein Verhältnis zu seinem Land oder Ländchen; das braucht aber beim Altbayern nicht bis nach Franken und beim Preußen nicht über die Elbe westwärts zu reichen und braucht selbst beim Hamburger noch nicht mehr als die 400 Quadratkilometer hamburgisches Gebiet zu umfassen. Der Lokalpatriotismus in allen Abstufungen und Farben wird dem größten Patriotismus für das ganze Reich noch lange abträglich sein.

Daher wäre es auch aus politischen Gründen so wünschenswert, daß der Deutsche mit Liebe das ganze Deutschland umfasse. Gerade weil es nicht zu den Ländern gehört, die eine einzige hervorstechende Eigenschaft für sich haben, sei es die Raumgröße oder die Gunst der Lage oder ein herrliches Klima, will Deutschland gut gekannt sein. Seine Macht hängt mehr als bei Rußland, England oder Frankreich von dem Gebrauch ab, den sein Volk von dem macht, was die Natur ihm verliehen hat. Wir müssen wissen: unser Land ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste Europas. Aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts davon zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treuste Anhänglichkeit zu verdienen; es ist mit einem Worte ein Land, worin ein tüchtiges Volk große und glückliche Geschicke vollenden kann; vorausgesetzt, daß es sich und sein Land zusammenhält.

Der deutsche Sinn für Familie und Haus ist einer der wichtigsten Grundzüge des Nationalcharakters; er spricht sich im Hausbau, in der Wohnweise und in der Lage der Siedlungen äußerlich aus. Viel tiefer aber reicht sein stärkender Einfluß auf die Kolonisationsfähigkeit, und noch wichtiger wurde er als eine Lebenskraft, die die Erneuerung der Nation aus dem tiefsten Innern heraus nach schweren Schlägen immer wieder in fast wunderbarer Weise gelingen ließ. Seine Kehrseite ist das Pfahlbürgertum und Philistertum, die besonders in jenen traurigen Zeiten allgemeiner Schwächung und Verarmung mächtig geworden sind, in denen sich die Nation von allen öffentlichen Aufgaben zurückgezogen hatte, um langsam Behagen und Wohlstand wieder aufzubauen und zusammenzusparen. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß sich der Deutsche in kleinen Gemeindewesen als ein Bürger voll Gemeinsinn erweist und sich zugleich den Aufgaben eines größeren Staates verschließt, daß die Enkel der Gründer blühender Bürger- und Bauernstaaten alle staatlichen Leistungen den „Staatsdienern" überlassen. Wie Nesseln im Schutt sind in dieser Zeit Neid und Mißgunst, Klein-



Albrecht Dürer / Christus am Kreuz



Albrecht Dürer / Der heilige Eustachius

lichkeit und Geiz gegenüber öffentlichen Forderungen emporgewuchert. In dieses Kapitel gehört auch die Abneigung der deutschen Frau, ihre Aufgabe anderswo als im Hause und am eignen Herd zu suchen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß in dieser Tugend des Nachinnengewandtseins der großen Hälfte der Nation auch eine politische Schwäche liegt, die man erst recht erkennt, wenn man die Mitarbeit der angelsächsischen und slawischen Frau bei nationalen Aufgaben betrachtet.

Der Haus- und Heimatsinn ist ein germanisches Erbgut. Er wurzelt in der dem Aussichherausgehen abgeneigten Anlage. Doch ist er nirgends so stark entwickelt wie beim Deutschen, bei dem noch die Liebe zur Scholle hinzukommt, die von großer geschichtlicher Bedeutung durch die ausgesprochene Neigung zum Ackerbau geworden ist. Der Deutsche ist in dem ihm zusagenden Klima der beste Ackerbaukolonist. Nirgends erkennt man das besser als in den jüngsten Gebieten der Vereinigten Staaten und Kanadas, wo er im Wettbewerb mit Engländern, Schotten, Iren und Franzosen am festesten an der Scholle hält, den größten Erfolg in der Landwirtschaft erzielt und die geringste Neigung zeigt, am Zuge zur Stadt teilzunehmen. Wie sehr diese Eigenschaften die vorhin erwähnte Einseitigkeit der deutschen Bauernkolonisation verstärken, ist überall sichtbar, wo Deutsche in größerer Zahl kolonisiert haben. Der abgeschlossene Bauer rhein-fränkischen Stammes in Pennsylvanien macht heute den Eindruck des Versteinertseins, gerade wie der südafrikanische Bur.

Der emsige Fleiß bei häuslicher Arbeit, das Wohlbehagen in schützenden Genossenschaften und Zünften, die eng damit verknüpfte Pflege der Poesie der Arbeit hängen mit diesem Zuge zusammen; aber auch die Genügsamkeit, die sich eher zu Hungerlöhnen herabdrücken ließ, als daß sie die Heimat verlassen hätte, und das verhängnisvoll späte Einsetzen einer starken, kolonisationskräftigen Auswanderung, die trotz des hinaustreibenden Elends des Dreißigjährigen Krieges erst lange hinter der spanischen, französischen, englischen und holländischen Auswanderung kam und in den von frühern Kolonisten leergelassenen Lücken geduldete Plätze suchen mußte.

Solange die Deutschen bekannt sind, werden sie als ein kriegerisches Volk betrachtet, d. h. sie sind den andern Völkern durch Mut, Ausdauer und die Fähigkeit überlegen, sich im Kriege ebenso entschieden unterzuordnen, wie sie sich im Frieden selbständig behaupten möchten. Die Römer haben diese Eigenschaften zuerst an ihnen erfahren. Aber auch die Militärmächte der mittlern Zeit und zum größten Teil auch der neuern sind deutschen Ursprungs. Wenn diese Gaben ausschließlich zum Besten Deutschlands verwertet worden wären, würde Deutschland die größte Macht des Kontinents gewesen sein; statt dessen haben sich die Nachbarn der kriegerischen Fähigkeiten der Deutschen zu bedienen gewußt und diese sich selbst in endlosen Bürgerkriegen zerfleischt. Roheit und Zerstörungslust, die Begleiter des Krieges, haben manche Schatten auf die glänzenden Leistungen der altgermanischen Krieger und Landsknechte geworfen; aber zwecklose Grausam-

keit liegt dem Deutschen fern. Das zeigt auch sein Verhältnis zur Tierwelt. In den letzten Jahrhunderten hat gerade in den deutschen Heeren die Mannszucht die höchste Ausbildung erreicht.

Von den Charakterverschiedenheiten der deutschen Stämme möchten wir nur die betonen, die sich offenkundig im Laufe der Geschichte der Deutschen herausgebildet haben. Konnten doch die Charaktereigenschaften noch weniger als die körperlichen in dieser Lage und bei einer so bewegten Geschichte unverändert bleiben. Im allgemeinen sind wohl die, die sich in der Geschichte als die eigentlich germanischen erwiesen haben, auch heute noch in Deutschland dort am reinsten zu finden, wo sich auch die körperlichen Merkmale der germanischen Rasse erhalten haben. Die Selbständigkeit des Einzelnen und der Gemeinden sind im Nordwesten und im Süden am deutlichsten ausgeprägt. Die Niedersachsen, Altbayern, Schwaben und Alemannen sind die an „Persönlichkeiten“ reichsten Stämme der Deutschen. Daß sich größere Staatenbünde von republikanischer Form nur in den Niederlanden und in der Schweiz erhalten konnten, ist nicht bloß in der Anlehnung an die freie Natur des Meeres und des Hochgebirges, sondern auch in der germanischen Freiheitsliebe der Niederfranken und Alemannen begründet. Das erkennt man am besten durch den Vergleich mit der Entwicklung der benachbarten wallonischen und französischen Gebiete. Es ist dagegen kein Zufall, daß sich die am festesten monarchisch zusammengefaßten Gebiete dort ausgebildet haben, wo sich die Deutschen am meisten mit Slawen gemischt haben, in Preußen und Österreich. Wie die slawisch gemischten Ostdeutschen schon äußerlich durch eine viel größere Gleichmäßigkeit des Körper- und Gesichtsbaues ausgezeichnet sind, zeigt sich auch in diesem Gebiet eine weniger starke Ausbildung des Selbständigkeitsgefühls. Es mag in den unterworfenen Slawenstämmen zum Teil erstickt worden sein, aber es ist in der slawischen Geschichte überhaupt nicht so lebendig wie in der deutschen, am wenigsten dort, wo die mongolische Rassenmischung so tief eingegriffen hat wie bei den Nordslawen. Jedenfalls hat aber die slawische Mischung auf die Deutschen nicht überall gleich gewirkt. Abgesehen davon, daß einzelne slawische Gebiete vor der Germanisation so entvölkert waren, daß sich die Deutschen fast rein darin erhalten haben, wie in Mecklenburg und im östlichen Holstein, sind auch die Slawen unter sich weit verschieden. Und so haben die leichtbeweglichen Polen, deren Charakter uns an die alten Keltensitze in den Karpathen erinnert, weichere, beweglichere Mischvölker erzeugt als die härteren, zäheren Tschechen.

Auch der dunkle Alemanne und Schwabe Südwestdeutschlands ist eine weichere Natur als sein fränkischer Nachbar, und der niederfränkische Holländer ist beweglicher als sein niedersächsischer Nachbar in Westfalen. Dort kann man an keltische und romanische Mischung denken, während im nordwestdeutschen Charakter unverkennbar eine Annäherung an den nordgermanischen stattfindet, so daß ein unbefangener Beobachter, der von Basel rheinabwärts nach England

reist, stufenweise eine Annäherung an Angelsächsisches und Nordisches in einer Menge von Lebensformen und Lebensäußerungen beobachtet. In der politischen Entwicklung hat aber von der Schweiz bis England und Preußen die germanische Härte und Ausdauer die keltische und slawische Weichheit und Beweglichkeit unterworfen; freilich nicht, ohne daß diese Völkereigenschaften auch auf die Unterwerfer und Herren zurückwirkten. Daher sind die keltisch, romanisch und slawisch gemischten Deutschen bajuvarischen Stammes in Österreich die weichste Abart der deutschen Natur; in ihnen ist von dieser durchgreifenden Organisations- und Herrscherkraft am wenigsten geblieben.

Der Weltkrieg

Wilhelm Schäfer



Deutschland erklärte Rußland den Krieg, und die Welt verfluchte den Friedensstörer; Deutschland marschierte in Belgien ein, und die Welt schrie nach Rache; Deutschland stand auf, wie ein Volk um sein Dasein aufsteht, und die Welt war bereit, sein Dasein zu löschen.

So war es schon einmal, als Friedrich in Sachsen einbrach, als Österreich, Rußland und Frankreich, samt seinen Trabanten im Rheinbund, mit ihrer Unschuld dastanden und engelrein kamen, den Bösewicht zu bestrafen.

Frankreich hatte nicht Jahr für Jahr um seine Revanche gefiebert; Rußland hatte nicht Bahnen gebaut und zum Krieg gerüstet mit dem Geld der Franzosen; England hatte nur friedliche Freundschaft gesät in Frankreich und Rußland.

Nie sah die Welt so ehrlich entrüstete Mienen, als da der Tag kam, den sie alle gewollt hatten; nie ging ein Volk so blind in die Falle, als da die Deutschen Habsburg zuliebe in das geschliffene Schwert rannten, nie hatte ein Volk seinen Führern so töricht getraut und so leichtfertig gehen lassen; nie war eine Schuld so schief und ein Schicksal so aus der Schulter gerissen.

Der Krieg stand vor der Tür, und Wilhelm der Zweite ging auf die Reise; sein Kanzler sah weisheitsvoll zu, wie das Reich eingespannt wurde vor den Habsburger Wagen; die Bundesfürsten und all ihre klugen Minister ließen die Dinge geschehen, als ob der kommende Tag ein Manöver und das heiligste Ding in der Welt eine mißbrauchte Bundespflicht wäre.

Aber tief in den Gründen des Volkes gerannen die Säfte der Zeit; die alte und neue Zwietracht fühlten die Stunde gekommen für ihre Ernte, die dritte stand todesbereit.

Aller Wohlstand der Städte und all die neue Reichsherrlichkeit war nur der Tanz um das goldene Kalb, all die prahlende Pracht nur die Jagd nach dem Glück und all die fiebernde Hast nur die tiefe Enttäuschung gewesen.

Die goldene Spinne hatte in allen Herzen gesessen, sie hatte den Armen geplagt und den Reichen gehetzt und hatte den Menschen die Seele gefressen: Glück war Genuß, Genuß war Gier, Freiheit war Willkür, Schönheit war Schein und Würde war falsche Währung geworden.

So stieg der Groll aus den Tiefen und sah ein anderes Glück auf die Spitze des Degens gestellt, als das in all den Geschäften, Bureaus und Fabriken, Straßen und Bierhallen der prahlenden Städte zu Haus war.

Aber der Groll war nur Schaum in den Wogen; die Wogen gingen um Macht, wie sie in England, Frankreich und Rußland um Macht gingen; und Macht hieß vom Reichtum der Erde mehr als die andern besitzen.

Die Schuld

Willst du den Frieden, so rüste für den Krieg! stand über den Türen der Staaten, aber das doppelzüngige Wort hatte das Abendland in die Hölle geführt; denn wer den Krieg rüstet, der züchtet ihn groß, und wer ihn züchtet, den will er fressen.

Eisen und Blut hatte Bismarck verkündigt, aber Eisen und Blut heißt die Gewalt; Gewalt heißt mißbrauchte Macht; Widergewalt oder Knechtschaft, anderes kann sie nicht züchten: Widergewalt gaben einander die Staaten im Abendland, Knechtschaft war über den wehrlosen Völkern der Erde.

Sie hießen sich christliche Völker und lebten im Haß; sie sangen Frieden auf Erden und starrten auf Krieg; sie rühmten sich ihrer Kultur und maßen sich mit Kanonen.

Raubtieren gleich saßen sie hinter den Gittern, Raubtieren gleich streiften sie über die fernsten Felder der Erde, ihren Raub unter den wehrlosen Völkern zu finden.

Und all ihr Begehren, ihr Streit und die tödliche Feindschaft ging um den Fraß: Kolonien hießen sie ihren Futterplatz, Kriegsflotten ihre Krallen, und abendländische Kultur die Verderbnis und Sklaverei, die sie in alle Erdteile brachten.

Willst du Gewalt, so rüste den Krieg! willst du den Mißbrauch der Macht, so mache dich mächtig, Gewalt zu gebrauchen! und willst du Frieden, so bist du ein Schaf unter den Wölfen!

Rußland mußte das Meer haben, aber das Meer stand ihm offen für alle seine Schiffe, solange nicht Krieg war; England mußte den Seeweg nach Indien schützen, aber im Frieden konnte ein Hochzeitspaar mit der Schaluppe nach Indien fahren; Deutschland mußte die englische Seeherrschaft brechen, aber die Häfen

der Welt waren der schwarzweißroten Flagge geöffnet, bis sie der Krieg zumachte.

Das Abendland wollte den Krieg, weil sein Dasein Gewalt war; als es ihn vierzig Jahre lang gezüchtet hatte, konnten die Gitterstäbe des Friedens das Tier nicht mehr halten.

Der Zusammenbruch

Sieg oder Untergang! stand auf den Fahnen der Festung: als dem Sieg im Westen die Spitze abbrach, als der Keil stumpf wurde, fing der Untergang an; denn nun ging der Glaube verloren, daß Waffengewalt jemals den Ring der Feinde zu sprengen vermöchte.

Vier Jahre lang hatte die Festung der Welt standgehalten; aus Lumpen und Leiden hatten die Männer im Westen den letzten Ausfall gewagt: nun war die Not groß und die Kraft leer.

Was je und überall war, wenn eine Festung dem Hunger nicht mehr zu wehren vermochte, das mußte Deutschland erfahren: die Klage, solange gewaltsam versteckt, fing an auf den Gassen zu gehen.

Draußen am Wall standen die Männer und Knaben, müde der Leiden, aber noch trotzig und treu ihrer Pflicht; die drinnen der Pflicht die Parole ausgaben, glaubten nicht mehr; die Sorge fraß den Befehl aus der leeren Hand.

Die Saat der vierzehn Punkte ging auf und war ein Unkraut, in allen verzagten Herzen zu wuchern: der Frieden steht längst vor der Tür, nur die den Krieg führen und die er ernährt, wollen ihn nicht.

Denn dies war aus dem Volk der Deutschen geworden, das im Aufbruch ein Heer, ein Mut und ein Glaube war: die Zwietracht der Klassen hatte die Eintracht gefressen, der rote Haß war zwischen Führer und Mannschaft gestellt.

Die einen befahlen, die andern gehorchten; und die da befahlen, standen nicht auf den Wällen: zwischen den Wällen und zwischen der Festung war der Sumpf der Etappe, da ging die Pflicht vielfach auf schmutzigen Wegen.

Feigheit und Faulheit, Genuß- und Gewinnsucht suchten sich in den Sümpfen; indessen die Tapferen drinnen und draußen den kargen Weg ihrer Pflicht gingen, rafften die Schurken sich Reichtum.

Der Wohlstand der Städte sank hin, und der Staat stieg in schwindelnde Schulden; die Teuerung legte die knochigen Hände des Hungers über das tägliche Leben: aber die goldene Spinne hatte sich nie so übersatt vollgefressen.

Durchhalten! riefen die Herolde aus auf den Gassen; wozu? sagten die mutlos Verzagten; für wen? die Bedrückten und die aus dem roten Klassenhaß tranken.

Als der Krieg in sein fünftes Jahr ging, wehten die Fahnen nicht mehr und kein Helm trug den Blumenstrauß; ausgehöhlt war der Glaube, der Mut, die

Treue, die Pflicht; dumpf hinstarrend stand der Mann auf den Wällen, in den Gassen ballten Unmut und Haß die Empörung.

Dann half der roten Zwietracht der schwarze Verrat: Habsburg hatte die Nibelungen zur Hochzeit gelockt, nun brannte der Saal um die Treue; indessen die Mauer im Westen noch stand hielt, waren im Süden die Tore erbrochen.

So kam der Tag, wo die eiserne Hand die Pflugschar losließ: der besiegte Sieger des Krieges streckte die Waffen.

Wiederkunft

Das Land der Mitte zu heißen, ist Deutschlands Geschick: zwischen Versailles und Moskau liegen die Gräber seiner gefallenen Söhne, zwischen Versailles und Moskau liegt seine kommende Not.

Die rote Zwietracht reißt seine Hoffnung nach Osten, die goldene Spinne im Westen saugt ihm sein Blut; was es der einen läßt, muß es der andern nehmen: so ist es noch einmal das Schlachtfeld der Welt.

Denn nun kann nicht Frieden auf Erden gesungen sein, als bis das dritte Reich kam; aber das dritte Reich wird keinem der Völker gehören, die Menschheit wird sein Herrscher und Untertan heißen.

Die Menschheit will werden, aber sie kommt nicht mit Lorbeer und Psalmen: Gewalt muß Gewalten bezwingen, ein Meer von Blut muß den Abgrund ersäufen, daraus sie geboren sein will.

Versöhnung und Friedensschalmeien müssen verstummen, wenn der Abgrund zu kreißen beginnt; denn alles was dumm und gemein, was selbstsüchtig und eitel, was schlecht und schlau und zwiezüngig ist, will die Geburt stören.

Die rote Zwietracht im Osten wird einmal die goldene Spinne im Westen erschlagen; aber das rote Elend wird nach dem goldenen schreien, bis die erste Eintracht beginnt.

Daß aber das Reich der Eintracht uns widerfahre auf Erden, wird es der Herzen bedürfen, die das Kreuz der Zwietracht tapfer und treu nach Golgatha tragen; der deutschen Seele wird seine bitterste Botschaft gehören.

Zu töricht, im Rat von Versailles zu sitzen, zu töricht, im Haß von Moskau zu sein, niemandens Freund und aller Welt Feind, wird sie in langer Einsamkeit bleiben.

Die Einsamkeit wird ihre schwarzen Unholde gebären und ihre Lichtalben; wenn der Morgen der Menschendämmerung anbricht, wird sie nicht mehr auf Allerweltsstraßen gehen.

Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, bis sie, Besiegter und Sieger in Einem, der kommenden Eintracht Christophorus wird; bis einmal Wiederkunft ist, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wiese, das blanke Meer und der blaue Himmel gehören.

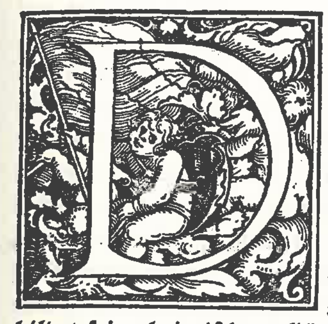


Das deutsche Wesen

An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige
große vaterländische Erfinder aufgestellt haben,
läßt sich nichts tadeln als die falsche Stel-
lung. Diese Deutschheit liegt nicht
hinter uns, sondern vor uns.
Friedrich Schlegel

Was ist deutsch?

Richard Wagner



Deutsche Völker heißen diejenigen germanischen Stämme, welche auf heimischem Boden ihre Sprache und Sitte sich bewahrten. Selbst aus dem lieblichen Italien verlangt der Deutsche nach seiner Heimat zurück. Er verläßt deshalb den römischen Kaiser und hängt desto inniger und treuer an seinem heimischen Fürsten. In rauhen Wäldern, im langen Winter, am wärmenden Herdfeuer seines hoch in die Lüfte ragenden Burggemaches pflegt er lange Zeit Urvätererinnerungen, bildet seine heimischen Göttermythen in unerschöpflich mannigfaltige Sagen um. Er wehrt dem zu ihm dringenden Einflusse des Auslandes nicht; er liebt zu wandern und zu schauen; voll der fremden Eindrücke drängt es ihn aber, diese wiederzugeben; er kehrt deshalb in die Heimat zurück, weil er weiß, daß er nur hier verstanden wird: hier am heimischen Herde erzählt er, was er draußen sah und erlebte. Romanische, wälische, französische Sagen und Bücher übersetzt er sich, und während Romanen, Welsche und Franzosen nichts von ihm wissen, sucht er eifrig sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen. Er will aber nicht nur das Fremde als solches, als rein Fremdes anstarren, sondern er will es „deutsch" verstehen. Er dichtet das fremde Gedicht deutsch nach, um seines Inhaltes innig bewußt zu werden. Er opfert hierbei von dem Fremden das Zufällige, Äußerliche, ihm Unverständliche und gleicht diesen Verlust dadurch aus, daß er von seinem eigenen zufälligen, äußerlichen Wesen so viel darein gibt, als nötig ist, den fremden Gegenstand klar und unentstellt zu sehen. Mit diesen natürlichen Bestrebungen nähert er sich in seiner Darstellung der fremdartigen Abenteuer der Anschauung der reinmenschlichen Motive derselben. So wird von Deutschen „Parsifal" und „Tristan" wiedergedichtet; während die Originale heute zu Kuriosen von nur literargeschichtlicher Bedeutung geworden sind, erkennen wir in den deutschen Nachdichtungen poetische Werke von unvergänglichem Werte. — In demselben Geiste trägt der Deutsche bürgerliche Einrichtungen des Auslandes auf die Heimat über. Im Schutze der Burg erweitert sich die Stadt der Bürger; die blühende Stadt reißt aber die Burg nicht nieder: die „freie Stadt" huldigt dem Fürsten: der gewerbtätige Bürger schmückt das Schloß des Stammherrn. Der Deutsche ist konservativ: sein Reichtum gestaltet sich aus dem Eigenen aller Zeiten; er spart und weiß alles Alte zu verwenden. Ihm liegt am Erhalten mehr als am Gewinnen: das gewonnene Neue hat ihm nur dann Wert, wenn es zum Schmucke des Alten dient. Er begehrt nichts von außen; aber er will im Innern unbehindert sein. Er erobert nicht, aber er läßt sich auch nicht angreifen.

— Mit der Religion nimmt er es ernst: die Sittenverderbnis der römischen Kurie und ihr demoralisierender Einfluß auf den Klerus verdrießt ihn tief. Unter Religionsfreiheit versteht er nichts andres als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen. Hier wird er empfindlich und disputiert mit der unklaren Leidenschaftlichkeit des aufgestachelten Freundes der Ruhe und Bequemlichkeit. Die Politik mischt sich hinein: Deutschland soll eine spanische Monarchie, das freie Reich unterdrückt, seine Fürsten sollen zu bloßen vornehmen Höflingen gemacht werden. Kein Volk hat sich gegen Eingriffe in seine innere Freiheit, sein eigenes Wesen gewehrt wie die Deutschen: mit nichts ist die Hartnäckigkeit zu vergleichen, mit welcher der Deutsche seinen völligen Ruin der Fügsamkeit unter ihm fremde Zumutungen vorzog. Dies ist wichtig. Der Ausgang des Dreißigjährigen Krieges vernichtete das deutsche Volk: daß ein deutsches Volk wieder erstehen konnte, verdankt es aber doch einzig eben diesem Ausgange. Das Volk war vernichtet, aber der deutsche Geist hatte bestanden. Es ist das Wesen des Geistes, den man in einzelnen hochbegabten Menschen „Genie" nennt, sich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verstehen. Was bei anderen Völkern endlich zur Übereinkunft, zur praktischen Sicherung des Vorteils durch Fügsamkeit führte, das konnte den Deutschen nicht bestimmen: zur Zeit als Richelieu die Franzosen die Gesetze des politischen Vorteils anzunehmen zwang, vollzog das deutsche Volk seinen Untergang; aber, was den Gesetzen dieses Vorteils sich nie unterziehen konnte, lebte fort und gebar sein Volk von neuem: der deutsche Geist.

Ein Volk, welches numerisch auf den zehnten Teil seines früheren Bestandes herabgebracht war, konnte seiner Bedeutung nach nur noch in der Erinnerung einzelner bestehen. Selbst diese Erinnerung mußte von den ahnungsvollsten Geistern erst wieder aufgesucht und anfänglich mühsam genährt werden. Es ist ein wundervoller Zug des deutschen Geistes, daß, nachdem er in seiner früheren Entwicklungsperiode die von außen kommenden Einflüsse sich innerlichst angeeignet hatte, er nun, da der Vorteil des äußerlichen politischen Machtlebens ihm gänzlich entschwunden war, aus seinem eigensten, innerlichen Schatze sich neu gebar. — Die Erinnerung ward ihm recht eigentlich zur Er-Innerung; denn aus seinem tiefsten Innern schöpfte er, um sich der nun übermäßig gewordenen äußeren Einflüsse zu erwehren. Nicht seiner äußerlichen Existenz galt es, denn diese war dem Namen nach durch das Bestehen der deutschen Fürsten gesichert; bestand ja sogar der Name des römisch-deutschen Kaisertitels fort! Sondern, sein wahrhaftigstes Wesen, wovon die meisten dieser Fürsten nichts mehr wußten, galt es zu erhalten und zu neuer Kraft zu erheben. In der französischen Livree und Uniform, mit Perücke und Zopf und lächerlich nachgeahmter französischer Galanterie ausgestattet, trat ihm der dürftige Rest seines Volkes entgegen, mit einer Sprache, die selbst der mit französischen Floskeln sich schmückende Bürger im Begriffe stand nur noch dem Bauer zu überlassen. — Doch wo die eigene Gestalt, die eigene Sache selbst sich verlor, blieb dem deutschen Geiste eine letzte, unge-



Hans Sachs

ahnte Zuflucht, sein innigstes Inneres sich deutlich auszusprechen. Von den Italienern hatte der Deutsche sich auch die Musik angeeignet. Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. Da seht diesen Kopf, in der wahnsinnigen französischen Allongeperücke versteckt, diesen Meister — als elenden Kantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend,

daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie Perücke und Zopf in Noten dargestellt: und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute! Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in sich fassende Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen. Wollen wir uns jetzt aber die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur erklären, so können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilte und wie er rastlos sich neu gestaltete, während er gänzlich aus der Welt entschwunden schien. Von diesem Manne ist neuerlich eine Biographie erschienen, über welche die „Allgemeine Zeitung" berichtete. Ich kann mich nicht entwehren, aus diesem Berichte folgende Stellen anzuführen: „Mit Mühe und seltener Willenskraft ringt er sich aus Armut und Not zu höchster Kunsthöhe empor, streut mit vollen Händen eine fast unübersehbare Fülle der herrlichsten Meisterwerke seiner Zeit hin, die ihn nicht begreifen und schätzen kann, und stirbt bedrückt von schweren Sorgen, einsam und vergessen, seine Familie in Armut und Entbehrung zurücklassend — das Grab des Sangesreichen schließt sich über dem müden Heimgegangenen ohne Sang und Klang, weil die Not des Hauses eine Ausgabe für den Grabgesang nicht zuläßt. Sollte eine Ursache, warum unsere Tonsetzer so selten Biographen finden, teilweise wohl auch in dem Umstande zu suchen sein, weil ihr Ende gewöhnlich ein so trauriges, erschütterndes ist?" — — Und während sich dies mit dem großen Bach, dem einzigen Horte und Neugebärer des deutschen Geistes, begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Opernkomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zum besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann.

Doch Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte, hervor. Als Goethes „Götz" erschien, jubelte es auf: „Das ist deutsch!" Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch", und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.

Wer ist deutsch?

Johann Gottlieb Fichte



So trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir bisher in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube oder ob man alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von allem diesem stattfinde. Alle, die entweder selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue leben oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnden und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darin ergeben, ein Zweites zu sein und Abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der Tat und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen oder neben ihnen aus eigenem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind als Volk betrachtet außerhalb des Urvolks und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens jetzt Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klargewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe und mit besonnener und freier Kunst vollendet und ganz sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Was an Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo auch es geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Deutschheit

Friedrich Ludwig Jahn

Vollkraft, Biederheit, Geradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit ein paar Jahrtausenden die Kleinode unsers Volkstums, und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben... Der Deutsche ist das größte Rechtsvolk.

Paul de Lagarde

Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Von unsern großen Männern sind Leibniz und Lessing sicher Slawen, Händel als Sohn eines Halloren ist ein Kelte, Kants Vater war ein Schotte: und doch, wer wird diese undeutsch schelten? Wer wird uns schelten, wenn wir sie als Exponenten deutscher Art ansehen?

August Julius Langbehn

Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutschtums heißt: Individualismus. „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend", sagt Fichte. Eben in dem zerklüfteten Wesen, in jenem zentrifugalen Bestreben, welches dem Deutschen von jeher eigentümlich war, liegt seine Fähigkeit einer unendlich reichen und mannigfachen Ausstrahlung auf das Welt- und Menschheitsganze beschlossen.

Ernst Moritz Arndt

Aber doch am meisten, ihr Jünglinge, haltet das fest, was der Stolz des deutschen Lebens ist, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabensten Träume immer wahr macht denen, die mit voller reiner Liebe an sie glauben und nicht ablassen, zu glauben. Es kommt nicht auf das Stürmen und Sausen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigsten das Klarste. So in Stille und Demut, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutschen Ernst bekennet die Zeit und pfleget sie, nähret den Funken, den sie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr seid das Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit soll man salzen? Wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Atem des Geistes und des Gottes fühlet, der durch das Zeitalter hinweht, so erhebt sich eine herrliche und strahlende Gestalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Wonne. Und daß dieser Glanz und diese Wonne dem Enkel und Urenkel werde, dazu glaubet, seid auch ihr berufen, und strebet in aller Liebe und Treue vorwärts und vorwärts.



Lukas Cranach

Der heilige Georg

Paul de Lagarde

Menschen gelten uns im öffentlichen Leben nur als Träger von Ideen. In dem Maße, in welchem ein Mann seine Person über die Ideen und Ziele, welchen er dient, hinaushebt, in demselben Maße verliert der Deutsche die Andacht zu ihm. Auf Heroenkultus sind wir nicht eingerichtet. Wir sehen Götzendienst in ihm und werden dem Heros gegenüber aus Gerechtigkeit gegen die Idee und unser freies, nur in Gott gebundenes Ich sogar (was nicht hübsch ist) ungerecht, wann des Heros Freunde uns zumuten, jenen anzubeten.

Ernst Moritz Arndt

Jedes Volk hat seine Eigentümlichkeit, gleichsam seinen Naturtrieb, was sie Instinkt nennen, worin sich bestimmte, vorherrschende Neigungen und Anlagen offenbaren. Wann und wie dieser Naturtrieb entstanden, das gehört nicht hierher. Genug wenn er in einem Volke einmal als Grundtrieb und Grundleben fest ist, mag weder Klima noch Gesetzgebung noch Religion, deren Gewalt auf die Menschen die ungeheuerste ist, ihn ganz verwischen und vertilgen. Was offenbart der Germane in Deutschland wie in Island, in Siebenbürgen wie in Preußen, auf den südlichen Alpen und auf den nordischen Fjäll als seinen Grundcharakter, den man immer wieder findet? Eine lichtere Geistigkeit und eine kühlere Sinnlichkeit als die meisten andern Europäer. Es ist ein ernstes, denkendes, sinnendes und oft ein tiefsinniges, grüblerisches und träumerisches Wesen, er weilt gern bei der Betrachtung der übersinnlichen Dinge und dringt tief in die Abgründe der Ideen, aber auch ebenso tief in die Abgründe des Wahren ein. Dieser Vollkommenheit und Glückseligkeit — denn das ist es allerdings — liegt aber auch eine Unvollkommenheit zur Seite: an geschwindem sinnlichen Lebensreiz, an geschwinder sinnlicher Fülle und Lebendigkeit und Schnelligkeit des Begriffs, insofern die äußere Sinnenwelt dadurch erfaßt und behandelt wird, steht der Deutsche vielen Völkern nach, z. B. den Franzosen, Polen, Russen, die sinnlich lebendiger und schneller sind und die schimmernde Oberfläche und den spielenden Schein der Dinge eher fassen als der kühlere Deutsche. Am auffallendsten sieht man das, wo andere Völker neben Deutschen und Deutschartigen wohnen. In Schottland und den westlichen Inseln die Bergschotten vom ersischen oder gälischen Stamm, wieviel sinnlicher, lebhafter und heftiger als der nordöstliche oder südliche Schotte vom skandinavisch-germanischen! Der Irländer, wie feurig, sinnlich und lebendig neben dem ernsten, trüben und stillen Engländer! In den Niederlanden, wie weit übertrifft der Wallone, in welchem drei Viertel Stoff gallisch sind und etwa ein Viertel germanisch, im Lüttichischen, Hennegauischen, Luxemburgischen an sinnlicher Lebenskraft und Naturgewalt und an Heftigkeit sinnlicher und geistiger Triebe den Flandrer und Brabanter, der fast ganz germanisch ist! So in Frank-



Albrecht Dürer / Die apokalyptischen Reiter



Albrecht Dürer / Der verlorene Sohn

reich: wieviel sinnlicher, leichter und geschwinder ist der Franzose an der Marne und Seine, in welchem der Hauptstoff gallisch ist, als der an den Alpen, der Rhone und Saone, in welchem das meiste Blut und der meiste Geist noch von den Burgunden herstammt! Dieselbe Erscheinung hat man, wo in östlichen Ländern, in Ungarn, Österreich, Böhmen, Schlesien, Polen, Deutsche und Slawen nebeneinander wohnen. Durch seine so entschieden geistigen Anlagen hat der Deutsche allerdings herrliche Güter, aber der Hang zu den übersinnlichen und verborgenen Dingen zieht ihn oft mehr als recht von der Erde und von irdischen Dingen ab, die doch auch ergriffen und verwaltet werden sollen; und von unserm Volke hat man daher in gewissen Epochen wohl sagen mögen: Die Deutschen haben das irdische Vaterland verloren, weil sie zu sehr nach dem himmlischen gestrebt haben. Ich meine hier, indem ich einen Tadel auszusprechen scheine, nicht das Leben der Idee, denn jener höchste Lebensäther kräftigt und stärkt auch für jede Erdentat und Erdentugend, sondern ich meine das Streben überhaupt, welches unentwickelt und unbestimmt bei so vielen Deutschen in der Mitte hängenbleibt und ihnen das Gesicht für die Erde blöd und für den Himmel nicht hell genug macht. Es müssen ja notwendig immer so viele sein, welche das Höchste nicht erreichen und in der Mitte und oft auch wohl diesseits der Mitte steckenbleiben. Diese meine ich hier. Solche verlieren sich so leicht in leeren Träumen und Wahnen und dunklen Grübeleien, wobei sie immer tiefer sinken und in den gestaltlosen Abgrund, und worüber sie die himmlische geistige Arbeit nicht fördern und die irdische leibliche Arbeit versäumen. Vor solcher leeren und öden Träumerei, die in der kalten und trüben Mittelwelt zwischen Himmel und Erde schwebt oder vielmehr hangt, muß man die deutsche Jugend warnen — denn wir haben alle einen angeborenen Trieb dazu —, damit sie edle Kräfte, die der Welt und dem Vaterlande zu Nutz und Frommen kommen sollen, nicht mit eitlem Nichts vertändele. Aber träumen sollt ihr, Jünglinge, fröhlich und mutig, wie die Jugend träumt und schwärmt, über die Welt hin; schwelgen und spielen sollt ihr mit den höchsten Ideen, wenn ihr auf ihren Sonnenflügeln fliegen könnet. Aber behüte euch Gott vor dem jämmerlichen Wahn, daß das Philosophie, daß das die Hoheit der deutschen Philosophie sei, die sich gebärdet, von der Erde und den irdischen Dingen nichts wissen zu wollen. Dahin immer den Blick, dahin immer das Herz voll Liebe wieder zurückgewandt, und wenn ihr die höchsten Sonnenerfolge hättet.

Ernst Moritz Arndt

Unserm Wirken in Kunst und Wissenschaft wirft man Steifheit, Kälte und Gestaltlosigkeit vor und zieht die Leblosigkeit, Geschwätzigkeit und Pedanterie der Menge, die sich in der ganzen Welt gleichsieht, auch hier auf die großen Vorsteller des deutschen Namens. Ich leugne nicht, daß unsere wunderbare Verfas-

fung, daß das viele Veraltete und Unbestimmte, was sie offenbart hatte, auch unserm Streben im Leben und in der Kunst etwas so Überschwengliches und Überideales gegeben hat, daß unsere höchsten Männer uns selbst oft zum Rätsel geworden sind, wieviel mehr Fremden; aber nur wer den Sinn unsers Lebens und unsrer Kunst, wer unsern Charakter und unsere Sprache würdig verstanden hat, darf uns unserer Fehler zeihen. Ich darf hier behaupten, daß wir da sündigen, wo andere nicht zu sündigen wagen: nur wer die Sehnsucht nach dem höchsten Himmel hatte, wird zur tiefsten Hölle hinabstürzen können. Und wenn wir in Kunst und Wissenschaft herrlich sind und waren, wem dankten es die Männer als ihnen selbst? Kein Mittelpunkt des Strebens und der Belohnung, kein hoher Glanz des zerteilten Volkes, kein leuchtender Brennpunkt, wohin alles Mächtigste und Schönste sich hätte versammeln, wo es sich gemeinschaftlich hätte bilden und wovon es auf das ganze Volk hätte zurückströmen können.

Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther und Gutenberg, Melanchthon und Zwingli: welche Erinnerungen! Wo stehen die Wellen der Lichtströme still, die diese Männer über Europa ausgoſſen? Gutenberg und Luther, unsterbliche Beflügler der Gedanken, ewige Wohltäter eures Geschlechts! Wo ist das Volk, wo der Mann in Europa, der vor diesen deutschen Namen nicht anbetend niederfällt? Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menschenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! O hauchet euer Heldenherz in eines deutschen Mannes Brust und lasset das Volk sich an ihm erkennen und seine Schande abwaschen! — Wollt ihr andere Unsterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wissenschaft? Kepler und Kopernikus, Leibniz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und Haller, Herschel und Guericke, Herder und Johann Müller sind unser. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menschlichen Herzens, den Geist der Vorzeit und Zukunft erspäht haben, so denken wir nicht an die vielen, kleinen Erfinder unsers Volkes, wodurch das europäische Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unsre Kraft, wer kennt sie in der Fremde und wer würdigt sie? Stolz dürfen wir uns neben den ersten erheben, in einigem bescheiden unter dem Italiener stehen, den Franzosen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem ersten an mit Wahrheit und Treue, und unsre besten Künstler haben sich an dieses Maß gehalten, auch die nach himmlischem Ideal strebten. Dürer und Cranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Van Dyk, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eigenen Volkes verstehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopstock, Goethe, Schiller — wem schlägt das Herz nicht höher bei diesen Namen? Wo sind die Fremden dieses Zeitalters, die sich über, ja die sich nur neben euch stellen dürfen? Hier ist Himmel und Erde, Höhe und Tiefe des Lebens, hier rollt der höchste Abgrund und gewaltigste Umschwung der Dinge und Menschen. Dies sind den Fremden Geheimnisse und müssen es so lange bleiben, als sie unsere Sprache und unser Gemüt

nicht anerkennen wollen, die so viele ihnen unbekannte und unaussprechliche Worte und Gedanken haben. Hier blühen zuerst die alte und die neue Zeit, die Unschuld der Jugend und die Unschuld des Geistes im friedlichen Bunde beisammen. Wir dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majestät und Ideal in unsrer Kunst haben, daß wir die Alten verstehen und die Neuen und uns selbst würdigen können. Wer hat die Griechen verstanden wie wir in den letzten Dezennien? Wer hat edler und menschlicher philosophiert und für alles Gute und Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher gebrannt als unsre Lichtführer? Und dieses Volk, reich an Menschensinn und Kunsttrieb, reich an Ideen und Hochsinn, sollte nichts mehr sein und nichts mehr wirken, sollte klein und verächtlich vergehen und dienstbar werden?

Von der Heiligkeit des Lebens

Jean Paul



Das Kind lerne alles tierische Leben heilig halten — kurz man gebe ihm das Herz eines Hindus, statt des Herzens eines kartesischen Philosophen.

Es ist hier von etwas Höherem, als Mitleiden mit Tieren, die Rede, wiewohl auch von diesem. Warum hat man längst bemerkt, daß Kindergrausamkeit gegen Tiere eine gegen Menschen weissage, wie die alttestamentlichen Opfer der Tiere das neutestamentliche Opfer eines Menschen bedeuteten? — An und für sich kann der kleine Mensch nur die Schmerzen nachempfinden, die ihn mit den angeborenen Tönen der Seinigen anreden. Folglich kommt ihm das unförmliche Kriegsgeschrei des gemarterten Tieres nur wie ein seltsames, unterhaltendes, totes Windgetöne vor; aber da er doch Leben, Selbstbewegung sieht, ja beide dem Unbelebten eindichtet: — so versündigt er sich am Leben, indem er's auseinanderhebt wie ein Räderwerk. Leben an sich sei heilig, jedes, auch das unvernünftige, und kennt denn das Kind überhaupt ein anderes? Oder soll das schlagende Herz unter Borsten, Federn, Flügeldecken darum keines sein? —

Man vergönne mir einige Worte über Tierliebe und Lebensachtung!

Einst, als der Mensch noch neuer und frischer lebte in der vollen Welt, worin eine Quelle in die andere quillt, da erkannte er noch ein allgemeines Leben der Gottheit an, gleichsam einen unendlichen Lebensbaum, der niedriges Gewürm wie Wurzeln in Meer und Erde senkt, mit einem Stamm aus ungeheuren kräftigen Tieren feststeht und in die Lüfte mit Zweigen voll flatternder Blätter empor-

geht und endlich Menschen als zarte Blüten dem Himmel aufschließt. Da war jener dumme Menschenegoismus, der sich von Gott alle Tierreiche und alle bevölkerten Meere und Wüsten mit allen ihren mannigfachen Lebensfreuden bloß als Zins- und Deputattiere, Martinsgänse und Rauchhennen seines Magens liefern läßt, noch nicht geboren; die Erde, das Kepplersche Tier, war noch nicht des kleinen Menschen eisernes Vieh und Bileams Esel. Sondern die alte untergesunkene Welt – wovon noch einige Spitzen in Ostindien vorragen –, findend mehr Leben und Gottheit in der mit Wurzeln angeketteten Blume als wir jetzo im freifliegenden Tiere, betete eben in den tierischen Arabesken, in den lebendig umhergehenden Zerrbildern oder Zerrleibern der Menschengestalt den unendlichen Raphael an, der den Menschen vollendete. Die uns zurückstoßende Widerform des Tieres zeigte ihnen den seltsamen Isisschleier, oder die Mosesdecke einer Gottheit. Daher das niedrige, aber wunderbare Tier viel früher angebetet wurde als der Mensch; sowie Ägypten Menschenleiber mit Tierköpfen krönte. — Je jünger, einfacher und frömmer die Völker, desto mehr Tierliebe. — In Surate ist ein Krankenhaus für Tiere. — Ninive wurde mit der Zerstörung aus einer Ursache verschont, weswegen ein Kriegsheld sie eingenommen hätte, der Tiermenge wegen. — Mit langem Leben wurde der Juden Mitleiden gegen die Tiere belohnt. Selber das Bestrafen derselben, wenn sie ein Verbrechen mit Menschen geteilt hatten, und die Bannstrahlen gegen sie und die Erwägung der tierischen Absicht bei der Strafe zeigen die frühere Achtung für die Achtels- und Aftermenschen an. — Und die indische Anbetung, sogar des Blumenlebens, ging nach Griechenland über als Belebung durch Hamadryaden und durch andere Götter und nach dem Norden als Bestrafung der Baumschänder.

Ich entwarf mir oft Einkleidungen, durch welche die Alltäglichkeit des Blicks auf Tiere, welche wie verzogene Menschenleiber aus fremden, anders gebarenden Erdkugeln auf unsere gesunken sind, weggenommen wird. Ich dachte mir z. B. eine leere Insel, auf welcher ein nur vom Brotbaum ernährter Mensch nichts Lebendes gesehen als Welle und Wolke und sein Wasserbild, und woraus er plötzlich an ein tierbevölkertes Eiland angetrieben wird und ausgesetzt.

Welche Zauberinsel voll verkörperter Feen und Geisterchen! Wie ein böser Geist oder eine Menschenmißgeburt grinst den Eiländer, der nur seine eigne Spiegelgestalt kennt, ein behaarter Affe mit seinen Zähnen auf einem Baum an. — Ein unförmliches Leben, eine aneinandergeschmolzene Familie, aber bloß zweiäugig, schreitet ein Elefant daher, eine wandelnde Fleischinsel. — Der Löwe kommt wie ein Zorn. — Das Roß fliegt wie Siegerstolz. — Kleine tolle Geisterchen, rote, grüne, gelbe, mit sechs Füßen durchflattern die Insel. Aus der Wolke fällt ein glänzendes Wundergeschöpf, dem die zwei guten Menschenarme in goldgrüne Haare oder Federn zerblättert sind und die Lippe in Horn gezogen. — Im Wasser schwimmen graue unförmliche Rümpfe und Gliederstücke. — Gelbe Furienmasken kriechen aus dem Sumpf. — Ein einziges glattes, langes

Glied schlängelt und ringelt sich dahin und sticht den bösen Geist auf dem Aste, und er sinkt herab. — Und wenn nun diese seltsamen Traumfiguren zu sprechen anfangen, jede die Sprache einer unbekannten Welt, wie etwa auf dem Marktplatz einer Sonne die versammelten Völkerschaften ihrer Planeten, hier summend, dort quäkend, da heulend, da lachend, dort auf dem Zweige ein wie aus dem Himmel schmachtendes Tönen, unten auf der Wurzel ein wie aus der Hölle zorniges. — — Und darauf das Kämpfen und Ringen dieser Wesen, ihr Vergehen durcheinander, und doch ihr Fortbestehen. — Und endlich, wie dies durcheinander webende, flatternde, schießende, ermordende, liebkosende, wiedergebärende Leben zu einer unendlichen Lebensluft wird, worin das eigne Leben als atmendes Lüftchen verfliegt...

Das Menschen-Ich vergißt über sich sogar die Menschen-Ich der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und stellt sich als erste Ziffer allen andern voran — wieviel mehr vergißt's die After-Ich der Tiere, die mouches volantes vor eines Engels Auge! — —

Der sogenannte Instinkt der Tiere, diese Eselin, die den Engel früher sieht als der Prophet, sollte als das größte Wunder der Schöpfung und wieder als der Schlüssel und Inhalt aller andern Wunder angesehen werden, insofern das Welträtsel gewissen Rätseln gleicht, welche das Rätsel selber beschreiben und meinen. — Das Tier werde auf jede Weise dem Kinde nahegebracht, z. B. durch Darstellung als eines Anagramms des Menschen, wie etwa der arme Hund ein alter, haariger Mann sei, den Mund geschwärzt und langgereckt, die Ohren hinaufgezerrt, an den zottigen Vorderarmen zugespitzte lange Nägel usw. Das kleine Tier werde vom Vergrößerglase an das Auge und Herz gerückt. Dadurch wird man ein Hausfreund des Blattinsassen: das Vorurteil, das nach dem Rekrutenmaße das Leben schätzt — warum wird alsdann aber nicht der Elefant und Walfisch höher gestellt als wir? — verschwindet durch die Unendlichkeit, welche in jedem Leben dieselbe ist, so daß sie, wie in der Rechnung des Unendlichen, durch einen endlichen Zusatz — z. B. durch den der Überzahl von zwei Millionen Gelenken im Vielfuß oder mehreren tausend Muskeln in der Weidenraupe — nicht einmal etwas gewinnt. — „Wie würdest du einen Schmetterling pflegen, der so groß wäre als ein Adler, oder ein Heupferd, das so groß als ein Pferd! Und bist du nicht auch klein?" So sprecht! —

Leibniz setzte ein Tierchen, das er lange angesehen, ungetötet auf sein Blatt zurück; dies sei Gebot für das Kind. Die stoische Schule sprach aus: Wer einen Hahn ohne allen Anlaß tötet, bringe ebensogut seinen Vater um, und der ägyptische Priester hielt es für unheilig, ein Tier zu töten, ausgenommen zum Opfern. Hierin liegen alle Gebote der Lebensachtung. Alles Tiertöten geschehe nur notwendig, wie Opfern — zufällig — eilig — unwillkürlich — verteidigend. — — Ist hingegen dem Kinde durch ein längeres Beschauen, z. B. eines Frosches, seines Atmens, seiner Sprünge, seiner Lebensweise und Todesangst, das vorher gleich-

gültige Tierstück in reines Leben verwandelt, so mordet es mit diesem Leben seine Achtung für Leben. Daher sollte ein lange gepflegtes Haustier, ein Schaf, eine Kuh, nie vor Kinderaugen geschlachtet werden; wenigstens müßte, wenn nicht gerade die geweckte Achtung für Tierleben bei dem notwendigen Zerfleischen desselben anstatt milder nur noch grausamer (wie Affenbraten manche Völker zur Menschenfresserei) gewöhnen soll, es müßte, mein' ich, die bittere Notwendigkeit, die bessere Pflege vorher, der leichte Tierestod nachher und ähnliches als Nacht und Schleier über die tötende Hand geworfen werden. — Nicht einmal Hunde sollte ein Jäger mit seiner jagdgerechten Grausamkeit vor den Kinderohren züchtigen, zumal da jene ihr Weh so hell dareinschreien. Wenn Köchinnen verbieten, unter dem Töten eines Tieres Mitleid zu haben, weil es sonst schwerer sterbe, so verrät und verbirgt dieser Aberglaube echt weiblich gerade das Mitleiden, das er verbietet.

Zieht nur vor dem Kinde jedes Leben ins Menschenreich herein: so entdeckt ihm das Größere das Kleinere. Belebt und beseelt alles, und sogar die Lilie, die es unnütz aus dem organischen Dasein ausreißt, malt ihm als die Tochter einer schlanken Mutter vor, die im Beete steht und das kleine weiße Kind mit Saft und Tau aufzieht.

Denn nicht auf leere, lose Mitleidsübung, auf eine Impfschule fremder Schmerzen ist's abgesehen, sondern auf eine Religionsübung der Heilighaltung des Lebens, des allwaltenden Gottes im Baumgipfel und im Menschengehirn. Tierliebe hat, wie die Mutterliebe, noch den Vorzug, daß sie für keinen Vorteil der Erwiderung und noch weniger des Eigennutzes entsteht, und zweitens, daß sie jede Minute einen Gegenstand und eine Übungsminute findet.

Oh! Es werden, es müssen schon Zeiten kommen, wo die tierfreundlichen Brahminen auch den Norden warm bewohnen, wo das Herz, nachdem es die rauhesten Sünden abgetan, auch leise giftige ausstößt, — wo der Mensch, der jetzt die vielgestaltige Vergangenheit der Menschheit ehret, auch anfängt, in der Gegenwart die belebte, ab- und aufsteigende Tierwelt zu schonen und (später) zu pflegen, um einst dem Urgenius den häßlichen Anblick des zwar dickdunkeln, aber weitesten Tierschmerzes nicht mehr zu geben.

Und warum müssen solche Zeiten kommen? Darum, weil schlechtere gegangen sind: die Nationalschulden der Menschheit (meistens Blutschulden) trägt die Zeit ab, das Strandrecht ist nur ein Strandunrecht, der Negerhandel allmählich verbotene Ware; nur der herbste, zäheste Barbarismus der Vorzeit, der Krieg, bleibt noch dem uns angeborenen Antibarbarismus zuletzt zu überwinden übrig.

Ein apokalyptisches Fragment

Karoline von Günderode



Ich stand auf einem hohen Fels im Mittelmeer, und vor mir war der Ost und hinter mir der West, und der Wind ruhte auf der See.

Da sank die Sonne, und kaum war sie verhüllt im Niedergang, so stieg im Aufgang das Morgenrot wieder empor, und Morgen, Mittag, Abend und Nacht jagten sich in schwindelnder Eile um den Bogen des Himmels.

Erstaunt sah ich sie sich drehen in wilden Kreisen; mein Puls floh nicht schneller, meine Gedanken bewegten sich nicht rascher, und die Zeit in mir ging den gewohnten Gang, indes sie außer mir sich nach neuem Gesetz bewegte.

Ich wollte mich hinstürzen in das Morgenrot oder mich tauchen in die Schatten der Nacht, um mit in ihre Eile gezogen zu werden und nicht so langsam zu leben; da ich sie aber immer betrachtete, ward ich sehr müde und entschlief.

Da sah ich ein weites Meer vor mir, das von keinem Ufer umgeben war, weder im Ost noch Süd noch West noch Nord: kein Windstoß bewegte die Wellen, aber die unermeßliche See bewegte sich doch in ihren Tiefen, wie von innern Gärungen bewegt.

Und mancherlei Gestalten stiegen herauf, aus dem Schoß des tiefen Meeres, und Nebel stiegen empor und wurden Wolken, und die Wolken senkten sich und berührten in zuckenden Blitzen die gebärenden Wogen.

Und immer mannigfaltigere Gestalten entstiegen der Tiefe, aber mich ergriffen Schwindel und eine sonderbare Bangigkeit, meine Gedanken wurden hierhin und dorthin getrieben wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erlosch.

Da ich aber wieder erwachte und von mir zu wissen anfing, wußte ich nicht, wie lange ich geschlafen hatte, ob es Jahrhunderte oder Minuten waren; denn ob ich gleich dumpfe und verworrene Träume gehabt hatte, so war mir doch nichts begegnet, was mich an die Zeit erinnert hätte.

Aber es war ein dunkles Gefühl in mir, als habe ich geruht im Schoße dieses Meeres und sei ihm entstiegen wie die andern Gestalten. Und ich schien mir ein Tropfen Tau und bewegte mich lustig hin und wider in der Luft und freute mich, daß die Sonne sich in mir spiegle und die Sterne mich beschauten.

Ich ließ mich von den Lüften in raschen Zügen dahintragen, ich gesellte mich zum Abendrot und zu des Regenbogens siebenfarbigen Tropfen, ich reihte mich

mit meinen Gespielen um den Mond, wenn er sich bergen wollte, und begleitete seine Bahn.

Die Vergangenheit war mir dahin! Ich gehörte nur der Gegenwart. Aber eine Sehnsucht war in mir, die ihren Gegenstand nicht kannte, ich suchte immer, aber jedes Gefundene war nicht das Gesuchte, und sehnend trieb ich mich umher im Unendlichen.

Einst ward ich gewahr, daß alle die Wesen, die aus dem Meere gestiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und sich in wechselnden Formen wieder erzeugten. Mich befremdete diese Erscheinung; denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnsucht sei auch, zurückzukehren zu der Quelle des Lebens.

Und da ich dies dachte und fast lebendiger fühlte als all mein Bewußtsein, ward plötzlich mein Gemüt wie mit betäubenden Nebeln umgeben. Aber sie schwanden bald, ich schien mir nicht mehr ich, und doch mehr als sonst ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtsein hatte sie überschritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm.

Erlöset war ich von den engen Schranken meines Wesens, und kein einzler Tropfen mehr, ich war allem wiedergegeben, und alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meer, glänzte in der Sonne, kreiste mit den Sternen; ich fühlte mich in allem, und genoß alles in mir.

Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und Alles; es ist nicht Körper und Geist geschieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich und sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

Lebensdeutung

Wilhelm von Scholz

Alles Wortemachen über eine Sache ist Lügen schlechthin. Denn nie hört der eine mit dem Wort dasselbe, was der andere mit dem Wort spricht. In jedem Wort klingt das ganze Leben eines Menschen herauf. Wo sind zwei Leben einander gleich?

*

Ein ununterbrochenes Band verbindet das Heut mit ferner Vergangenheit. Du hast noch den Zustand deiner Stadt, deines Landes, deiner Wirkungsstätte vor einem Menschenalter gesehen und erzählst davon den Jungen, die jetzt in die Zeit treten. Indessen du es in Bildern vor dir siehst, die fast noch im Raum

stehen, ist es ihnen Wort und Fremdgehörtes — wie dir das war, was die Älteren vom Selbstgesehenen dir, dem Jüngeren, erzählten und was sie noch im Raum stehen sahen. Und wie dein Leben das Band hält als Geschehen, was Jüngeren schon Geschichte ist, so fühlst du plötzlich, was dir Geschichte ist, immer weiter zurück als Geschehen, zusammenhängend mit dem Heut, von Menschen in vielen, streckenweis nebeneinander gehenden Leben in immer fernere Vergangenheit zurückerlebt und -erinnert. Du suchst vergeblich nach einem Halt, einer Grenze: über jeden Abgrund von Zeit tragen lebende Menschen das Geschehen heran.

*

Nun habt ihr viele Leben gelesen. Plötzlich erschreckend gewahrt ihr, daß ihr eins lebt.

*

Wenn man sich nur einmal ganz klar machte, was es heißt: man trägt seinen Leib und seine Seele überallhin mit.

*

Das Ewige ist immer nahe. Es ist dir näher als die Luft, die dich umgibt, ja, als das Blut, das in dir fließt. Es ist dir näher als dein Körper und selbst als dein Geist.

*

Als Wallenstein einmal mit dem Morgen eine außerordentlich wichtige Botschaft erwartete, ordnete er an, daß er geweckt werde, ehe der Bote da sein konnte. Er wollte die Botschaft wachend empfangen. Nur wachend fühlte er sich dem, was sie bringen konnte, gegenüber stark. Die Wachheit ist eine Bewaffnung der Seele.

*

Von dem vielköpfigen Riesen Gergalun hieß es, daß immer wenigstens einer seiner Köpfe über Welt und Menschen lächelte. Noch wichtiger scheint mir das für Wesen mit nur einem einzigen Kopf.

*

Es wird niemand Revolutionär, der nicht einmal an das Bestehende geglaubt hat. Jeder Reformator beginnt mit dem Wunsch, dem Bestehenden zu genügen, es zu verstehen, sich ihm einzuordnen. Erst die mühsam erworbene Enttäuschung gibt beiden die Kraft zum Werk.

*

Die Jahreszeiten, das Jahr: die Ordnung alles Lebens in seiner Wiederholung. das Maß, die Schale, in der sich alles Sein fangen, jeder Gedanke wieder denken läßt. Die Jahreszeiten sind die Gefäße, in die man die Fülle des Herzens ausschüttet, in denen man sie sammelt. Das Jahr ist die Herrschaft über unseren

vielfältigen Geist, das ewige Wiederzurückführen der Menschen an jede Quelle, aus der sie trinken müssen, der Spiegel des Lebens; ist Teil der Unendlichkeit und, in seiner ewigen Wiederholung, Ring um die Unendlichkeit, die von jedem Jahr eingeschlossen wird.

*

Eine Mutter, blaß, verarbeitet, ernst, auf ihre Kinder deutend: dort sind meine roten Backen, dort lacht meine Fröhlichkeit!

*

Der beste Mann ist immer der gefährdetste, weil ihm niemals niedere Mittel zu Gebote stehen, weil er bei der Frage Unehre oder Untergang immer nur Untergang wählt.

*

Es ist ein unheimliches Lebenssymbol, daß die Früchte durch den Wurm schneller reif werden.

*

Die Bedeutsamkeit eines Charakters richtet sich nach den Leidenschaften, die in ihm sind, nach dem Ausgleich, den sie untereinander finden, den Zwecken, denen sie dienstbar gemacht werden.

*

Die wichtigste Aufgabe für unser gestaltendes Bewußtsein ist: den Todesgedanken mit still sich häufendem Leben zu bedecken.

*

Auf dem Wege in die Tiefe der Welt, wie jedes Einzelseins in ihr, begegnet uns mehrmaliger Gegensatz.

*

Worin liegt bei bedeutenden, die Menschen in ihren Bann ziehenden, sie nach sich formenden Männern der Zauber, mit dem sie wirken? Ich glaube immer wieder dies eine selbe zu erkennen: es ist das Unpersönliche in den Persönlichkeiten! Das klingt, ist aber nicht paradox. Das die Menschen Gewinnende, Fesselnde, sie Formende, das ist das unpersönlich Mächtige, Naturhafte, Daseinhafte, das Ausstrahlende, das in eine menschliche Persönlichkeit versprengt ist: Kraft, Wärme, Leuchten. Es ist nicht diese Lehre oder jenes Wissen, eine ideale Bestrebung, ein bestimmtes hohes Ziel, nicht Weltanschauung, nicht Lebensauffassung, nicht Geistesrichtung oder Charakter und Charakterbildung; all das geht mit ein in den Kauf und wird vielleicht für den Grund der Anhängerschaft gehalten. Aber es ist ganz nebensächlich neben diesem einen Wesenhaften, Dämonischen in der Persönlichkeit: eben dem großen Unpersönlichen in einem Menschen, das verwandt ist mit Sturm, Feuer, Wettergewalt: Kraft, Wärme, Leuchten.

Je mehr dieses Unpersönlichen in einem Menschen ist, seinen klaren Umriß verdunkelt, jede Formel, auf die man ihn bringen könnte, zerstört und ihn davor rettet, daß er mit einer bestimmten Lehre in ständiger Gleichung bleibt, um so persönlicher, um so lebendiger, um so wirkender ist er. Ist Luther etwa seine Lehre? Nein, er ist seine Kraft!

*

Der schöpferische Geist ist Mann und Weib zugleich. Wie oft blitzt ein Einfall in ihm auf, der zeugend in die Seele zurückfällt, aus der er aufstieg, und jetzt erst die Schöpfung hervorruft.

Von dem, was einer ist

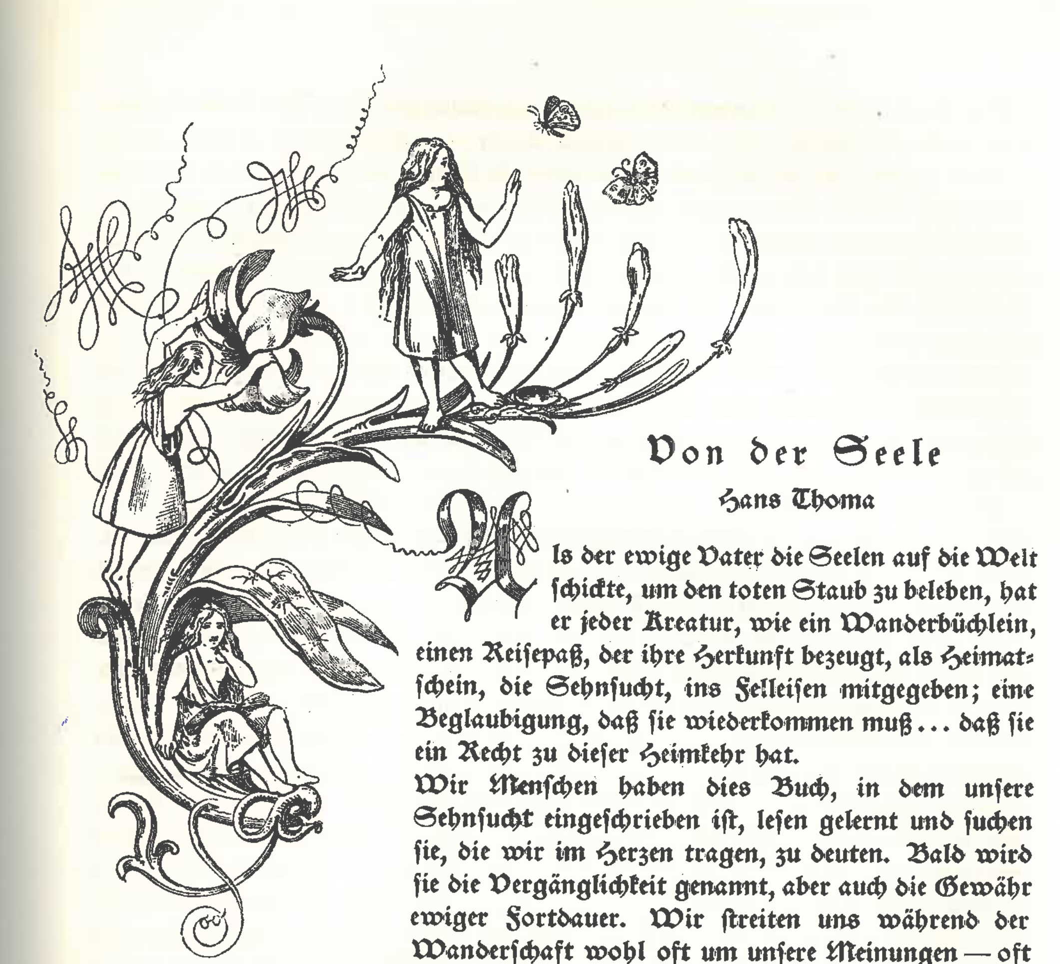
Schopenhauer



Daß dieses zu seinem Glücke viel mehr beiträgt, als was er hat, oder was er vorstellt, haben wir bereits im allgemeinen erkannt. Immer kommt es darauf an, was einer sei und demnach an sich selber habe: denn seine Individualität begleitet ihn stets und überall, und von ihr ist alles tingiert, was er erlebt. In allem und bei allem genießt er zunächst nur sich selbst: Dies gilt schon von den physischen, wieviel mehr von den geistigen Genüssen. Daher ist das englische to enjoy one's self ein sehr treffender Ausdruck, mit welchem man z. B. sagt: he enjoys himself at Paris, also nicht „er genießt Paris", sondern „er genießt sich in Paris". — Ist nun aber die Individualität von schlechter Beschaffenheit, so sind alle Genüsse wie köstliche Weine in einem mit Galle tingierten Munde. Demnach kommt, im guten wie im schlimmen, schwere Unglücksfälle beiseitegesetzt, weniger darauf an, was einem im Leben begegnet und widerfährt, als darauf, wie er es empfindet, also auf die Art und den Grad seiner Empfänglichkeit in jeder Hinsicht. Was einer in sich ist und an sich selber hat, kurz die Persönlichkeit und deren Wert, ist das alleinige Unmittelbare zu seinem Glück und Wohlsein. Alles andere ist mittelbar; daher auch dessen Wirkung vereitelt werden kann, aber die der Persönlichkeit nie. Darum eben ist der auf persönliche Vorzüge gerichtete Neid der unversöhnlichste, wie er auch der am sorgfältigsten verhehlte ist. Ferner ist allein die Beschaffenheit des Bewußtseins das Bleibende und Beharrende, und die Individualität wirkt fortdauernd, anhaltend, mehr oder minder in jedem Augenblick: alles andere hingegen wirkt immer nur zu-

zeiten, gelegentlich, vorübergehend, und ist zudem auch noch selbst dem Wechsel und Wandel unterworfen: daher sagt Aristoteles: ἡ γὰρ φύσις βεβαία, οὐ τὰ χρήματα (nam natura perennis est, non opes). (Denn die Natur währt ewig, nicht das Werk.) Hierauf beruht es, daß wir ein ganz und gar von außen auf uns gekommenes Unglück mit mehr Fassung ertragen als ein selbstverschuldetes: denn das Schicksal kann sich ändern, aber die eigene Beschaffenheit nimmer: Demnach also sind die subjektiven Güter wie ein edler Charakter, ein fähiger Kopf, ein glückliches Temperament, ein heiterer Sinn und ein wohlbeschaffener, völlig gesunder Leib, also überhaupt mens sana in corpore sano, zu unserm Glücke die ersten und wichtigsten; weshalb wir auf die Beförderung und Erhaltung derselben viel mehr bedacht sein sollten, als auf den Besitz äußerer Güter und äußerer Ehre.

Was nun aber von jenen allen uns am unmittelbarsten beglückt, ist die Heiterkeit des Sinnes: denn diese gute Eigenschaft belohnt sich augenblicklich selbst. Wer eben fröhlich ist, hat allemal Ursach es zu sein: nämlich eben diese, daß er es ist. Nichts kann so sehr wie diese Eigenschaft jedes andere Gut vollkommen ersetzen, während sie selbst durch nichts zu ersetzen ist. Einer sei jung, schön, reich und geehrt, so fragt sich, wenn man sein Glück beurteilen will, ob er dabei heiter sei: ist er hingegen heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder bucklig, arm oder reich sei: er ist glücklich. In früher Jugend machte ich einmal ein altes Buch auf, und da stand: „Wer viel lacht, ist glücklich, und wer viel weint, ist unglücklich“ — eine sehr einfältige Bemerkung, die ich aber wegen ihrer einfachen Wahrheit doch nicht habe vergessen können, so sehr sie auch der Superlativ eines truism's ist. Dieserwegen also sollen wir der Heiterkeit, wann immer sie sich einstellt, Tür und Tor öffnen: denn sie kommt nie zur unrechten Zeit; statt daß wir oft Bedenken tragen, ihr Eingang zu gestatten, indem wir erst wissen wollen, ob wir denn auch wohl in jeder Hinsicht Ursache haben, zufrieden zu sein; oder auch, weil wir fürchten, in unsern ernsthaften Überlegungen und wichtigen Sorgen dadurch gestört zu werden: allein was wir durch diese bessern, ist sehr ungewiß; hingegen ist Heiterkeit unmittelbarer Gewinn. Sie allein ist gleichsam die bare Münze des Glückes und nicht wie alles andere bloß der Bankzettel, weil nur sie unmittelbar in der Gegenwart beglückt; weshalb sie das höchste Gut ist für Wesen, deren Wirklichkeit die Form einer unteilbaren Gegenwart zwischen zwei unendlichen Zeiten hat...



Von der Seele

Hans Thoma

Als der ewige Vater die Seelen auf die Welt schickte, um den toten Staub zu beleben, hat er jeder Kreatur, wie ein Wanderbüchlein, einen Reisepaß, der ihre Herkunft bezeugt, als Heimatschein, die Sehnsucht, ins Felleisen mitgegeben; eine Beglaubigung, daß sie wiederkommen muß... daß sie ein Recht zu dieser Heimkehr hat.

Wir Menschen haben dies Buch, in dem unsere Sehnsucht eingeschrieben ist, lesen gelernt und suchen sie, die wir im Herzen tragen, zu deuten. Bald wird sie die Vergänglichkeit genannt, aber auch die Gewähr ewiger Fortdauer. Wir streiten uns während der Wanderschaft wohl oft um unsere Meinungen — oft recht arg —, bis der Seelensammler Tod all unserm Meinen und Streiten ein Ende macht; er löscht das Flämmlein aus der Ewigkeit, das aus den Augen leuchtet; er zerbricht das Werkzeug, welches die Macht des Lichtes geschaffen hat, damit es sich selber schaut.

— Wir sehen das Werkzeug zerstört; aber wir glauben an das ewig schaffende Licht. —

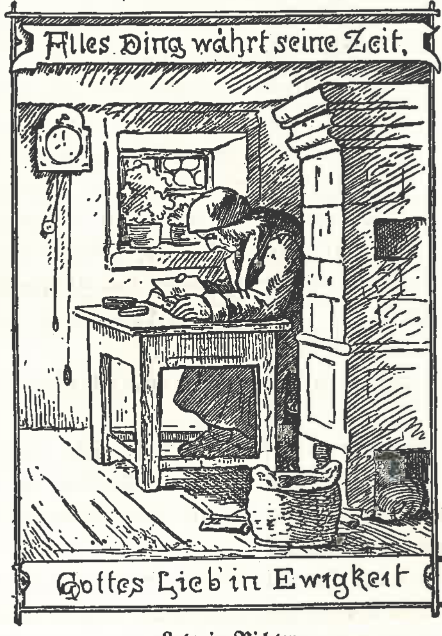
Die Sehnsucht läßt sich aus der Menschenseele nicht wegdisputieren, sowenig wie das Gewissen — beide sind Eigenschaften, Zeichen, an denen man sie kennt; sie gehören zum Signalement, wie es auf dem Bureau der Ewigkeit in den Heimatschein eingetragen worden ist.

Mit ihrer Sehnsucht baut sich die Seele ihr irdisches Haus. Generationen schaffen daran und türmen Dome auf, wie Fragezeichen nach der Ewigkeit. Und wenn Geschlechter bauen, so entsteht das feste Gefüge eines Volkes, und die Einzelseele weitet sich aus und nimmt teil an der gemeinsamen Seele des Volkes, und sie erkennt in dieser Gemeinschaft Gottgewolltes.

Das kleine Licht, welches uns mitgegeben ist, damit wir die Welt schauen, wird doch wohl ein Funken sein vom ewigen Lichte. — Aber wir sind nur Glühwürmer in purpurdunkler Nacht, und unser Lichtlein reicht nicht weit, und die Dinge, die wir erkennen, ragen aus der Finsternis, und wir fragen, was sie an sich sind ... Wir wissen es nicht. Weiß dies der Glühwurm? braucht er es zu wissen? Er freut sich am Rätselglanz seines Lichtleins, und wenn er menschliche Sprache hätte, so würde er dieses Freudengefühl wohl „Selbstbewußtsein" nennen.

Wir Glühwürmer und Leuchtkäfer funkeln in der Nacht des Raumes und in der Zeit herum und können nie so recht wissen, was wir eigentlich sind. Wir sind zwischen Licht und Finsternis eingewobene Wesen. Wir wissen nicht, sind wir das Etwas, das nach dem Nichts sich sehnt, oder sind wir das Nichts, das ew'ges Dasein verlangt.

Die Seele flattert zwischen Zeit und Ewigkeit, von Traumbildern umschwebt, die sie bald ängstigen, bald durch Lieblichkeit erfreuen; sie führen sie in Himmel und Hölle. — Die Seele muß ihre Träume nehmen, wie sie ihr geschickt werden ... sie ist nicht verantwortlich dafür, sie sind ihr Schicksal mit seinen Freuden und mit seinen Leiden. Die Träume gehen aus dem Gewebe von Ursache und Wirkung hervor, in das jede Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde verflochten wird. Aber das tiefste Wissen, das der Seele zuteil wird, dürfen wir das Gewissen heißen, — das ist unabhängig von den Träumen, die das Schicksal flicht und über uns verhängt. — Das Gewissen bewahrt den himmlischen Heimatschein und ist dafür besorgt, daß er der Seele nicht verlorengeht, und daß sie den Anspruch auf ihr Heimatrecht nicht verliert.



Ludwig Richter

Die blaue Blume

Novalis



ie Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. „Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben“, sagte er zu sich selbst; „fern ab liegt mir alle Habsucht! Aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken. So ist mir noch nie zumute gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die anderen haben ja das nämliche gehört, und keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird keiner verstehen. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte, mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden, wie da die Tiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist geradeso, als wollten sie augenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Musik.“ Der Jüngling verlor sich allmählich in süßen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in stillen Hütten. Er geriet in Gefangenschaft und die schmählichste Not. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben, starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder.

Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegenglänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß, sondern kühl war und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, sich zu baden; er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm, sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch ineinanderflossen und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstliche Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren

Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu sein; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiderte ihre herzliche Umarmung.

Über das Romantische

Ludwig Uhland



Das Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse.

Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, ist er sicher, daß nicht der Ozean, der die Feste rings umgürtet, mächtig hereinwoge und sie mit ihm verschlinge? Dort hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Äther. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finsternis. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimnis andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt. Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.

Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als

innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen ... Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus der Tiefe der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem der Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Das Christentum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) usf.; sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt. Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen Gelobten Landes. Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor. Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals usf., wie überhaupt alle die poetischen Ritter und Frauen des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte usw. lassen uns

teils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, teils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer.

Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter, stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertreiben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.

Ludwig Richter Wanderschaft

Die Romantik ist nicht nur ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuen Zeit bessern Grund als der verrufene Aberglauben der Alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem

Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!

Hunger

Wilhelm Raabe

Sieh, liebes Kind, in meinem schlechten Verstande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger drin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte solch einen Hunger, wie ich meine, und von dem hast du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit sich und der Welt; aber nicht aus Mißgunst, weil andere in schöneren Häusern wohnten oder in Kutschen fuhren oder sonsten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es so viele Dinge gab, die er nicht verstand, und die er gern hätte lernen mögen. Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben und dazu nicht ganz derer vergessen, die sie liebhaben, dann sind sie die rechten Männer, ob sie nun weit kommen oder nicht — 's ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der andern Seite. Da ist die Liebe das erste. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.

Glück und Unglück

Otto Ludwig

Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls! Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

An Goethe

Bettina Brentano

Am 16. Juni.



Goethe,
Schattenriß, Weimar 1826

Hier sind noch tausend herrliche Wege, die alle nach berühmten Gegenden des Rheins führen; jenseits liegt der Johannisberg, auf dessen steilen Rücken wir täglich Prozessionen hinaufklettern sehen, die den Weinbergen Segen erflehen: dort überströmt die scheidende Sonne das reiche Land mit ihrem Purpur, und der Abendwind trägt feierlich die Fahnen der Schutzheiligen in den Lüften und bläht die weitfaltigen weißen Chorhemden der Geistlichkeit auf, die sich in der Dämmerung wie ein rätselhaftes Wolkengebilde den Berg hinabschlängeln. Im Näherrücken entwickelt sich der Gesang; die Kinderstimmen klingen am vernehmlichsten; der Baß stößt nur ruckweise die Melodie in die rechten Fugen, damit sie das kleine Schulgewimmel nicht allzu hoch treibe, und dann pausiert er am Fuß des Bergs, wo die Weinlagen aufhören. Nachdem der Herr Kaplan den letzten Rebstock mit dem Wadel aus dem Weihwasserkessel bespritzt hat, fliegt die ganze Prozession wie Spreu auseinander, der Küster nimmt Fahne, Weihkessel und Wadel, Stola und Chorhemd, alles unter dem Arm, und trägt's eilends davon; und als ob die Grenze der Weinberge auch die Grenze der Audienz Gottes wär', so fällt das weltliche Leben ein, Schelmenliedchen bemächtigen sich der Kehlen, und ein heiteres Allegro der Ausgelassenheit verdrängt den Bußgesang, alle Unarten gehen los, die Knaben balgen sich und lassen ihre Drachen am Ufer im Mondschein fliegen, die Mädchen spannen ihre Leinwand aus, die auf der Bleiche liegt, und die Bursche bombardieren sie mit wilden Kastanien; da jagt der Stadthirt die Kuhherde durch's Getümmel, den Ochs voran, damit er sich Platz mache; die hübschen Wirtstöchter stehen unter den Weinlauben vor der Tür und klappern mit dem Deckel der Weinkanne, da sprechen die Chorherren ein und halten Gericht über Jahrgänge und Weinlagen, der Herr Frühmesner sagte nach gehaltner Prozession zum Herrn Kaplan: Nun haben wir's unserm Herrgott vorgetragen, was unserm Wein not tut: noch acht Tage trocken Wetter, dann morgens früh Regen und mittags tüchtigen Sonnenschein, und das so fort Juli und August! wenn's dann kein gutes Weinjahr gibt, so ist's nicht unsre Schuld.

Gestern wanderte ich, der Prozession vorüber, hinauf nach dem Kloster, wo sie herkam. Oft hatte ich im Aufsteigen haltgemacht, um den verhallenden Gesang noch zu hören. Da oben auf der Höhe war große Einsamkeit; nachdem auch

das Geheul der Hunde, die das Psalmieren obligat begleitet hatten, verklungen war, spürte ich in die Ferne; da hörte ich dumpf das sinkende Treiben des scheidenden Tags; ich blieb in Gedanken sitzen — da kam aus dem fernen Waldgeheg' von Vollraths her etwas Weißes, es war ein Reiter auf einem Schimmel; das Tier leuchtete wie ein Geist, sein weicher Galopp tönte mir weissagend, die schlanke Figur des Reiters schmiegte sich so nachgebend den Bewegungen des Pferdes, das den Hals sanft und gelenk bog; bald in lässigem Schritt kam er heran, ich hatte mich an den Weg gestellt, er mochte mich im Dunkel für einen Knaben halten, im braunen Tuchmantel und schwarzer Mütze sah ich nicht grade einem Mädchen ähnlich. Er fragte, ob der Weg hier nicht zu steil sei zum Hinabreiten, und ob noch weit sei bis Rüdesheim. Ich leitete ihn den Berg herab, der Schimmel hauchte mich an, ich klatschte seinen sanften Hals. Des Reiters schwarzes Haar, seine erhabene Stirn und Nase waren bei dem hellen Nachthimmel deutlich zu erkennen. Der Feldwächter ging vorüber und grüßte, ich zog die Mütze ab; mir klopfte das Herz neben meinem zweifelhaften Begleiter, wir gaben einander wechselweise Raum, uns näher zu betrachten, was er von mir zu denken beliebte, schien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen; ich aber entdeckte in seinen Zügen, seiner Kleidung und Bewegungen eine reizende Eigenheit nach der andern. Nachlässig, bewußtlos, naturlaunig saß er auf seinem Schimmel, der das Regiment mit ihm teilte. — Dorthin flog er im Nebel schwimmend, der ihn nur allzubald mir verbarg; ich aber blieb bei den letzten Reben, wo heute die Prozession in ausgelassnem Übermut auseinander sprengte, allein zurück. Ich fühlte mich sehr gedemütigt, ich ahndete nicht nur, ich war überzeugt, dies rasche Leben, das eben gleichgültig an mir vorübergestreift war, begehre mit allen fünf Sinnen des Köstlichsten und Erhabensten im Dasein sich zu bemächtigen.

Die Einsamkeit gibt dem Geist Selbstgefühl; die duftenden Weinberge schmeichelten mich wieder zufrieden.

Und nun vertraue ich Dir schmucklos meinen Reiter, meine gekränkte Eitelkeit, meine Sehnsucht nach dem lebendigen Geheimnis in der Menschenbrust. Soll ich in Dir lebendig werden, genießen, atmen und ruhen, alles im Gefühl des Gedeihens, so muß ich, Deiner höheren Natur unbeschadet, alles bekennen dürfen, was mir fehlt, was ich erlebe und ahnde; nimm mich auf, weise mich zurecht und gönne mir die heimliche Lust des tiefsten Einverständnisses.

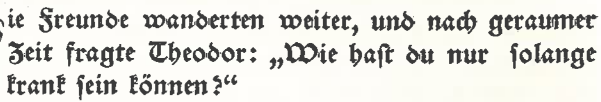
Die Seele ist zum Gottesdienst geboren, daß ein Geist in dem andern entbrenne, sich in ihm fühle und verstehen lerne, das ist mir Gottesdienst — je inniger: je reiner und lebendiger.

Wo ich mich hinlagere am grünenden Boden, von Sonne und Mond beschienen, da bist Du meine Heiligung.

Bettine.

Freundschaft

Ludwig Tieck



Die Freunde wanderten weiter, und nach geraumer Zeit fragte Theodor: „Wie hast du nur solange krank sein können?“

„Verwundre dich doch lieber,“ antwortete der Kranke, „wie ich so bald habe genesen können; denn noch ist es mir selber unbegreiflich, daß meine Kräfte sich so schnell wieder hergestellt haben.“

„Wie wird sich der gute Friedrich freuen,“ sagte Theodor, „dich einmal wieder zu sehn; denn immer warst du ihm unter seinen Freunden der liebste.“

„Sagt vielmehr,“ antwortete der Genesene, „daß wir uns in manchen Punkten unsers Wesens am innigsten berührten und am besten verstanden; denn, meine Geliebten, man lebt, wenn man das Glück hat, mehrere Freunde zu besitzen, mit jedem Freunde ein eignes, abgesondertes Leben; es bilden sich mannigfache Kreise von Zärtlichkeit und Freundschaft, die wohl die Gefühle der Liebe zu andern in sich aufnehmen und harmonisch mit ihnen fortschwingen, dann aber wieder in die alte eigentümliche Bahn zurückkehren, daher ebenso wie mir der Vertrauteste in vielen Gesinnungen fremd bleibt, so hebt eben derselbe auch vieles Dunkle in meiner eignen Natur bloß durch seine Gegenwart hervor und macht es licht, sein Gespräch, wenn es diese Punkte trifft, erweckt es zum klarsten, innigsten Leben, und ebenso wirkt meine Gegenwart auf ihn zurück. Vielleicht war manches in Friedrich und mir, was ihr übrigen mißverstandet, was sich in uns ergänzte und durch unsre Freundschaft zum Bewußtsein gedieh, so daß wir uns mancher Dinge wohl sogar erfreuten, die andre uns lieber hätten abgewöhnen mögen.“

„Was du da sagst, ist sehr wahr,“ fügte Ernst hinzu, „der Mensch, der überhaupt das Leben und sich versteht, wird mit jedem seiner Freunde ein eignes Vertrauen, eine andre Zärtlichkeit fühlen und üben wollen. O das ist ja eben das Himmlische der Freundschaft, sich im geliebten Gegenstande ganz zu verlieren, neben dem Verwandten soviel Fremdartiges, Geheimnisvolles ahnden, mit herzlichem Glauben und edler Zuversicht auch das Nichtverstandene achten, durch diese Liebe Seele zu gewinnen und Seele dem Geliebten zu schenken! Wie roh leben diejenigen und verletzen ewig sich und den Freund, die so ganz und unbedingt sich verstehn, beurteilen, abmessen und dadurch nur scheinbar einander angehören wollen! Das heißt Bäume fällen, Hügel abtragen und Bäche ableiten, um allenthalben flache Durchsicht, Mitteilung und Verknüpfung zu gewinnen und einen schönen romantischen Park deshalb verderben. Nicht früh genug kann

der Jüngling, der so glücklich ist, einen Freund zu gewinnen, sich von dieser selbstischen Forderung unsrer roheren Natur, von diesem Mißverständnis der jugendlichen Liebe entwöhnen."

„Was du da berührst," sagte Anton, „berührt zugleich die Wahrheit, daß es nicht nur erlaubt, sondern fast notwendig sei, daß Freunde voreinander Geheimnisse haben, ja es erklärt gewissermaßen die seltsame Erscheinung, daß man dem einen Freunde wohl etwas anvertrauen mag, was man gern dem verschweigt, mit dem man vielleicht in noch vertrautern Verhältnissen lebt. Es ist eine Kunst in der Freundschaft wie in allen Dingen, und vielleicht daher, daß man sie nicht als Kunst erkennt und treibt, entspringt der Mangel an Freundschaft, über welchen alle Welt jetzt klagt."

„Hier kommen wir ja recht", rief Theodor lebhaft aus, „in das Gebiet, in welchem unser Friedrich so gerne wandelt! Ihn muß man über diese Gegenstände reden hören, denn er verlangt und sieht allenthalben Geheimnis, das er nicht gestört wissen will, denn es ist ihm das Element der Freundschaft und Liebe. Verarge doch dem Freunde nicht, sprach er einmal, wenn du ahndest, daß er dir etwas verbirgt, denn dies ist ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die sich ängstlich um dich bewirbt und sittsam an dich schmiegt; o ihr Liebenden, vergeßt doch niemals, wieviel ihr wagt, wenn ihr ein Gefühl dem Worte anvertrauen wollt! was läßt sich denn überall in Worten sagen? Ist doch für vieles schon der Blick zu ungeistig und körperlich! — — O Brüder, Engelherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander schwatzen!"

„Töricht?" sagte Anton etwas empfindlich; „ja freilich, wie alles töricht ist, was das Materielle zu verlassen strebt, und wie die Liebe selbst in dieser Hinsicht Krankheit zu nennen ist, wie Novalis so schön sagt. Hast du noch nie ein Wort bereut, das du selbst in der vertrautesten Stunde dem vertrautesten Freunde sagtest? Nicht, weil du ihn für einen Verräter halten konntest, sondern weil ein Gemütsgeheimnis nun in einem Elemente schwebte, das so leicht seine rohe Natur dagegen wenden kann: ja du trauerst wohl selbst über manches, das der Freund in dein Herz niederlegen will, und das Wort klingt späterhin mißmütig und disharmonisch in deiner innersten Seele wider. Oder verstehst du dies so gar nicht und hast es nie erlebt?"

„Nicht böse, du lieber Kranker," sagte Theodor, indem er ihn umarmte, „du kennst ja meine Art. Schatz, warst du denn nicht eben einverstanden darüber, daß es unter Freunden Mißverständnisse geben müsse? Diese meine Dummheit ist auch ein Geheimnis, glaubt es nur, das ihr auf eine etwas zartere Art solltet zu ahnden oder zu entwirren streben."

Vom Großen und vom Kleinen

Adalbert Stifter



Weil wir schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in den feuerspeienden Berg emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner Selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelassenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Be-

stehen und Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteil beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt und ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benutzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühl naher und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige Allgemeine, das einzige Erhaltende und nie Endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte wie in dem höchsten Palast, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlecht gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem

Kampfe hervorgegangen ist. Ja, wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte wie einen ruhigen Silberstrom einem großen ewigen Ziele entgegengehen sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblicks bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegsmut, dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Natur

Ein Fragment von Goethe 1781/1782

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität anzulegen und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

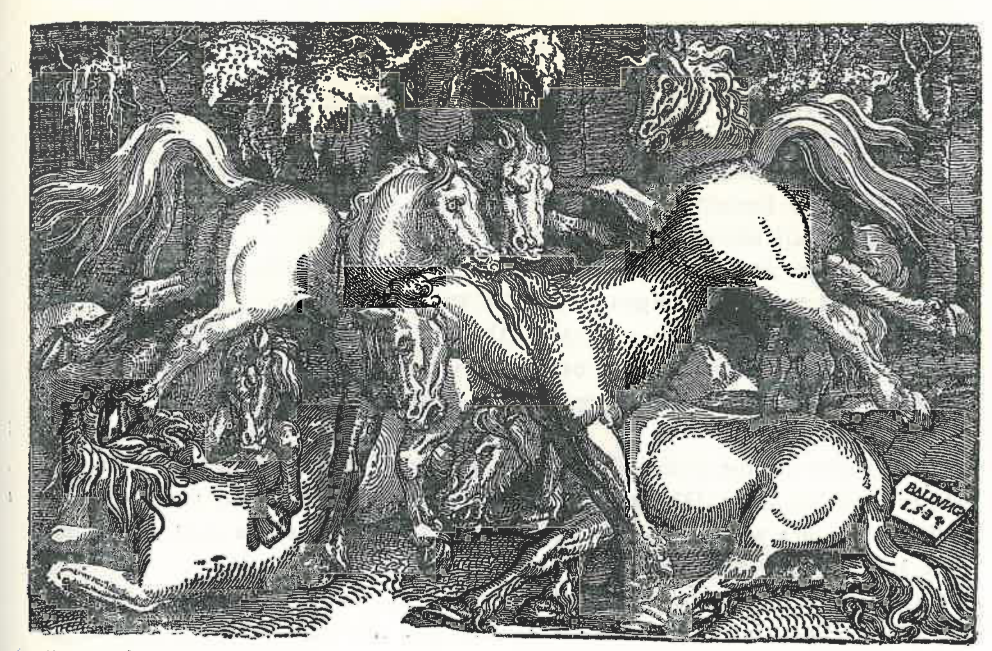
Es ist ein wenig Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen. Sie freut sich an der



Hans Baldung Grien — Sieben Pferde im Walde

Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann.

Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen.

Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstbegriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sie verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.



Naturliebe

Ernst Moritz Arndt

Auch der Natursinn zeichnet die Deutschen aus, ich sollte sagen die Naturseele; denn in mancher Hinsicht haben die sinnlicheren Völker, als in welchen die irdischen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Natursinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt sich vorzugsweise die Naturliebe, ein stilles Verständnis, eine innige Freundschaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der sanfte, empfindende, sinnende und denkende Mensch, welchem das Gemüt auf das Geistige und Übersinnliche gerichtet ward, scheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit heißerer Sinnlichkeit begabten Völker sich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er sucht hier täglich die milden Einflüsse zarter sinnlicher und irdischer Reize, er sucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren vollstes Maß ihm versagt ward, er saugt gleichsam antäisch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Christentum selbst liegt für diejenigen, welche das innigste geistige Leben desselben am tiefsten empfinden, wohl ein großer Reiz des zarten und freundlichen Zusammenhanges und Zusammenhalts mit der Natur. Das Heidentum, das immer auf die volle Rundung und Gestaltung des sinnlichen Lebens drang, hat von dieser zart und sinnig spielenden Natur wenig Bedürfnis gehabt, es hat nur ihre großen Erscheinungen bewundert und ihre ungeheuren und seltsamen Massen und Gebilde angestaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Gestirnen hat es weniger gespielt und geliebt als die Neueren. Dieses anmutige und stille Spiel, dieses liebende Verständnis und träumerische und schwärmerische Empfängnis aller Natur gehört recht eigentlich dem Christentum an, welches seinem Wesen nach musikalisch und in unbestimmter Geistigkeit und Schwärmerei hinspielend und hinschwebend ist.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Tal und Gebirg', ihr deutschen Jünglinge! Und erfrischet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnisvollen und wundersamen Gegenspiel eures Gemütes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wissenschaft euch austrocknen, wann das Leben mit seinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus ins Freie und in die liebe, weite Gotteswelt und blaset dort den Unmut und die Dumpfheit von euch und saugt frischen Atem und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichsten Verhältnissen lebenden Menschen schon wie von selbst wird und erblüht, das muß der künstlich und oft in zu künstlichen Verhältnissen lebende Mensch durch Erkenntnis suchen: er muß leben lernen. Denn halb ist das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt notwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Mensch und Natur

Goethe



enn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich; Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Wesens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.



Lukas Cranach — Hirschjagd

Klagschrift der Vögel

Luther

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen samt anderen frommen ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaublich berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger[1], Euer Diener, sich unterstanden habe einer großen, freventlichen Thurst[2] und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben

[1] In der Tat Luthers alter Diener, dem hiermit das Vogelstellen verwiesen wird. [2] Altes Wort für Verwegenheit, Dreistigkeit.

Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet noch solche ernstliche und geschwinde Thurst um ihn verdienet. Weil denn alles, wie Ihr selbst könnt bedenken, uns armen, freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beschwerung, ist an Euch unsere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Euren Diener von solcher Thurst weisen, oder wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor streue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg nehmen. Wird er das nicht tun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unsrer Statt fange und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum braucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten? Welche Euch doch viel Leids tun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste usw. enttragen, welches wir nicht tun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallne Körnlein suchen. Wir stellen solch unsre Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unsrer Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm blieben und entflohen sind, wir wollen auch seinen losen, faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.

Goethe auf dem Brocken

Wie ich gestern zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und soviel ich vom Brocken redete, er versicherte die Unmöglichkeit, hinaufzugehen, und wie oft er sommers droben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts. „Und so", sagt er, „ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehn..." Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. „So," sagt er zu mir, „nun können Sie den Brocken sehn." Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: „Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden?" — Und er sagte: „Ich will mit Ihnen gehen." — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum

Zeugnis meiner Freudentränen. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.

Goethe / Maimorgen

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine Seele eingenommen gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin glücklich, so ganz in dem Gefühl von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes!



Waldesweisheit

Adalbert Stifter



er alte Gregor tupfte mit der Hand an den Sänften-
rand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen,
schwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen
Felsenbändern schräg gestreift, die aber kaum sichtbar
waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft.
„Seht," sagte er, „das ist das Ziel unserer Reise, und
wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen
seine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas
wunderlich Zutunliches, und ich wußte, daß er euch
gefallen müsse, aber die Sonne neigt sich der Wand zu, und wir müssen weiter."

„Ja, ja," fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte und die andere Seite des Waldhügels hinabging, „ja, ja, schöne Jungfrauen, der Wald ist auch schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines Reichen und Großen, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebt und schätzt — er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste, deren manche lecker sind und ganz Besonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es sind wohl einige Wegestunden von hier — da habe ich auch ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerstenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — —, aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hauswesen so des Sonntags in den Wald hinaufging in die Länge und Weite, immer tiefer, so allerlei sinnend, auf das Wild gar nicht einmal achthabend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch ins Schenkhaus gegangen sind; denn sehet, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders sein — denn wie ich nachgerade mutiger wurde und weiter und weiter hereinkam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn das Hauswesen übernahm —, sehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihrer auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Abzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen. — — Ihr schaut mich mit den schönen Augen seltsam an, Jungfrau — aber Ihr werdet, wenn Ihr länger hier bleibt, schon auch etwas lernen; denn Eure Augen sind schön und klug. In allem hier ist Sinn und Empfindung;

der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein und hält ihn fest, alles schiebt und drängt sich, alles spricht, alles erzählt, und nur der Mensch erschaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. Aber er soll nur warten, und da wird er sehen, wie es doch nur lauter liebe, gute Worte sind."

Johanna sah mit unverhohlenem Erstaunen in das Antlitz des alten Waldsohnes, und es begann ihr ordentlich immer schöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Tal zu einem rauschenden, springenden Bach gekommen, und Gregor mußte sein Gespräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," sagte Johanna leise, „welch einen seltsamen Menschen habt Ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dies ist ein Kleinod der Wüste", erwiderte der Vater. „Niemand weiß dies weniger als er selber; du wirst oft auf seine Worte hören wie auf Klänge silberner Glocken, du wirst von ihnen vieles lernen, und er wird euch eine Stimme der Wüste sein, wenn ihr fern von der Heimat in der Einsamkeit leben müsset. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger; aber die wunderlichen Gedanken seines Herzens spannen sich schon damals wie ein seltsamer, ausländischer Frühling aus ihm heraus, und wenn wir so oft einen langen Nachmittag miteinander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen und er zutraulich wurde und das Band seiner Reden und Phantasien löste, so warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten, schönen Dichtungsbuche vorgelesen. Manche höhnten ihn, und gegen diese verschloß er wie mit Felsen den Quell seiner Rede; aber ich habe ihn jederzeit geliebt und er mich auch. Er war es, der mir einst den schönen, einsamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung sind und den vielleicht kein Mensch weiß; und er ist es auch, der nicht um Geld und Geldeswert, sondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir und meiner zu euch, wenn ihr sie nicht verscherzt, sich entschlossen hat, die Zeit eures Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichtum seiner Erfahrungen zu eurem Schutze behilflich zu sein."

Da sie gelegentlich an einer Espe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl sich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch unaufhörlich zitterten, so sagte Clarissa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforsche, so wisse er vielleicht auch, warum dann gerade dieser Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne und seine Blätter immer taumeln und baumeln müssen.

„Es sind da zwei Meinungen", entgegnete er; „ich will sie Euch beide sagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, sich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Espe nicht: darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert wie jener ewige Jude, der nie rasten kann, so daß die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Baumes in alle Welt gestreut sind —

ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe und Einsamkeit der Wälder. Darum schaute ich als Knabe jenen gestraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und seine ewige Unruhe war mir Pein. Aber einmal, es war Pfingstsonntags nachmittags vor einem Gewitter, sah ich (ich war schon ein erwachsener Mann) einen ungemein großen Baum dieser Art auf einer sonnigen Waldblöße stehen, und alle seine Blätter standen stille; sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in die Luft eingemauert und sie selber zu festem Glase erstarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu spüren und keine Vogelstimme zu hören, nur das Gesumme der Waldfliegen ging um die sonnenheißen Baumstämme herum. Da sah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir seine glatten Blätter wie Herzen entgegenstreckte auf den dünnen, langen, schwanken Stäben, so kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, sich vor dem Herrn geneigt haben, so tat es gewiß auch dieser und seine Brüder; denn alle sind seine Geschöpfe, und in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster wie in den Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht — darum ist nicht Strafe und Lohn für sie, sondern sie sind von ihm alle geliebt, und das Zittern der Espe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die sie ihre Blätter wie Täfelchen stellt, daß sie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf sie ausweichen und sich drehen, um die alte Stellung wiederzugewinnen. Und so ist es auch; denn oft habe ich nachher noch ganz ruhige Espen an windstillen Tagen angetroffen und darum an andern, wo sie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gutzumachen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht. Darum ist es auch ein sehr feierlicher Augenblick, wenn selbst sie, die so leichtfertige, schweigt; es geschieht meistens vor einem Gewitter, wenn der Wald schon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabschütten wird."

Hymnus auf die See

Friedrich List

Die See ist die Hochstraße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nationen. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See ist die fette Gemeindetrift, auf welche alle wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung treiben. Wer an der See keinen Teil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unsers lieben Herrgotts Stiefkind.

In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, ge-

wöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist. Das Salzwasser ist für die Nationen eine längst erprobte Panazee; es vertreibt ihnen die Titelsucht, die Blähungen aller den gesunden Menschenverstand verzehrenden Stubenphilosophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtschaft, die Verstopfungen der gelehrten Pedanterei und heilt Stubenversessenheiten und Grillenfängerei aus dem Grunde. Dabei gibt es dem Magen der Nation Ton; denn es bringt Reichtum und Genüsse, Mut und Lebensfreudigkeit in die Masse des Volkes. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, sie zu holen. Eine Nation ohne Schiffahrt ist ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, ein zahnloser Löwe, ein Hirsch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menschheit. Und so tief sinkt zuletzt der öffentliche Geist insektenartig auf dem Lande kriechender Nationen, daß sie diejenigen verspotten und verfolgen, die ihnen raten, sich zur See zu versuchen, wie im Lande der Hinkenden der Sonderling verlacht wird, der keck auf zwei Beinen daherschreitet. Wir sprechen nicht von Deutschland — bewahre der Himmel! — wir sprechen von den Äthiopiern, von den Chinesen und Japanesen, von den Leuten am Himalaya, von allen jenen Schwächlingen, welchen die See weder Nahrung noch Stärkung bringt. Wir Deutschen haben noch eine Schiffahrt, Gott sei's gedankt und den braven rüstigen Leuten an den Mündungen der Ems, der Weser, der Elbe, der Trave, der Oder, vor allen aber unsern wackern Bremern, die unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen den ganzen Erdball so mutig beschiffen, als segelten sie unter der Flagge der mächtigsten Nation, als wären sie nicht den Fußtritten und Rippenstößen jedes Barbaren bloßgestellt, den die Lust anwandelt, sich an ihnen zu vergreifen.

Tiefsinnige Gelehrte, Politiker vom feinsten Wasser haben bewiesen, Deutschland besitze weder Mittel noch Lust, eine seefahrende Nation zu werden; die Deutschen seien durchweg Landratten, liebten, wie Gewürm am festen Boden zu kriechen, und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. Oh! ihr Büchermacher, wie ihr euer Land und Volk kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Ost- und Nordsee zu reisen wagen und sich die Länder und ihre Bewohner beschauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch schulgerechte Tabellen darüber anfertigen: wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienst aller Länder und Weltteile, weil die einheimische Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann; wie viele zu Hause bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienst, könnten sie in der vaterländischen Schiffahrt Unterkunft finden; welches Geschick, welche Lust und Kraft diese Leute zum Seedienst besitzen, und wie viele Schiffe zu bemannen wären, und

wie viele tüchtige Kapitäne nur allein die Uferstaaten zu erziehen vermöchten, von dem Binnenland nicht zu reden, und welche Materialien und Werkleute sich zum Behuf des Schiffsbaues bei ihnen vorfinden, und wieviel und welche Arten Schiffbauhölzer jetzt außer Landes gehen, die zum einheimischen Schiffbau verwendet werden könnten, und welche Fortschritte die deutschen Seeleute und Schiffbauer im Bauen und in der Führung der Schiffe und die deutschen Matrosen im Seedienst ohne alle Begünstigung von seiten der deutschen Staaten — ja noch im schweren und erniedrigenden Kampfe mit den Schiffahrtsbeschränkungen aller fremden Nationen — gemacht haben, das wären einmal Tabellen, die zu vernünftigen Schlüssen führen könnten!

Der Rhein

Friedrich List

Das Wort Rhein ist Leben; das Wort Rhein ist Größe; das Wort Rhein ist Macht und Kraft. Als Gott der Herr Deutschland erschuf, da war es ein unförmlicher Klumpen — eitel D..ck und Sand ohne allen Wert. Da steckte er ihm den Rhein in den Rücken, und Deutschland stand aufrecht und kraftvoll da — ein Riese unter den Ländern. Laßt ihm das Rückenbein wieder ausziehen, und es plumpst wiederum zusammen wie ein leerer Mehlsack. O daß ich ein Gleichnis finden könnte, erhaben genug, um Ihnen anschaulich zu machen, was die Rheinlande den Deutschen sind. Doch halt — ich hab's —, das Land am Rhein, meine Heren, ist des deutschen Ochsen Lendenstück und der Nordosten die halb ungenießbare, halb magere und rauhe Zugabe des kargen Fleischers. Wer je eine Küche unter seiner Inspektion gehabt, wird mich fassen. Ein einziges Rheinland, meine Herren, wiegt zehn Alt- und Uckermarken auf, und wär' ich ein König unterhalb dem Bingerloch, ich kümmerte mich blutwenig um die ästhetischen Pfefferkuchen und die tiefen Philosophien an der Spree, ich gründete meine Hauptstadt irgendwo am Rhein oder in der Nähe des Rheins wie Karl der Große. Denn als oben und unten und in der Mitte den Deutschen Stücke vom Rhein abhanden gekommen, da war es geschehen um ihre Macht und ihren gesunden Menschenverstand, sie wurden Perücken und Haarzöpfe, lächerliche Pedanten — zuletzt gar Philosophen... Rheinwärts liegt der größte Teil der künftigen Größe und Macht der Deutschen. Auf dem Rhein kommen dem Süden die Reichtümer fremder Weltteile. Auf dem Rhein gehen die Früchte seines Fleißes nach aller Welt. Am Rhein leben mehr Menschen als in London und Paris zusammen, und fröhlichere und kräftigere Menschen als an der Seine und Themse; Menschen, die alles zusammen besitzen, was jene nur vereinzelt, Korn und Wein, Steinkohle und Eisen.

Winterfreuden

Bogumil Goltz



Der Sommer und Frühling waren uns himmlische Jahreszeiten; der Herbst und Winter genügte aber nicht minder unsrer Lebhaftigkeit und Einbildungskraft. Wie geschäftig, wie vorsorglich tat man im Oktober mit den Eltern um die Wette, wenn Obst und Gemüse aus dem Garten eingekellert und alle möglichen guten und besten Dinge eingeschlachtet, eingemacht und eingesorgt wurden! Mit welcher wollüstigen Trauer sah man die Störche ziehen, Flur und Wald sich verwandeln und veröden! Und wenn der Wind nun über das braune Erbsstoppel ging, wenn er welke Blätter vor sich herfegte und in dem goldgelben, immer zitternden Espenlaub alle die glitzernden Herbsttinten durcheinanderfunkeln ließ, wenn die letzten wilden Gänse abzogen, die Schwalben sich in das Rohrdickicht einsamer Waldseen oder in die Flußufer verbargen, wenn die armen Leute hastiger Holz und Strauchwerk zusammenschleppten, die letzten steinharten Winterholzbirnen von den Bäumen herabgeschlagen wurden, wenn sich alles von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde bedenklicher, bedeutungsschwerer gestaltete und verwandelte, die Tage so trübe, so rauh und so karg, die Nächte so traumlang und todesfinster wurden und alles, alles sich zu einem ganz andern Dasein, zu einer ganz andern Weise, zu einer andern Welt anschickte; wie ergriff das unser Kindergemüt!

Endlich fanden wir eines Morgens im Spätherbste die erste dünne Eisrinde auf dem Wiesenbach oder dem Teich. Nun war die neue Welt, die neue Ordnung der Dinge in Wirklichkeit da! Glücklich, wer einen alten Schlittschuh hervorfand, der im Notfall nur in einer alten Messerklinge bestand, die in ein Holz eingekeilt war!

Nun fiel der erste dicke Schnee! Wieder ein Jubel, wieder ein Festtag! Man zimmerte an einem Schlittchen mühseliger und betriebsamer als Robinson Crusoe an seinem Klotzkahn, den der Ärmste doch zuletzt liegenlassen mußte. Man schnitt und hackte sich binnen kurzem so sehr in die Finger, als es mit den ziemlich stumpfen Schneidewerkzeugen nur immer möglich war. Nun wurden an den Hausknecht, den Kutscher und an andre kunstfertige Leute die stürmendsten Liebkosungen spottwohlfeil verschwendet; das verhalf endlich richtig zu einem Schlitten! Ging die Sache sehr gut, so wurden auch unter den Kufen ein paar dünne Eisenstäbe beschafft, und sollten sie in aller Unschuld des verzweifelten Begehrs sogar von einem altmodischen Kammerfenster weggebrochen und gestohlen worden sein.

Jetzt war die halbe Welt unser; wir konnten ja auf unserm Schlitten in die schneeweiße und himmelblaue Möglichkeit hineinkutschieren! Hineinkutschieren wohl gar über den gefrorenen See in den jenseitigen geheimnisvollen Wald. Huh! Wie der Schnee unter den Füßen knarrte, das war mal schön, und wie das dunkel durchsichtige Eis so grausig lustig unter einem krachte und platzte, das war noch schöner als schön! Heiliger Gott! Wir begegneten einst einem Fuchs. Herr Reineke mit dem weltberühmten Fuchsschwanz träumte wahrscheinlich von einer fetten Gans und ließ sich auch ohnedies ziemlich ruhig betrachten, denn er mochte eben keine gefährlichen Jäger in uns verspüren; nun ward er aber mit furchtbarem Hussa in die Flucht getrieben und bombardiert. Das waren Heldentaten! Das war ein Jagen! Wo hat man hinterher von solcher Nimrodslust gehört! Ein Tier der Wildnis, mit eignen Augen am Waldessaum, an geheimnisvoller Stätte geschaut und aufgejagt, wer ermißt das, selbst wenn er ein englischer Fuchshetzer oder ein singhalesischer Elefantenjäger ist!

Man zerschlug sich die Nase beim Herabfahren von steilen Bergen, wenn das schlechtgesteuerte Rutschgefährt, das in Ermangelung von etwas Schicklicherm oft nur in einer Handvoll Erbsenstroh bestand, gegen einen Stein anprellte, daß man kopfüber zu liegen kam. Man erfror sich Nase und Ohren und sonstige Glieder, man brach ins dünne und ins dicke Eis und kriegte zeitweilig Prügel; es war aber alles wunderschön; denn es gehörte alles zum Leben und Dasein und mehrte beides, füllte die Seele und stärkte das Gedächtnis; wie konnte es da ein Unglück sein!? Man war ja lebendig, man war in einer Welt voller Abenteuer und voller Wunder und zu seiner höchsten Verwunderung miterschaffen und mit auf der Welt! Man hatte Augen und Ohren und eine Zunge, nicht zu vergessen, um Birnen, Äpfel und alle anderen guten Dinge damit zu schmecken; ein Paar Beine, um sich aus freien Stücken damit allenthalben hinzuversetzen, ferner an die zehn unnütze Finger, um damit allen möglichen Schabernack zu verführen! Man war abgefüttert, und wenn man nicht weiter in der Schule gepeinigt war, so wußte man sich seiner Glückseligkeit und Daseinswonne gar keinen Rat! Man jauchzte, daß man drauflosleben durfte; was brauchte man mehr? Das bloße Wörtchen „lebendig" schloß für mich wenigstens von jeher alle sieben Himmel des Hochgenusses und der Wunderbarkeit in sich. Ich konnte rasend werden vor Verwunderung und Wonne darüber, wie doch das eigentlich sein könne, daß ein Ding so mir nichts dir nichts lebendig sei. Ein Tier, gleichviel welches, Katze oder Hund, Vogel oder Wurm, vor allem aber freilich ein Vogel, war mir bloß durch die Vorstellung des Lebendigen ein Geheimnis. Nie, nimmer hab' ich hernach so die Schönheit des Lebendigen erfaßt wie in jener kindlichen Paradiesunschuld und Glückseligkeit, wo die Seele ganz und gar berauscht ist von dem Wunder und der Schönheit der Welt.

Die Sperlingsgasse

Wilhelm Raabe



ch liebe in großen Städten die älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Schauplatz der alten Zeit. Selbst die Bewohner scheinen noch ein originelleres, sonderbareres Völkchen zu sein als die Leute der modernen Viertel. Hier in diesen winkligen Gassen wohnt das Volk des Leichtsinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernstes, und der zusammengedrängtere Verkehr treibt die Menschen in tolleren, ergötzlicheren Szenen aneinander als in den vornehmeren, aber auch öderen Straßen. Hier gibt es noch die alten Patrizierhäuser — die Geschlechter selbst sind freilich meistens dahin —, welche nach einer Eigentümlichkeit ihrer Bauart oder sonst einem Wahrzeichen unter irgendeiner merkwürdigen Benennung im Munde des Volkes fortleben. Hier sind die dunklen, verrauchten Kontore der alten, gewichtigen Handelsfirmen, hier ist das wahre Reich der Keller- und Dachwohnungen. Die Dämmerung, die Nacht produzieren hier wundersamere Beleuchtungen durch Lampenlicht und Mondschein, seltsamere Töne als anderswo. Das Klirren und Ächzen der verrosteten Wetterfahnen, das Klappern des Windes mit den Dachziegeln, das Weinen der Kinder, das Miauen der Katzen, das Gekeif der Weiber — wo klingt es passender als hier in diesen engen Gassen, zwischen diesen hohen Häusern, wo jeder Winkel, jede Ecke, jeder Vorsprung den Ton auffängt, bricht und verändert zurückwirft! In jenem gewölbten Torwege beginnt eine Drehorgel. Wie sie ihre klagenden, an diesem Ort wahrhaft melodischen Tonwogen über das dumpfe Murren und Rollen der Arbeit hinwirft!

Hoch oben aber, in einem kleinen, mehr drei- als viereckigen Dachstübchen sitzt ein Student vor einem gewaltigen schweinsledernen Folianten, über welchen er hinwegstarrt. Die roten Dächer schimmern in der Abendsonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Tal kommt rauschend und plätschernd ein klarer Bach. Und schau, dort oben in dem Garten, der sich von jenem zerbröckelnden, noch stehenden Teil der Stadtmauer aus den Berg hinanzieht, gelagert unter einem blühenden Holunderbaum: drei Kinder.

Oh, diese Sperlingsgasse, eine Welt der Erinnerung!



Schiller


Die
deutsche
Persönlichkeit
und
Familie

Der Wert der Persönlichkeit

Arthur Schopenhauer



Aristoteles hat die Güter des menschlichen Lebens in drei Klassen geteilt — die äußeren, die der Seele und die des Leibes. Hiervon nun nichts als die Dreizahl beibehaltend sage ich, daß, was den Unterschied im Lose der Sterblichen begründet, sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt. Sie sind:

1. Was einer ist: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2. Was einer hat: also Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne.

3. Was einer vorstellt: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Die unter der ersten Rubrik zu betrachtenden Unterschiede sind solche, welche die Natur selbst zwischen Menschen gesetzt hat; woraus sich schon abnehmen läßt, daß der Einfluß derselben auf ihr Glück oder Unglück viel wesentlicher und durchgreifender sein werde, als was die bloß aus menschlichen Bestimmungen hervorgehenden, unter den zwei folgenden Rubriken angegebenen Verschiedenheiten herbeiführen. Zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichtums und dergleichen wie die Theaterkönige zu den wirklichen. Schon Metrodorus, der erste Schüler Epikurs, hat ein Kapitel überschrieben περι τοῦ μεἶζονα εἶναι τὴν παρ ἡμᾶς αἰτίαν πρὸς εὐδαιμονίαν τῆς ἐκ τῶν πραγμάτων (Majorem esse causam ad felicitatem eam, quae est ex nobis, ea, quae ex rebus oritur). Und allerdings ist für das Wohlsein des Menschen, ja für die ganze Weise seines Daseins, die Hauptsache offenbar das, was in ihm selbst besteht oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher affizieren dieselben äußeren Vorgänge oder Verhältnisse jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer andern Welt. Denn nur mit seinen eigenen Vorstellungen, Gefühlen und Willensbewegungen hat er es unmittelbar zu tun: die Außendinge haben nur, sofern sie diese veranlassen, Einfluß auf ihn. Die Welt, in der jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe: dieser gemäß wird sie arm, schal

und flach oder reich, interessant und bedeutungsvoll ausfallen. Während z. B. mancher den andern beneidet um die interessanten Begebenheiten, die ihm in seinem Leben aufgestoßen sind, sollte er ihn vielmehr um die Auffassungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutsamkeit verlieh, die sie in seiner Beschreibung haben: denn dieselbe Begebenheit, welche in einem geistreichen Kopfe sich so interessant darstellt, würde, von einem flachen Alltagskopfe aufgefaßt, auch nur eine schale Szene aus der Alltagswelt sein. Im höchsten Grade zeigt sich das bei manchen Gedichten Goethes und Byrons, denen offenbar reale Vorgänge zugrunde liegen: ein törichter Leser ist imstande, dabei den Dichter um die allerliebste Begebenheit zu beneiden, statt um die mächtige Phantasie, welche aus einem ziemlich alltäglichen Vorfall etwas so Großes und Schönes zu machen fähig war. Desgleichen sieht der Melancholikus eine Trauerspielszene, wo der Sanguinikus nur einen interessanten Konflikt und der Phlegmatikus etwas Unbedeutendes vor sich hat. Dies alles beruht darauf, daß jede Wirklichkeit, d. h. jede erfüllte Gegenwart, aus zwei Hälften besteht, dem Subjekt und dem Objekt, wiewohl in so notwendiger und enger Verbindung wie Oxygen und Hydrogen im Wasser. Bei völlig gleicher objektiver Hälfte, aber verschiedener subjektiver ist daher so gut wie im umgekehrten Fall die gegenwärtige Wirklichkeit eine ganz andere: die schönste und beste objektive Hälfte bei stumpfer, schlechter subjektiver gibt doch nur eine schlechte Wirklichkeit und Gegenwart, gleich einer schönen Gegend in schlechtem Wetter oder im Reflex einer schlechten Camera obscura. Oder planer zu reden: jeder steckt in seinem Bewußtsein wie in seiner Haut und lebt unmittelbar nur in demselben: daher ist ihm von außen nicht sehr zu helfen. Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rat, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General usf. Aber diese Unterschiede sind bloß im Äußern vorhanden, im Innern als Kern einer solchen Erscheinung steckt bei allen dasselbe: ein armer Komödiant mit seiner Plage und Not. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichtums geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glücks und Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf mit seiner Not und Plage, die wohl dem Stoffe nach bei jedem eine andere ist, aber der Form, d. h. dem eigentlichen Wesen, nach so ziemlich bei allen dieselbe, wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichtum, d. h. nach der Rolle, richten. Weil nämlich alles, was für den Menschen da ist und vorgeht, unmittelbar immer nur in seinem Bewußtsein da ist und für dieses vorgeht, so ist offenbar die Beschaffenheit des Bewußtseins selbst das zunächst Wesentliche, und auf dieselbe kommt in den meisten Fällen mehr an als auf die Gestalten, die darin sich darstellen. Alle Pracht und Genüsse, abgespiegelt im dumpfen Bewußtsein eines Tropfs, sind sehr arm gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnis den Don Quixote schrieb. — Die objektive Hälfte der Gegenwart und Wirklichkeit steht in der Hand des

Schicksals und ist demnach unveränderlich: die subjektive sind wir selbst, daher sie im wesentlichen unveränderlich ist. Demgemäß trägt das Leben jedes Menschen, trotz aller Abwechslung von außen, durchgängig denselben Charakter und ist einer Reihe Variationen auf ein Thema zu vergleichen. Aus seiner Individualität kann keiner heraus. Und wie das Tier unter allen Verhältnissen, in die man es setzt, auf den engen Kreis beschränkt bleibt, den die Natur seinem Wesen unwiderruflich gezogen hat, weshalb z. B. unsere Bestrebungen, ein geliebtes Tier zu beglücken, eben wegen jener Grenzen seines Wesens und Bewußtseins, aber stets innerhalb ganz enger Schranken sich halten müssen — so ist es auch mit dem Menschen: durch seine Individualität ist das Maß seines möglichen Glückes zum voraus bestimmt. Besonders haben die Schranken seiner Geisteskräfte seine Fähigkeit für erhöhten Genuß ein für allemal festgestellt. Sind sie eng, so werden alle Bemühungen von außen, alles, was Menschen, alles, was das Glück für ihn tut, nicht vermögen, ihn über das Maß des gewöhnlichen Menschenglücks und Behagens hinauszuführen; auf Sinnengenuß, trauliches und heiteres Familienleben, niedrige Geselligkeit und vulgären Zeitvertreib bleibt er angewiesen; sogar die Bildung vermag im ganzen, zur Erweiterung jenes Kreises, nicht gar viel, wenngleich etwas. Denn die höchsten, die mannigfaltigsten und anhaltendsten Genüsse sind die geistigen, wie sehr auch wir, in der Jugend, uns darüber täuschen mögen; diese aber hängen hauptsächlich von der geistigen Kraft ab. — Hieraus also ist



Jost Amman — Jacob Fugger

klar, wie sehr unser Glück abhängt von dem, was wir **sind**, von unsrer Individualität; während man meistens nur unser Schicksal, nur das, was wir **haben**, oder was wir **vorstellen**, in Anschlag bringt. Das Schicksal aber kann sich bessern: zudem wird man, bei innerm Reichtum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein stumpfer Klotz ein stumpfer Klotz bis an sein Ende, und wäre er im Paradiese und von Huris umgeben. Deshalb sagt Goethe:

> Volk und Knecht und Überwinder,
> sie gestehn zu jeder Zeit,
> höchstes Glück der Erdenkinder
> sei nur die Persönlichkeit.
>
> (Westöstlicher Diwan.)

Daß für unser Glück und unsern Genuß das Subjektive ungleich wesentlicher als das Objektive sei, bestätigt sich in allem: von dem an, daß Hunger der beste Koch ist und der Greis die Göttin des Jünglings gleichgültig ansieht, bis hinauf zum Leben des Genies und des Heiligen. Besonders überwiegt die Gesundheit alle äußeren Güter so sehr, daß wahrlich ein gesunder Bettler glücklicher ist als ein kranker König. Ein aus vollkommener Gesundheit und glücklicher Organisation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig fassender Verstand, ein gemäßigter, sanfter Wille und demnach ein gutes Gewissen, dies sind Vorzüge, die kein Rang oder Reichtum ersetzen kann. Denn was einer für sich selbst ist, was ihn in die Einsamkeit begleitet und was keiner ihm geben oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher als alles, was er besitzen oder auch, was er in den Augen anderer sein mag. Ein geistreicher Mensch hat, in gänzlicher Einsamkeit, an seinen eigenen Gedanken und Phantasien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechselung von Gesellschaften, Schauspielen, Ausfahrten und Lustbarkeiten die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, sanfter Charakter kann unter dürftigen Umständen zufrieden sein; während ein begehrlicher, neidischer und böser es bei allem Reichtum nicht ist. Nun aber gar dem, welcher beständig den Genuß einer außerordentlichen, geistig eminenten Individualität hat, sind die meisten der allgemein angestrebten Genüsse ganz überflüssig, ja nur störend und lästig. Daher sagt Horaz von sich:

> Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,
> argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,
> sunt qui non habeant, est qui non curat habere;

und Sokrates sagte beim Anblick zum Verkauf ausgelegter Luxusartikel: „Wie vieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe."

Für unser Lebensglück ist deshalb das, was wir sind, die Persönlichkeit, durchaus das Erste und Wesentlichste — schon weil sie beständig und unter allen

Umständen wirksam ist; zudem aber ist sie nicht, wie die Güter der zwei andern Rubriken, dem Schicksal unterworfen und kann uns nicht entrissen werden. Ihr Wert kann insofern ein absoluter heißen, im Gegensatz der bloß relativen der beiden andern. Hieraus nun folgt, daß dem Menschen von außen viel weniger beizukommen ist, als man wohl meint. Bloß die allgewaltige Zeit übt auch hier ihr Recht: ihr unterliegen allmählich die körperlichen und die geistigen Vorzüge; der moralische Charakter allein bleibt auch ihr unzugänglich. In dieser Hinsicht hätten denn freilich die Güter der zwei letztern Rubriken, als welche die Zeit unmittelbar nicht raubt, vor denen der erstern einen Vorzug. Einen zweiten könnte man darin finden, daß sie, als im Objektiven gelegen, ihrer Natur nach erreichbar sind und jedem wenigstens die Möglichkeit vorliegt, in ihren Besitz zu gelangen; während hingegen das Subjektive gar nicht in unsere Macht gegeben ist, sondern, iure divino eingetreten, für das ganze Leben unveränderlich feststeht; so daß hier unerbittlich der Ausspruch gilt:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das einzige, was in dieser Hinsicht in unsrer Macht steht, ist, daß wir die gegebene Persönlichkeit zum möglichsten Vorteile benutzen, demnach nur die ihr entsprechenden Bestrebungen verfolgen und uns um die Art der Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemessen ist, jede andere aber meiden, folglich den Stand, die Beschäftigung, die Lebensweise wählen, welche zu ihr passen.

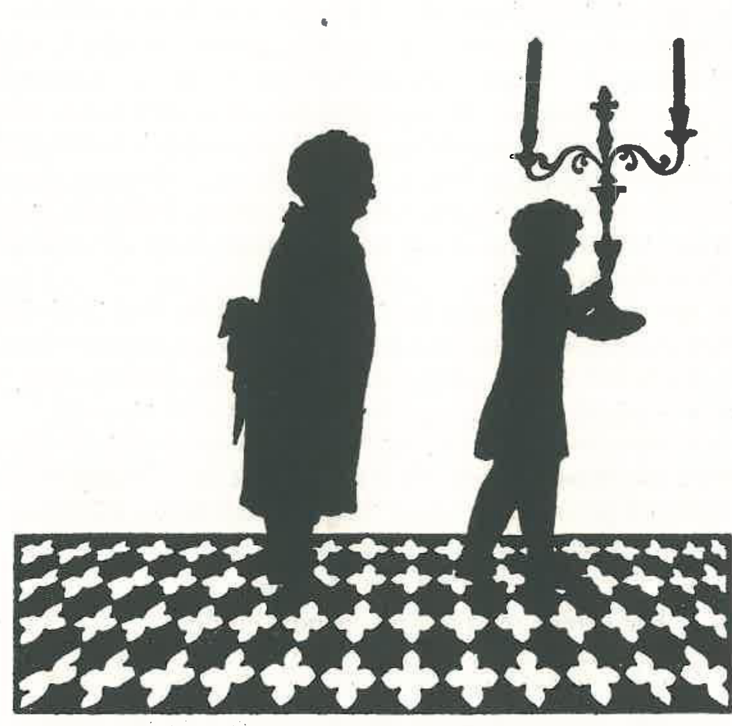
Ein herkulischer, mit ungewöhnlicher Muskelkraft begabter Mensch, der durch äußere Verhältnisse genötigt ist, einer sitzenden Beschäftigung, einer kleinlichen peinlichen Handarbeit obzuliegen oder auch Studien und Kopfarbeiten zu treiben, die ganz anderartige, bei ihm zurückstehende Kräfte erfordern, folglich gerade die bei ihm ausgezeichneten Kräfte unbenutzt zu lassen, der wird sich zeitlebens unglücklich fühlen; noch mehr aber der, bei dem die intellektuellen Kräfte sehr überwiegend sind und der sie unentwickelt und ungenutzt lassen muß, um ein gemeinsames Geschäft zu treiben, das ihrer nicht bedarf, oder gar körperliche Arbeit, zu der seine Kraft nicht recht ausreicht. Jedoch ist hier, zumal in der Jugend, die Klippe der Präsumtion zu vermeiden, daß man sich nicht ein Übermaß von Kräften zuschreibt, welches man nicht hat.

Aus dem entschiedenen Übergewicht unsrer ersten Rubrik über die beiden andern geht aber auch hervor, daß es weiser ist, auf Erhaltung seiner Gesundheit und auf

Ausbildung seiner Fähigkeiten als auf Erwerbung von Reichtum hinzuarbeiten; was jedoch nicht dahin mißdeutet werden darf, daß man den Erwerb des Nötigen und Angemessenen vernachlässigen sollte. Aber eigentlicher Reichtum, d. h. großer Überfluß, vermag wenig zu unserm Glück; daher viele Reiche sich unglücklich fühlen, weil sie ohne eigentliche Geistesbildung, ohne Kenntnisse und deshalb ohne irgendein objektives Interesse, welches sie zu geistiger Beschäftigung befähigen könnte, sind. Denn was der Reichtum über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfnisse hinaus noch leisten kann, ist ohne Einfluß auf unser eigentliches Wohlbehagen; vielmehr wird dieses gestört durch die vielen und unvermeidlichen Sorgen, welche die Erhaltung eines großen Besitzes herbeiführt. Dennoch aber sind die Menschen tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Geistesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß, was man i s t, vielmehr zu unserm Glücke beiträgt, als was man h a t. Gar manchen daher sehen wir in rastloser Geschäftigkeit, emsig wie die Ameise vom Morgen bis zum Abend bemüht, den schon vorhandenen Reichtum zu vermehren. Über den engen Gesichtskreis des Bereichs der Mittel hierzu hinaus kennt er nichts: sein Geist ist leer, daher für alles andere unempfänglich. Die höchsten Genüsse, die geistigen, sind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, sinnlichen, wenig Zeit, aber viel Geld kostenden, die er zwischendurch sich erlaubt, sucht er vergeblich jene andern zu ersetzen. Am Ende seines Lebens hat er dann, als Resultat desselben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor sich, welchen noch zu vermehren oder aber durchzubringen, er jetzt seinen Erben überläßt. Ein solcher, wiewohl mit gar ernsthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf ist daher ebenso töricht wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hat.

Also was einer an sich selber hat, ist zu seinem Lebensglücke das Wesentlichste. Bloß weil dieses in der Regel so gar wenig ist, fühlen die meisten von denen, welche über den Kampf mit der Not hinaus sind, sich im Grunde ebenso unglücklich wie die, welche sich noch darin herumschlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtseins, die Armut ihres Geistes treibt sie zur Gesellschaft, die nun aber aus eben solchen besteht, weil **similis simili gaudet**. Da wird dann gemeinschaftliche Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die sie zunächst in sinnlichen Genüssen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausschweifungen suchen. Die Quelle der heillosen Verschwendung, mittels welcher so mancher reich ins Leben tretende Familiensohn sein großes Erbteil, oft in unglaublich kurzer Zeit, durchbringt, ist wirklich keine andere als nur die Langeweile, welche aus der eben geschilderten Armut und Leere des Geistes entspringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geschickt und strebte nun vergeblich durch den äußern Reichtum den innern zu ersetzen, indem er alles von außen empfangen wollte. Dadurch führte denn am Ende die innere Armut auch noch die äußere herbei.

Die Wichtigkeit der beiden andern Rubriken der Güter des menschlichen Lebens brauche ich nicht hervorzuheben. Denn der Wert des Besitzes ist heutzutage so allgemein anerkannt, daß er keiner Empfehlung bedarf. Sogar hat die dritte Rubrik gegen die zweite eine sehr ätherische Beschaffenheit, da sie bloß in der Meinung anderer besteht. Jedoch nach Ehre, d. h. gutem Namen, hat jeder zu streben, nach Rang schon nur die, welche dem Staate dienen, und nach Ruhm gar nur äußerst wenige. Indessen wird die Ehre als ein unschätzbares Gut angesehen und der Ruhm als das Köstlichste, was der Mensch erlangen kann, das goldene Vließ der Auserwählten; hingegen den Rang werden nur Toren dem Besitz vorziehen. Die zweite und dritte Rubrik stehen übrigens in sogenannter Wechselwirkung, sofern das **habes, habeberis** des Petronius seine Richtigkeit hat und umgekehrt die günstige Meinung anderer, in allen ihren Formen, oft zum Besitze verhilft.



Schattenriß von Luise Duttenhofer — Goethe

Urworte / Orphisch

Goethe

Was von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Überschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der einzelne von jedem andern, bei noch so großer Ähnlichkeit, unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles übrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie

ΤΥΧΗ, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl so, wie ein andrer handelt.

Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Weltteile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu tun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte, zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da-, bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

ΕΡΩΣ, Liebe

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen; und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Grenze des Irrens; denn der Weg ist ein Irrtum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der selbständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei: jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen eben wie sich selbst mit ewiger, unzerstörbarer Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt getan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben: zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Übereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu: Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus so vielen Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgendeinem Teile, und anstatt daß er sich im ganzen freuen sollte, leidet er am einzelnen, und dessenungeachtet wird ein solches Verhältnis so wünschenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt sich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz: alles, was liebevolle Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Öffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Amerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Texte darreichte, niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangenhält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt:
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelschlag! — und hinter uns Äonen!



Goethe / Pietät

(1827)



Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise beiseitegebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohltäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zuviel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zuwenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür sie begeistert ist. Dieses Gefühl ist die Triebfeder aller edlen Handlungen; es ist der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Dasein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne diesen schuldigen Zoll begeisterter Verehrung zu entrichten, der wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm seinerseits je etwas der Art zuteil werden wird."

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserem Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultate der Lebensweisheit gelangt sein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit seinem Zustande versöhnen:

„Ich glaube, daß es wirklich die erste Pflicht auf dieser Erde ist, die Laufbahn zu ermessen, die der Zufall uns angewiesen hat, unsere Wünsche auf dieselbe zu beschränken und den höchsten und süßesten Genuß in dem Gefühl zu suchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenschmerz entspringt. Vielleicht wird sogar die Würde, das Gelingen, das innigste Glück des Lebens nur um diesen Preis errungen. Aber um zu dieser edeln Entsagung zu gelangen, ist Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich."

Ehrfurcht

Wilhelm stand am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte, und ein ernster ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebäude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von dreien, die sich nach und nach herbeifanden, löste sich endlich in ein Gespräch auf, wozu jeder das seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

„Da ihr uns euern Sohn vertraut," sagten sie, „sind wir schuldig, euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Äußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständnis mit sich führt; was davon wünscht ihr vor allem aufgeschlossen?"

„Anständige, doch seltsame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bei euch bezieht sich gewiß das Äußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren."

„Wohlgeborne, gesunde Kinder," versetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eines bringt niemand auf der Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus." Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf. Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!" Wilhelm stutzte. „Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst."

„Dreierlei Gebärde habt ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns

ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich, wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl so im argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehässig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung." „Erlauben Sie mir dessenungeachtet", fuhr Wilhelm fort, „ein einziges einzuwenden. Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?" Hierauf erwiderten jene: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht. Man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen; der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; beide wünschen es loszuwerden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben; von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei gibt, nach den Objekten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich wal-

ten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

„Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr euch denn insbesondere?" sagte Wilhelm. „Zu allen dreien," erwiderten jene, „denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein solches Bekenntnis, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht", versetzte Wilhelm; „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt." Hierauf versetzten jene: „Schon wird dieses Bekenntnis von einem großen Teil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Kredo!" riefen jene laut: „denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern, der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt

eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichnis und Namen solche Überzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke," versetzte jener, „daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend habt aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

Schillers Seelenadel

Charlotte von Schiller



Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenstand wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geiste nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf alles in seinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es anderen erscheinen kann. Jedes Gespräch war fast eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkte stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last. Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, konnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen. Jahrtausende gehören dazu, einen Geist wie den seinigen zu wiederholen. Das Hohe, rein Geniale in Schillers Wirken und Wesen hat niemand so gefühlt, ich kann es frei sagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft, zu ahnen und zu verstehen. Goethe verstand ihn allein unter seinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Phänomene oft aneinander vorüber, und einer faßte die Flamme des anderen auf, ohne sich zu zerstören. Schillers Geist stieg aus der tiefsten Tiefe mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deswegen wird kein solcher wieder erscheinen, den eine göttliche Kraft so belebte als ihn.

Schiller an Goethe und Goethe an Schiller

Schiller an Goethe

Jena, den 23. August 1794



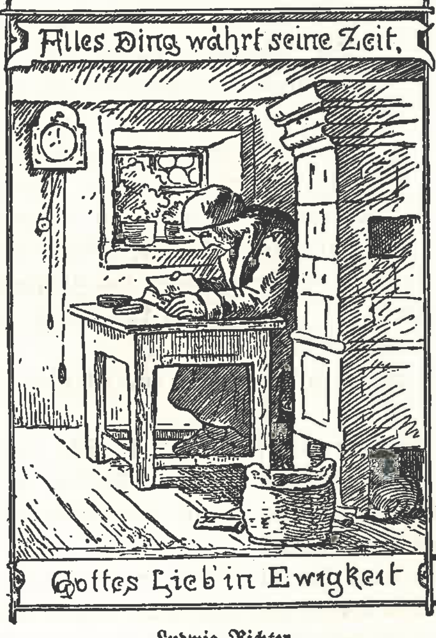
Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlt das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungspunkt für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner

Das kleine Licht, welches uns mitgegeben ist, damit wir die Welt schauen, wird doch wohl ein Funken sein vom ewigen Lichte. — Aber wir sind nur Glühwürmer in purpurdunkler Nacht, und unser Lichtlein reicht nicht weit, und die Dinge, die wir erkennen, ragen aus der Finsternis, und wir fragen, was sie an sich sind ... Wir wissen es nicht. Weiß dies der Glühwurm? braucht er es zu wissen? Er freut sich am Rätselglanz seines Lichtleins, und wenn er menschliche Sprache hätte, so würde er dieses Freudengefühl wohl „Selbstbewußtsein" nennen.

Wir Glühwürmer und Leuchtkäfer funkeln in der Nacht des Raumes und in der Zeit herum und können nie so recht wissen, was wir eigentlich sind. Wir sind zwischen Licht und Finsternis eingewobene Wesen. Wir wissen nicht, sind wir das Etwas, das nach dem Nichts sich sehnt, oder sind wir das Nichts, das ew'ges Dasein verlangt.

Die Seele flattert zwischen Zeit und Ewigkeit, von Traumbildern umschwebt, die sie bald ängstigen, bald durch Lieblichkeit erfreuen; sie führen sie in Himmel und Hölle. — Die Seele muß ihre Träume nehmen, wie sie ihr geschickt werden ... sie ist nicht verantwortlich dafür, sie sind ihr Schicksal mit seinen Freuden und mit seinen Leiden. Die Träume gehen aus dem Gewebe von Ursache und Wirkung hervor, in das jede Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde verflochten wird. Aber das tiefste Wissen, das der Seele zuteil wird, dürfen wir das Gewissen heißen, — das ist unabhängig von den Träumen, die das Schicksal flicht und über uns verhängt. — Das Gewissen bewahrt den himmlischen Heimatschein und ist dafür besorgt, daß er der Seele nicht verlorengeht, und daß sie den Anspruch auf ihr Heimatrecht nicht verliert.



Ludwig Richter

Die blaue Blume

Novalis



Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. „Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben", sagte er zu sich selbst; „fern ab liegt mir alle Habsucht! Aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken. So ist mir noch nie zumute gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die anderen haben ja das nämliche gehört, und keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird keiner verstehen. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte, mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden, wie da die Tiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist geradeso, als wollten sie augenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Musik." Der Jüngling verlor sich allmählich in süßen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in stillen Hütten. Er geriet in Gefangenschaft und die schmählichste Not. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben, starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder.

Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegenglänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß, sondern kühl war und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, sich zu baden; er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm, sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch ineinanderflossen und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstliche Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren

Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu sein; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiderte ihre herzliche Umarmung.

Über das Romantische

Ludwig Uhland



as Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse.

Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, ist er sicher, daß nicht der Ozean, der die Feste rings umgürtet, mächtig hereinwoge und sie mit ihm verschlinge? Dort hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Äther. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finsternis. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimnis andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt. Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.

Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als

innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen... Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus der Tiefe der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem der Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Das Christentum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) usf.; sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt. Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen Gelobten Landes. Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor. Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals usf., wie überhaupt alle die poetischen Ritter und Frauen des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte usw. lassen uns

teils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, teils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer.

Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter, stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertreiben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.

Wanderschaft.

Ludwig Richter Wanderschaft

Die Romantik ist nicht nur ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuen Zeit bessern Grund als der verrufene Aberglauben der Alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem

Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!

Hunger

Wilhelm Raabe

Sieh, liebes Kind, in meinem schlechten Verstande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger drin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte solch einen Hunger, wie ich meine, und von dem hast du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit sich und der Welt; aber nicht aus Mißgunst, weil andere in schöneren Häusern wohnten oder in Kutschen fuhren oder sonsten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es so viele Dinge gab, die er nicht verstand, und die er gern hätte lernen mögen. Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben und dazu nicht ganz derer vergessen, die sie liebhaben, dann sind sie die rechten Männer, ob sie nun weit kommen oder nicht — 's ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der andern Seite. Da ist die Liebe das erste. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.

Glück und Unglück

Otto Ludwig

Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls! Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

An Goethe

Bettina Brentano

Am 16. Juni.



Goethe,
Schattenriß, Weimar 1826

Hier sind noch tausend herrliche Wege, die alle nach berühmten Gegenden des Rheins führen; jenseits liegt der Johannisberg, auf dessen steilen Rücken wir täglich Prozessionen hinaufklettern sehen, die den Weinbergen Segen erflehen: dort überströmt die scheidende Sonne das reiche Land mit ihrem Purpur, und der Abendwind trägt feierlich die Fahnen der Schutzheiligen in den Lüften und bläht die weitfaltigen weißen Chorhemden der Geistlichkeit auf, die sich in der Dämmerung wie ein rätselhaftes Wolkengebilde den Berg hinabschlängeln. Im Näherrücken entwickelt sich der Gesang; die Kinderstimmen klingen am vernehmlichsten; der Baß stößt nur ruckweise die Melodie in die rechten Fugen, damit sie das kleine Schulgewimmel nicht allzu hoch treibe, und dann pausiert er am Fuß des Bergs, wo die Weinlagen aufhören. Nachdem der Herr Kaplan den letzten Rebstock mit dem Wadel aus dem Weihwasserkessel bespritzt hat, fliegt die ganze Prozession wie Spreu auseinander, der Küster nimmt Fahne, Weihkessel und Wadel, Stola und Chorhemd, alles unter dem Arm, und trägt's eilends davon; und als ob die Grenze der Weinberge auch die Grenze der Audienz Gottes wär', so fällt das weltliche Leben ein, Schelmenliedchen bemächtigen sich der Kehlen, und ein heiteres Allegro der Ausgelassenheit verdrängt den Bußgesang, alle Unarten gehen los, die Knaben balgen sich und lassen ihre Drachen am Ufer im Mondschein fliegen, die Mädchen spannen ihre Leinwand aus, die auf der Bleiche liegt, und die Bursche bombardieren sie mit wilden Kastanien; da jagt der Stadthirt die Kuhherde durch's Getümmel, den Ochs voran, damit er sich Platz mache; die hübschen Wirtstöchter stehen unter den Weinlauben vor der Tür und klappern mit dem Deckel der Weinkanne, da sprechen die Chorherren ein und halten Gericht über Jahrgänge und Weinlagen, der Herr Frühmesner sagte nach gehaltner Prozession zum Herrn Kaplan: Nun haben wir's unserm Herrgott vorgetragen, was unserm Wein not tut: noch acht Tage trocken Wetter, dann morgens früh Regen und mittags tüchtigen Sonnenschein, und das so fort Juli und August! wenn's dann kein gutes Weinjahr gibt, so ist's nicht unsre Schuld.

Gestern wanderte ich, der Prozession vorüber, hinauf nach dem Kloster, wo sie herkam. Oft hatte ich im Aufsteigen haltgemacht, um den verhallenden Gesang noch zu hören. Da oben auf der Höhe war große Einsamkeit; nachdem auch

das Geheul der Hunde, die das Psalmieren obligat begleitet hatten, verklungen war, spürte ich in die Ferne; da hörte ich dumpf das sinkende Treiben des scheidenden Tags; ich blieb in Gedanken sitzen — da kam aus dem fernen Waldgeheg' von Vollraths her etwas Weißes, es war ein Reiter auf einem Schimmel; das Tier leuchtete wie ein Geist, sein weicher Galopp tönte mir weissagend, die schlanke Figur des Reiters schmiegte sich so nachgebend den Bewegungen des Pferdes, das den Hals sanft und gelenk bog; bald in lässigem Schritt kam er heran, ich hatte mich an den Weg gestellt, er mochte mich im Dunkel für einen Knaben halten, im braunen Tuchmantel und schwarzer Mütze sah ich nicht grade einem Mädchen ähnlich. Er fragte, ob der Weg hier nicht zu steil sei zum Hinabreiten, und ob noch weit sei bis Rüdesheim. Ich leitete ihn den Berg herab, der Schimmel hauchte mich an, ich klatschte seinen sanften Hals. Des Reiters schwarzes Haar, seine erhabene Stirn und Nase waren bei dem hellen Nachthimmel deutlich zu erkennen. Der Feldwächter ging vorüber und grüßte, ich zog die Mütze ab; mir klopfte das Herz neben meinem zweifelhaften Begleiter, wir gaben einander wechselweise Raum, uns näher zu betrachten, was er von mir zu denken beliebte, schien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen; ich aber entdeckte in seinen Zügen, seiner Kleidung und Bewegungen eine reizende Eigenheit nach der andern. Nachlässig, bewußtlos, naturlaunig saß er auf seinem Schimmel, der das Regiment mit ihm teilte. — Dorthin flog er im Nebel schwimmend, der ihn nur allzubald mir verbarg; ich aber blieb bei den letzten Reben, wo heute die Prozession in ausgelassnem Übermut auseinander sprengte, allein zurück. Ich fühlte mich sehr gedemütigt, ich ahndete nicht nur, ich war überzeugt, dies rasche Leben, das eben gleichgültig an mir vorübergestreift war, begehre mit allen fünf Sinnen des Köstlichsten und Erhabensten im Dasein sich zu bemächtigen.

Die Einsamkeit gibt dem Geist Selbstgefühl; die duftenden Weinberge schmeichelten mich wieder zufrieden.

Und nun vertraue ich Dir schmucklos meinen Reiter, meine gekränkte Eitelkeit, meine Sehnsucht nach dem lebendigen Geheimnis in der Menschenbrust. Soll ich in Dir lebendig werden, genießen, atmen und ruhen, alles im Gefühl des Gedeihens, so muß ich, Deiner höheren Natur unbeschadet, alles bekennen dürfen, was mir fehlt, was ich erlebe und ahnde; nimm mich auf, weise mich zurecht und gönne mir die heimliche Lust des tiefsten Einverständnisses.

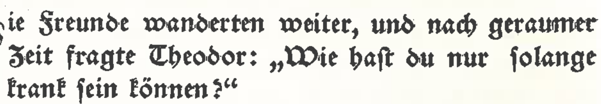
Die Seele ist zum Gottesdienst geboren, daß ein Geist in dem andern entbrenne, sich in ihm fühle und verstehen lerne, das ist mir Gottesdienst — je inniger: je reiner und lebendiger.

Wo ich mich hinlagere am grünenden Boden, von Sonne und Mond beschienen, da bist Du meine Heiligung.

Bettine.

Freundschaft

Ludwig Tieck



Die Freunde wanderten weiter, und nach geraumer Zeit fragte Theodor: „Wie hast du nur solange krank sein können?“

„Verwundre dich doch lieber,“ antwortete der Kranke, „wie ich so bald habe genesen können; denn noch ist es mir selber unbegreiflich, daß meine Kräfte sich so schnell wieder hergestellt haben.“

„Wie wird sich der gute Friedrich freuen,“ sagte Theodor, „dich einmal wieder zu sehn; denn immer warst du ihm unter seinen Freunden der liebste.“

„Sagt vielmehr,“ antwortete der Genesene, „daß wir uns in manchen Punkten unsers Wesens am innigsten berührten und am besten verstanden; denn, meine Geliebten, man lebt, wenn man das Glück hat, mehrere Freunde zu besitzen, mit jedem Freunde ein eignes, abgesondertes Leben; es bilden sich mannigfache Kreise von Zärtlichkeit und Freundschaft, die wohl die Gefühle der Liebe zu andern in sich aufnehmen und harmonisch mit ihnen fortschwingen, dann aber wieder in die alte eigentümliche Bahn zurückkehren, daher ebenso wie mir der Vertrauteste in vielen Gesinnungen fremd bleibt, so hebt eben derselbe auch vieles Dunkle in meiner eignen Natur bloß durch seine Gegenwart hervor und macht es licht, sein Gespräch, wenn es diese Punkte trifft, erweckt es zum klarsten, innigsten Leben, und ebenso wirkt meine Gegenwart auf ihn zurück. Vielleicht war manches in Friedrich und mir, was ihr übrigen mißverstandet, was sich in uns ergänzte und durch unsre Freundschaft zum Bewußtsein gedieh, so daß wir uns mancher Dinge wohl sogar erfreuten, die andre uns lieber hätten abgewöhnen mögen.“

„Was du da sagst, ist sehr wahr,“ fügte Ernst hinzu, „der Mensch, der überhaupt das Leben und sich versteht, wird mit jedem seiner Freunde ein eignes Vertrauen, eine andre Zärtlichkeit fühlen und üben wollen. O das ist ja eben das Himmlische der Freundschaft, sich im geliebten Gegenstande ganz zu verlieren, neben dem Verwandten soviel Fremdartiges, Geheimnisvolles ahnden, mit herzlichem Glauben und edler Zuversicht auch das Nichtverstandene achten, durch diese Liebe Seele zu gewinnen und Seele dem Geliebten zu schenken! Wie roh leben diejenigen und verletzen ewig sich und den Freund, die so ganz und unbedingt sich verstehn, beurteilen, abmessen und dadurch nur scheinbar einander angehören wollen! Das heißt Bäume fällen, Hügel abtragen und Bäche ableiten, um allenthalben flache Durchsicht, Mitteilung und Verknüpfung zu gewinnen und einen schönen romantischen Park deshalb verderben. Nicht früh genug kann

der Jüngling, der so glücklich ist, einen Freund zu gewinnen, sich von dieser selbstischen Forderung unsrer roheren Natur, von diesem Mißverständnis der jugendlichen Liebe entwöhnen."

„Was du da berührst," sagte Anton, „berührt zugleich die Wahrheit, daß es nicht nur erlaubt, sondern fast notwendig sei, daß Freunde voreinander Geheimnisse haben, ja es erklärt gewissermaßen die seltsame Erscheinung, daß man dem einen Freunde wohl etwas anvertrauen mag, was man gern dem verschweigt, mit dem man vielleicht in noch vertrautern Verhältnissen lebt. Es ist eine Kunst in der Freundschaft wie in allen Dingen, und vielleicht daher, daß man sie nicht als Kunst erkennt und treibt, entspringt der Mangel an Freundschaft, über welchen alle Welt jetzt klagt."

„Hier kommen wir ja recht", rief Theodor lebhaft aus, „in das Gebiet, in welchem unser Friedrich so gerne wandelt! Ihn muß man über diese Gegenstände reden hören, denn er verlangt und sieht allenthalben Geheimnis, das er nicht gestört wissen will, denn es ist ihm das Element der Freundschaft und Liebe. Verarge doch dem Freunde nicht, sprach er einmal, wenn du ahndest, daß er dir etwas verbirgt, denn dies ist ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die sich ängstlich um dich bewirbt und sittsam an dich schmiegt; o ihr Liebenden, vergeßt doch niemals, wieviel ihr wagt, wenn ihr ein Gefühl dem Worte anvertrauen wollt! was läßt sich denn überall in Worten sagen? Ist doch für vieles schon der Blick zu ungeistig und körperlich! — — O Brüder, Engelherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander schwatzen!"

„Töricht?" sagte Anton etwas empfindlich; „ja freilich, wie alles töricht ist, was das Materielle zu verlassen strebt, und wie die Liebe selbst in dieser Hinsicht Krankheit zu nennen ist, wie Novalis so schön sagt. Hast du noch nie ein Wort bereut, das du selbst in der vertrautesten Stunde dem vertrautesten Freunde sagtest? Nicht, weil du ihn für einen Verräter halten konntest, sondern weil ein Gemütsgeheimnis nun in einem Elemente schwebte, das so leicht seine rohe Natur dagegen wenden kann: ja du trauerst wohl selbst über manches, das der Freund in dein Herz niederlegen will, und das Wort klingt späterhin mißmütig und disharmonisch in deiner innersten Seele wider. Oder verstehst du dies so gar nicht und hast es nie erlebt?"

„Nicht böse, du lieber Kranker," sagte Theodor, indem er ihn umarmte, „du kennst ja meine Art. Schatz, warst du denn nicht eben einverstanden darüber, daß es unter Freunden Mißverständnisse geben müsse? Diese meine Dummheit ist auch ein Geheimnis, glaubt es nur, das ihr auf eine etwas zartere Art solltet zu ahnden oder zu entwirren streben."

Vom Großen und vom Kleinen

Adalbert Stifter



eil wir schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in den feuerspeienden Berg emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner Selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelassenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Be-

stehen und Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteil beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt und ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benutzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühl naher und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige Allgemeine, das einzige Erhaltende und nie Endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte wie in dem höchsten Palast, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlecht gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem

Kampfe hervorgegangen ist. Ja, wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte wie einen ruhigen Silberstrom einem großen ewigen Ziele entgegengehen sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblicks bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegsmut, dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Natur

Ein Fragment von Goethe 1781/1782

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität anzulegen und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein wenig Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen. Sie freut sich an der



Hans Baldung Grien — Sieben Pferde im Walde

Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann.

Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen.

Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstbegriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sie verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.



Naturliebe

Ernst Moritz Arndt

Auch der Natursinn zeichnet die Deutschen aus, ich sollte sagen die Naturseele; denn in mancher Hinsicht haben die sinnlicheren Völker, als in welchen die irdischen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Natursinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt sich vorzugsweise die Natürliebe, ein stilles Verständnis, eine innige Freundschaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der sanfte, empfindende, sinnende und denkende Mensch, welchem das Gemüt auf das Geistige und Übersinnliche gerichtet ward, scheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit heißerer Sinnlichkeit begabten Völker sich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er sucht hier täglich die milden Einflüsse zarter sinnlicher und irdischer Reize, er sucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren vollstes Maß ihm versagt ward, er saugt gleichsam antäisch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Christentum selbst liegt für diejenigen, welche das innigste geistige Leben desselben am tiefsten empfinden, wohl ein großer Reiz des zarten und freundlichen Zusammenhanges und Zusammenhalts mit der Natur. Das Heidentum, das immer auf die volle Rundung und Gestaltung des sinnlichen Lebens drang, hat von dieser zart und sinnig spielenden Natur wenig Bedürfnis gehabt, es hat nur ihre großen Erscheinungen bewundert und ihre ungeheuren und seltsamen Massen und Gebilde angestaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Gestirnen hat es weniger gespielt und geliebt als die Neueren. Dieses anmutige und stille Spiel, dieses liebende Verständnis und träumerische und schwärmerische Empfängnis aller Natur gehört recht eigentlich dem Christentum an, welches seinem Wesen nach musikalisch und in unbestimmter Geistigkeit und Schwärmerei hinspielend und hinschwebend ist.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Tal und Gebirg', ihr deutschen Jünglinge! Und erfrischet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnisvollen und wundersamen Gegenspiel eures Gemütes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wissenschaft euch austrocknen, wann das Leben mit seinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus ins Freie und in die liebe, weite Gotteswelt und blaset dort den Unmut und die Dumpfheit von euch und saugt frischen Atem und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichsten Verhältnissen lebenden Menschen schon wie von selbst wird und erblüht, das muß der künstlich und oft in zu künstlichen Verhältnissen lebende Mensch durch Erkenntnis suchen: er muß leben lernen. Denn halb ist das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt notwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Mensch und Natur

Goethe



enn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich; Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Wesens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.



Lukas Cranach — Hirschjagd

Klagschrift der Vögel

Luther

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen samt anderen frommen ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaublich berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger[1], Euer Diener, sich unterstanden habe einer großen, freventlichen Thurst[2] und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben

[1] In der Tat Luthers alter Diener, dem hiermit das Vogelstellen verwiesen wird. [2] Altes Wort für Verwegenheit, Dreistigkeit.

Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet noch solche ernstliche und geschwinde Thurst um ihn verdienet. Weil denn alles, wie Ihr selbst könnt bedenken, uns armen, freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beschwerung, ist an Euch unsere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Euren Diener von solcher Thurst weisen, oder wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor streue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg nehmen. Wird er das nicht tun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unsrer Statt fange und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum braucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten? Welche Euch doch viel Leids tun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste usw. enttragen, welches wir nicht tun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallne Körnlein suchen. Wir stellen solch unsre Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unsrer Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm blieben und entflohen sind, wir wollen auch seinen losen, faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.

Goethe auf dem Brocken

Wie ich gestern zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und soviel ich vom Brocken redete, er versicherte die Unmöglichkeit, hinaufzugehen, und wie oft er sommers droben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts. „Und so“, sagt er, „ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehn ...“ Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte ... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. „So,“ sagt er zu mir, „nun können Sie den Brocken sehn.“ Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: „Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden?“ — Und er sagte: „Ich will mit Ihnen gehen.“ — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum

Zeugnis meiner Freudentränen. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.

Goethe / Maimorgen

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine Seele eingenommen gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin glücklich, so ganz in dem Gefühl von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes!



Waldesweisheit

Adalbert Stifter



er alte Gregor tupfte mit der Hand an den Sänftenrand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen, schwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felsenbändern schräg gestreift, die aber kaum sichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. „Seht," sagte er, „das ist das Ziel unserer Reise, und wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen seine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderlich Zutunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müsse, aber die Sonne neigt sich der Wand zu, und wir müssen weiter."

„Ja, ja," fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte und die andere Seite des Waldhügels hinabging, „ja, ja, schöne Jungfrauen, der Wald ist auch schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines Reichen und Großen, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebt und schätzt — er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste, deren manche lecker sind und ganz Besonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es sind wohl einige Wegestunden von hier — da habe ich auch ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerstenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — —, aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hauswesen so des Sonntags in den Wald hinaufging in die Länge und Weite, immer tiefer, so allerlei sinnend, auf das Wild gar nicht einmal achthabend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch ins Schenkhaus gegangen sind; denn sehet, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders sein — denn wie ich nachgerade mutiger wurde und weiter und weiter hereinkam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn das Hauswesen übernahm —, sehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihrer auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Abzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen. — — Ihr schaut mich mit den schönen Augen seltsam an, Jungfrau — aber Ihr werdet, wenn Ihr länger hier bleibt, schon auch etwas lernen; denn Eure Augen sind schön und klug. In allem hier ist Sinn und Empfindung;

der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein und hält ihn fest, alles schiebt und drängt sich, alles spricht, alles erzählt, und nur der Mensch erschaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. Aber er soll nur warten, und da wird er sehen, wie es doch nur lauter liebe, gute Worte sind."

Johanna sah mit unverhohlenem Erstaunen in das Antlitz des alten Waldsohnes, und es begann ihr ordentlich immer schöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Tal zu einem rauschenden, springenden Bach gekommen, und Gregor mußte sein Gespräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," sagte Johanna leise, „welch einen seltsamen Menschen habt Ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dies ist ein Kleinod der Wüste", erwiderte der Vater. „Niemand weiß dies weniger als er selber; du wirst oft auf seine Worte hören wie auf Klänge silberner Glocken, du wirst von ihnen vieles lernen, und er wird euch eine Stimme der Wüste sein, wenn ihr fern von der Heimat in der Einsamkeit leben müsset. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger; aber die wunderlichen Gedanken seines Herzens spannen sich schon damals wie ein seltsamer, ausländischer Frühling aus ihm heraus, und wenn wir so oft einen langen Nachmittag miteinander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen und er zutraulich wurde und das Band seiner Reden und Phantasien löste, so warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten, schönen Dichtungsbuche vorgelesen. Manche höhnten ihn, und gegen diese verschloß er wie mit Felsen den Quell seiner Rede; aber ich habe ihn jederzeit geliebt und er mich auch. Er war es, der mir einst den schönen, einsamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung sind und den vielleicht kein Mensch weiß; und er ist es auch, der nicht um Geld und Geldeswert, sondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir und meiner zu euch, wenn ihr sie nicht verscherzt, sich entschlossen hat, die Zeit eures Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichtum seiner Erfahrungen zu eurem Schutze behilflich zu sein."

Da sie gelegentlich an einer Espe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl sich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch unaufhörlich zitterten, so sagte Clarissa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforsche, so wisse er vielleicht auch, warum dann gerade dieser Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne und seine Blätter immer taumeln und baumeln müssen.

„Es sind da zwei Meinungen", entgegnete er; „ich will sie Euch beide sagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, sich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Espe nicht: darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert wie jener ewige Jude, der nie rasten kann, so daß die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Baumes in alle Welt gestreut sind —

ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe und Einsamkeit der Wälder. Darum schaute ich als Knabe jenen gestraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und seine ewige Unruhe war mir Pein. Aber einmal, es war Pfingstsonntags nachmittags vor einem Gewitter, sah ich (ich war schon ein erwachsener Mann) einen ungemein großen Baum dieser Art auf einer sonnigen Waldblöße stehen, und alle seine Blätter standen stille; sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in die Luft eingemauert und sie selber zu festem Glase erstarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu spüren und keine Vogelstimme zu hören, nur das Gesumme der Waldfliegen ging um die sonnenheißen Baumstämme herum. Da sah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir seine glatten Blätter wie Herzen entgegenstreckte auf den dünnen, langen, schwanken Stäben, so kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, sich vor dem Herrn geneigt haben, so tat es gewiß auch dieser und seine Brüder; denn alle sind seine Geschöpfe, und in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster wie in den Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht — darum ist nicht Strafe und Lohn für sie, sondern sie sind von ihm alle geliebt, und das Zittern der Espe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die sie ihre Blätter wie Täfelchen stellt, daß sie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf sie ausweichen und sich drehen, um die alte Stellung wiederzugewinnen. Und so ist es auch; denn oft habe ich nachher noch ganz ruhige Espen an windstillen Tagen angetroffen und darum an andern, wo sie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gutzumachen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht. Darum ist es auch ein sehr feierlicher Augenblick, wenn selbst sie, die so leichtfertige, schweigt; es geschieht meistens vor einem Gewitter, wenn der Wald schon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabschütten wird."

Hymnus auf die See

Friedrich List

Die See ist die Hochstraße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nationen. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See ist die fette Gemeindetrift, auf welche alle wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung treiben. Wer an der See keinen Teil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt – der ist unsers lieben Herrgotts Stiefkind.

In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, ge-

wöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist. Das Salzwasser ist für die Nationen eine längst erprobte Panazee; es vertreibt ihnen die Titelsucht, die Blähungen aller den gesunden Menschenverstand verzehrenden Stubenphilosophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtschaft, die Verstopfungen der gelehrten Pedanterei und heilt Stubenversessenheiten und Grillenfängerei aus dem Grunde. Dabei gibt es dem Magen der Nation Ton; denn es bringt Reichtum und Genüsse, Mut und Lebensfreudigkeit in die Masse des Volkes. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, sie zu holen. Eine Nation ohne Schiffahrt ist ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, ein zahnloser Löwe, ein Hirsch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menschheit. Und so tief sinkt zuletzt der öffentliche Geist insektenartig auf dem Lande kriechender Nationen, daß sie diejenigen verspotten und verfolgen, die ihnen raten, sich zur See zu versuchen, wie im Lande der Hinkenden der Sonderling verlacht wird, der keck auf zwei Beinen daherschreitet. Wir sprechen nicht von Deutschland — bewahre der Himmel! — wir sprechen von den Äthiopiern, von den Chinesen und Japanesen, von den Leuten am Himalaya, von allen jenen Schwächlingen, welchen die See weder Nahrung noch Stärkung bringt. Wir Deutschen haben noch eine Schiffahrt, Gott sei's gedankt und den braven rüstigen Leuten an den Mündungen der Ems, der Weser, der Elbe, der Trave, der Oder, vor allen aber unsern wackern Bremern, die unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen den ganzen Erdball so mutig beschiffen, als segelten sie unter der Flagge der mächtigsten Nation, als wären sie nicht den Fußtritten und Rippenstößen jedes Barbaren bloßgestellt, den die Lust anwandelt, sich an ihnen zu vergreifen.

Tiefsinnige Gelehrte, Politiker vom feinsten Wasser haben bewiesen, Deutschland besitze weder Mittel noch Lust, eine seefahrende Nation zu werden; die Deutschen seien durchweg Landratten, liebten, wie Gewürm am festen Boden zu kriechen, und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. Oh! ihr Büchermacher, wie ihr euer Land und Volk kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Ost- und Nordsee zu reisen wagen und sich die Länder und ihre Bewohner beschauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch schulgerechte Tabellen darüber anfertigen: wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienst aller Länder und Weltteile, weil die einheimische Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann; wie viele zu Hause bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienst, könnten sie in der vaterländischen Schiffahrt Unterkunft finden; welches Geschick, welche Lust und Kraft diese Leute zum Seedienst besitzen, und wie viele Schiffe zu bemannen wären, und

wie viele tüchtige Kapitäne nur allein die Uferstaaten zu erziehen vermöchten, von dem Binnenland nicht zu reden, und welche Materialien und Werkleute sich zum Behuf des Schiffsbaues bei ihnen vorfinden, und wieviel und welche Arten Schiffbauhölzer jetzt außer Landes gehen, die zum einheimischen Schiffbau verwendet werden könnten, und welche Fortschritte die deutschen Seeleute und Schiffbauer im Bauen und in der Führung der Schiffe und die deutschen Matrosen im Seedienst ohne alle Begünstigung von seiten der deutschen Staaten — ja noch im schweren und erniedrigenden Kampfe mit den Schiffahrtsbeschränkungen aller fremden Nationen — gemacht haben, das wären einmal Tabellen, die zu vernünftigen Schlüssen führen könnten!

Der Rhein

Friedrich List

Das Wort Rhein ist Leben; das Wort Rhein ist Größe; das Wort Rhein ist Macht und Kraft. Als Gott der Herr Deutschland erschuf, da war es ein unförmlicher Klumpen — eitel D..ck und Sand ohne allen Wert. Da steckte er ihm den Rhein in den Rücken, und Deutschland stand aufrecht und kraftvoll da. — ein Riese unter den Ländern. Laßt ihm das Rückenbein wieder ausziehen, und es plumpst wiederum zusammen wie ein leerer Mehlsack. O daß ich ein Gleichnis finden könnte, erhaben genug, um Ihnen anschaulich zu machen, was die Rheinlande den Deutschen sind. Doch halt — ich hab's —, das Land am Rhein, meine Heren, ist des deutschen Ochsen Lendenstück und der Nordosten die halb ungenießbare, halb magere und rauhe Zugabe des kargen Fleischers. Wer je eine Küche unter seiner Inspektion gehabt, wird mich fassen. Ein einziges Rheinland, meine Herren, wiegt zehn Alt- und Uckermarken auf, und wär' ich ein König unterhalb dem Bingerloch, ich kümmerte mich blutwenig um die ästhetischen Pfefferkuchen und die tiefen Philosophien an der Spree, ich gründete meine Hauptstadt irgendwo am Rhein oder in der Nähe des Rheins wie Karl der Große. Denn als oben und unten und in der Mitte den Deutschen Stücke vom Rhein abhanden gekommen, da war es geschehen um ihre Macht und ihren gesunden Menschenverstand, sie wurden Perücken und Haarzöpfe, lächerliche Pedanten — zuletzt gar Philosophen... Rheinwärts liegt der größte Teil der künftigen Größe und Macht der Deutschen. Auf dem Rhein kommen dem Süden die Reichtümer fremder Weltteile. Auf dem Rhein gehen die Früchte seines Fleißes nach aller Welt. Am Rhein leben mehr Menschen als in London und Paris zusammen, und fröhlichere und kräftigere Menschen als an der Seine und Themse; Menschen, die alles zusammen besitzen, was jene nur vereinzelt, Korn und Wein, Steinkohle und Eisen.

Winterfreuden

Bogumil Goltz



Der Sommer und Frühling waren uns himmlische Jahreszeiten; der Herbst und Winter genügte aber nicht minder unsrer Lebhaftigkeit und Einbildungskraft. Wie geschäftig, wie vorsorglich tat man im Oktober mit den Eltern um die Wette, wenn Obst und Gemüse aus dem Garten eingekellert und alle möglichen guten und besten Dinge eingeschlachtet, eingemacht und eingesorgt wurden! Mit welcher wollüstigen Trauer sah man die Störche ziehen, Flur und Wald sich verwandeln und veröden! Und wenn der Wind nun über das braune Erbsstoppel ging, wenn er welke Blätter vor sich herfegte und in dem goldgelben, immer zitternden Espenlaub alle die glitzernden Herbsttinten durcheinanderfunkeln ließ, wenn die letzten wilden Gänse abzogen, die Schwalben sich in das Rohrdickicht einsamer Waldseen oder in die Flußufer verbargen, wenn die armen Leute hastiger Holz und Strauchwerk zusammenschleppten, die letzten steinharten Winterholzbirnen von den Bäumen herabgeschlagen wurden, wenn sich alles von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde bedenklicher, bedeutungsschwerer gestaltete und verwandelte, die Tage so trübe, so rauh und so karg, die Nächte so traumlang und todesfinster wurden und alles, alles sich zu einem ganz andern Dasein, zu einer ganz andern Weise, zu einer andern Welt anschickte; wie ergriff das unser Kindergemüt!

Endlich fanden wir eines Morgens im Spätherbste die erste dünne Eisrinde auf dem Wiesenbach oder dem Teich. Nun war die neue Welt, die neue Ordnung der Dinge in Wirklichkeit da! Glücklich, wer einen alten Schlittschuh hervorfand, der im Notfall nur in einer alten Messerklinge bestand, die in ein Holz eingekeilt war!

Nun fiel der erste dicke Schnee! Wieder ein Jubel, wieder ein Festtag! Man zimmerte an einem Schlittchen mühseliger und betriebsamer als Robinson Crusoe an seinem Klotzkahn, den der Ärmste doch zuletzt liegenlassen mußte. Man schnitt und hackte sich binnen kurzem so sehr in die Finger, als es mit den ziemlich stumpfen Schneidewerkzeugen nur immer möglich war. Nun wurden an den Hausknecht, den Kutscher und an andre kunstfertige Leute die stürmendsten Liebkosungen spottwohlfeil verschwendet; das verhalf endlich richtig zu einem Schlitten! Ging die Sache sehr gut, so wurden auch unter den Kufen ein paar dünne Eisenstäbe beschafft, und sollten sie in aller Unschuld des verzweifelten Begehrs sogar von einem altmodischen Kammerfenster weggebrochen und gestohlen worden sein.

Jetzt war die halbe Welt unser; wir konnten ja auf unserm Schlitten in die schneeweiße und himmelblaue Möglichkeit hineinkutschieren! Hineinkutschieren wohl gar über den gefrorenen See in den jenseitigen geheimnisvollen Wald. Huh! Wie der Schnee unter den Füßen knarrte, das war mal schön, und wie das dunkel durchsichtige Eis so grausig lustig unter einem krachte und platzte, das war noch schöner als schön! Heiliger Gott! Wir begegneten einst einem Fuchs. Herr Reineke mit dem weltberühmten Fuchsschwanz träumte wahrscheinlich von einer fetten Gans und ließ sich auch ohnedies ziemlich ruhig betrachten, denn er mochte eben keine gefährlichen Jäger in uns verspüren; nun ward er aber mit furchtbarem Hussa in die Flucht getrieben und bombardiert. Das waren Heldentaten! Das war ein Jagen! Wo hat man hinterher von solcher Nimrodslust gehört! Ein Tier der Wildnis, mit eignen Augen am Waldessaum, an geheimnisvoller Stätte geschaut und aufgejagt, wer ermißt das, selbst wenn er ein englischer Fuchshetzer oder ein singhalesischer Elefantenjäger ist!

Man zerschlug sich die Nase beim Herabfahren von steilen Bergen, wenn das schlechtgesteuerte Rutschgefährt, das in Ermangelung von etwas Schicklicherm oft nur in einer Handvoll Erbsenstroh bestand, gegen einen Stein anprellte, daß man kopfüber zu liegen kam. Man erfror sich Nase und Ohren und sonstige Glieder, man brach ins dünne und ins dicke Eis und kriegte zeitweilig Prügel; es war aber alles wunderschön; denn es gehörte alles zum Leben und Dasein und mehrte beides, füllte die Seele und stärkte das Gedächtnis; wie konnte es da ein Unglück sein!? Man war ja lebendig, man war in einer Welt voller Abenteuer und voller Wunder und zu seiner höchsten Verwunderung miterschaffen und mit auf der Welt! Man hatte Augen und Ohren und eine Zunge, nicht zu vergessen, um Birnen, Äpfel und alle anderen guten Dinge damit zu schmecken; ein Paar Beine, um sich aus freien Stücken damit allenthalben hinzuversetzen, ferner an die zehn unnütze Finger, um damit allen möglichen Schabernack zu verführen! Man war abgefüttert, und wenn man nicht weiter in der Schule gepeinigt war, so wußte man sich seiner Glückseligkeit und Daseinswonne gar keinen Rat! Man jauchzte, daß man drauflosleben durfte; was brauchte man mehr? Das bloße Wörtchen „lebendig" schloß für mich wenigstens von jeher alle sieben Himmel des Hochgenusses und der Wunderbarkeit in sich. Ich konnte rasend werden vor Verwunderung und Wonne darüber, wie doch das eigentlich sein könne, daß ein Ding so mir nichts dir nichts lebendig sei. Ein Tier, gleichviel welches, Katze oder Hund, Vogel oder Wurm, vor allem aber freilich ein Vogel, war mir bloß durch die Vorstellung des Lebendigen ein Geheimnis. Nie, nimmer hab' ich hernach so die Schönheit des Lebendigen erfaßt wie in jener kindlichen Paradiesunschuld und Glückseligkeit, wo die Seele ganz und gar berauscht ist von dem Wunder und der Schönheit der Welt.

Die Sperlingsgasse

Wilhelm Raabe



Ich liebe in großen Städten die älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Schauplatz der alten Zeit. Selbst die Bewohner scheinen noch ein originelleres, sonderbareres Völkchen zu sein als die Leute der modernen Viertel. Hier in diesen winkligen Gassen wohnt das Volk des Leichtsinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernstes, und der zusammengedrängtere Verkehr treibt die Menschen in tolleren, ergötzlicheren Szenen aneinander als in den vornehmeren, aber auch öderen Straßen. Hier gibt es noch die alten Patrizierhäuser — die Geschlechter selbst sind freilich meistens dahin —, welche nach einer Eigentümlichkeit ihrer Bauart oder sonst einem Wahrzeichen unter irgendeiner merkwürdigen Benennung im Munde des Volkes fortleben. Hier sind die dunklen, verrauchten Kontore der alten, gewichtigen Handelsfirmen, hier ist das wahre Reich der Keller- und Dachwohnungen. Die Dämmerung, die Nacht produzieren hier wundersamere Beleuchtungen durch Lampenlicht und Mondschein, seltsamere Töne als anderswo. Das Klirren und Ächzen der verrosteten Wetterfahnen, das Klappern des Windes mit den Dachziegeln, das Weinen der Kinder, das Miauen der Katzen, das Gekeif der Weiber — wo klingt es passender als hier in diesen engen Gassen, zwischen diesen hohen Häusern, wo jeder Winkel, jede Ecke, jeder Vorsprung den Ton auffängt, bricht und verändert zurückwirft! In jenem gewölbten Torwege beginnt eine Drehorgel. Wie sie ihre klagenden, an diesem Ort wahrhaft melodischen Tonwogen über das dumpfe Murren und Rollen der Arbeit hinwirft!

Hoch oben aber, in einem kleinen, mehr drei- als viereckigen Dachstübchen sitzt ein Student vor einem gewaltigen schweinsledernen Folianten, über welchen er hinwegstarrt. Die roten Dächer schimmern in der Abendsonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Tal kommt rauschend und plätschernd ein klarer Bach. Und schau, dort oben in dem Garten, der sich von jenem zerbröckelnden, noch stehenden Teil der Stadtmauer aus den Berg hinanzieht, gelagert unter einem blühenden Holunderbaum: drei Kinder.

Oh, diese Sperlingsgasse, eine Welt der Erinnerung!



Schiller



Die deutsche Persönlichkeit und Familie

Der Wert der Persönlichkeit

Arthur Schopenhauer



ristoteles hat die Güter des menschlichen Lebens in drei Klassen geteilt — die äußeren, die der Seele und die des Leibes. Hiervon nun nichts als die Dreizahl beibehaltend sage ich, daß, was den Unterschied im Lose der Sterblichen begründet, sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt. Sie sind:

1. Was einer ist: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2. Was einer hat: also Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne.

3. Was einer vorstellt: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Die unter der ersten Rubrik zu betrachtenden Unterschiede sind solche, welche die Natur selbst zwischen Menschen gesetzt hat; woraus sich schon abnehmen läßt, daß der Einfluß derselben auf ihr Glück oder Unglück viel wesentlicher und durchgreifender sein werde, als was die bloß aus menschlichen Bestimmungen hervorgehenden, unter den zwei folgenden Rubriken angegebenen Verschiedenheiten herbeiführen. Zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichtums und dergleichen wie die Theaterkönige zu den wirklichen. Schon Metrodorus, der erste Schüler Epikurs, hat ein Kapitel überschrieben περι τοῦ μείζονα εἶναι τὴν παρ ἡμᾶς αἰτίαν πρὸς εὐδαιμονίαν τῆς ἐκ τῶν πραγμάτων (Majorem esse causam ad felicitatem eam, quae est ex nobis, ea, quae ex rebus oritur). Und allerdings ist für das Wohlsein des Menschen, ja für die ganze Weise seines Daseins, die Hauptsache offenbar das, was in ihm selbst besteht oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher affizieren dieselben äußeren Vorgänge oder Verhältnisse jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer andern Welt. Denn nur mit seinen eigenen Vorstellungen, Gefühlen und Willensbewegungen hat er es unmittelbar zu tun: die Außendinge haben nur, sofern sie diese veranlassen, Einfluß auf ihn. Die Welt, in der jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe: dieser gemäß wird sie arm, schal

und flach oder reich, interessant und bedeutungsvoll ausfallen. Während z. B. mancher den andern beneidet um die interessanten Begebenheiten, die ihm in seinem Leben aufgestoßen sind, sollte er ihn vielmehr um die Auffassungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutsamkeit verlieh, die sie in seiner Beschreibung haben: denn dieselbe Begebenheit, welche in einem geistreichen Kopfe sich so interessant darstellt, würde, von einem flachen Alltagskopfe aufgefaßt, auch nur eine schale Szene aus der Alltagswelt sein. Im höchsten Grade zeigt sich das bei manchen Gedichten Goethes und Byrons, denen offenbar reale Vorgänge zugrunde liegen: ein törichter Leser ist imstande, dabei den Dichter um die allerliebste Begebenheit zu beneiden, statt um die mächtige Phantasie, welche aus einem ziemlich alltäglichen Vorfall etwas so Großes und Schönes zu machen fähig war. Desgleichen sieht der Melancholikus eine Trauerspielszene, wo der Sanguinikus nur einen interessanten Konflikt und der Phlegmatikus etwas Unbedeutendes vor sich hat. Dies alles beruht darauf, daß jede Wirklichkeit, d. h. jede erfüllte Gegenwart, aus zwei Hälften besteht, dem Subjekt und dem Objekt, wiewohl in so notwendiger und enger Verbindung wie Oxygen und Hydrogen im Wasser. Bei völlig gleicher objektiver Hälfte, aber verschiedener subjektiver ist daher so gut wie im umgekehrten Fall die gegenwärtige Wirklichkeit eine ganz andere: die schönste und beste objektive Hälfte bei stumpfer, schlechter subjektiver gibt doch nur eine schlechte Wirklichkeit und Gegenwart, gleich einer schönen Gegend in schlechtem Wetter oder im Reflex einer schlechten Camera obscura. Oder planer zu reden: jeder steckt in seinem Bewußtsein wie in seiner Haut und lebt unmittelbar nur in demselben: daher ist ihm von außen nicht sehr zu helfen. Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rat, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General usf. Aber diese Unterschiede sind bloß im Äußern vorhanden, im Innern als Kern einer solchen Erscheinung steckt bei allen dasselbe: ein armer Komödiant mit seiner Plage und Not. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichtums geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glücks und Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf mit seiner Not und Plage, die wohl dem Stoffe nach bei jedem eine andere ist, aber der Form, d. h. dem eigentlichen Wesen, nach so ziemlich bei allen dieselbe, wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichtum, d. h. nach der Rolle, richten. Weil nämlich alles, was für den Menschen da ist und vorgeht, unmittelbar immer nur in seinem Bewußtsein da ist und für dieses vorgeht, so ist offenbar die Beschaffenheit des Bewußtseins selbst das zunächst Wesentliche, und auf dieselbe kommt in den meisten Fällen mehr an als auf die Gestalten, die darin sich darstellen. Alle Pracht und Genüsse, abgespiegelt im dumpfen Bewußtsein eines Tropfs, sind sehr arm gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnis den Don Quixote schrieb. — Die objektive Hälfte der Gegenwart und Wirklichkeit steht in der Hand des

Schicksals und ist demnach unveränderlich: die subjektive sind wir selbst, daher sie im wesentlichen unveränderlich ist. Demgemäß trägt das Leben jedes Menschen, trotz aller Abwechslung von außen, durchgängig denselben Charakter und ist einer Reihe Variationen auf ein Thema zu vergleichen. Aus seiner Individualität kann keiner heraus. Und wie das Tier unter allen Verhältnissen, in die man es setzt, auf den engen Kreis beschränkt bleibt, den die Natur seinem Wesen unwiderruflich gezogen hat, weshalb z. B. unsere Bestrebungen, ein geliebtes Tier zu beglücken, eben wegen jener Grenzen seines Wesens und Bewußtseins, aber stets innerhalb ganz enger Schranken sich halten müssen — so ist es auch mit dem Menschen: durch seine Individualität ist das Maß seines möglichen Glückes zum voraus bestimmt. Besonders haben die Schranken seiner Geisteskräfte seine Fähigkeit für erhöhten Genuß ein für allemal festgestellt. Sind sie eng, so werden alle Bemühungen von außen, alles, was Menschen, alles, was das Glück für ihn tut, nicht vermögen, ihn über das Maß des gewöhnlichen Menschenglücks und Behagens hinauszuführen; auf Sinnengenuß, trauliches und heiteres Familienleben, niedrige Geselligkeit und vulgären Zeitvertreib bleibt er angewiesen; sogar die Bildung vermag im ganzen, zur Erweiterung jenes Kreises, nicht gar viel, wenngleich etwas. Denn die höchsten, die mannigfaltigsten und anhaltendsten Genüsse sind die geistigen, wie sehr auch wir, in der Jugend, uns darüber täuschen mögen; diese aber hängen hauptsächlich von der geistigen Kraft ab. — Hieraus also ist



Jost Amman — Jacob Fugger

klar, wie sehr unser Glück abhängt von dem, was wir *sind*, von unsrer Individualität; während man meistens nur unser Schicksal, nur das, was wir *haben*, oder was wir *vorstellen*, in Anschlag bringt. Das Schicksal aber kann sich bessern: zudem wird man, bei innerm Reichtum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein stumpfer Klotz ein stumpfer Klotz bis an sein Ende, und wäre er im Paradiese und von Huris umgeben. Deshalb sagt Goethe:

> Volk und Knecht und Überwinder,
> sie gestehn zu jeder Zeit,
> höchstes Glück der Erdenkinder
> sei nur die Persönlichkeit.
>
> (Westöstlicher Diwan.)

Daß für unser Glück und unsern Genuß das Subjektive ungleich wesentlicher als das Objektive sei, bestätigt sich in allem: von dem an, daß Hunger der beste Koch ist und der Greis die Göttin des Jünglings gleichgültig ansieht, bis hinauf zum Leben des Genies und des Heiligen. Besonders überwiegt die Gesundheit alle äußeren Güter so sehr, daß wahrlich ein gesunder Bettler glücklicher ist als ein kranker König. Ein aus vollkommener Gesundheit und glücklicher Organisation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig fassender Verstand, ein gemäßigter, sanfter Wille und demnach ein gutes Gewissen, dies sind Vorzüge, die kein Rang oder Reichtum ersetzen kann. Denn was einer für sich selbst ist, was ihn in die Einsamkeit begleitet und was keiner ihm geben oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher als alles, was er besitzen oder auch, was er in den Augen anderer sein mag. Ein geistreicher Mensch hat, in gänzlicher Einsamkeit, an seinen eigenen Gedanken und Phantasien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechselung von Gesellschaften, Schauspielen, Ausfahrten und Lustbarkeiten die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, sanfter Charakter kann unter dürftigen Umständen zufrieden sein; während ein begehrlicher, neidischer und böser es bei allem Reichtum nicht ist. Nun aber gar dem, welcher beständig den Genuß einer außerordentlichen, geistig eminenten Individualität hat, sind die meisten der allgemein angestrebten Genüsse ganz überflüssig, ja nur störend und lästig. Daher sagt Horaz von sich:

> **Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,**
> **argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,**
> **sunt qui non habeant, est qui non curat habere;**

und Sokrates sagte beim Anblick zum Verkauf ausgelegter Luxusartikel: „Wie vieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe."

Für unser Lebensglück ist deshalb das, was wir sind, die Persönlichkeit, durchaus das Erste und Wesentlichste — schon weil sie beständig und unter allen

Umständen wirksam ist; zudem aber ist sie nicht, wie die Güter der zwei andern Rubriken, dem Schicksal unterworfen und kann uns nicht entrissen werden. Ihr Wert kann insofern ein absoluter heißen, im Gegensatz der bloß relativen der beiden andern. Hieraus nun folgt, daß dem Menschen von außen viel weniger beizukommen ist, als man wohl meint. Bloß die allgewaltige Zeit übt auch hier ihr Recht: ihr unterliegen allmählich die körperlichen und die geistigen Vorzüge; der moralische Charakter allein bleibt auch ihr unzugänglich. In dieser Hinsicht hätten denn freilich die Güter der zwei letztern Rubriken, als welche die Zeit unmittelbar nicht raubt, vor denen der erstern einen Vorzug. Einen zweiten könnte man darin finden, daß sie, als im Objektiven gelegen, ihrer Natur nach erreichbar sind und jedem wenigstens die Möglichkeit vorliegt, in ihren Besitz zu gelangen; während hingegen das Subjektive gar nicht in unsere Macht gegeben ist, sondern, iure divino eingetreten, für das ganze Leben unveränderlich feststeht; so daß hier unerbittlich der Ausspruch gilt:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das einzige, was in dieser Hinsicht in unsrer Macht steht, ist, daß wir die gegebene Persönlichkeit zum möglichsten Vorteile benutzen, demnach nur die ihr entsprechenden Bestrebungen verfolgen und uns um die Art der Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemessen ist, jede andere aber meiden, folglich den Stand, die Beschäftigung, die Lebensweise wählen, welche zu ihr passen.

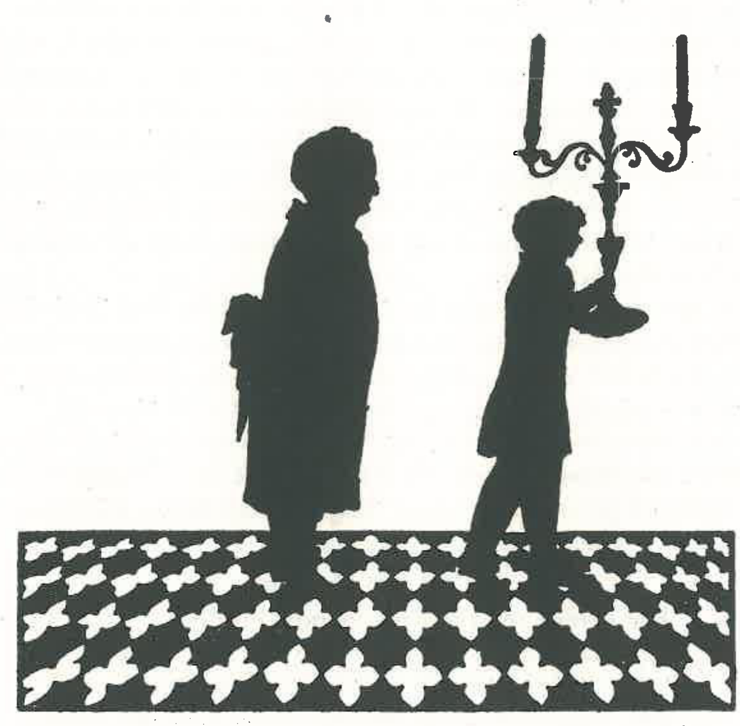
Ein herkulischer, mit ungewöhnlicher Muskelkraft begabter Mensch, der durch äußere Verhältnisse genötigt ist, einer sitzenden Beschäftigung, einer kleinlichen peinlichen Handarbeit obzuliegen oder auch Studien und Kopfarbeiten zu treiben, die ganz anderartige, bei ihm zurückstehende Kräfte erfordern, folglich gerade die bei ihm ausgezeichneten Kräfte unbenutzt zu lassen, der wird sich zeitlebens unglücklich fühlen; noch mehr aber der, bei dem die intellektuellen Kräfte sehr überwiegend sind und der sie unentwickelt und ungenutzt lassen muß, um ein gemeinsames Geschäft zu treiben, das ihrer nicht bedarf, oder gar körperliche Arbeit, zu der seine Kraft nicht recht ausreicht. Jedoch ist hier, zumal in der Jugend, die Klippe der Präsumtion zu vermeiden, daß man sich nicht ein Übermaß von Kräften zuschreibt, welches man nicht hat.

Aus dem entschiedenen Übergewicht unsrer ersten Rubrik über die beiden andern geht aber auch hervor, daß es weiser ist, auf Erhaltung seiner Gesundheit und auf

Ausbildung seiner Fähigkeiten als auf Erwerbung von Reichtum hinzuarbeiten; was jedoch nicht dahin mißdeutet werden darf, daß man den Erwerb des Nötigen und Angemessenen vernachlässigen sollte. Aber eigentlicher Reichtum, d. h. großer Überfluß, vermag wenig zu unserm Glück; daher viele Reiche sich unglücklich fühlen, weil sie ohne eigentliche Geistesbildung, ohne Kenntnisse und deshalb ohne irgendein objektives Interesse, welches sie zu geistiger Beschäftigung befähigen könnte, sind. Denn was der Reichtum über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfnisse hinaus noch leisten kann, ist ohne Einfluß auf unser eigentliches Wohlbehagen; vielmehr wird dieses gestört durch die vielen und unvermeidlichen Sorgen, welche die Erhaltung eines großen Besitzes herbeiführt. Dennoch aber sind die Menschen tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Geistesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß, was man **ist**, vielmehr zu unserm Glücke beiträgt, als was man **hat**. Gar manchen daher sehen wir in rastloser Geschäftigkeit, emsig wie die Ameise vom Morgen bis zum Abend bemüht, den schon vorhandenen Reichtum zu vermehren. Über den engen Gesichtskreis des Bereichs der Mittel hierzu hinaus kennt er nichts: sein Geist ist leer, daher für alles andere unempfänglich. Die höchsten Genüsse, die geistigen, sind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, sinnlichen, wenig Zeit, aber viel Geld kostenden, die er zwischendurch sich erlaubt, sucht er vergeblich jene andern zu ersetzen. Am Ende seines Lebens hat er dann, als Resultat desselben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor sich, welchen noch zu vermehren oder aber durchzubringen, er jetzt seinen Erben überläßt. Ein solcher, wiewohl mit gar ernsthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf ist daher ebenso töricht wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hat.

Also was einer an sich selber hat, ist zu seinem Lebensglücke das Wesentlichste. Bloß weil dieses in der Regel so gar wenig ist, fühlen die meisten von denen, welche über den Kampf mit der Not hinaus sind, sich im Grunde ebenso unglücklich wie die, welche sich noch darin herumschlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtseins, die Armut ihres Geistes treibt sie zur Gesellschaft, die nun aber aus eben solchen besteht, weil similis simili gaudet. Da wird dann gemeinschaftliche Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die sie zunächst in sinnlichen Genüssen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausschweifungen suchen. Die Quelle der heillosen Verschwendung, mittels welcher so mancher reich ins Leben tretende Familiensohn sein großes Erbteil, oft in unglaublich kurzer Zeit, durchbringt, ist wirklich keine andere als nur die Langeweile, welche aus der eben geschilderten Armut und Leere des Geistes entspringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geschickt und strebte nun vergeblich durch den äußern Reichtum den innern zu ersetzen, indem er alles von außen empfangen wollte. Dadurch führte denn am Ende die innere Armut auch noch die äußere herbei.

Die Wichtigkeit der beiden andern Rubriken der Güter des menschlichen Lebens brauche ich nicht hervorzuheben. Denn der Wert des Besitzes ist heutzutage so allgemein anerkannt, daß er keiner Empfehlung bedarf. Sogar hat die dritte Rubrik gegen die zweite eine sehr ätherische Beschaffenheit, da sie bloß in der Meinung anderer besteht. Jedoch nach Ehre, d. h. gutem Namen, hat jeder zu streben, nach Rang schon nur die, welche dem Staate dienen, und nach Ruhm gar nur äußerst wenige. Indessen wird die Ehre als ein unschätzbares Gut angesehen und der Ruhm als das Köstlichste, was der Mensch erlangen kann, das goldene Vließ der Auserwählten; hingegen den Rang werden nur Toren dem Besitz vorziehen. Die zweite und dritte Rubrik stehen übrigens in sogenannter Wechselwirkung, sofern das **habes, habeberis** des Petronius seine Richtigkeit hat und umgekehrt die günstige Meinung anderer, in allen ihren Formen, oft zum Besitze verhilft.



Schattenriß von Luise Duttenhofer — Goethe

Urworte / Orphisch

Goethe

Was von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Überschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der einzelne von jedem andern, bei noch so großer Ähnlichkeit, unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles übrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie

ΤΥΧΗ, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl so, wie ein andrer handelt.

Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Weltteile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu tun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte, zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da-, bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

ΕΡΩΣ, Liebe

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen; und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Grenze des Irrens; denn der Weg ist ein Irrtum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der selbständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei: jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen eben wie sich selbst mit ewiger, unzerstörbarer Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt getan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben: zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Übereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu: Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus so vielen Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgendeinem Teile, und anstatt daß er sich im ganzen freuen sollte, leidet er am einzelnen, und dessenungeachtet wird ein solches Verhältnis so wünschenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt sich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz: alles, was liebevolle Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Öffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Amerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Texte darreichte, niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangenhält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt:
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelschlag! — und hinter uns Äonen!



Goethe / Pietät

(1827)



Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise beiseitegebracht haben. **Pietas gravissimum et sanctissimum nomen,** sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei **fundamentum omnium virtutum.** Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohltäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zuviel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zuwenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür sie begeistert ist. Dieses Gefühl ist die Triebfeder aller edlen Handlungen; es ist der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Dasein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne diesen schuldigen Zoll begeisterter Verehrung zu entrichten, der wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm seinerseits je etwas der Art zuteil werden wird."

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserem Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultate der Lebensweisheit gelangt sein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit seinem Zustande versöhnen:

„Ich glaube, daß es wirklich die erste Pflicht auf dieser Erde ist, die Laufbahn zu ermessen, die der Zufall uns angewiesen hat, unsere Wünsche auf dieselbe zu beschränken und den höchsten und süßesten Genuß in dem Gefühl zu suchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenschmerz entspringt. Vielleicht wird sogar die Würde, das Gelingen, das innigste Glück des Lebens nur um diesen Preis errungen. Aber um zu dieser edeln Entsagung zu gelangen, ist Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich."

Ehrfurcht

Wilhelm stand am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte, und ein ernster ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebäude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von dreien, die sich nach und nach herbeifanden, löste sich endlich in ein Gespräch auf, wozu jeder das seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

„Da ihr uns euern Sohn vertraut," sagten sie, „sind wir schuldig, euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Äußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständnis mit sich führt; was davon wünscht ihr vor allem aufgeschlossen?"

„Anständige, doch seltsame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bei euch bezieht sich gewiß das Äußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren."

„Wohlgeborne, gesunde Kinder," versetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eines bringt niemand auf der Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus." Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf. Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!" Wilhelm stutzte. „Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst."

„Dreierlei Gebärde habt ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns

ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich, wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl so im argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehässig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung." „Erlauben Sie mir dessenungeachtet", fuhr Wilhelm fort, „ein einziges einzuwenden. Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?" Hierauf erwiderten jene: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht. Man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen; der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; beide wünschen es loszuwerden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben; von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei gibt, nach den Objekten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich wal-

ten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

„Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr euch denn insbesondere?" sagte Wilhelm. „Zu allen dreien," erwiderten jene, „denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein solches Bekenntnis, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht", versetzte Wilhelm; „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt." Hierauf versetzten jene: „Schon wird dieses Bekenntnis von einem großen Teil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Kredo!" riefen jene laut: „denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern, der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt

eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichnis und Namen solche Überzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke," versetzte jener, „daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend habt aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

Schillers Seelenadel

Charlotte von Schiller



Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenstand wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geiste nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf alles in seinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es anderen erscheinen kann. Jedes Gespräch war fast eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkte stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last. Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, konnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen. Jahrtausende gehören dazu, einen Geist wie den seinigen zu wiederholen. Das Hohe, rein Geniale in Schillers Wirken und Wesen hat niemand so gefühlt, ich kann es frei sagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft, zu ahnen und zu verstehen. Goethe verstand ihn allein unter seinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Phänomene oft aneinander vorüber, und einer faßte die Flamme des anderen auf, ohne sich zu zerstören. Schillers Geist stieg aus der tiefsten Tiefe mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deswegen wird kein solcher wieder erscheinen, den eine göttliche Kraft so belebte als ihn.

Schiller an Goethe und Goethe an Schiller

Schiller an Goethe

Jena, den 23. August 1794



Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlt das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungspunkt für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner

Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn sowie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf,

so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat, und — sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorsamer Diener

F. Schiller.

Goethe an Schiller

Ettersburg, den 27. August 1794

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an mir und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene fin-

den sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Goethe.

Aus meiner Jugend

Goethe



Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere, weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Gerämse die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüberwohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernsten und einsamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms

mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: „Noch mehr!“ Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ nach und nach sämtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochne Töpferware wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Frau Rat an ihre Enkel

Den 7. Jenner 89

Liebe Enkeleins!



Ihr Lieben guten Jungfreulein! Es freut mich außerordentlich daß Euch mein überschicktes Christkindlein so wohl gefallen hat — ich hätte nur gewünscht Euch in der Rosenfarbenen Herrlichkeit zu sehen und zu beschauen. Doch Eure lieben guten Briefger haben mich schadloß gehalten und ich sehe Euch im Geiste bey denen Prinzessinen Besuch abstatten. — So brave liebe Enckel verdienen allerdings daß die Großmutter ihnen Freude macht — — und wenn mir Gott das Leben erhält; so soll dieses nicht die letzte geweßen seyn. Gott erhalt Euch und den Ritter Eduart auch in diesem Jahr frisch — gesund — und vergnügt — fahret fort Euren lieben Eltern Freude zu machen — gedenkt manchmal an die Großmutter und behaltet sie lieb. — Ich bin so lange ich athme

Eure Euch zärtlich liebende
Großmuter Goethe.

Den 23. Februar 1789

Liebe, liebe, gute, brave Enkeleins!

O! was habt Ihr mir vor Freude gemacht! und das alles kam so gantz unerwartet. Liebe Louise! Es war ja als wenn Du es gewußt hättest, daß ich in großer Strickbeutelsnoth mich befände — mein allerbester ist 9 Jahre alt, und so unmusterhaft als nur möglich — und da es doch sehr oft der Fall ist, daß ich in Gesellschaften gehe, wo gearbeitet wird: so war es höchst nöthig einen neuen anzuschaffen — und da kommt mir so gantz von ungefähr ein schöner, prächtiger, von meinem lieben Enkel selbst verfertigter — so lieb wäre mir doch kein andrer geweßt — Aber den will ich auch in Ehren halten — allen meinen Bekannten sagen, von wem er ist — und stolz auf mein geschicktes und fleißiges Enkel sein. — Habe also meinen besten Dank davor. Meine liebe Julia! auch Dir danke ich vor Dein schön gearbeitetes Angebinde — auch zu Deinem Andenken soll es Parade machen — damit jedermann sieht, daß auch Du liebe Juliette an die Großmutter denkst. Und mein liebes liebes Jettchen! mit seinem schönen Körbgen — so zierlich als man's nur machen kann — potzfickerment! Jetzt muß die Großmutter fleißig sein und N. B. auch schöne Arbeiten machen wie es sich zu so einem eleganten Körbgen schickt — ich will wenigstens mein möglichstes thun, um ihm keine Schande zu machen — danke Dir hiermit herzlich vor Deine Liebe zur Großmutter.

Treuer biederer Ritter Eduard! auch Du denkst an mich — Ha aus dem Glas da schmeckts — habe sogleich meines lieben Ritters Gesundheit getrunken und werde das oft thun, danke danke lieber Eduard. Die dicke Kathrine fragt alle Tage ob Eduard und Jettgen recht bald wiederkämen — sie möchte gar zu gern mit ihnen die Wachparade aufziehen sehen — und die Elisabeth möchte gern wieder gebrannte Mehlsuppen machen. — Kommt doch ja bald wieder — hörst Du!

Nun liebe Enkeleins! Nochmals meinen Dank. — Fahrt ferner fort Euren lieben Eltern und mir Freude zu machen — und glaubt, daß ich allezeit von gantzem Herzen bin

Eure
Euch zärtlich liebende Großmutter
Elisabeth Goethe.



Katharina Elisabeth Goethe

Die Mutter

Wilhelm von Kügelgen



eine liebe Mutter strebte nach keiner andern Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beschäftigte sie sich treu und unablässig und war gewissenhaft bemüht, nichts zu versäumen, was zu unsrer Menschenbildung dienlich schien.

Was sie konnte, tat sie mit Treue. Sie lehrte uns die Hände falten und beten, leitete uns zu gewissenhaftester Wahrheitsliebe an, belog uns nie, auch nicht im Scherz und Spiele, und ließ uns ganz besonders niemals müßig gehen. Den Reiz des Spieles zu schärfen, mußten wir von frühester Kindheit an sogar schon arbeiten, d. h. täglich einige Stunden mit sogenannten nützlichen Beschäftigungen, nämlich mit Garnwickeln, Schnurenmachen, Läppchenzupfen und dergleichen üblen Dingen hinbringen.

Diese nützlichen Beschäftigungen nahmen natürlich, je nach dem Grade unsrer geistigen Entwicklung, auch einen geistigern Zuschnitt an. Die Mutter lehrte mich nach dem Lautierverfahren lesen, und ehe ich das fünfte Jahr erreicht hatte, konnte ich meinen Vater an seinem Geburtstage schon mit Vorlesung einer Gellertschen Ode überraschen. Desgleichen wurden Schreibübungen beliebt, es wurde gezählt, gerechnet und ein kleiner Anfang in der Geographie gemacht.

Hatte ich dann das meinige getan und war die Mutter zufrieden, so ging sie etwa mit mir an jenen Schrank, der so viel Köstliches enthielt, und langte dies und jenes daraus hervor; am besten ihren schönen englischen Farbenkasten, der das Aussehen eines Buches hatte und die saubersten Geräte enthielt, elfenbeinerne Palette, silberne Zirkel, Parallellineal, Maßstab und eine Auswahl der saubersten Farben. Von letzteren rieb die Mutter mir das Nötige auf die Palette, während ich mich an sie drängte und mit Lust den Rundlauf der Farbenstückchen auf dem weißen Elfenbein verfolgte. Dann zeichnete sie mit leichter Hand ein Tier, einen Soldaten, eine Landschaft und überließ die Farbengebung mir.

In ihrem Wesen blieb meine Mutter sich immer gleich. Es lag nicht in ihrer Natur, die Zärtlichkeit zu zeigen, die sie im Herzen trug; sie tändelte nie mit mir und ließ mir keine Unart durch; aber sie erschreckte mich auch nie durch Launen und Heftigkeit und gab mir das Bewußtsein, daß niemand in der Welt mich lieber habe als sie. Zum höchsten Lohn für außerordentliche Tugend durfte ich einen Kuß auf die Stirn von ihr erwarten, und dieser war denn auch von so durchgreifender Wirkung, daß mein Vater es mir gleich anzusehen pflegte, wenn er ins Zimmer trat.

Nur selten strafte meine Mutter, suchte mich aber immer zur Einsicht meines Unrechts zu bringen und war ein so geschickter Bußprediger, daß ich mich stets beschämt und ganz geneigt fand, Abbitte zu tun ... Mußte ein Vergehen ernstlicher gesühnt werden, so wurde ich auf ein Stündchen oder darüber an ein Tisch- oder Stuhlbein angekettet, zwar nur mit einem Zwirnsfaden, den ich aber nimmer zu zerreißen wagte, so groß war die Ehrfurcht vor meiner Mutter; und selbst dann löste diese solche Fesseln nicht, wenn mittlerweile Besuch eintrat. Oder auch sie band mir nach Maßgabe des Vergehens ein Paar lange, aus steifem Notenpapier gefertigte Eselsohren um den Kopf, die ich auch während des Mittags- und Abendtisches umbehalten mußte. Einmal, als dann mein guter Vater bei Tisch, von Zahnschmerzen geplagt, obendrein an seinem Sohne solche Schmach erleben mußte, konnte ich keinen Bissen essen, obgleich es Dampfnudeln nach echter bayrischer Art gab; aber meine Mutter ließ die Ohren sitzen

Meine Ahnenreihe

Jung-Stilling



An einem Abend, wie Großvater Stilling und sein Enkel vom Kohlenbrennen im Walde des andern Tages wieder nach Hause wollten, saßen sie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. „Großvater!" sagte Henrich, „wenn ich in den Büchern lese, daß die Helden so weit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern gewesen, so wünsch' ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern gewesen sind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürsten oder großen Herrn herkommen. Meiner Mutter Vorfahren sind alle Prediger gewesen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will sie mir alle aufschreiben, wenn Ihr sie mir sagt." Vater Stilling lächelte und antwortete: „Wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her; das ist mir aber auch ganz einerlei; du mußt das auch nicht wünschen. Deine Vorfahren sind alle ehrbare, fromme Leute gewesen; es gibt wenig Fürsten, die das sagen können. Laß dir das die größte Ehre in der Welt sein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden." — „Erzählet mir aber," sagte Henrich, „was Ihr von unseren Voreltern wisset!" Vater Stilling erzählte: „Meines Urgroßvaters Vater hieß Ulli Stilling. Er war ohngefähr Anno 1500 geboren. Ich weiß aus alten Briefen, daß er nach

Tiefenbach gekommen, wo er im Jahre 1530 Hans Stählers Tochter geheiratet. Er ist aus der Schweiz hergekommen und mit Zwinglius bekannt gewesen. Er war ein sehr frommer Mann, auch so stark, daß er einstmals fünf Räubern seine vier Kühe wieder abgenommen, die sie ihm gestohlen hatten. Anno 1536 bekam er einen Sohn, der hieß Reinhard Stilling; dieser war mein Urgroßvater. Er war ein stiller, eingezogener Mann, der jedermann Gutes tat; er heiratete im fünfzigsten Jahre eine ganz junge Frau, mit der er viele Kinder hatte; in seinem sechzigsten Jahre gebar ihm seine Frau einen Sohn, den Henrich Stilling, der mein Großvater gewesen. Er war 1596 geboren, er wurde hundertundein Jahr alt, daher hab' ich ihn noch eben gekannt. Dieser Henrich war ein sehr lebhafter Mann, kaufte sich in seiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunschweig, Brabant und Sachsen. Er war ein Schirrmeister, hatte gemeiniglich zwanzig bis dreißig Fuhrleute bei sich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch sehr im Gange und noch wenig Wirtshäuser an den Straßen; daher nahmen die Fuhrleute Proviant mit sich. Des Abends stellten sie die Karren in einen Kreis herum, so daß einer an den andern stieß; die Pferde stellten sie mitten ein, und mein Großvater war mit den Fuhrleuten bei ihnen. Wenn sie dann gefüttert hatten, so rief er: ‚Zum Gebet, ihr Nachbarn!' Dann kamen sie alle, und Henrich Stilling betete sehr ernstlich zu Gott. Einer von ihnen hielt Wache, und die anderen krochen unter ihre Karren ins Trockene und schliefen. Sie führten aber immer scharf geladene Gewehre und gute Säbel bei sich. Nun trug es sich einmal zu, daß mein Großvater selbst die Wache hatte; sie lagen im Hessenland auf einer Wiese, ihrer waren sechsundzwanzig starke Männer. Gegen elf Uhr des Abends hörte er einige Pferde auf der Wiese traben; er weckte in der Stille alle Fuhrleute und stand hinter seinem Karren. Henrich Stilling aber lag auf seinen Knien und betete bei sich selbst ernstlich. Endlich stieg er auf seinen Karren und sah umher. Es war genug Licht, so, daß der Mond eben untergehen wollte. Da sah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferd, wie sie abstiegen und leise auf die Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter die Karre, damit sie ihn nicht sähen, gab aber wohl acht, was sie anfingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum, und als sie keinen Eingang fanden, fingen sie an, an einem Karren zu ziehen. Stilling, sobald er das sah, rief: ‚Im Namen Gottes, schießt!' Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahn aufgezogen, und sie schossen unter den Karren heraus, so daß der Räuber sofort sechse niedersanken; die anderen Räuber erschraken, zogen sich ein wenig zurück und redeten zusammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten. Nun sagte Stilling: ‚Gebt acht, wenn sie wieder näher kommen, dann schießt!' Sie kamen aber nicht, sondern ritten fort. Die Fuhrleute spannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter; ein jeder trug seine geladene Flinte und seinen Degen, denn sie waren nicht sicher. Des Vormittags sahen sie aus einem Wald wieder einige Reiter auf sie zureiten. Stilling fuhr zuvörderst und die anderen alle hinter ihm her. Da rief er: ‚Ein

jeder hinter seinen Karren und den Hahn gespannt!' Die Reiter hielten stille; der vornehmste unter ihnen ritt allein auf sie zu, ohne Gewehr, und rief: ‚Schirrmeister, hervor!' Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand und den Degen unterm Arm. ‚Wir kommen als Freunde!' rief der Reiter. Henrich traute nicht und stand da. Der Reiter stieg ab, bot ihm die Hand und fragte: ‚Seid ihr verwichene Nacht von Räubern angegriffen worden?' — ‚Ja,' antwortete mein Großvater, ‚nicht weit von Hirschfeld auf einer Wiese.' — ‚Recht so,' antwortete der Reiter, ‚wir haben sie verfolgt und kamen eben bei der Wiese an, wie sie fortjagten und ihr einigen das Licht ausgeblasen hattet; ihr seid wackere Leute.' Stilling fragte, wer er wäre. Der Reiter antwortete: ‚Ich bin der Graf von Wittgenstein; ich will euch zehn Reiter zum Geleit mitgeben, denn ich habe noch Mannschaft genug dort hinten im Walde bei mir.' Stilling nahm's an und vereinbarte mit dem Grafen, wieviel er ihm jährlich geben sollte, wenn er ihn immer durchs Hessische geleitete. Der Graf gelobt's ihm, und die Fuhrleute fuhren nach Hause. Dieser mein Großvater hatte im zweiundzwanzigsten Jahre geheiratet, und im vierundzwanzigsten, nämlich 1620, bekam er einen Sohn, Hans Stilling; dieser war mein Vater. Er lebte ruhig, wartete seines Ackerbaues und diente Gott. Er hatte den ganzen Dreißigjährigen Krieg erlebt und war öfters in die äußerste Armut geraten. Er hatte zehn Kinder, unter welchen ich der jüngste bin. Ich wurde 1680 geboren, eben da mein Vater sechzig Jahre alt war. Ich habe, Gott sei Dank! Ruhe genossen und mein Gut wiederum von allen Schulden befreit. Mein Vater starb 1724, im hundertundvierten Jahre seines Alters; ich hab' ihn wie ein Kind verpflegen müssen, und er liegt zu Florenburg bei seinen Voreltern begraben."

Henrich Stilling hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört. Nun sprach er: „Gott sei Dank, daß ich solche Eltern gehabt habe! Ich will sie alle nett aufschreiben, damit ich's nicht vergesse. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will sie auch meine Ahnen heißen." Der Großvater lächelte und schwieg.



Ludwig Richter Erstes Ofenfeuer

Bei den Großeltern

Ludwig Richter

Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst anziehendes Heiligtum. Das Fenster außen besetzt mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Sirupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für einen Pfennig Pfeffer, einen Pfennig Ingwer, einen Pfennig neue Würze und drei Pfennig Baumöl freundlichst zu, und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundschaft vor und nach.

Die Großmama, eine schwerfällige, etwas stolze Frau, ging ab und zu und bewegte sich gemächlich aus dem Stübchen zur Küche und aus der Küche in das Stübchen, und selten war sie anderswo zu erblicken; ich kann mich aber nicht erinnern, daß sie mit mir oder überhaupt viel gesprochen oder das Gesicht einmal in andere Falten gezogen hätte; deshalb zog sie mich auch nicht an. Mehr aber der alte Stahl, ein Holländer und Landsmann der Großmama, die eine geborene van der Berg war. Dieser erhielt einige Tage in der Woche den Tisch bei Müllers, saß dann tagsüber am Fenster, ließ die Daumen umeinander kreisen, und ich stellte mich gern vor ihn hin und bewunderte seine Perücke mit dem ehrwürdigen Haarbeutel und besonders die blitzenden Stahlknöpfe auf dem hechtgrauen Frack. Er war Zeuge der Pariser Revolution gewesen, hatte bei der Schweizergarde gedient, und als diese am 10. August 1792 in Versailles bei Verteidigung des Königs größtenteils niedergemetzelt wurde, war Stahl einer der wenigen, welche glücklich entkamen. Er hatte sich mehrere Tage in eine Schleuse verkrochen und in Gesellschaft der Ratten zugebracht, bis er sich nachts zu einem Freunde retten konnte. Das Entsetzlichste indes, was er erzählte, war für mich die Mitteilung, daß man in seinem Vaterlande Käse sogar in die Suppe schütte, wobei ich freilich an unsere landläufigen spitzen Quarkkäse dachte, was mir Schauder einflößte.

Ein Hauptvergnügen verschaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, die im Laden zum Verkauf lagen, und die ich alle mit Muße betrachten konnte. Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt“ mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänsespiel, die Kaffeegesellschaft, Jahreszeiten“ u. dgl., alle in derbem Holzschnitt, grellbunt bemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße hinabwandelnd gesehen habe. Großer Dreimaster, zwei Haarwülste und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher. Ruhe in Frieden, Freudenspender der Jugend, du Adam und Stammvater der Dresdener Holzschneider, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer! — Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daranstoßenden, sehr großen Garten, welch ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanzt, oben die herrlich duftende Vorratskammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen besichtigt, und welch ein Festtag, wenn das Tier geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Hinrichtung nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleisch kochen, und das kleine, einfenstrige Wohnstübchen war für den Metzgermeister zum Wurstmachen herge-



Ludwig Richter — Johannisfest

richtet. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils untersetzten oder gar völlig dickleibigen Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und versucht wurden!

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen; die Klingel bimmelte ohne Aufhören; denn „Müllers hatten ein Schwein geschlachtet", und so kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurstbrühe, Herr Müller!" Der erregbare, sonst gute Herr Müller konnte sich der Scharen gar nicht mehr erwehren, die Klingel bimmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und glich so wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hetzpeitsche!" und im Nu stürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden Hetzpeitsche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Tür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schar sich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel recht merkwürdig bunt ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.



Theodor Storm an seinen Sohn Hans

Husum, 5. Mai 1868



Es ist heute, mein geliebtes Kind, ein Geburtstag, der nicht mehr gefeiert wird, von dem im Hause nicht mehr die Rede ist — Mutters Geburtstag. Du wirst es nicht vergessen haben; wir beide haben sie doch wohl am besten gekannt und deshalb vielleicht auch am innigsten geliebt.

Heute vor vier Jahren, an dem ersten und innigsten Geburtstag, den Mutter gesund und froh hier verlebte, langte schon der Tod mit einer handgreiflichen Verkündigung in unsern Festtag; ich mußte fort aus der Gesellschaft, zu einer der furchtbaren Leichen, die das Meer aufgeworfen. Das Jahr darauf lag sie auf ihrem Bette, das sie lebend nicht verließ. Vor elf Jahren, 1857, war der erste Geburtstag in Heiligenstadt; wir wohnten draußen vor dem Tor; Rose Stein war bei uns, der kleine Maler Stunde unten bei Onkel Otto. Am Abend vorher war der schönste Frühlingsabend; wir saßen draußen auf der hohen Gartenmauer und sahen in die Gegend hinaus; namentlich war ich noch lange draußen und sann mir das Gedicht zusammen:

> Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
> aus unserm Kammerfenster wir hernieder
> zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
> im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?

Als ich's aufgeschrieben, steckte ich die Granatbrosche darunter als Geburtagsgeschenk. Und am Geburtstage — ich sehe noch, wo in der ersten Stube links der kleine Tisch mit Geschenken stand — war der hellste Frühlingssonnenschein, und Onkel Otto und Stunde kamen, und wie ausgelassen war Rose — frag' sie nur noch mal darum —, und wie schön und ruhig heiter war deine Mutter. Am Nachmittag, glaub' ich, wurde ein kleiner Ausflug gemacht.

Ich denke auch an die Geburtstage, da sie meine Braut war, und Tante Rike war Onkel Johannes' Braut. Einmal war's hier in Husum, Mutter war bei Deinen Großeltern; auch damals war schönster Sonnenschein; meine Schwester Helene lebte noch, und wir machten vormittags einen Spaziergang, ich weiß noch, hinter der Neustadt; es war alles so jung, so frisch, und die Welt so hell und weit. — Einmal als Braut, da sie in Segeberg war — das ist, glaub' ich, am längsten her, der erste ihrer Geburtstage, der auch mir gehörte, — da hat sie — so erzählte sie mir später oft — morgens auf dem Bett beim

Aufwachen meinen Brief und die kleinen Herrlichkeiten, die ich ihr gesandt, glaube ich auch, auf und an ihrem Bett gefunden.

Nun ist der Kreis geschlossen. Hier in der alten Heimatstadt fanden wir uns, und hierher mußten wir zurück, damit das Ende komme.

Ich hätte Dir noch allerlei zu sagen, aber — ein andermal.

Dein Vater Th. Storm.

Tod der Mutter

Albrecht Dürer



un sollt ihr wissen, daß im Jahr 1513 an einem Erchtag vor der Kreuzwochen (26. April) mein arme elende Mutter, die ich zwei Johr noch meines Vaters Tod zu mir nahm, die do ganz arm was, in mein Pfleg, nochdem sie neun Johr was bei mir gewest, an eim Morgen fruh jähling also tötdlich krank ward, daß wir die Kammer aufbrachen, dann wir sunst, so sie nit auf kunnt than, nit zu ihr kunnten. Also trug wir sie herab in ein Stuben, und man gab ihr beede Sakrament. Dann alle Welt meinte, sie sollt sterben. Dann sie hätt kein gesunde Zeit nie noch meines Vaters Tod, und ihr meinster Gebrauch was viel in der Kirchen, und strofet mich allweg fleißig, wo ich nit wol handlet. Und sie hätt allweg meing und meiner Brüder groß Sorg vor Sünden, und ich ging aus oder ein, sc was allweg ihr Sprichwort: geh in dem Nomen Christo. Und sie thäthe uns mit hohem Fleiß stetiglich heilige Vermahnung, hätt allweg große Sorg für unser Seel. Und ihre gute Werk und Barmherzigkeit, die sie gegen Jedermann erzeigt hat, kann ich nit gnugsam anzeigen und ihr gut Lob. Diese meine frumme Mutter hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel andrer schwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rochselig gewest. Van dem an an dem vorbestimmten Tag, als sie krank ist worden, über ein Johr, do man zahlt 1514 Johr, an einem Erchtag, was der 17. Tag im Maien, zwu Stund vor Nacht, ist mein frumme Mutter Barbara Dürerin verschieden christlich mit allen Sakramenten, aus päpstlichem Gewalt van Pein und Schuld geabsolvirt. Sie hat mir och vor ihren Segen geben und den gottlichen Fried gewünst mit viel schöner Lehr, auf daß ich mich vor Sünden sollt hüten. Sie begehrt auch vor zu trinken Sant Johanns Segen, als sie dann thät. Und sie forcht den Tod hart, abr sie saget, für Gott zu kummen fürchtet sie sich nit. Sie ist auch härt gestorben, und ich merkt, daß sie etwas Grausames sach. Dann

sie fordret das Weichwossr und hätt doch vor lang nit geredt. Also brachen ihr die Augen. Ich sach auch, wie ihr der Tod zween groß Stoß ans Herz gab, und wie sie Mund und Augen zuthät und verschied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Dovan hab ich solchen Schmerzen gehabt, daß icks nit aussprechen kann. Gott sei ihr genädig. Item ihr meinst Freud ist allweg gewest, von Gott zu reden, und sach gern die Ehr Gottes. Und sie was im 63. Johr, do sie starb. Und ich hab sie ehrlich noch meinem Vermügen begehn lassen. Gott der Herr verleich mir, daß ich auch ein seligs End nehm, und daß Gott mit seinem himmlischen Heer, mein Vater, Mutter und Freund zu meinem End wöllen kummen, und daß uns der allmächtig Gott das ewig Leben geb. Amen. Und in ihrem Tod sach sie viel lieblicher, dann do sie noch das Leben hätt.

Ein Sermon an die Mädchen

Claudius



Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen. Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben, und du magst sie dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter, und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Haus nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den

Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist. — —

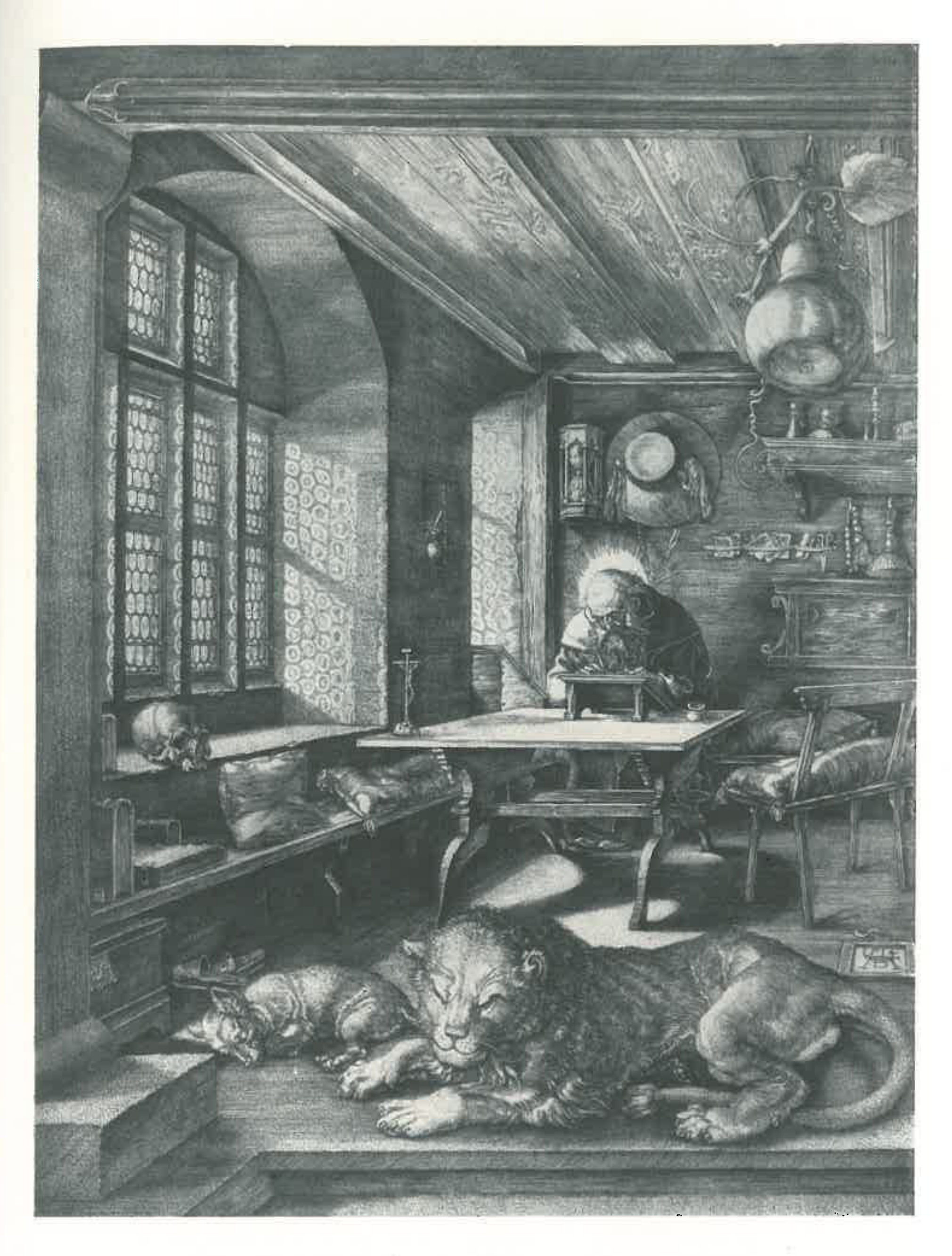
Ich möchte euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser und erheben eben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter euch hergehet und über euch wacht, solange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was ihr wert seid! Und was ihr dem Manne sein könnet, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins solange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke...

Nun, ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Friede und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch!



Albrecht Dürer / Hieronymus im Gehäuse.



Albrecht Dürer / Ritter, Tod und Teufel

Lotte im Kreise ihrer Geschwister

Goethe

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoftore anfuhren. Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen. Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. —

Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen ringsherum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so ungekünstelt sein: „Danke!", indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging, nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — „Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie hereinbemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Über dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperstück zu geben, und sie wollen von niemand Brot geschnitten haben als von mir." — Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Überraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Türe herauskam und sagte: „Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand!" Das tat der Knabe sehr freimütig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen. — „Vetter?" sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte; „glauben Sie, daß ich des Glücks wert sei, mit Ihnen verwandt zu sein?" — „Oh," sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmste drunter sein sollten." — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch

einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: „Du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber.“ — Die zwei ältesten Knaben waren hinten auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht festzuhalten.

Brief an die Geliebte

Mörike

Jetzt gute Nacht, Luise! meine Luise! Dieser Name läuft wie ein sanftes Echo den Tag über und die Nacht durch mein Innerstes. Es ist eine heilige Stille um mich. Draußen liegt alles klar wie am Tag. Der Mond zeichnet die drei vorderen Fenster hell auf den Boden der lieben Stube, worein diesen Augenblick vielleicht ein lebendiger Traum Dich mit mir einführt; vielleicht ist jetzt ein heller Sommermorgen unter Deinem geschlossenen Augenlide — ach, wie einst, wenn ich früh herüberkam und Dich allein bei der Arbeit schon unterm Fenster sitzend fand, selber blühend Du wie der Morgen. Wir sind einander noch fremde, höfliche Gestalten, Du grüßest mich halblaut von fern. — Erwach! erwache, mein Kind, und gedenke, daß ich Dein geworden bin seit jener kurzen Zeit!

Welch eine unbeschreiblich schöne Nacht! Ich öffne ein Fenster, höre die Melodie des Brunnens, blicke aufs Gärtchen hinunter. Alles so leicht, so geistig in Schatten und Licht! Wie schwimmend sind alle Gegenstände.

Könnt' ich Dich eine Minute lang haben! Nicht einen Kuß gäben wir uns, sondern stille, staunend, andachtvoll säh' ich Dich mir an die Seite gezaubert wie eine leichte Verkörperung meines heiligsten Gedankens, die ich nicht zu berühren wage, die leisen Trittes wieder entweicht, aber in mir eine unnennbare Seligkeit zurückläßt, die mich in den Schlaf hinüber begleitet.

Ist mir aber nicht jetzt schon so zumute? Tritt, o Kind, diesen Augenblick herein! und ich will nicht erschrecken, will nicht fragen: Bist du Luftbild oder Leben? Ich wäre auf jedes Wunder gefaßt! — — Zwölf Uhr! Schlaf wohl!

Brief an Herrn von Puttkamer

Bismarck

Ende Dezember 1846

Verehrtester Herr von Puttkamer!



Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne: es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals imstande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andre zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines innern Lebens, welches jenem zugrunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem sechzehnten Geburtstage, keinen andern Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unab-

hängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll siebzehn Jahr alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten acht Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor sechs bis sieben Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig an-

nahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußern Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimnisse andrer nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedner Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen und sonst noch niemand hier vorgetragen habe mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Beteurung über meine Gefühle und Vorsätze in bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehn hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur

deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne weitres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht, oder nicht vollständig genug, gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben: das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame

Justus Möser



Sie tun Ihrem Manne Unrecht, liebes Kind, wenn Sie von ihm glauben, daß er Sie jetzt weniger liebe als vorher. Er ist ein feuriger, tätiger Mann, der Arbeit und Mühe liebt, und darin sein Vergnügen findet; und so lange, wie seine Liebe gegen Sie ihm Arbeit und Mühe machte, war er ganz damit beschäftigt. Wie aber dieses natürlicherweise aufgehöret hat, so hat sich Ihr beiderseitiger Zustand, aber keineswegs seine Liebe, wie Sie es nehmen, verändert.

Eine Liebe, die erobern will, und eine, die erobert hat, sind zwei ganz unterschiedene Leidenschaften. Jene spannt alle Kräfte des Helden; sie läßt ihn fürchten, hoffen und wünschen; sie führt ihn endlich von Triumph zu Triumph, und jeder Fuß breit, den sie ihn gewinnen läßt, wird ein Königreich. Damit unterhält und ernährt sie die ganze Tätigkeit des Mannes, der sich ihr überläßt; aber das kann diese nicht. Der glücklich gewordene Ehemann kann sich nicht wie der Liebhaber zeigen, er hat nicht wie dieser zu fürchten, zu hoffen und zu wünschen; er hat nicht mehr die süße Mühe mit seinen Triumphen, die er vorhin hatte, und was er einmal gewonnen hat, wird für ihn keine neue Eroberung.

Diesen ganz natürlichen Unterschied, liebes Kind! müssen Sie sich nur merken, so wird Ihnen die ganze Aufführung Ihres Mannes, der jetzt mehr Vergnügen

in Geschäften als an Ihrer grünen Seite findet, gar nicht widrig vorkommen. Nicht wahr, Sie wünschten noch wohl, daß er wie vormals mit Ihnen einsam auf der Rasenbank vor der Grotte sitzen, Ihnen in das blaue Äugelchen sehen und um einen Kuß auf Ihre schöne Hand knien sollte? Sie wünschten noch wohl, daß er Ihnen das Glück der Liebe, was der Geliebte so schlau und zärtlich schildern kann, immer mit kräftigern Farben malen und Sie von einer Entzückung zur andern führen möchte? — Meine Wünsche gingen wenigstens in dem ersten Jahre, da ich meinen Mann geheiratet hatte, auf nichts weniger als dieses. Allein es geht nicht; der beste Mann ist auch der tätigste Mann; und wo die Liebe aufhört, Arbeit und Mühe zu erfordern, wo jeder Triumph nur eine Wiederholung des vorigen ist, wo der Gewinst sowohl an seinem Werte als an seiner Neuheit verloren hat, da verliert auch jener Trieb der Tätigkeit seine gehörige Nahrung und wendet sich von selbst dahin, wo er diese besser findet. Der weiseste Mann geht auf neue Entdeckungen aus und sieht das Entdeckte nur mit Dankbarkeit an. Es gehört zum Wesen unsrer Seele, daß sie immer beschäftiget sein und immer weiter will; und wenn unsre Männer von der Vernunft auf diesem Wege in den Geschäften ihres Berufs wohl geführet werden, so dürfen wir nicht darüber schmollen, daß sie sich nicht so oft als ehmals mit uns am Silberbache oder unter Luisens Buche unterhalten. Anfangs kam es mir auch hart vor, eine solche Veränderung zu ertragen. Aber mein Mann erklärte sich darüber ganz aufrichtig gegen mich. Die Freude, womit du mich empfängst, sagte er, verbirget deinen Gram nicht, und dein trübes Auge zwingt sich vergeblich, heiter zu sein; ich sehe, was du willst: ich soll mit dir wie zuvor auf der Rasenbank sitzen, immer an deiner Seite hängen und von deinem Othem leben; aber dies ist mir unmöglich. Mit Lebensgefahr wollte ich dich noch auf einer Strickleiter vom Glockenturm heruntertragen, wenn ich dich nicht anders zu bekommen wüßte; aber nun, da ich dich einmal in meinen Armen fest habe, da alle Gefahren überwunden und alle Hindernisse besiegt sind, nun findet meine Leidenschaft von dieser Seite ihre vorige Befriedigung nicht. Was meiner Eigenliebe einmal geopfert ist, hört auf ein Opfer zu sein; die Erfindungs-, Entdeckungs- und Eroberungssucht, die jedem Menschen angeboren ist, fordert eine neue Laufbahn. Ehe ich dich hatte, brauchte ich alle Tugenden zu Stufen, um an dich zu reichen; nun aber, da ich dich habe, setze ich dich oben darauf, und du bist nun bis dahin die oberste Stufe, von welcher ich weiterschaue.

Sowenig mir auch der Glockenturm, und daß ich die Ehre haben sollte, der höchste Fußschemel meines Mannes zu sein, gefiel, so begriff ich doch endlich mit der Zeit, und nachdem ich dem Laufe der menschlichen Handlungen weiter nachgedacht hatte, daß es nicht anders sein könnte. Ich wandte auch meine Tätigkeit, die vielleicht mit der Zeit auf der Rasenbank Langeweile gefunden haben würde, auf die zu meinem Berufe gehörigen häuslichen Geschäfte; und wann wir dann beide uns tapfer getummelt hatten und uns am Abend einander er-

zählen konnten, was er auf dem Felde und ich im Hause oder im Garten gemacht hatte, so waren wir oft froher und vergnügter als alle liebevollen Seelen in der Welt. Und was das Glücklichste dabei ist, so hat dieses Vergnügen uns auch nach unserm dreißigjährigen Ehestande nicht verlassen. Wir sprechen noch ebenso lebhaft von unserm Hauswesen, als wir immer getan haben; ich habe meines Mannes Geschmack kennengelernt und erzähle ihm sowohl aus politischen als gelehrten Zeitungen, was ihm behagt; ich verschreibe ihm das Buch und lege es ihm gebunden hin, was er lesen soll; ich führe die Korrespondenz mit unsern verheirateten Kindern und erfreue ihn oft mit guten Nachrichten von ihnen und unsern kleinen Enkeln. Was zu seinem Rechnungswesen gehört, verstehe ich so gut als er und erleichtere ihm dasselbe damit, daß ich ihm alle Belege vom ganzen Jahre, die durch meine Hände gehen, zur Hand und Ordnung halte; zur Not mache ich auch einen Bericht an die Hochpreisliche Kammer, und meine Hand paradiert so gut in unserm Kassenbuche als die seinige; wir sind an einerlei Ordnung gewöhnt, kennen den Geist unserer Geschäfte und Pflichten und haben in unsern Unternehmungen einerlei Vorsicht und einerlei Regeln.

Dieses würde aber wahrlich der Erfolg nie gewesen sein, wenn wir im Ehestande, so wie vorhin, die Rolle der zärtlich Liebenden gespielt und unsre Tätigkeit mit Versicherung unsrer gegenseitigen Liebe erschöpft hätten. Wir würden dann vielleicht jetzt einander mit Langeweile anschauen, die Grotte zu feucht, die Abendluft zu kühl, den Mittag zu heiß und den Morgen unlustig finden. Wir würden uns nach Gesellschaften sehnen, die, wenn sie kämen, sich bei uns nicht gefielen und mit Schmerzen die Stunde zum Aufbruche erwarteten, oder, wenn wir sie suchten, uns wieder fortwünschten. Wir würden, zu Tändeleien verwöhnt, noch immer mittändeln und Freuden beiwohnen wollen, die wir nicht genießen könnten, oder unsre Zuflucht zum Spieltische als dem letzten Orte, wo die Alten mit den Jungen figurieren können, nehmen müssen.

Wollen Sie sich nicht einst in diesen Fall versetzen, liebes Kind! so folgen Sie meinem Beispiele und quälen sich und Ihren rechtschaffenen Mann nicht mit übertriebenen Forderungen. Glauben Sie aber auch indessen nicht, daß ich mich so ganz dem Vergnügen, den meinigen zu meinen Füßen zu sehen, entzogen hätte. Oh! hiezu findet sich weit eher Gelegenheit, wenn man sie nicht sucht und sich zu entfernen scheinet, als wenn man sich allemal, und so oft es dem Herrn beliebt, auf der Rasenbank finden läßt. Noch jetzt singe ich unterweilen meinen kleinen Enkeln, wenn sie bei mir sind, ein Liedchen vor, was ihn zur Zeit, als seine Liebe noch mit allen Hindernissen zu kämpfen hatte, in Entzückung setzte; und wenn dann die Kleinen rufen: Ancora! ancora! Großmama, er aber die Augen voll Freudentränen hat: so frage ich ihn wohl noch einmal, ob es ihm jetzt nicht zu gefährlich schiene, mich auf der Strickleiter vom Kirchturme zu holen? Aber dann ruft er eben so heftig wie die Kleinen: Oh! ancora, Großmama, ancora!

Brief der Königin Luise an ihren Vater

Frühling 1809

Bester Vater!



Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte, in sich gekehrt, wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden." Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe

ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irremachen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen ‚Luise' genannt. Möge es eine Luise werden!"

Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren noch inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.

Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen

andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel der Reihe nach Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebensogut als geistig. Er hat naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf, doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht fröhlich durch das Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht.

Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennenlernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmut und den öfteren Tränen der Mutter. Besonders wohltätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennenlernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisiere ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere freimütige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt mich darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin, und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise.

Ein wackerer Bürgersmann

Gottfried Keller

In den Gassen eines schweizerischen Dorfes ging mit edlem Anstand ein Mann umher und trat freundlich und leutselig in die niederen Türen, verschiedene alte Mütterchen und Gevattern aufsuchend. Er war niemand anderes als der weitgereiste Steinmetzgeselle Lee, der seine lange Wanderschaft ruhmvoll beendigt hatte. Man kann wohl sagen ruhmvoll, wenn man bedenkt, daß er vor zwölf Jahren als ein vierzehnjähriger Knabe arm und bloß aus dem Dorf gewandert war, hierauf bei seinem Meister die Lehrzeit durch lange Arbeit abverdienen mußte, mit einem dürftigen Felleisen und wenig Geld in die Fremde zog und nun solchergestalt als ein förmlicher Herr, wie ihn die Landsleute nannten, zurückkehrte. Denn unter dem niederen Dach seiner Verwandten standen zwei mächtige Kisten, von denen die eine ganz mit Kleidern und feiner Wäsche, die andere mit Modellen, Zeichnungen und Büchern angefüllt war. Es war etwas Schwung-

volles in dem ganzen Wesen des etwa sechsundzwanzig Jahre alten Mannes; seine Augen glühten wie von einem anhaltenden Glanz innerer Wärme und Begeisterung. Er hatte ganz Deutschland vom Süden bis zum Norden durchreist und in allen großen Städten gearbeitet; die Zeit der Befreiungskriege in ihrem ganzen Umfang fiel mit seinen Wanderjahren zusammen, und er hatte die Bildung und den Ton jener Tage in sich aufgenommen, insofern sie ihm verständlich und zugänglich waren; vorzüglich teilte er das offene und treuherzige Hoffen der guten Mittelklassen auf eine bessere, schönere Zeit der Wirklichkeit, ohne von den Überfeinerungen etwas zu wissen, die dazumal durch die höhere Gesellschaft wucherten.

Es waren nur wenig gleichgesinnte Arbeitsgenossen, welche die ersten, seltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbstveredlung und Aufklärung, so den wandernden Handwerkerstand zwanzig Jahre später durchdrangen, und welche einen Stolz darauf setzten, die besten und gesuchtesten Arbeiter zu sein, und dadurch, verbunden mit Fleiß und Mäßigkeit, die Mittel erlangten, auch ihren Geist zu bilden und äußerlich wie innerlich schon in ihren Wanderjahren als achtungswerte, tüchtige Männer dazustehen. Überdies war dem Steinhauer Lee in den großen Werken altdeutscher Baukunst ein Licht aufgegangen, das seinen Pfad noch mehr erleuchtete, indem es ihn mit heiteren Künstlerahnungen erfüllte und den dunkeln Trieb jetzt erst voll zu rechtfertigen schien, der ihn von der grünen Weide hinweg dem gestaltenden Leben der Städte zugeführt hatte. Er lernte zeichnen mit eisernem Fleiß, brachte ganze Nächte und Feiertage damit zu, Werke und Muster aller Art durchzupausen, und nachdem er den Meißel zu den kunstreichsten Gebilden und Verzierungen führen gelernt und ein vollkommener Handarbeiter geworden war, ruhte er nicht, sondern studierte den Steinschnitt und sogar solche Wissenschaften, welche anderen Zweigen des Bauwesens angehören. Er suchte überall an großen öffentlichen Bauten unterzukommen, wo es viel zu sehen und zu lernen gab, und brachte es durch seine Aufmerksamkeit bald dahin, daß ihn die Baumeister ebensoviel auf ihren Arbeitszimmern am Zeichen- oder Schreibtisch verwendeten wie auf dem Bauplatz. Daß er dort nicht feierte, sondern manche Mittagsstunde damit zubrachte, alles mögliche durchzuzeichnen und alle Berechnungen abzuschreiben, die er erhaschen konnte, versteht sich von selbst. So wurde er zwar kein akademischer Künstler mit einer allseitigen Durchbildung, aber doch ein Mann, der wohl den kühnen Vorsatz fassen durfte, in der Hauptstadt seiner Heimat ein wackerer Bau- oder Maurermeister zu werden.

Mit dieser ausgesprochenen Absicht trat er nun auch im Dorf zur großen Verwunderung seiner Sippschaft auf, und das Erstaunen wurde noch größer, als er um die Pfarrerstochter warb. Die Jungfrau schenkte dem blühenden Freier bald ihr Herz.

Sie hielten eine stille Hochzeit und zogen in die Stadt.

In der Stadt fing der junge Baumeister damit an, daß er einige Arbeiter anstellte und, selbst arbeitend vom Morgen bis zum Abend, kleinere Aufträge aller Art annahm und darin so viel Geschick und Zuverlässigkeit zeigte, daß noch vor Ablauf eines Jahres sein Geschäft sich erweiterte und sein Kredit sich begründete. Er war sehr erfinderisch und einsichtsvoll, gewandt und schnell beraten, daß bald viele Bürger seinen Rat und seine Arbeit suchten, wenn sie im Zweifel waren, wie sie etwas verändern oder neu bauen lassen sollten. Dabei war er immer bestrebt, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, und war froh, wenn ihn seine Kunden nur gewähren ließen, so daß sie manche Zierde, manches Fenster und Gesims von reineren Verhältnissen erhielten, ohne daß sie deswegen den Geschmack ihres Baumeisters teuer bezahlen mußten.

Seine Frau aber führte mit wahrer Begeisterung das Hauswesen, das durch verschiedene Arbeiter und Dienstboten schnell erweitert wurde. Sie beherrschte mit Kraft und Meisterschaft das Füllen und Leeren einer Anzahl großer Speisekörbe und war der Schrecken der Marktweiber und die Verzweiflung der Schlächter, die alle Gewalt ihrer alten Rechte aufbieten mußten, einen Knochensplitter mit auf die Wage zu bringen, wenn das Fleisch für die Frau Lee gewogen wurde. Obgleich Meister Lee fast keine persönlichen Bedürfnisse hatte und unter seinen zahlreichen Grundsätzen derjenige der Sparsamkeit in der ersten Reihe stand, so war er doch so gemeinnützig und großherzig, daß das Geld für ihn nur Wert hatte, wenn etwas damit ausgerichtet oder geholfen wurde, sei es durch ihn oder durch andere. Daher verdankte er es nur seiner Frau, die keinen Pfennig unnütz ausgab und den größten Ruhm darein setzte, jedermann weder um ein Haar zuwenig noch zuviel zukommen zu lassen, daß er nach Verlauf von zwei oder drei Jahren schon Ersparnisse vorfand, die seinem unternehmenden Geist nebst dem Kredit, den er bereits genoß, eine reichlichere Nahrung darboten. Er kaufte alte Häuser an für eigene Rechnung, riß sie nieder und baute an der Stelle stattliche Bürgerhäuser, in denen er eine Menge Einrichtungen fremder oder eigener Erfindung anbrachte. Diese verkaufte er mehr oder weniger vorteilhaft, sogleich zu neuen Unternehmungen schreitend, und alle seine Gebäude trugen das Gepräge eines beständigen Strebens nach Formen- und Gedankenreichtum. Wenn ein gelehrter Baukünstler auch oft nicht wußte, wohin er alle angebrachten Einfälle zählen sollte, und vieles der Unklarheit oder Uneinheitlichkeit zeihen mußte, so gestand er doch immer, daß es Gedanken seien, und belobte, wenn er unbefangen war, den schönen Eifer dieses Mannes mitten in der geistesarmen und nüchternen Zeit des Bauwesens.

Seine vielfältigen Berufsgeschäfte nahmen seine volle Tätigkeit in Anspruch, die er nicht plötzlich schwächen zu dürfen glaubte. Er rechnete, spekulierte, schloß Verträge, ging weit über Land, um Einkäufe zu besorgen, war im gleichen Augenblick zu oberst auf den Gerüsten und zu unterst in den Gewölben, riß einem Arbeiter die Schaufel aus der Hand und tat einige gewichtige Würfe damit, er-

griff ungeduldig den Hebebaum, um eine mächtige Steinlast herumwälzen zu helfen, hob, wenn es ihm zu lange ging, bis Leute herbeikamen, selbst einen Balken auf die Schulter und trug ihn an Ort und Stelle.

Dieses tätige Leben versetzte den jungen Mann in den Mittelpunkt eines weiten Kreises von Bürgern, die alle zu ihm in Wechselwirkung traten, und unter ihnen bildete sich ein engerer Ausschuß gleichgesinnter und empfänglicher Männer, denen er sein rastloses Suchen nach dem Guten und Schönen mitteilte.

Eine Menge Vereine, öfter die ersten in ihrer Art, wurden gestiftet, die meistens irgendeine Versicherung zum Wohl der Mitglieder und ihrer Angehörigen zum Zweck hatten. Schulen wurden gesellschaftsweise gegründet, um den Kindern des gemeinen Mannes eine bessere Erziehung zu sichern; kurz, eine Menge Unternehmungen dieser Art, zu jener Zeit noch neu und verdienstlich, gab den braven Leuten zu schaffen und Gelegenheit, sich daran emporzubilden. Denn in zahlreichen Zusammenkünften mußten Satzungen aller Art entworfen, beraten, durchgesehen und angenommen, Vorsteher gewählt und nach außen wie nach innen Rechte und Formen erklärt und gewahrt werden. Lee war überall mit voran, ein zuverlässiger, hingebender Freund für alle, seines reinen Charakters und seiner gehobenen Gesinnung wegen allgemein geachtet, ja geehrt. Er war um so glücklicher zu nennen, als er dabei nicht von Eitelkeit befangen war; und erst jetzt fing er von neuem an zu lernen und nachzuholen, was ihm erreichbar war. Er trieb auch seine Freunde dazu an, und es gab bald keinen unter diesen mehr, der nicht eine kleine Sammlung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Werke aufzuweisen hatte. Da fast allen in ihrer Jugend die gleiche dürftige Erziehung zuteil geworden, so ging ihnen nun besonders bei ihrem Eindringen in die Geschichte ein reiches und ergiebiges Feld auf, das sie mit immer größerer Freude durchwandelten. Ganze Stuben voll waren sie am Sonntagmorgen beisammen, stritten und teilten sich die immer neuen Entdeckungen mit, wie allzeit die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorgebracht hätten und dergleichen. Wenn sie auch Schiller auf die Höhen seiner philosophischen Arbeiten nicht zu folgen vermochten, so erbauten sie sich um so mehr an seinen geschichtlichen Werken, und von diesem Standpunkt aus ergriffen sie auch seine Dichtungen, die sie auf diese Weise ganz praktisch nachfühlten und genossen, ohne auf die künstlerische Rechenschaft, die jener Große sich selber gab, weiter eingehen zu können. Sie hatten die größte Freude an seinen Gestalten und wußten nichts Ähnliches aufzufinden, das sie so befriedigt hätte. Seine gleichmäßige Glut und Reinheit des Gedankens und der Sprache war mehr der Ausdruck für ihr schlichtes, bescheidenes Treiben als für das Wesen mancher Schillerverehrer der gelehrten heutigen Welt. Aber einfach und durchaus praktisch, wie sie waren, fanden sie nicht volles Genügen an dem Dramen-Lesen im Schlafrock; sie wünschten, diese bedeutsamen Begebenheiten leibhaftig und farbig vor sich zu sehen, und weil von einem stehenden Theater in den damaligen Schweizerstädten nicht die Rede war, so ent-

schlossen sie sich, wiederum angefeuert von Lee, kurz und spielten selbst Komödie, so gut sie konnten. Es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Gewandtheit im Ausdruck und des äußern Anstandes, die fast allen jenen Freunden eigen geblieben ist, auf Rechnung solcher Übungen gesetzt werden darf. Wie sie älter wurden, ließen sie dergleichen Dinge wieder bleiben; aber sie behielten den Sinn für das Erbauliche in jeder Beziehung getreulich bei.

Würde man heutzutage fragen, wo sie denn die Zeit zu alledem hergenommen haben, ohne ihre Arbeit und ihr Haus zu vernachlässigen, so wäre zu antworten, daß es erstens noch gesunde und urwüchsige Männer und keine Grübler waren, die zu jeder Tat und jeder außerordentlichen Arbeit einen Schatz von Zeit verschwenden müssen, indem sie alles zerfasern und breitquetschen, ehe es genießbar ist, und daß zweitens die täglichen Stunden von sieben bis zehn Uhr abends, gleichmäßig benutzt, eine viel ansehnlichere Masse von Zeit ausmachen, als der Bürger heute glaubt, der diese Stunden hinter dem Weinglas im Tabaksqualm verbrütet.

Die Idee der Familie

Wilhelm Heinrich Riehl



Die Familie ist uns nicht bloß religiös, sondern auch sozial und politisch ein Heiligtum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die sozialpolitische Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die notwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwicklung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen. Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der Autorität und Pietät.

Autorität und Pietät sind die bewegenden sittlichen Motive in der Familie. Im Staate sind sie das nicht; sie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtsein tritt an ihrer Statt in die erste Linie vor. Aus dem Grundverhältnis der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die Familiensitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formierung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist. Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu bestimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche



Albrecht Dürer / Melancholie



Albrecht Dürer / Das große Glück



Bürgertanz, 16. Jahrhundert

Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten nennbaren Verfasser. Solange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es aufs neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so täte das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Ansprüche haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und wächst das Volkslied, und ganze Generationen sind sein Dichter und Komponist gewesen.

Ähnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem einzelnen willkürlich gemacht werden: sie wird und wächst wie das Volkslied. Eine von einem einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet.



Jacob Köbel — Schulstube, 16. Jahrhundert

Etymologisch ist dies angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen“. Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, und das Vorurteil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht echt und gut zu sein. Ein „ganz neues Volkslied“ ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volk gesungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht sein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt sich nun aber weiter, was denn eigentlich der substantielle Wert der Sitten sei, die echt sind, weil sie alt sind. Sind sie auch gut, weil sie alt sind? sind etwa die ältesten die besten? Sollen wir unsern Trieb zur freiesten, buntesten, individuellsten Entwicklung jener Sitten in Fesseln dahingeben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum ist? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufstellen, begründet auf die in der modernen Zeit wirklich geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechts, des Wohlstandes, der Bildung?

Hier stelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meisten gut sind, weil sie alt sind, und daß wirklich in der Regel die ältesten die besten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte sich und wuchs mit denselben Generationen unseres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unserer geistigen Fundamental-Anschauungen zugewachsen ist. Es wiederholt sich also auch hier ein Verhältnis, welches der väterlichen Autorität verwandt ist. Weil die nationale Sitte geschaffen ist von der ganzen Volkspersönlichkeit, darum legen wir ihr höheren Wert bei als dem Brauch, welchen ein einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein einzelner die Gesetze mache; die Vertreter der ganzen Nation, nämlich der Fürst mit seinen Ministern zusamt den Volksabgeordneten beschließen die Gesetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und besser sei, wenn ein solches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volkspersönlich-

keit geschaffen werde: um wieviel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anschlagen, die seit Jahrhunderten tagt, um stetig und langsam die nationalen Sitten herauszubilden!



Tischzucht

Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, die eigentlichen Grundgesetze der Staaten. Sie bauen eine Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunstmusik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volkstümlichen Sitte. Die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben die Aufgabe der Sozialpolitik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der einzelne in Jahrzehnten altert: darum ist die Volkssitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Musikanten. Denn die schwer zu verwüstende Jugendfrische des Volkes sprüht und glüht in seinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder sind, um so jugendfrischer müssen sie natürlich sein, weil ihre Keime alsdann ja in dem frühesten Jugendalter des Volkes gesät wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. Tausende von Sitten erstarren, sterben ab und werden vergessen. Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten aus, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter besitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauses und der Familie ersönnen, würden doch schwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachsen, denn alle Welt würde unsere neuen Regeln kritisieren und nur die wenigsten würden sie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche so theoretisch schöpferisch ist auf dem Gebiete des Rechts wie die unsrige, wird es niemals praktisch auf dem Ge-

biete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiterbilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen Sitten pflanzen; aber Kardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Kardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wiedergewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Kardinalsitten fallen; denn in dem Aufgeben dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation, die innerste Kulturmacht derselben, verleugnet und abgeschworen.

Das ganze Haus

Mit der „ganzen Familie" hängt das „ganze Haus" zusammen. Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die „Familie", nicht mehr das „Haus", den freundlichen gemütlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor alters mit dem Worte „Ingesinde" umfaßte. In dem „ganzen Hause" wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältnis der Autorität und Pietät. Das ist für die soziale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.

Wir haben noch Familienfeste, aber kaum mehr Hausfeste, Familiensitten, aber kaum Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es gibt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdruck sagen, „ein Haus machen", aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus als Inbegriff einer sozialen Gesamtpersönlichkeit, das „ganze Haus", hat der Vereinzelung der Familie weichen müssen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere sozial-politische Tatsache als in der zunehmenden Lockerung der Familienbande. Das Familienbewußtsein stellt sich schon von selber wieder her; das Bewußtsein des Hauses aber wird, einmal erloschen, kaum wieder zu entzünden sein. Durch das Absterben des Hauses, als der halb naturnotwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verlorengegangen und die günstigste Gelegenheit zur sozialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Es gehört heutzutage viel Mut, viel Selbständigkeit dazu, wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgertums die Idee des „ganzen Hauses" noch praktisch aufrechthalten will.

Wenn der Beamte, der Gelehrte es je wagt, in den der häuslichen Muße gewidmeten Abendstunden mit Frau und Kindern und Gesinde sich um einen gro-



Die Ehebruchbrücke

ßen Tisch zu setzen, so möchte er wenigstens gewiß nicht gern in dieser Situation von einem Dritten überrascht werden, denn man würde ihn einen Sonderling nennen. Und doch ist gerade ein regelmäßiges Zusammensein des ganzen Hauses so fein und löblich und unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins, für die Kräftigung des Hausregiments.

Bei vielen deutschen Bauerschaften ist der einzige Umstand, ob das ganze Haus einschließlich des Gesindes an einem Tisch sitzt, gerade maßgebend für die Beantwortung der Frage, ob das Gesindeverhältnis dort schon ein rein rechtliches geworden oder ob es noch ein teilweise patriarchalisches sei, ob die alten Sitten überhaupt verschwunden sind, oder ob sie festgehalten und fortgebildet werden.

Wenn der reichere Handwerker oder Kaufmann die Lehrjungen, Gesellen oder Gehilfen mit seiner Familie am selben Tisch essen ließe, dann glaubt er gegenwärtig schon der Würde seines Hauses etwas zu vergeben. Und doch ist es gerade durch dieses Ausschließen von Gesinde und Geschäftspersonal aus dem Kreise des „ganzen Hauses" gekommen, daß jene Leute keinen rechten Respekt mehr haben vor dem Hausvater und Meister, oder daß der Respekt jedenfalls nicht über ihre Lehr- und Dienstzeit hinausreicht. Früher hielt das Band, welches den Lehrling an den Meister fesselte, oft für das ganze Leben fest. Der Meister stand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegenüber, wenn dieser längst selber Meister geworden war. Er redete den ehemaligen Lehrling, und mochte es derselbe zu noch so hohen Würden und Ehren gebracht haben, seine Lebtage mit „Er" an, während dieser ihm mit dem respektvollen „Ihr" erwiderte. Weil der Lehrling dem Hause des Meisters wirklich angehört hatte, darum nur konnte sein Verhältnis zu jenem immer ein kindliches bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientensinn entsprang dieses Herkommen, sondern aus der Pietät des deutschen Familiengeistes. Je mehr die freiwillige Anerkennung einer natürlichen Autorität in allen Bezügen unseres bürgerlichen Lebens altfränkisch ward, um so sicherer mußten die späteren Geschlechter politisch haltlos und sozial meisterlos werden. Wie will man jetzt neue künstliche Autoritäten im Gesellschaftsleben schaffen, bevor man den alten natürlichen einen neuen Widerhalt gegeben hat!

Gegenwärtig hört man in den Städten häufig, daß sich sogar die Knechte und Mägde einer und derselben Herrschaft gegenseitig mit „Sie" anreden! Also haben diese Leute gar keine Ahnung mehr von ihrer natürlichen Verbrüderung als Glieder desselben Hauses. Es macht sich zwar lustig, ist aber doch sehr probat, wenn der Hausherr neu eintretenden Dienstboten die Verpflichtung auflegt, sich binnen vierundzwanzig Stunden mit ihren bereits zum Hause gehörigen Genossen zu duzen, andernfalls wieder hinzugehen, wo sie hergekommen sind. Das wäre schon ein kleiner Versuch zur „Reform der Gesellschaft".

Im alten deutschen Bauernhaus redete der Herr den Knecht mit „Du" an, der Knecht den Herrn mit „Ihr". Also ganz dieselbe Anrede wie zwischen Vater und Kind. Ja es kam sogar häufig vor und ist bei geschlossenen Bauerschaften noch immer nicht ganz verschwunden, daß das Gesinde seine Herrschaft „Vater" und „Mutter" anredet. Noch charakteristischer für die ehemalige Familienhaftigkeit des Gesindes ist ein alter Brauch, der sich auf schleswigschen Bauernhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Gesinde gibt nämlich nur denjenigen Familiengliedern

die respektvollere Anrede mit „Ihr", welche im Alter ihm vorangehen: wer jünger ist und wäre es der Dienstherr selber, den nennt die Magd „Du". Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

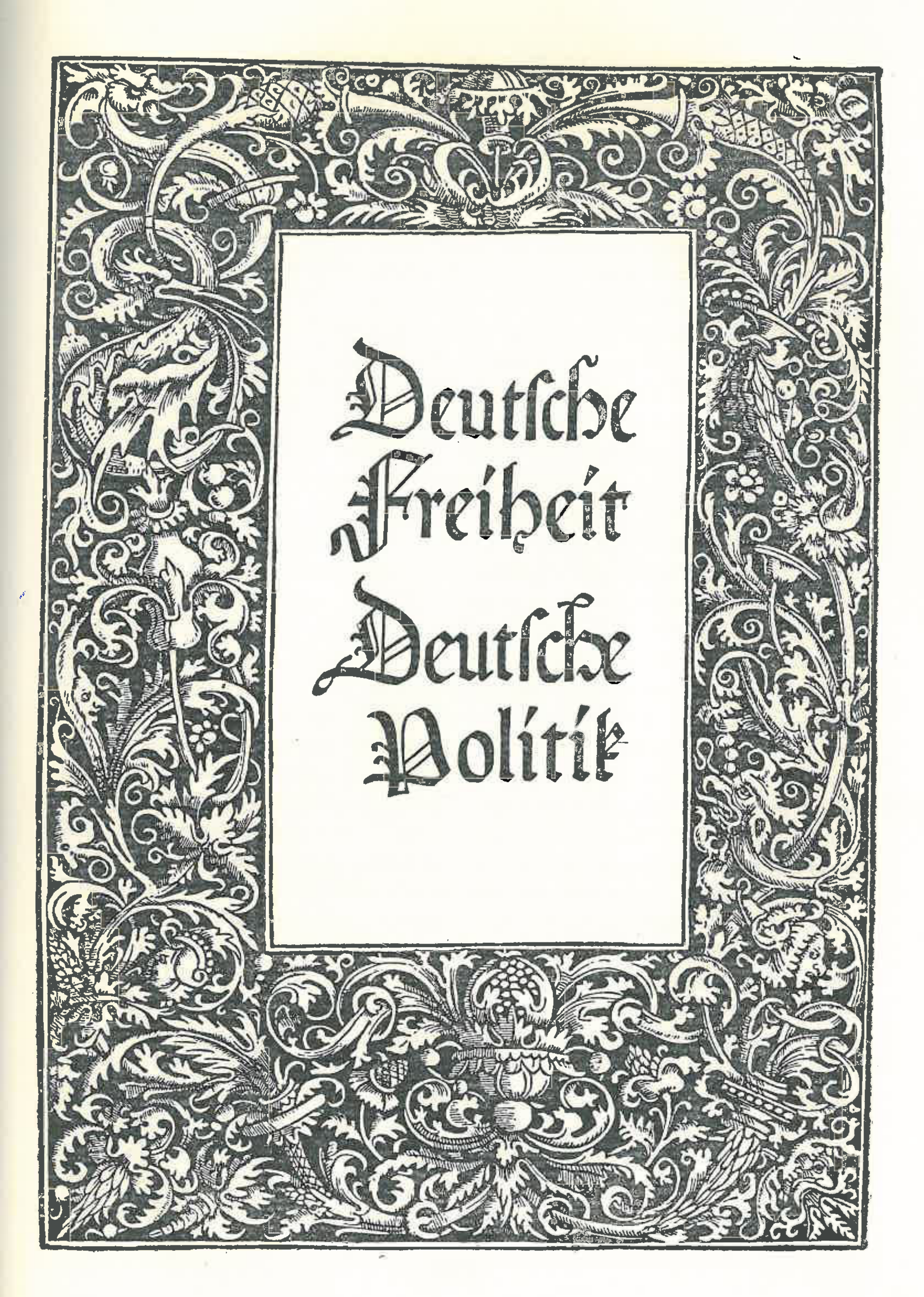
Bei manchen norddeutschen Bauerschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit dem der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher einmal recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechteten und verdorbenen, sondern uralt freie Bauerschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus", wird besonders gerühmt in der Zeit unseres unverdorbenen ältesten Volkstumes. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gärungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältnis des Herrn zum Knechte dringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Roheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christentum in uns aufzunehmen und so die große neue Kulturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen.

Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deutschen Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt eine schauerliche Barbarei, es steckt aber auch eine tiefsinnige Auffassung des „ganzen Hauses" dahinter, wie die indische Witwenverbrennung ein Symbol der Unteilbarkeit der Familie ist und in ihrer Grundidee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, welche die Wiederverheiratung einer Witwe mit tiefem Schimpf belegte. „Wenn es auf den Herrn regnet, trauft es auf den Knecht." Das Gesinde soll im „ganzen Hause" sein Schicksal als eins erkennen mit dem des Herrn. Auf mehreren Kirchhöfen Südbayerns und Tirols fand ich Familiengräber angesehener, ja vornehmer Leute, in welchen — laut Inschrift — auch die Särge alter treuer Dienstboten des Hauses beigesetzt waren. Das ganze Haus behauptete sich bis ins Grab. In einem bloßen Vertrags- und Mietsverhältnis hatten jene Dienstboten zu ihrer Herrschaft gewiß nicht gestanden, sondern auch zugleich in einem gemütlichen.

Die alten Dienstbotenordnungen räumten dem Herrn weit größere Rechte ein als den Dienern, verfügten sogar mancherlei Dienstzwang in offenbarer Erinnerung an die alte Hörigkeit. Kein vernünftiger Mensch wird daran denken, jene harten alten Polizeistatuten wiederherstellen zu wollen. Wir gehen aber auf der entgegengesetzten Seite zu weit, wenn wir das Dingen des Gesindes zu einem bloßen Arbeitsvertrag machen mit gleichen Rechten auf beiden Seiten. Denn wir dingen eine Magd nicht bloß zur Arbeit, wir fügen sie auch ein in unser Haus, und Friede und Unfriede des Hauses, Sitte und Unsitte der Kinder können vielfach mitbedingt sein durch das Gesinde. Die Autorität des Hausvaters muß auch gegenüber der modernen Dienerschaft bestehen, und der Dienst im Hause hat nicht bloß seine rechtliche und wirtschaftliche, sondern auch seine sittliche und gemütliche Seite.




Deutſche
Freiheit
Deutſche
Politik

Philosophie der Geschichte

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

Die Weltgeschichte ist ein Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.



iese Frage nach den Mitteln, wodurch sie die Freiheit zu einer Welt hervorbringt, führt uns in die Erscheinung der Geschichte selbst. Wenn die Freiheit als solche zunächst der innere Begriff ist, so sind die Mittel dagegen ein Äußerliches, das Erscheinende, das in der Geschichte unmittelbar vor die Augen tritt und sich darstellt. Die nächste Ansicht der Geschichte überzeugt uns, daß die Handlungen der Menschen von ihren Bedürfnissen, ihren Leidenschaften, ihren Interessen, ihren Charakteren und Talenten ausgehen, und zwar so, daß es in diesem Schauspiel der Tätigkeit nur die Bedürfnisse, Leidenschaften, Interessen sind, welche als die Triebfedern erscheinen und als das Hauptwirksame vorkommen. Wohl liegen darin auch allgemeine Zwecke, ein Guteswollen, edle Vaterlandsliebe, aber diese Tugenden und dieses Allgemeine stehen in einem unbedeutenden Verhältnisse zur Welt und zu dem, was sie erschafft. Wir können wohl die Vernunftbestimmung in diesen Subjekten selbst und in den Kreisen ihrer Wirksamkeit realisiert sehen, aber sie sind in einem geringen Verhältnis zu der Masse des Menschengeschlechts; ebenso ist der Umfang des Daseins, den ihre Tugenden haben, relativ von geringer Ausdehnung. Die Leidenschaften dagegen, die Zwecke des partikularen Interesses, die Befriedigung der Selbstsucht, sind das Gewaltigste, sie haben ihre Macht darin, daß sie keine der Schranken achten, welche das Recht und die Moralität ihnen setzen wollen, und daß diese Naturgewalten dem Menschen unmittelbar näher liegen als die künstliche und langwierige Zucht der Ordnung und Mäßigung zum Rechte und zur Moralität. Wenn wir dieses Schauspiel der Leidenschaften betrachten und die Folgen ihrer Gewalttätigkeit, des Unverstandes erblicken, der sich nicht nur zu ihnen, sondern selbst auch und sogar vornehmlich zu dem, was gute Absichten, rechtliche Zwecke sind, gesellt, wenn wir daraus das Übel, das Böse, den Untergang der blühendsten Reiche, die der Menschengeist hervorgebracht hat, sehen, so können wir nur mit Trauer über diese Vergänglichkeit überhaupt erfüllt werden, und indem dieses Untergehen nicht nur ein Werk der Natur, sondern des Willens der Menschen ist, mit einer moralischen Betrübnis, mit einer Empörung des guten Geistes, wenn ein solcher in uns ist, über solches Schauspiel enden. Man kann jene Erfolge ohne rednerische Übertreibung, bloß mit richtiger Zusammenstellung des Unglücks, das das Herrlichste an Völkern und Staatengestaltungen wie an Privattugenden erlitten hat,

zu dem furchtbarsten Gemälde erheben und ebenso damit die Empfindung zur tiefsten, ratlosesten Trauer steigern, welcher kein versöhnendes Resultat das Gegengewicht hält, und gegen die wir uns etwa nur dadurch befestigen, oder dadurch aus ihr heraustreten, indem wir denken: es ist nun einmal so gewesen; es ist ein Schicksal, es ist nichts daran zu ändern, und dann, daß wir aus der Langeweile, welche uns jene Reflexion der Trauer machen könnte, zurück in unser Lebensgefühl, in die Gegenwart unsrer Zwecke und Interessen, kurz in die Selbstsucht zurücktreten, welche am ruhigen Ufer steht und von da aus sicher des fernen Anblicks der verworrenen Trümmermasse genießt. Aber auch indem wir die Geschichte als diese Schlachtbank betrachten, auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht worden, so entsteht dem Gedanken notwendig auch die Frage, wem, welchem Endzwecke diese ungeheuersten Opfer gebracht worden sind. Von hier aus geht gewöhnlich die Frage nach dem, was wir zum allgemeinen Anfange unserer Betrachtung gemacht; von demselben aus haben wir die Begebenheiten, die uns jenes Gemälde für die trübe Empfindung und für die darüber sinnende Reflexion darbieten, sogleich als das Feld bestimmt, in welchem wir nur die Mittel sehen wollen für das, was wir behaupten, daß es die substantielle Bestimmung, der absolute Endzweck, oder was dasselbe ist, daß es das wahrhafte Resultat der Weltgeschichte sei. Wir haben es von Anfang an überhaupt verschmäht, den Weg der Reflexionen einzuschlagen, von jenem Bilde des Besonderen zum allgemeinen aufzusteigen; ohnehin ist es auch nicht das Interesse jener gefühlvollen Reflexionen selbst, sich wahrhaft über diese Empfindungen zu erheben und die Rätsel der Vorsehung, welche in jenen Betrachtungen aufgegeben worden sind, zu lösen. Es ist vielmehr das Wesen derselben, sich in den leeren, unfruchtbaren Erhabenheiten jenes negativen Resultats trübselig zu gefallen. Wir kehren also zum Standpunkte, den wir genommen, zurück, und die Momente, die wir darüber anführen wollen, werden auch die wesentlichen Bestimmungen für die Beantwortung der Fragen, die aus jenem Gemälde hervorgehen können, enthalten.

Das erste, was wir bemerken, ist das, was wir schon oft gesagt haben, was aber, sobald es auf die Sache ankommt, nicht oft genug wiederholt werden kann, daß das, was wir Prinzip, Endzweck, Bestimmung, oder die Natur und den Begriff des Geistes genannt haben, nur ein Allgemeines, Abstraktes ist. Prinzip, so auch Grundsatz, Gesetz ist ein Inneres, das als solches, so wahr es auch in ihm ist, nicht vollständig wirklich ist. Zwecke, Grundsätze usf. sind in unsern Gedanken, erst in unsrer inneren Absicht, aber noch nicht in der Wirklichkeit. Was an sich ist, ist eine Möglichkeit, ein Vermögen, aber noch nicht aus seinem Innern zur Existenz gekommen. Es muß ein zweites Moment für die Wirklichkeit hinzukommen, und dies ist die Betätigung, Verwirklichung, und deren Prinzip ist der Wille, die Tätigkeit des Menschen überhaupt. Es ist nur durch diese Tätigkeit, daß jener Begriff, sowie die an sich seienden Bestimmungen realisiert,

verwirklicht werden, denn sie gelten nicht unmittelbar durch sich selbst. Die Tätigkeit, welche sie ins Werk und Dasein setzt, ist des Menschen Bedürfnis, Trieb, Neigung und Leidenschaft. Daran, daß ich etwas zur Tat und zum Dasein bringe, ist mir viel gelegen, ich muß dabei sein, ich will durch die Vollführung befriedigt werden, wenn der Zweck, für welchen ich tätig bin, auch noch viele andere Seiten hat, nach denen er mich nichts angeht. Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet.

— Die Handelnden haben in ihrer Tätigkeit endliche Zwecke, besondere Interessen, aber sie sind Wissende, Denkende. Der Inhalt ihrer Zwecke ist durchzogen mit allgemeinen, wesenhaften Bestimmungen des Rechts, des Guten, der Pflicht usf. Denn die bloße Begierde, die Wildheit und Roheit des Wollens fällt außerhalb des Theaters und der Sphäre der Weltgeschichte. Diese allgemeinen Bestimmungen, welche zugleich Richtlinien für die Zwecke und Handlungen sind, sind von bestimmtem Inhalte. Denn so etwas Leeres, wie das Gute um des Guten willen, hat überhaupt in der lebendigen Wirklichkeit nicht Platz. Wenn man handeln will, muß man nicht nur das Gute wollen, sondern man muß wissen, ob dieses oder jenes das Gute ist. Welcher Inhalt aber gut oder nicht gut, recht oder unrecht sei, dies ist für die gewöhnlichen Fälle des Privatlebens in den Gesetzen und Sitten eines Staates gegeben. Das hat keine große Schwierigkeit, es zu wissen. — Ein anderes ist es in den großen geschichtlichen Verhältnissen. Hier ist es gerade, wo die großen Kollisionen zwischen den bestehenden, anerkannten Pflichten, Gesetzen und Rechten und zwischen Möglichkeiten entstehen, welche diesem System entgegengesetzt sind, es verletzen, ja seine Grundlage und Wirklichkeit zerstören und zugleich einen Inhalt haben, der auch gut, im großen vorteilhaft, wesentlich und notwendig scheinen kann. Diese Möglichkeiten nun werden geschichtlich; sie schließen ein Allgemeines andrer Art in sich als das Allgemeine, das in dem Bestehen eines Volkes oder Staates die Basis ausmacht. Dies Allgemeine ist ein Moment der produzierenden Idee, ein Moment der nach sich selbst strebenden und treibenden Wahrheit. Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen, sind diejenigen, in deren Zwecken ein solches Allgemeine liegt. — Dies sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigne partikulare Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist.

Solche Individuen hatten in diesen ihren Zwecken nicht das Bewußtsein der Idee überhaupt, sondern sie waren praktische und politische Menschen. Aber zugleich waren sie denkende, die die Einsicht hatten von dem, was not und was an der Zeit ist. Das ist eben die Wahrheit ihrer Zeit und ihrer Welt, sozusagen die nächste Gattung, die im Innern bereits vorhanden war. Ihre Sache war es, dies Allgemeine, die notwendige, nächste Stufe ihrer Welt zu wissen, diese sich zum Zwecke zu machen und ihre Energie in dieselbe zu legen. Die welthistorischen Menschen, die Heroen einer Zeit, sind darum als die Einsichtigen anzuerkennen;

ihre Handlungen, ihre Reden sind das Beste der Zeit. Große Menschen haben gewollt, um sich zu befriedigen, nicht um andere. Was sie von andern erfahren hätten an wohlgemeinten Absichten und Ratschlägen, das wäre vielmehr das Borniertere und Schiefere gewesen, denn sie sind die, die es am besten verstanden haben, und von denen es dann vielmehr alle gelernt und gut gefunden oder sich wenigstens darin gefügt haben. Denn der weitergeschrittene Geist ist die innerliche Seele aller Individuen, aber die bewußtlose Innerlichkeit, welche ihnen die großen Männer zum Bewußtsein bringen. Deshalb folgen die anderen diesen Seelenführern, denn sie fühlen die unwiderstehliche Gewalt ihres eignen inneren Geistes, der ihnen entgegentritt. Werfen wir weiter einen Blick auf das Schicksal dieser welthistorischen Individuen, welche den Beruf hatten, die Geschäftsführer des Weltgeistes zu sein, so ist es kein glückliches gewesen. Zum ruhigen Genusse kamen sie nicht, ihr ganzes Leben war Arbeit und Mühe, ihre ganze Natur war nur ihre Leidenschaft. Ist der Zweck erreicht, so fallen sie, die leeren Hülsen des Kernes, ab. Sie sterben früh wie Alexander, sie werden wie Cäsar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena transportiert. Diesen schauderhaften Trost, daß die geschichtlichen Menschen nicht das gewesen sind, was man glücklich nennt, und dessen das Privatleben, das unter sehr verschiedenen, äußerlichen Umständen stattfinden kann, nur fähig ist — diesen Trost können die sich aus der Geschichte nehmen, die dessen bedürftig sind. Bedürftig aber desselben ist der Neid, den das Große, Emporragende verdrießt, der sich bestrebt, es klein zu machen und einen Schaden an ihm zu finden. So ist es auch in neueren Zeiten zur Genüge demonstriert worden, daß die Fürsten überhaupt auf ihrem Throne nicht glücklich seien, daher man denselben ihnen dann gönnt und es erträglich findet, daß man nicht selbst, sondern sie auf dem Throne sitzen. — Der freie Mensch ist übrigens nicht neidisch, sondern anerkennt das gern, was groß und erhaben ist, und freut sich, daß es ist.

Nach diesen allgemeinen Momenten also, welche das Interesse und damit die Leidenschaften der Individuen ausmachen, sind diese geschichtlichen Menschen zu betrachten. Es sind große Menschen, eben weil sie ein großes, und zwar nicht ein Eingebildetes, Vermeintes, sondern ein Richtiges und Notwendiges gewollt und vollbracht haben.

Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksichten zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem einen Zwecke an. So ist es auch der Fall, daß sie andre große, ja heilige Interessen leichtsinnig behandeln, welches Benehmen sie freilich dem moralischen Tadel unterwirft. Aber solche große Gestalt muß manche unschuldige Blume zertreten, manches zertrümmern auf ihrem Wege...

Bei der Betrachtung des Schicksals, welches die Tugend, Sittlichkeit, auch Religiosität in der Geschichte haben, müssen wir nicht in die Litanei der Klagen verfallen, daß es den Guten und Frommen in der Welt oft oder gar meist schlecht,

den Bösen und Schlechten dagegen gut gehe. Unter dem Gutgehen pflegt man sehr mancherlei zu verstehen, auch Reichtum, äußerliche Ehre und dergleichen. Aber wenn von solchem die Rede ist, was an und für sich seiender Zweck wäre, kann solches sogenanntes Gut- und Schlechtgehen von diesen oder jenen einzelnen Individuen nicht zu einem Momente der vernünftigen Weltordnung gemacht werden sollen. Mit mehr Recht als nur Glück, Glücksumstände von Individuen, wird an den Weltzweck gefordert, daß gute, sittliche, rechtliche Zwecke unter ihm und in ihm ihre Ausführung und Sicherung suchen. —

Die Religion und Sittlichkeit haben eben als die in sich allgemeinen Wesenheiten, die Eigenschaft, ihrem Begriffe gemäß, somit wahrhaftig, in der individuellen Seele vorhanden zu sein, wenn sie in derselben auch nicht die Ausdehnung der Bildung, nicht die Anwendung auf entwickelte Verhältnisse haben. Die Religiosität, die Sittlichkeit eines beschränkten Lebens — eines Hirten, eines Bauern, in ihrer konzentrierten Innigkeit und Beschränktheit auf wenige und ganz einfache Verhältnisse des Lebens, hat unendlichen Wert und denselben Wert als die Religiosität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntnis und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daseins. Dieser innere Mittelpunkt, die einfache Region des Rechts der subjektiven Freiheit, der Herd des Wollens, Entschließens und Tuns, der abstrakte Inhalt des Gewissens, das, worin Schuld und Wert des Individuums eingeschlossen ist, bleibt unangetastet und ist dem lauten Lärm der Weltgeschichte und den nicht nur äußerlichen und zeitlichen Veränderungen, sondern auch denjenigen, welche die absolute Notwendigkeit des Freiheitsbegriffes selbst mit sich bringt, ganz entnommen. Im allgemeinen ist aber dies festzuhalten, daß, was in der Welt als Edles und Herrliches berechtigt ist, auch ein höheres über sich hat. Das Recht des Weltgeistes geht über alle besonderen Berechtigungen.

Ulrich von Hutten / Die Freiheit an die Deutschen

Rettet die bedrängte Freiheit! Wagt es keiner, mir beizuspringen? Ist kein wahrhaft Freier da? Keiner, der nach Tugend strebt? das Gute liebt? den Trug haßt? das Recht in Ehren hält? den Frevel verabscheut? Mit einem Wort: ist kein echter Deutscher da?

Der Große Kurfürst / An den ehrlichen Deutschen

Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist.

Deutsches Kriegertum

Ernst Moritz Arndt



Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unserer Kinder! —, so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unserer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht stolz darauf sein. Die Skandinavier auf den Inseln und Halbinseln, die meisten Briten, die Franzosen, die Spanier, die Italiener — alle die ersten, gebildetsten und schönsten Nationen Europens stammen davon oder sind doch damit gemischt. Aber wir Männer der deutschen Zunge zwischen den Alpen, dem Rhein, der Weichsel und der Nordsee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir sprechen ihre Sprache. Hier war Germanien; ich sollte sagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk saß vom Don und dem Mäotischen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerst, so hätten wohl die Späteren des fünften, sechsten Jahrhunderts schimpflich gedient zuletzt. An der Schlacht des Teutoburger Waldes hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden; er ist nicht bloß etwas Poetisches für uns, etwas bloß durch das graue Altertum und den Wahn der wachsenden Zeitenlänge Geheiligtes, nein, er ist etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn sind, weil ohne ihn vielleicht seit sechzehnhundert Jahren hier kein Deutsch mehr gesprochen sein würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufens, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringischen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß. Der Koloß drückte von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen. Die Römer arbeiteten mit List, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Titeln und Bestechungen, wo sie in Schlachten unglücklich waren; sie suchten durch Anzettelung und Ränke zu verderben, die zwischen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber sie schwächten nur, zerstören konnten sie nicht; Tugend war gewaltiger als List.

Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand — die Italiener sind darin immer schon groß gewesen und sind es noch heute — das Volk mußte sich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand. Deutsche, vergesset Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und



Alfred Rethel

Totentanz

Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen, und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk.

Freunde, ihr wisset, wie die Germanen der folgenden Jahrhunderte schlugen, wie sie endlich den römischen Staat zertrümmerten und viele neue Staaten erschufen. Goten, Alemannen, Burgunder, Franken, Lombarden fochten wie Cherusker, Katten, Sueven und Markomannen weiland und stifteten Reiche. Ihr wisset, wie wir unter den ersten Karolingern ein eignes Volk wurden und den Namen Alemannen und Deutsche erhielten. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert waren wir das mächtigste Volk Europas, blieben es durch Wahn noch ein Jahrhundert, dann stärken die andern sich durch Einheit der Regierung und Verfassung, wir schwächten uns durch Zerstückelung und Zwietracht, haben uns selbst zuerst verdorben und dürfen nicht klagen, daß Fremde die Arbeit vollendeten. Uns gehörte der Vogler, unsere waren die Salier und Hohenstaufen, unser war die zusammenbindende Tugend des ersten Habsburgers, unser Ludwig des Bayern Standhaftigkeit und Edelmut; Moritz von Sachsen war unser und Bernhard von Weimar, unser der größere Wallenstein. Tell und Winkelried, Wilhelm und Moritz von Nassau, Ruyter und Oldenbarenveld, eure Tode, eure Tugenden, die Tage bei Sempach und Murten, der Siegesmarsch nach Innsbruck, die Wellenfreiheit zwischen der Maas und Ems — sie waren deutsch; und der Marschall von Sachsen und Schwerin und sein Tod und der einzige Friedrich und

sein unsterbliches Leben — wer will sie uns nehmen? Und neben diesen Höchsten und Glänzendsten wie viele Tugenden und Größen, wie viele Taten und Worte, der Unsterblichkeit würdig, von Männern und Bürgern! Denkt an Heinrichs IV. dreißigjährigen Kampf und die durch kein Unglück ermattete Herrscherseele, denkt an Leopolds von Österreich edlen Tod und an Friedrichs von Österreich Bruderlager; denkt an Friedrich den Weisen, an Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen Stolz und Ungebrochenheit — und denkt, wenn ihr Altes mit Neuem vergleichen wollt, an Ferdinand II. und Max von Bayern, die immer wieder aufrecht standen, weil sie sich nicht niedergeworfen glaubten; denkt endlich noch einmal an den großen König, den ich oben nannte, durch Majestät über alles Unglück erhaben, entschlossen, sich durch freien Tod zu retten, wenn es ihn überwältigt hätte: und sollen die beiden Friedrich Wilhelme, soll Ernst der Weise nicht genannt werden? Keine Tugend und Hoheit hat uns je gefehlt, jetzt sehnen wir uns danach. Aber sollen wir verzweifeln, daß es keine Denkmäler von Roßbach und Hochstädt, keine Tage von Murten und vom Lechstrom mehr geben wird? Was nenne ich nur diese Namen und Dinge? Haben wir nicht anderes, wessen wir uns rühmen können? Wir haben es; aber diese sind die ersten. Das Leben ist kein ewiger Krieg und soll es nicht sein, aber es ist Kampf und Ringen und wird und muß es bleiben, wenn wir nicht einschlafen wollen. Wodurch das Haus beherrscht wird, wodurch das Weib züchtig, der Sohn gehorsam, die Tochter sittlich ist; die männliche Würde, das stolze Herz, das den Tod lieber hat als schlechten Dienst; der Trotz, der sich in die Schwerter stürzt, im Vertrauen, daß die Enkel sein Erkühnen ehren und nachahmen werden; der Grimm über Schändung der Weiber und Beschimpfung der Männer, der zu blutiger Rache auflodert: kurz, die höchste Männerkraft, welche verteidigen und rächen kann, sie allein ist es, welche Völker herrlich und Menschen groß macht. Dies ist nicht das Herrlichste selbst, aber der Grund alles Herrlichsten, mit welchem es rettungslos zusammenstürzt, um nie wieder aufzustehen. Nur hierdurch können stillere Tugenden blühen und wirken, darum nenne ich sie nach diesen ersten Männern und Dingen.

Wilhelm Tell

Brüder Grimm

Es fügte sich, daß des Kaisers Landvogt, genannt Geßler, gen Uri fuhr; als er da eine Zeit wohnte, ließ er einen Stecken unter der Linde, da jedermann vorbeigehen mußte, richten, legte einen Hut darauf und hatte einen Knecht zur Wacht dabei sitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Aufruf: Wer da vorüberginge, sollte sich dem Hut neigen, als ob der Herr selber zugegen sei; und übersähe es einer und täte es nicht, den wolle er mit schweren Bußen strafen. Nun war

ein frommer Mann im Lande, hieß Wilhelm Tell, der ging an dem Hut vorüber und verneigte sich keinmal; da verklagte ihn der Knecht, der des Hutes wartete, bei dem Landvogt. Der Landvogt ließ den Tell vor sich bringen und fragte, warum er sich dem Stecken und Hut nicht neige, wie doch geboten sei. Wilhelm Tell antwortete: „Lieber Herr, es ist von ungefähr geschehen; dachte nicht, daß es Euer Gnad' so hochachten und fassen würde; wär' ich witzig, so hieß' ich anders denn der Tell." Nun war der Tell gar ein guter Schütz, wie man sonst keinen im Lande fand, hatte auch hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Da sandte der Landvogt, ließ die Kinder holen, und als sie gekommen waren, fragte er Tell, welches Kind ihm das allerliebste wäre. „Sie sind mir alle gleich lieb." Da sprach der Herr: „Wilhelm, du bist ein guter Schütz, und man findet nicht deinesgleichen; das wirst du mir jetzt bewähren; denn du sollst deiner Kinder einem den Apfel vom Haupte schießen. Tust du das, so will ich dich für einen guten Schützen achten." Der gute Tell erschrak, flehte um Gnade und bat, daß man ihm solches erließe; denn es wäre unnatürlich; was er ihn sonst hieße, wolle er gern tun. Der Vogt aber zwang ihn mit seinen Knechten und legte dem Kinde den Apfel selbst aufs Haupt. Nun sah Tell, daß er nicht ausweichen konnte, nahm einen Pfeil und steckte ihn hinten in sein Göller*; einen andern Pfeil nahm er in die Hand, spannte die Armbrust und bat Gott, daß er sein Kind behüten wolle; zielte und schoß glücklich ohne Schaden den Apfel von des Kindes Haupt. Da sprach der Herr, das wäre ein Meisterschuß: „Aber eins wirst du mir sagen; was bedeutet, daß du den ersten Pfeil hinten ins Göller stießest?" Tell sprach: „Das ist so Schützengewohnheit." Der Landvogt ließ aber nicht ab und wollte die Wahrheit hören. Zuletzt sagte Tell, der sich fürchtete, wenn er die Wahrheit offenbarte, wenn er ihm das Leben sicherte, wolle er's sagen. Als das der Landvogt getan, sprach Tell: „Nun wohl! Sintemal Ihr mich des Lebens gesichert habt, will ich die Wahrheit sagen." Dann fuhr er fort: „Ich hab' es darum getan: hätte ich des Apfels gefehlt und mein Kindlein getroffen, so wollte ich Euer mit dem andern Pfeil nicht gefehlt haben." Da das der Landvogt vernahm, sprach er: „Dein Leben ist dir zwar zugesagt; aber an einen Ort will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nimmer bescheinen"; ließ ihn fangen und binden und in denselben Nachen legen, auf dem er wieder nach Schwyz schiffen wollte. Wie sie nun auf dem See fuhren und bis gen Aren hinausgekommen waren, überfiel sie ein grausam starker Wind, daß das Schiff schwankte und sie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr, das Fahrzeug vor den Wellen zu steuern. Da sprach einer der Knechte zum Landvogt: „Herr, hießet Ihr den Tell losbinden, der ist ein starker, mächtiger Mann und versteht sich wohl auf das Wetter: so möchten wir wohl aus der Not entrinnen." Sprach der Herr und rief dem Tell: „Willst du uns helfen und dein Bestes tun, daß wir von hinnen kommen, so will ich dich heißen aufbinden." Da sprach der Tell: „Ja,

* Altschweizerisch für Koller.

gnädiger Herr, ich will's gerne tun und getraue mir's." Da ward Tell aufgebunden und stand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch lugte er allenthalben auf seinen Vorteil und auf seine Armbrust, die nahe bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen eine große Platte — die man seither stets genannt hat „des Tellen Platte" und noch heutzutag also nennt —, deucht es ihm, Zeit zu sein, daß er entrinnen konnte; er rief allen munter zu, fest anzuziehen, bis sie an die Platte kämen; denn wann sie davor kämen, hätten sie das Böseste überwunden. Also zogen sie der Platte nahe; da schwang er mit Gewalt, als er denn ein mächtig stark Mann war, den Nachen, griff seine Armbrust und tat einen Sprung auf die Platte, stieß das Schiff von ihm und ließ es schweben und schwanken auf dem See. Er lief durch Schwyz schattenhalb*, bis daß er kam gen Küßnacht in die hohle Gassen; da war er vor dem Herrn hingekommen und wartete sein daselbst. Und als der Landvogt mit seinen Dienern geritten kam, stand Tell hinter einem Staudenbusch und hörte allerlei Anschläge, die über ihn gingen, spannte die Armbrust auf und schoß einen Pfeil in den Herrn, daß er tot umfiel. Da lief Tell über die Gebirge gen Uri, fand seine Gesellen und sagte ihnen, wie es ergangen war.

Ansprache an die Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen

Friedrich der Große



Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verlorengegangen; und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden, wenn es gilt, nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitze von

* Im dunkeln Gebirge.



Alfred Rethel — Der Tod reitet auf der Landstraße

Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich darf nicht fragen nach der Anzahl der Feinde noch nach der Schwierigkeit ihrer Stellung; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen bei richtiger Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen.

So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Ereignisse vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs Sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. —

Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben! Das Regiment Kavallerie, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem

Garnisonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren! In kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Von Freiheit und Vaterland

Ernst Moritz Arndt



O Mensch, du hast ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisungen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten. Denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Deutsche Rede

Ludwig Uhland



ch erkläre mich für die periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. — — Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen. Wenn neulich behauptet worden ist, es sei ein Widerspruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten und im Gipfel zu entbehren, so glaube ich, diesem Widerspruch einen anderen entgegenhalten zu können. Ist denn unsre politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbestritten von der demokratischen. Die Wurzel ist also eine demokratische, der Gipfel schießt aber nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachstum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erheblicher Reichsadler aufpflanzen wollten. Wollte man der Systematik wegen verlangen, daß der einzelne Teil mit dem Ganzen durchaus übereinstimmen müsse, was ich für nicht nötig halte, so würde daraus nicht folgen, daß das Neue sich dem Alten fügen müsse, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht so weit auseinander liegen als in der Theorie und im Feldgeschrei des Tages. So werden durch die Aufhebung der politischen Standesvorrechte und durch Einführung freisinniger Wahlgesetze die Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten den demokratischen Anforderungen der Neuzeit näher rücken. Ich spreche, wie gesagt, nicht gegen den Fortbestand der konstitutionell-monarchischen Verfassungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß diese Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfassende Schöpfung, für die Verfassung des deutschen Gesamtvaterlandes, triebkräftig und maßgebend sein könne. Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendsten an der Spitze des deutschen Gesamtstaates stehen werden. Dies ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier war offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutsche Volk für solche Gedanken empfänglich ist.

Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz? Aber, meine Herren, in jener Zeit, als wir noch im deutschen Volk einen volleren Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu sein, wenn wir damals einen Mann

gewählt hätten, einen solchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte, gewiß, einem solchen wäre das gesamte deutsche Volk eine Hausmacht gewesen. Ein Hauch jenes ursprünglichen Geistes gab sich noch kund in dem Beschlusse der Volksvertretung, lediglich aus der vom Volke verliehenen Macht, einen Reichsverweser zu wählen. Ein Fürst wurde gewählt, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war. Beigefügt aber war die Unverantwortlichkeit und somit bereits in die konstitutionelle Richtung eingelenkt. Besonders infolge dieser Verbindung habe ich nicht für einen Fürsten gestimmt: ich sah schon den doktrinären Erbkaiser auftauchen, dessen Widersacher ich war, als er noch bei den Siebzehnern in den Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden ist, nun er ernstliche Versuche macht, auf den deutschen Thronsessel zu klettern. Seit jener Wahl ist die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueste Beschluß beschränkt die Wahl auf die regierenden Fürsten. Diese Beschränkung kann allerdings auch so gefaßt werden, daß die regierenden Fürsten eben vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynastischen Eigenschaft, zum Oberhaupt würden gelangen können; denn andere Mitglieder der dynastischen Geschlechter sind ausgeschlossen. Das Wahlrecht in sich ist noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um vieles verengt. Es ist auch die periodische Wahl dasjenige, wodurch der äußerste Partikularismus noch beseitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen Ein Fürstenhaus und Ein Einzelstaat als Volk Gottes für immer über die andern gestellt wird, welche eben damit, wie der Herr Berichterstatter sich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältnis des Dieners treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum erstenmal gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, diese erste Wahl ist ein letzter Wille, ein besonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden diesen Verzicht nicht aussprechen; er steht im Widerspruch mit dem Geiste, durch den Sie hierhergerufen sind. Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren.

Ich lege noch meine Hand auf die alte offene Wunde, den Ausschluß Österreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutsches Erbkaisertum ohne Österreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal noch Österreich zu Deutschland treten werde. Auch hier glaube ich an die erste Zeit erinnern zu müssen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Österreich preisgeben würde? Als die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung des Fünfzigerausschusses einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Toren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden; diese Einheit ist aber nicht

eine Ziffer, sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Lichtenstein aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt.

Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen höre. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen, man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, meine Herren, daß, wenn wir mit einem Bundesstaat ohne Österreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube dieses namentlich von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie das Volksgefühl!

Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir gesprochen hat, keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß auch meine Gesinnung in dieser Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren, — gestatten Sie zum letztenmal! — einen Dombau; wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm, und für den anderen legten sie den Sockel — der Turm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Turm Österreich! Der Turmspitzen haben wir freilich eine große Zahl, ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegeneinander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Österreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schlusse, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist ...

Über Freiheit und Vaterland

Gottfried Keller

Liebe Eidgenossen!

Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fahnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! Wie ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Zentrumsschuß tun sollte, so könnt ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus eurem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!

Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlands wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Vorsitzenden und keine Satzungen; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend anderen Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.

Schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen; aber ich kann euch, liebe Eidgenossen, hier unter freiem Himmel etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Auch an Freudentagen, wie dem heutigen, wo viel Volk beisammen ist und ein recht blauer Himmel darüber lacht, verfallen sie wiederum in diese theologischen Gedanken, und sie bilden sich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das

schöne Wetter eigens für uns gemacht! In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der Freude, sind sie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unserer Bundesverfassung: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen!“, und eine so sanftmütige Duldsamkeit beseelt sie dann, so widerhaarig sie sonst sind, daß sie nicht einmal fragen, ob der katholische oder der reformierte Herr der Heerscharen gemeint sei!

Kurz, ein Kind, dem man eine kleine Arche Noä geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als sie über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend guten Dingen darin vom bemoosten alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!

So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend; aber sie können über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes nicht hinauskommen. Zwar sind sie in ihrer Jugend auch gereist und haben vieler Herren Länder gesehen, nicht voll Hochmut, sondern jedes Land ehrend, in dem sie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlspruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe! Wie zierlich und reich ist es aber auch gebaut! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit!

Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden! Diese Alten haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; sie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleisches zu empfinden, den einen zwickt es hier, den andern dort. Aber sie reisen, wenn der Sommer gekommen ist, nicht ins Bad, sie reisen zum Feste. Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt; das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alsobald untertauchen sehen in das Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenossen, den Ehrentrunk! Es lebe die Freundschaft im Vaterlande! Es lebe die Freundschaft in der Freiheit!

Deutsche Politik

Johann Gottlieb Fichte



Ist ein deutsches Reich möglich, ein Bürgertum, im Gegensatze mit der Konföderation? Beweis, daß es ein deutsches Bürgertum nie gegeben habe noch gebe, noch auch ohne eine gänzliche Umschaffung aller öffentlichen Verhältnisse geben könne. Wenn Stärkere es wollen, oder wenn die, so es wollen, wie ich es denn aufrichtig will, die Stärkeren sind, dann geht es. Aber diese Vereinigung bezweifle ich durchaus.

Dennoch wäre es Gott zu erbarmen, wenn es nicht ein deutsches Volk geben sollte! Denn es gibt, außer dem Bewußtsein der einzelnen Völker, für den Beobachter allerdings einen gemeinsamen Charakter. (Und das ist eben die Merkwürdigkeit: der Charakter anderer Völker ist gemacht durch ihre Geschichte. Die Deutschen haben als solche in den letzten Jahrhunderten keine Geschichte; was ihren Charakter erhalten hat, ist darum etwas schlechthin Ursprüngliches; sie sind gewachsen ohne Geschichte. Die Literatur als das Vereinigende ist noch jung.)

Der Unterschied zwischen Konföderation und Reichseinheit ist scharf zu fassen. Haben die einzelnen deutschen Völker: Sachsen, Bayern, Nationaleinheit in sich, oder ist hier Interesse bloß das Hausinteresse ihrer Fürsten? Dies ist bedeutend. — Ein Volk begreift sich nur als solches durch seine Geschichte, so die Sachsen durch gemeinschaftliche Reformation und Kämpfe dafür: nicht so die neu zivilisierten und äußerlich verbundenen Bayern. Den Neuwestfalen wird gesagt: sie hätten früher sogar Kriege gegeneinander geführt. Im Siebenjährigen Kriege waren Hannover, Braunschweig, Cassel bei der preußischen Partei; Münster, Osnabrück, das eigentliche Westfalen, größtenteils bei dem Reiche. Dies spricht sich im Volksbewußtsein nun so aus: „Gegen die verdammten Kerls, die Westfalen, haben wir Krieg geführt, sagt der Hesse, nicht: „gegen uns selbst. Nun aber sollen wir Krieg führen gegen unsere alten Landsleute, die Preußen? Diese sind nicht mehr wir?" Also in dem Umfassen und im Ausschließen in und von einem geschichtlichen Selbst besteht die Volkseinheit. Also: die Neuwestfalen sollten auf das Gebot sich als Eins, als Wir begreifen und alle die vorher darin Eingeschlossenen aufgeben? Das läßt sich befehlen? Ein Charakterzug des französischen Despotismus: durch Lüge, durch angeregte Einbildungskraft die Natur und Bildung zu überspringen. Bei dem Franzosen geht es; warum? davon sogleich. Der Deutsche denkt sodann: sie lügen, da doch in ihnen der Unterschied der Wahrheit und Lüge in solchen Dingen gar nicht ist. Bei dem Deutschen geht es nicht: redet und prediget, was ihr wollt; das Höchste, das ihr gewinnt, ist: sie predigen

nach, um zu zeigen, daß sie es begriffen haben. Zum Tun bringt ihr sie nicht, außer durch Angewöhnung, durch Erziehung, allenthalben gründlich verfahrend. — Wie ist es dagegen bei den Franken möglich? Sie denken, die anderen glauben es; sie haben gar kein eigen gebildetes Selbst, sondern nur, durch die allgemeine Übereinstimmung, ein rein geschichtliches; dagegen hat der Deutsche ein metaphysisches. — Es liegt im deutschen Nationalcharakter, daß man dies uns nicht recht glaubt, noch es für möglich hält. — Jene lügen darum nicht, denn das Wort wird ihnen, durch die allmähliche Übereinstimmung, nach und nach zur Sache. Es fehlt ihnen die eigentlich praktische, von der Rede unabhängige Wurzel. — Daher die gute Schreiberei der Franzosen; es ist die Fortsetzung des Gespräches, der gesellschaftlichen Bildung. Den in ihr abgebrochenen Prozeß setzt der Franzose fort. Der Deutsche schöpft für sich aus der ursprünglichen Quelle. Daher seine Unbeholfenheit. Jene Methode der Phrasenbildung daher, auf die Deutschen angewandt, ist ihnen durchaus abscheulich.

Gemeinschaftliche Geschichte oder trennende entscheidet also für die Bildung zum Volke. Aber sie können beide auch nebeneinander einwirken, wie zwischen Preußen und Sachsen die gleiche Konfession, der bayrische Erbfolgekrieg, die Unterstützung Friedrichs in der Teuerung mag jene Wirkung gehabt haben: trennend war der Siebenjährige Krieg, auch der vom Jahre 1806. Schlechte Aufführung der Truppen: man erträgt sie eher vom Landsmanne als vom Fremden. Da wird sie dem fremden Volke aufgebürdet.

Gemeinschaftliche Geschichte besteht in gemeinschaftlichen Taten und Leiden (der Sachse, als solcher, tat es und litt es; dies gibt die Einheit des Begriffes); auch im gemeinsamen Regentenhause, welches sinnlich die Einheit repräsentiert: Vaterlandsliebe und Liebe des Regenten vereinigen sich sehr oft.

So begreift ein Volk sich als Eins durch gemeinschaftliche Geschichte, wozu das Regentenhaus, unter anderem auch als der sichtbare Ausdruck des letzten Gesetzes und seiner Einheit gehört. (Zur Beurteilung der inneren Einheit des Gesetzes erhebt sich das Volk nicht leicht.) So konnten die Kottbuser nicht füglich Sachsen werden. Eine reichere und glänzendere Geschichte gibt einen haltsameren Nationalcharakter (dies erhebt den Preußen über den Sachsen): ebenso, wenn man dem Volke mehr Anteil an der Regierung gibt, es zum freien Miturteilen läßt; es nicht als stumme Maschine, sondern als bewußten und gerühmten Mitwirker gebraucht (das hebt Preußen über Österreich).

Nationalstolz, Ehre, Eitelkeit haftet sich daher, wie bei dem Individuum, an alles und dient, das Band zu befestigen. Der einzelne will es brauchen, um sich als einzelnen vor sich selber, und unter den Ausländern, zu erheben. „Ich bin ein Sachse, Preuße"; das soll ihm Teil geben an den bekannten Vorzügen des Volkes. Man wirft den Deutschen vor, sie hätten keinen Nationalstolz! Wie können sie doch ihn haben, da sie Deutsche nicht sind? Aber die Preußen, die Sachsen haben ihn. Ein Leipziger Student, ein Berliner Gelehrter aus den Zeiten

der Aufklärung, ein preußischer Werbeoffizier! Oder habt ihr einen österreichischen Wachtmeister sein: „Unser Kaiser“ aussprechen hören? Freilich war es versessener Bauernstolz, und dieser, mehr als jeder andere Umstand, hat die Herzen der Deutschen unter sich entvölkert. Jetzt, da ihr sie untereinander laßt, werden angefeuerte, von Volksgefühl erhobene Jünglinge bei den sich darbietenden Gelegenheiten zur Vergleichung diese Unart lassen? Ich fürchte, ihr säet neuen Haß! — Ihr Fürst, sein glänzender Hof, sein Ansehen und äußere Würden — und kurz, was es sei — alles dient ihnen zur Erregung der Eitelkeit. Die glänzenden Sklavenketten sogar. Wer hochmütig sein will, findet immer Grund; der gemeine Bauernkerl in seinen ledernen Hosen. Aber ein Volk will es immer und kann es gar nicht lassen; außerdem bleibt die Einheit des Begriffes in ihm gar nicht rege. Deutscher Nationalstolz jedoch, worauf hätte dieser sich gründen sollen? Welches Band haben wir denn gehabt und welche gemeinschaftliche Geschichte? Seit der Reformation gewiß keine. Im Türkenkriege waren die Brandenburger, Sachsen u. a. Hilfstruppen. In französischen Kriegen, in den Sukzessionskriegen, getrennt. Der Revolutionskrieg endlich wurde durchaus als Krieg für die Fürsten, nicht als Volkskrieg betrachtet; auch hier teilte sich das deutsche Reich alsbald. Die weiteren zerstörenden Folgen desselben für Deutschland liegen vor Augen. So lösten sich die Bande.

Literatur als Nationalverband? Wer kennt denn die Literatur als der Gelehrte selbst! Wir verachten uns untereinander. Der Vornehme zieht unbedingt die französische oder englische Literatur vor. Und dann — welcher Protestant erstreckt so leicht seinen Begriff von deutscher Literatur auch über das Katholische? — Der Gelehrte hat seinen Begriff vom Deutschen aus der Geschichte oder aus neueren Erregungen durch die Klopstocksche Epoche. Da existiert er eigentlich nur. Was geht dies das Volk an? Wie kann der so ganz veränderten Nachwelt ein vereinendes Band aus der Hermannsschlacht stammen? Jener Geist ist ausgestorben, und wer weiß, wo die Nachkommen jener Kämpfer sind!...

Was nun bildet ein Volk zum Volke — eben im Gegensatze der Föderation? Die letztere ist nie Volkssache gewesen, sondern nur eine der Regierungen wie jedes andere Bündnis; weil das Volk mit dem Bunde nie unmittelbar, nur durch den Willen seines Fürsten zusammenhing (ausgenommen davon sind etwa Reichsritter, Reichsstädte u. a.). Wäre nun aber auch die Föderation nur dauernd und fest genug, um die absolute Unmöglichkeit herbeizuführen, eine verschiedene Geschichte zu haben, das Schicksal des einen deutschen Staates von dem aller anderen zu trennen: — so gäbe dies fürs erste ein politisches Band; einerlei Krieg und Frieden, Sieg und Verlust. Träten nun noch weitere Vereinigungen hinzu, Handelsverbindungen, Gleichheit des Rechts und der Gesetze, übereinstimmende Grundsätze der Verwaltung usw.: so entstände aus der Unmöglichkeit, daß mein Wohl sein Weh sei, und umgekehrt, allmählich das innere Band: dies nun wäre ein Deutsches Reich, und so wären sie eins.

— Wenn nun z. B. Österreich oder Preußen Deutschland eroberte, warum gäbe dies nur Österreicher, Preußen, keine Deutsche? — Wie ist eine österreichische, preußische, und wie eine deutsche Geschichte verschieden? Dies ist gründlich zu behandeln; darauf kommt alles an, denn eben hier stehen die Deutschen. (Auch stehen sie, wie bekannt, in der Teilung zwischen Österreich und Preußen. Hierbei würde Österreich weit mehr Mühe haben, Bayern z. B. unter sich zu bringen, als Preußen seinen Anteil. Auch paßt die Teilung der Konfessionen nicht recht zu einer völligen Verschmelzung. Dadurch wäre der Krieg zwischen beiden auf ewige Dauer gesetzt, und es wäre keine Ruhe, bis sie eins wären.) —

Ich müßte überhaupt da tiefer. Welches ist der Nationalcharakter der Deutschen, den ich oben versprach? Welches dagegen der der einzelnen Staaten, Österreich, Preußen usw.?

1. Ihre Regentenhäuser haben auswärtige Familienverbindungen, wahres oder vermeintes Interesse zu fremden Bündnissen, die Völker Nationalhaß oder -liebe. Deutschland hat dies alles nicht, noch soll es dies haben, es muß für sich und selbständig dastehen. Dies fremde Interesse würde nun müssen den neu Akquirierten aufgedrängt werden. Kurz, sie werden aus dem regelmäßigen Fortgange ihrer Bildung herausgerissen — in den Bildungsgang eines fremden Volkes (Beispiel kann die preußische Verwaltung von Südpreußen sein).

2. Die Gesetzgebung und der Ton der Verwaltung stimmt nicht überein: der österreichische ist zu roh, der preußische zu liberal. Wenn nun die Sachsen mit ihrer Prätention auf den gnädigen Herrn kommen? (Dies trifft freilich auch mich.)

3. Dazu noch die besonderen Züge im Bilde eines deutschen Fürsten — welche einen anderen Monarchen nie so treffen können. — Fechten für ein fremdes Interesse, lediglich um der Erhaltung seines Hauses willen: — Soldaten verkaufen; — Anhängsel sein eines fremden Staates. Seine Politik hat gar kein Interesse als den Flor und die Erhaltung des lieben Hauses; alles übrige läßt man sich selber machen. Was wäre das nun für ein Unglück, wenn das liebe Haus nicht erhalten würde, wenn ein anderes an seine Stelle käme? Dies ist ja schon passiert! — Was tragen denn nun die Untertanen die Kosten zur Erhaltung ihres Hofes? So werden sie doch lieber geradezu Provinzen des herrschenden Staates. Bonaparte, der es liebt, auszusprechen, was ist, hat es getan und würde fortgefahren haben, es zu tun.

Dies alles hat die Deutschen bisher gehindert, Deutsche zu werden: ihr Charakter liegt in der Zukunft: — jetzt besteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geschichte. Der Anfang derselben: — daß sie sich selbst mit Bewußtsein machen. Es wäre die glorreichste Bestimmung!

Grundcharakter der Deutschen daher: 1. Anfangen einer neuen Geschichte; 2. Zustandebringen ihrer selbst mit Freiheit. — Kein bestehender Landesherr kann Deutsche machen; es werden Österreicher, Preußen usw. Ein neuer müsse entstehen? Etwas wie Bonaparte? — Dieser träte, durch Erblichkeit gewiß, sogleich

in das Fürstensystem, und es würde wieder nur ein europäisches Volk anderen Schlages. Das sollte es gar nicht sein, Familieninteressen gar nicht kennen, in die inneren Angelegenheiten fremder Länder sich gar nicht mischen. (Fremder Bündnisse und Hilfstruppen bedarf es nicht, weil es, einmal eins geworden, für sich selbst stark genug ist.) Aber durch seine geographische Lage kann es die anderen Nationen zum Frieden zwingen; darum auch die erste dauernde Stätte der Freiheit sein.

3. Deshalb sollen die Deutschen auch nicht etwa Fortsetzung der alten Geschichte sein: diese hat eigentlich für sie gar kein Resultat gegeben, und sie selbst existiert eigentlich nur für die Gelehrten. Und bisher haben eigentlich nur diese, die Gelehrten, die künftigen Deutschen vorgebildet: durch ihre Schriftstellerei; sodann durch ihr Wandern. Sie sind, wenigstens die durchgreifenden, nicht Glieder einer besonderen Völkerschaft, sondern, sind sie überhaupt etwas, so sind sie eben Deutsche. Also gab es wohl Deutsche, nur nicht als Bürger, sondern über das Bürgertum hinaus, und dies ist ein großer Vorzug. Alle großen Literatoren sind gewandert, keiner ist in seinem Geburtslande zu etwas gekommen. Dies lag teils in der Anlage: der erste Zug des besseren Deutschen ist ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. — Sodann — konnte auch nur im Auslande das Talent sich entwickeln, von seiner Volksunmittelbarkeit sich losschälen und zu seiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibniz, Klopstock, Goethe, Schiller, die Schlegel. Nur Kant macht hier eine Ausnahme. — Man gehe ferner die Lehrer der berühmten deutschen Universitäten durch. Dazu kommt, daß die großen Schriftsteller meist Sachsen sind. Auch von ihnen eben, und von den in ihnen niedergelegten Ansichten soll die neue Geschichte ausgehen.

Also der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung. (Daher haben die Deutschen auch eine so gewaltige Assimilationskraft für den Ausländer, der nur Gelehrter, Denker, Dichter wird: Fouqué, Villers. Der Fremde bedarf gar nicht sich umzuwandeln, er bedarf nur sich zu erheben.)

Da wird nun tiefer zu unterscheiden sein das Nationale, was nur durch den Staat gebildet wird (und seine Bürger darin verschlingt), und dasjenige, welches über den Staat hinausliegt. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß alles Gemeinsame der europäischen Völkerrepublik und alles, was diesen Bürger allenthalben auszeichnet, Großmut, Humanität, Rittersinn, Galanterie — ursprünglich deutsche Nationalzüge sind. Erst in späterer Zeit trennten die Deutschen sich in einzelne Völker und versumpften in sich: die inneren Kriege, die Eifersucht ihrer kleinen Fürsten gegeneinander, das Verbot der Auswanderungen usw. vollendete ihre Trennung und Entartung: aus dem Adel wurden Krämer. Lebt wohl, Freisinn und Edelmut!

Und so wird es auch, vom Bisherigen aus betrachtet, bleiben: der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch gar nicht wirklich, er ist ein allgemeines

Postulat der Zukunft. Aber er wird nicht irgendeine gesonderte Volkseigentümlichkeit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen. —

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind, und welche, als bloßes Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen.

Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; — ein anderes Element für diese Entwickelung ist in der Menschheit nicht da.

Der Staat

Dahlmann



Der Staat ist nicht bloß etwas Gemeinsames unter den Menschen, nicht bloß etwas Unabhängiges, er ist zugleich etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit. Die Familie, unabhängig gedacht, ist Volk und Staat in völliger Durchdringung beider. Durch mehrere Familien im Staate entsteht die Möglichkeit mehrerer Staaten; von nun an weichen Volk und Staat freier auseinander. Es braucht weder ein ganzes Volk sich in demselben Staate abzuschließen; trennen doch oft Weltteile die Mitglieder desselben Hauses; noch duldet es die schon mächtiger schaltende Geschichte, daß überall der Staat aus einer blutsverwandten Volksnatur erwachse, noch, wenn erwachsen, unvermischt fortbestehe. Volk und Bevölkerung unterscheiden sich fortan häufig, und der Staat ist etwas anderes geworden als bloß die Form des Volkes.

Gleiche Volksart von Haus aus, das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugnis seit Jahrhunderten gleichverstandener Lebenserfahrungen, geben eine glückliche Naturausstattung auf dem Wege zur Staatsausbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die

stille Urbildung der Natur unterbrochen, verschiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinandergeschichtet und aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewonnen. Aus Pelasgern, Thrakern, Achäern, Joniern erwuchs das lebensvolle Volk von Attika, und seit das Christentum unserm Weltteile Einheit der Religion gab, konnte selbst Briten, Römern, Sachsen, Normannen, nachdem die furchtbaren Krisen des ersten Zusammentreffens überwunden waren, der Staat von England gelingen. Tritt so das Band der ursprünglichsten Blutsverwandtschaft allmählich zurück, so verstärkt sich dagegen das Band des örtlichen Zusammenseins mit dem Wachstum der Bildung. Das unbestimmte Heimatsgefühl der Naturvölker, welches hauptsächlich Liebe zu den Genossen und zu gewissen Lebensarten ist, steigert sich mit dem Fortrücken der Bildung und namentlich durch Werke der bildenden Kunst zur örtlichsten Vaterlandsliebe. Völkerwanderungen hören auf.

Die übermächtige weltliche Ordnung, welche den Menschen in ein Volk setzt, indem sie ihn in einer Familie geboren werden läßt, nimmt aber ihre Macht nicht aus sich selber und hat ihren letzten Zweck nicht in sich. Sie dient vielmehr einer höher stehenden Ordnung, welche jedem einzelnen Staate und allen Staaten miteinander überlegen ist. Wir glauben an ein großes gemeinsames Werk der Menschheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte.

Was ein Volk sei in der höheren Bedeutung des Worts und was Vaterlandsliebe

Johann Gottlieb Fichte



Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: Was ist der Deutsche im Gegensatze mit andern Völkern germanischer Abkunft? Der Beweis, der durch dieses alles für das Ganze unserer Untersuchung geführt werden soll, wird vollendet, wenn wir noch die Untersuchung der Frage hinzufügen: Was ist ein Volk? Welche letztere Frage gleich ist einer andern und zugleich mitbeantwortet diese andere oft aufgeworfene und auf sehr verschiedene Weise beantwortete Frage, diese: Was ist Vaterlandsliebe, oder, wie man sich richtiger ausdrücken würde, was ist Liebe des einzelnen zu seiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unserer Untersuchung richtig verfahren, so muß hierbei zugleich erhellen, daß nur der Deutsche, der ursprüngliche und nicht in

einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch, wahrhaft ein Volk hat und auf eines zu rechnen befugt ist, und daß nur er der eigentlichen und vernunftmäßigen Liebe zu seiner Nation fähig ist.

Wir bahnen uns den Weg zur Lösung der gestellten Aufgabe durch folgende, fürs erste außer dem Zusammenhange des Bisherigen zu liegen scheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies schon in unsrer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu versetzen über alle Zeit und über das ganze gegenwärtige und sinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von diesem Glauben ergriffenen Lebens den mindesten Abbruch zu tun. Man kann auch bei der sicheren Überzeugung, daß alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja, daß das Göttliche sogar verkehrt und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbnis werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott Geschehenes zugrunde geht. So waren z. B. die Apostel und überhaupt die ersten Christen durch ihren Glauben an den Himmel schon im Leben gänzlich über die Erde hinweggesetzt, und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daß sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dieses nun auch ist und so leicht auch dem Glauben und so freudig auch man sich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes ist, daß wir kein irdisches Vaterland mehr haben und hienieden Ausgestoßene und Knechte seien, so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltene Ausnahme; auch ist es ein sehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter anderm auch sehr häufig vom Christentume gemacht worden, wenn dieselbe gleich von vornherein und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Umstände darauf ausgeht, diese Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staats und der Nation als wahre religiöse Gesinnung zu empfehlen. In einer solchen Lage, wenn sie wahr und wirklich ist und nicht etwa bloß durch religiöse Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbständigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens und zu einer schweren Prüfung, die man bloß aus Gehorsam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann ist es wahr, daß, wie es von vielen vorgestellt worden, unsterbliche Geister nur zu ihrer Strafe in irdische Leiber als in Gefängnisse eingetaucht sind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen soll das irdische Leben selber wahrhaftig Leben sein, dessen man sich erfreuen und das man freilich in Erwartung eines höhern dankbar genießen könne; und obwohl es wahr ist, daß die Religion auch der Trost ist des widerrechtlich gedrückten Sklaven, so ist dennoch vor allen Dingen

dies religiöser Sinn, daß man sich gegen Sklaverei stemme und, so man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloßen Troste der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlene Ansicht der Religion uns anzueignen und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Not aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise und allein durch die sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser sein eigenes Leben von neuem auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen und sie als sein bestes Vermächtnis an die Nachwelt niederzulegen in den Gemütern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also verschönert und vermehrt wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Tun oder Denken ein Samenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vervollkommnung seines Geschlechts, etwas Neues und vorher nie Dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, so daß er, als dieser einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte (denn Durst nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit), dennoch in seinem eigenen Bewußtsein und seinem Glauben offenbare Denkmale hinterlasse, daß auch er dagewesen sei? Welcher Edeldenkende will das nicht? sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also Denkenden, als der Regel, wie alle sein sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die Andersdenkenden sind, als selbst nur ein Teil der vergänglichen Welt, solange sie also denken, auch nur um ihrer willen da und müssen sich nach ihnen bequemen, solange bis sie geworden sind wie sie.

Was könnte es nun sein, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes die Gewähr zu

leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandene besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinem Denken und Tun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keineswegs der bloße Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daß es ein Mehreres ist denn das und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben, so ist es dennoch ebenso wahr, daß jenes Mehrere sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, solange dieses Volk besteht, auch alle ferneren Offenbarungen des Göttlichen in demselben eintreten und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandteil desselben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende sich fügen und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, solange dieses selbst bleibt und fortdauernder Bestimmungsgrad wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies ist nun in höherer, vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Wortes ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt und eben darum auch in der zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz selbst seinem Inhalte nach kann wohl im Ganzen erfaßt werden, so wie wir es an den Deutschen als einem Urvolke erfaßt haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volkes noch näher in manchen seiner weiten Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgendeinem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewußten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im allgemeinen klar eingesehen werden kann, daß es ein solches Gesetz gebe. Es ist dieses Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, das mit dem Mehr der unbildlichen Ursprünglichkeit in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn in der Erscheinung eben beide nicht wieder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den Nationalcharakter eines Volkes genannt

hat, jenes Gesetz der Entwicklung des Ursprünglichen und Göttlichen. Es ist aus dem letztern klar, daß Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei betrieben haben, an ein Ursprüngliches und an eine Fortentwicklung desselben gar nicht glauben, sondern bloß an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind und, da sie in der Tat eigentlich auch nicht da sind, ebensowenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortlaufendem Leben ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eigenes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation und vermittels ihrer das ganze Menschengeschlecht innigst mit ihm selber verknüpft und ihrer aller Bedürfnisse bis ans Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzung des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie an Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüts und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl

einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keines überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem eins überliefert worden ist und in wessen Gemüte Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuern Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, unerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die Edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und atmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebt das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben in unsrer Mitte fort und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen, klaren Begriffe erfaßt und nach Anleitung dieses Begriffes errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, solange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderst, indem sie ihn beschränkt in der Wahl der Mittel für seinen nächsten Zweck, den innerlichen Frieden. Für diesen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte denn diese, so würde man wohl tun, dieselbe so eng als immer möglich zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesetzt diese Strenge wäre nicht nötig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker erweitert diese be-

schränkte Berechnung. Freiheit auch in den Regungen des äußerlichen Lebens ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesetzgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern: Man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht untereinander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige Edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der Tat gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höhern, über den Staat hinausliegenden Zwecke; sie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die einzelnen friedlich nebeneinander bestehen und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zu setzende, außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man von irgendeiner Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß dieses das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es sein, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höhern Zweck setzt denn den gewöhnlichen der Erhaltung des inneren Friedens, des Eigentums, der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseins aller. Für diesen höhern Zweck allein und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigentum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlsein, ja die Fortdauer des Staates selbst auf das Spiel zu setzen, ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des Beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich zu entscheiden, dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes ist gar kein rechtes, eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und

Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn und leben so in der Tat nicht ein eigenes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr gerät und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden, dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuten und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles bis auf sein Leben in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigentümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?). — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollen sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu tun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas Weiteres gehofft denn die Fortsetzung der Gewohnheit, dazusein unter leidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte und siegte. Im Glauben an diese Verheißung kämpften die in diesen Reden früher erwähnten deutschen Protestanten. Wußten sie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten und daß man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschlossen denn also ihre

Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligtum ihres Gemüts eindringen und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war und auf welchen allein sie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also auch ihre eigene Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften; dieser waren sie schon versichert; die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungeborenen Enkel und aller noch ungeborenen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten teilhaftig werden des Heils, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht war; für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspritzten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß sie sich selbst nicht ganz klar waren, daß sie in der Bezeichnung des Edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen und mit dem Munde ihrem Gemüte unrecht taten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntnis nicht das einzige und ausschließende Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes teilhaftig zu werden, so ist doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel diesseits des Grabes, ein mutigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist und die Nachkommen ihrer Gegner ebensowohl als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.

In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandrängenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Rutenbündel und Beile im Überfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen teilnehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohltäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben. Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, inwieweit es ohne Verlust ihrer Eigentümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blu-

tigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „Ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?“ Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortfuhren, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäß zu entscheiden und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es versteht sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben tat, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere und, man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist. Ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen uns jetzt zum Ausland gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen und sich nicht weiter wagen mag als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles und das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, gibt den Widerstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest

ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschaft und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird wie die römischen Heere; denn die erstern haben alles zu verlieren, die letztern bloß einiges zu gewinnen...

Verfassung

Lassalle



enn also die Verfassung das Grundgesetz eines Landes bildet, so wäre sie — und hier dämmert uns das erste Licht, meine Herren — ein bald noch näher zu bestimmendes Etwas oder, wie wir vorläufig gefunden haben, eine tätige Kraft, welche alle anderen Gesetze und rechtlichen Einrichtungen, die in diesem Lande erlassen werden, mit Notwendigkeit zu dem macht, was sie eben sind, so daß von nun ab gar keine andern Gesetze als eben diese in diesem Lande erlassen werden können. Gibt es denn nun aber etwas in einem Lande, meine Herren — und bei dieser Frage beginnt nun allmählich das volle Licht hereinzubrechen —, gibt es denn etwas in einem Lande, eine bestimmende tätige Kraft, welche auf alle Gesetze, die in diesem Lande erlassen werden, derart einwirkt, daß sie in einem gewissen Umfange notwendig so und nicht anders werden, wie sie eben sind?

Ei freilich, meine Herren, gibt es so etwas, und dies Etwas ist nichts anderes als — die tatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer gegebenen Gesellschaft bestehen.

Die tatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer jeden Gesellschaft bestehen, sind jene tätig wirkende Kraft, welche alle Gesetze und rechtlichen Einrichtungen dieser Gesellschaft so bestimmt, daß sie im wesentlichen gar nicht anders sein können, als sie eben sind.

Ich eile, mich durch ein sinnliches Beispiel ganz verständlich zu machen. Dies Beispiel wird zwar in der Form, in der ich es setze, durchaus nicht möglich sein. Aber abgesehen davon, daß sich später vielleicht zeigen wird, wie dasselbe Beispiel in einer andern Form allerdings ganz möglich ist, so kommt überhaupt gar nichts darauf an, ob das Beispiel eintreten kann, sondern bloß darauf, was wir an ihm lernen wollen, auf die Natur der Dinge, die sich enthüllen würde, wenn es einträte.

Sie wissen, meine Herren, daß in Preußen nur das Gesetzeskraft hat, was durch die Gesetzsammlung publiziert wird. Die Gesetzsammlung wird gedruckt

in der Deckerschen Oberhofbuchdruckerei. Die Originale der Gesetze selbst werden in gewissen Staatsarchiven verwahrt, in andern Archiven, Bibliotheken und Magazinen die gedruckten Gesetzsammlungen. Setzen Sie nun den Fall, daß eine große Feuersbrunst entstände, etwa wie der Hamburger Brand, und daß nun alle diese Staatsarchive, Bibliotheken, Magazine und die Deckersche Hofbuchdruckerei abbrennen und das dies durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände auch in den andern Städten der Monarchie stattfände und auch in bezug auf die Bibliotheken der Privatleute, in denen sich Gesetzsammlungen vorfinden, so daß nun in ganz Preußen kein einziges Gesetz in beglaubigter Form mehr existierte.

Das Land wäre dann durch dieses Unglück um alle seine Gesetze gekommen, und es bliebe ihm gar nichts übrig, als sich neue Gesetze zu machen. Glauben Sie denn nun, meine Herren, daß man in diesem Fall ganz beliebig zu Werke gehen, ganz beliebig neue Gesetze machen könnte, wie einem das eben konveniert? — Wir wollen sehen.

Ich setze also den Fall, Sie sagten: die Gesetze sind untergegangen, wir machen jetzt neue Gesetze, und wir wollen hierbei dem Königtum nicht mehr diejenige Stellung gönnen, die es bisher einnahm, oder sogar: wir wollen ihm gar keine Stellung mehr gönnen. Da würde der König einfach sagen: die Gesetze mögen untergegangen sein; aber tatsächlich gehorcht mir die Armee, marschiert auf meinen Befehl, tatsächlich geben auf meine Order die Kommandanten der Zeughäuser und Kasernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit auf die Straßen, und auf diese tatsächliche Macht gestützt, leide ich nicht, daß ihr mir eine andere Stellung macht, als ich will.

Sie sehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen — das ist ein Stück Verfassung!

Oder ich setze den Fall, Sie sagten: Wir sind achtzehn Millionen Preußen. Unter diesen achtzehn Millionen gibt es nur eine verschwindend kleine Anzahl großer adeliger Grundbesitzer. Wir sehen nicht ein, warum diese verschwindend kleine Anzahl großer Grundbesitzer einen solchen Einfluß üben soll wie die ganzen achtzehn Millionen zusammen, indem sie aus sich ein Herrenhaus bilden, welches die Beschlüsse des von der ganzen Nation gewählten Abgeordnetenhauses aufwiegt und verwirft, wenn sie etwas taugen. Ich setze den Fall, Sie sprächen so und sagten: wir sind alle „Herren" und wollen gar kein besonderes Herrenhaus mehr. Nun, meine Herren, die großen adeligen Grundbesitzer könnten dann freilich ihre Bauern nicht gegen Sie marschieren lassen! Ganz im Gegenteil, sie würden wahrscheinlich alle Hände voll zu tun haben, sich vor ihren Bauern zuerst zu retten. Aber die großen adeligen Grundbesitzer haben immer einen großen Einfluß bei Hof und König gehabt, und durch diesen Einfluß können sie nun das Heer und die Kanonen ebensogut für sich in Bewegung setzen, als wenn diese Machtmittel zu ihrer direkten Verfügung ständen.

Sie sehen also, meine Herren, ein Adel, der Einfluß bei Hof und König hat — das ist ein Stück Verfassung.

Oder ich setze den umgekehrten Fall, König und Adel einigten sich unter sich, die mittelalterliche Zunftverfassung wieder einführen zu wollen, und zwar nicht bloß für das kleine Handwerk, wie man dies vor einigen Jahren wirklich zum Teil versucht hat, sondern sie in der Weise einzuführen, wie sie im Mittelalter bestand, nämlich für die gesamte Produktion in der Gesellschaft, also auch für den Groß- und Fabrikationsbetrieb und für die Produktion mit Maschinen. Es wird Ihnen bekannt sein, meine Herren, daß das große Kapital unmöglich unter dem alten Zunftsystem produzieren könnte, daß der eigentliche Groß- und Fabrikationsbetrieb, die Produktion mit Maschinen, unter dem mittelalterlichen Zunftsystem durchaus nicht vor sich gehen könnte. Denn nach diesem Zunftsystem bestanden z. B. überall gesetzliche Abgrenzungen der verschiedenen, auch der am nächsten miteinander verwandten Arbeitszweige, und kein Gewerbetreibender durfte zwei derselben miteinander verbinden. Der Tüncher durfte kein Loch verstreichen, zwischen den Nagelschmieden und Schlossern wurden damals endlose Prozesse über die Grenzen ihrer beiderseitigen Gewerbe geführt, der Kattundrucker würde keinen Färber beschäftigen können. Ebenso war unter dem Zunftsystem das Quantum gesetzlich genau geregelt, das ein Gewerbetreibender produzieren konnte, indem nämlich an jedem Ort in jedem Gewerbszweige jeder Meister nur eine gleiche, gesetzlich bestimmte Anzahl von Arbeitskräften beschäftigen durfte.

Sie sehen, daß schon aus diesen beiden Gründen die große Produktion, die Produktion mit Maschinen und einem System von Maschinen, unter der Zunftverfassung nicht einen Tag vorwärtsgehen könnte. Denn diese große Produktion erfordert erstens als ihre Lebensluft die Verbindung der verschiedenartigsten Arbeitszweige unter den Händen desselben großen Kapitals; zweitens die massenhafte Produktion und die freie Konkurrenz, das heißt also, die unbeschränkte beliebige Anwendung von Arbeitskräften.

Wenn man also nun dennoch die Zunftverfassung heute einführen wollte — was würde entstehen?

Die Herren Borsig, Egells usw., die großen Kattunfabrikanten, Seidenfabrikanten usw. würden ihre Fabriken schließen und ihre Arbeiter entlassen, sogar die Eisenbahndirektionen würden dasselbe tun müssen, Handel und Gewerbe würden stocken, eine große Anzahl Handwerksmeister würde hierdurch wiederum, teils gezwungen, teils freiwillig, ihre Gesellen entlassen, diese ganze unendliche Volksmasse würde, nach Brot und Arbeit rufend, durch die Straßen wogen, hinter ihr stände, anfeuernd durch ihren Einfluß, ermutigend durch ihr Ansehen, Vorschub leistend durch ihre Geldmittel, die große Bourgeoisie, und es würde so ein Kampf ausbrechen, in welchem keineswegs der Sieg dem Heere verbleiben könnte.

Sie sehen also, meine Herren, die Herren Borsig und Egells, die großen Industriellen überhaupt — die sind ein Stück Verfassung.

Oder ich setze den Fall, die Regierung wollte eine jener Maßregeln ergreifen, welche das Interesse der großen Bankiers entschieden kränken. Die Regierung wollte z. B. sagen, die „Königliche Bank“ soll nicht dazu da sein, wie sie es gegenwärtig ist, den großen Bankiers und Kapitalisten, die ohnehin schon über alles Geld und allen Kredit verfügen, und die heutzutage allein auf ihre Unterschriften bei der Bank diskontieren können, d. h. Kredit erhalten, den Kredit noch billiger zu machen, sondern sie soll gerade dazu da sein, dem kleinen und Mittelmann den Kredit zugänglich zu machen — und man gäbe nun der „Königlichen Bank“ eine solche Organisation, die dieses Resultat nach sich zöge —, würde das gehen, meine Herren? Nun, meine Herren, einen Aufstand würde das freilich nicht nach sich ziehen. Aber für die heutige Regierung ginge das auch nicht.

Denn von Zeit zu Zeit, meine Herren, kommt die Regierung in die Lage, solche Geldmittel, solche Massen von Geldmitteln zu gebrauchen, da sie sie nicht in der Form von Steuern aufzubringen wagt. In diesem Falle greift sie zu dem Ausweg, das Geld der Zukunft aufzuessen, d. h. Anleihen zu machen und Staatspapiere dafür auszugeben. Hierzu braucht sie die Bankiers. Zwar geht auf die Länge der Zeit der größte Teil der Staatspapiere doch wieder in die Hände der gesamten besitzenden Klasse der Nation und der kleinen Rentiers über. Aber hierzu ist Zeit, oft viel Zeit erforderlich. Die Regierung aber braucht das Geld schnell und auf einen Tisch, oder in wenigen Terminen, darin braucht sie Zwischenpersonen, Vermittler, die ihr einstweilen das gesamte Geld geben und es auf ihre eigene Kappe nehmen, die Staatspapiere, die sie dafür erhalten, im Laufe der Zeit an das große Publikum, noch dazu mit dem Gewinn der Kurssteigerung, welche den Papieren auf der Börse künstlich gegeben wird, abzusetzen. Diese Zwischenpersonen sind die großen Bankiers, und darum darf es die Regierung heutzutage mit ihnen nicht verderben.

Sie sehen also, meine Herren, die Bankiers Mendelssohn, Schickle, die Börse überhaupt — das ist ein Stück Verfassung.

Oder ich setze den Fall, die Regierung wollte z. B. ein Strafgesetz erlassen, welches, wie es deren in China gibt, wenn einer einen Diebstahl begeht, seinen Vater dafür bestraft. Das würde ebensowenig gehen, denn dagegen würde sich die allgemeine Bildung, das allgemeine Bewußtsein, zu mächtig auflehnen. Alle Staatsbeamte und Geheimräte sogar würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, sogar die Mitglieder des Herrenhauses würden dagegen Einsprache tun, und Sie sehen also, meine Herren, in gewissen Grenzen ist das allgemeine Bewußtsein, die allgemeine Bildung gleichfalls ein Stück Verfassung. Oder ich setze den Fall, die Regierung entschlösse sich, zwar den Adel, die Bankiers, die großen Industriellen und großen Kapitalisten überhaupt zufriedenzustellen,

dagegen aber dem Kleinbürger und Arbeiter seine politische Freiheit zu entziehen. Würde das denn gehen, meine Herren? Ei freilich, meine Herren, das geht eine Zeitlang; das hat sich ja schon gezeigt, daß das geht, und wir werden später noch Gelegenheit haben, einen Blick darauf zu werfen.

Jetzt setze ich aber den Fall so: man wolle dem Kleinbürger und Arbeiter nicht nur seine politische, sondern auch seine persönliche Freiheit entziehen, d. h. man wolle ihn für persönlich unfrei, für leibeigen oder hörig erklären, wie er dies im fernen, fernen Jahrhundert des Mittelalters in vielen Ländern in der Tat war. Würde das gehen, meine Herren?

Nein, und wenn sich hierüber auch König, Adel und die ganze große Bourgeoisie einten — das ginge doch nicht. Denn in diesem Falle würden Sie sagen: wir wollen uns lieber totschlagen lassen, als dies erdulden. Die Arbeiter würden, auch ohne daß Borsig und Egells ihre Fabriken schlössen, auf die Straße eilen, der ganze kleine Bürgerstand ihnen zu Hilfe, und da ihr vereinter Widerstand sehr schwer zu besiegen sein möchte, so sehen Sie, meine Herren, daß in gewissen alleräußersten Fällen Sie alle ein Stück Verfassung sind.

Wir haben jetzt also gesehen, meine Herren, was die Verfassung eines Landes ist, nämlich: die in einem Lande bestehenden tatsächlichen Machtverhältnisse.

Wie verhält es sich denn nun aber mit dem, was man gewöhnlich Verfassung nennt, mit der rechtlichen Verfassung? Nun, meine Herren, Sie sehen jetzt sofort von selbst, wie es damit steht!

Diese tatsächlichen Machtverhältnisse schreibt man auf ein Blatt Papier nieder, gibt ihnen schriftlichen Ausdruck, und wenn sie nun niedergeschrieben worden sind, so sind sie nicht nur tatsächliche Machtverhältnisse mehr, sondern jetzt sind sie auch zum Recht geworden, zu rechtlichen Einrichtungen, und wer dagegen angeht, wird bestraft!...



Der Bürgereid


Der
Deutsche
und die
Menschheit

Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Moritz Arndt

Einleitende Gedanken

Friedrich Ludwig Jahn / Volkstum und Menschheit

Welches Volkstum steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? Kein anderes, als das den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat, mit einer äußersten Allseitigkeit sie sinnbildlich im Kleinen vorbildet, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker!

Ernst Moritz Arndt / Deutschlands Weltmission

Als ein Bollwerk zwischen Frankreich und Rußland und als ein Schildhalter skandinavischer, hispanischer und italienischer Freiheit wird es wohltätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäischen Lebens das wütende und zerstörende Zusammenstürmen des Westen und Osten unsers Weltteils hindern. Zu dieser erhabenen Rolle ist das deutsche Volk offenbar bestimmt und wird sie einst spielen. Es ist auch geschickt dazu, weil es ein mäßiges Friedensvolk und nicht, gleich den Franzosen, nach der Eroberung fremder Länder lüstern ist. Unter einem Herrn, seine Lande in Freiheit beschirmend, wird es das Glück und die Ruhe der Fremden nimmer stören, sondern Frieden stiftend und Gerechtigkeit und Kunst und Wissenschaft pflegend, durch kriegerische Tugenden gefürchtet, durch stille Tugenden geliebt sein.

Friedrich Ludwig Jahn

Welches europäische Volkstum kommt der Griechheit am nächsten? Welches abendländische Volk hat in sich die meisten Spuren früherer morgenländischer Bildung erhalten? Welches hat jenen aus dem Ursitz der Völkerbildung stammenden Geist am längsten und reinsten bewahrt? Die erste Frage werden wir nach Vergleichung der Sprachen, ihrer Übersetzungsfähigkeit und Nachbildungskraft und der verwandten Dichtkünste für das deutsche Volk entscheiden. Auf ähnlichem Wege werden wir die andere für uns vorteilhaft finden, wenn die alte Urverwandtschaft mit Persern und Indern durchgeführt wird, sollten gleich einige Glieder des großen Völkerstammbaumes teils erloschen sein oder ungeschichtlich bleiben. Zuletzt müssen wir die wahre Gestalt des Urchristentums ausmitteln und uns alsdann in der Völkerwelt umsehen: Welches von allen noch lebenden Volkstümern dem reinen Christentum am meisten zusagt? Unmöglich

wird das Endurteil für ein anderes, als für das echte, unverfälschte, menschheitliche Deutsche Volkstum ausfallen; und dann ist die deutsche Kirchenverbesserung unter den Völkern germanischen Geschlechts eine vollkommen erklärbare Erscheinung, die vom Nordkap bis zu den Alpenfirnen, von Irland bis zur Narwa und durch Ungarn bis nach Siebenbürgen wie eine Blitzmitteilung geleitet wurde. Sie war ein plötzliches unvermutetes Auffinden eines unbekannten Nahverwandten, ein Wiedererkennen eines lange verschollenen Freundes.

Ernst Moritz Arndt / Weltbürgertum und Volkstum

Unsere Philosophen geben uns einen hohen Rang. Sie sagen, die Deutschen seien das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken geboren und erhalten habe. Solche Verfassung der Vielherrschaft habe sein müssen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. Auch des Staates unscheinbarer und formloser Zustand sei trefflich gewesen, von allem Politischen und Volkstümlichen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menschliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweisen. So könne nur Weltsinn geboren werden. Kosmopolitismus sei edler als Nationalismus und die Menschheit erhabener als das Volk. So möge das Volk verschwinden wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menschheit werde.

Diese Ideen sind hoch, aber sie sind nicht verständig, und das Verständige ist höher. Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch. Ihr Philosophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdisches begreifen könntet. Zwar lebte Christus in der Wüste hoch über dem Bürger und lernte in der Einsamkeit das Himmlische von dem Himmlischen, Plato holte seine Weisheit nicht von den Landstraßen und Märkten, aber freie, lebendige Menschen machen die Welt, woraus solche geboren und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles sklavisch, und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde bringen, wenn auf Erden elendes Gesindel weidet. Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden; ein ganzes Volk ist es nie. Die edelsten Geister werden nur aus dem ganzen Volke geboren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr ist in der Menge, da wird es nicht mehr in den einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit schon durch den Medusenanblick des Niedrigen verstimmt. Würdiges sei auf Erden, frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochsinn, die Wahrheit zu vernehmen, im Fürsten, Gerechtigkeit in der Regierung! Dies ist das sichtbare Reich Gottes auf Erden; das unsichtbare macht sich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen, und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunst, Tat und Werk. Helden stürzen in das Schwert für das Vaterland und den König, Künstler bilden, Erfinder denken, stolz geht der Kleinste am Pfluge und Ruder, denn er hilft das Große erschaffen und genießt es mit.

Deutsche Humanität

Siehe, die Tapferkeit und Frömmigkeit und Redlichkeit ist die deutsche Humanität oder Menschlichkeit, durch die mürben Herzen aber ist die Gerechtigkeit vergangen und durch die weibischen und zierischen Gefühle die Frömmigkeit und Tapferkeit gestorben.

Deutsche Tugenden

Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes, Langmut ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatischer Unbehilflichkeit versetzt, sind alte anerkannte Volkstugenden. Sie gebaren im Mittelalter Wohlstand und Gerechtigkeit drinnen und Achtung und Furcht draußen. Freiheit und Bürgersinn schufen glückliche Munizipalitäten; wohin Deutsche zogen, brachten sie Gesetze der Zucht. Die Städte längs der Ostsee bis an die Newa wie die Kolonisten in Siebenbürgen hatten freien Sinn und haben ihn zum Teil noch. Die Schweiz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsstadt sind Geburten deutschen Sinnes gewesen. Freilich die gigantischen Worte und Taten der Alten, ihre republikanischen Erschütterungen und Revolutionen, die begeisterte Freiheitswut des Atheners und Genuesers, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen hier; aber desto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das sind mehr Herrlichkeiten für die Poeten als für die Bürger, die darin mit umgerührt werden. Dergleichen Gemälde möchten nun hier nicht so viele zu finden sein, und selbst das beste Deutsche möchte wohl gar etwas steif und pedantisch aussehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu sein; leider ist das Zierliche nicht immer gerecht. Mit innigem Vergnügen versetze ich mich immer in die Zeit altdeutschen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmütige Naivität hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein schöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeisterungslosen Zeitalter Pedanterie daraus wird. Man studiere die Geschichten der Zünfte und Innungen, die Verfassungen und Taten kleiner Reichsstädte, welch eine unendliche Anlage für Gehorsam und Gesetz! Das ist doch wohl Anlage für Freiheit? Dieser sinnige, gleiche, gutmütige Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und schwachen Resten lebt, gab Mäßigkeit und Besonnenheit, ohne welche keine Freiheit ist. Lies unsere alten Geschichten, höre unsere alten Märchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eyks Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Charakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Südens, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheit desselben.

Von der Erziehung des Menschengeschlechtes

Schiller



er Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend bloßes Leben sein, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschließend bloße Gestalt sein, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfnis der Kunst leiten ließen, geurteilt worden ist: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist und doch weder äußerlich noch innerlich nötigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüt bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfnis befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden teilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Notwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, sowie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nötigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht; ebenso nimmt das Gemüt die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Notwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und, indem es mit der Empfindung zusammentrifft, legt das Notwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen sein mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolen Gegenständen gleichgestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfah-

rungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes wert; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit sein, indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin tut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet: längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur, daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit,

welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber, indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Vom Gebrauch der Vernunft

Immanuel Kant

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt, oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, über dem noch in grenzenlose Zeiten ihrer peri-

odischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Allein Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu tun, um diese auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art anzustellen? Beispiele mögen hierbei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen und unser Verstand in ihrem weiten Umfange zu verfolgen nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Kultur auf unendlichen Nutzen hinauszieht, und endigte — mit der Schwärmerei oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Teil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht so wie der Gebrauch der Füße sich von selbst vermittels der öftern Ausübung findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewohl spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu tun vorhat, und sie nicht anders als im Gleise einer vorher wohlüberdachten Methode ihren Gang machen zu lassen, so bekam die Beurteilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung und mit dieser zugleich einen ohne Vergleichung glücklicheren Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die bei fortgehender Beobachtung hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber zurückgehen zu müssen fürchten darf.

Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anrätig sein und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch urteilenden Vernunft bei Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns beides rein und, was jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen und so teils der Verirrung einer noch rohen, ungeübten Beurteilung, teils (welches weit nötiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntnis der Natur geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht bloß verstanden wird, was man tun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen und andere vor Irrwegen zu sichern: eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publikum keinen Anteil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm nach einer solchen Bearbeitung allererst recht hell einleuchten können.

Von der Menschenwürde

Immanuel Kant

Ein jeder Mensch hat rechtmäßigen Anspruch auf Achtung von seinem Nebenmenschen, und wechselseitig ist er dazu auch gegen jeden andern verbunden.

Die Menschheit selbst ist eine Würde; denn der Mensch kann von keinem Menschen (weder von anderen noch sogar von sich selbst) bloß als Mittel, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck gebraucht werden, und darin besteht eben seine Würde (die Persönlichkeit), dadurch er sich über alle anderen Weltwesen, die nicht Menschen sind und doch gebraucht werden können, mithin über alle Sachen erhebt. Gleichwie er also sich selbst für keinen Preis weggeben kann (welches der Pflicht der Selbstschätzung widerstreiten würde), so kann er auch nicht der ebenso notwendigen Selbstschätzung anderer als Menschen entgegenhandeln, das ist: er ist verbunden, die Würde der Menschheit an jedem andern Menschen praktisch anzuerkennen; mithin ruht auf ihm eine Pflicht, die sich auf die jedem andern Menschen notwendig zu erzeigende Achtung bezieht.

Der Wille und das Gesetz

Immanuel Kant



s ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Witz, Urteilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Mut, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze als Eigenschaften des Temperaments sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigentümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichtum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande unter dem Namen der Glückseligkeit machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüt und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint.

Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber dessenungeachtet keinen innern unbedingten Wert, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Überlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Teil vom innern Werte der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen worden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten werden.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgendeines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich gut und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich

weit höher zu schätzen als alles, was durch ihn zugunsten irgendeiner Neigung, ja, wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zustande gebracht werden könnte. Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille (freilich nicht etwa als ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, soweit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich glänzen, als etwas, das seinen vollen Wert in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werte weder etwas zusetzen noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung sein, um ihn im gemeinen Verkehr besser handhaben zu können oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber um ihn Kennern zu empfehlen und seinen Wert zu bestimmen.

Es liegt gleichwohl in dieser Idee von dem absoluten Werte des bloßen Willens, ohne einigen Nutzen bei Schätzung desselben in Anschlag zu bringen, etwas so Befremdliches, daß unerachtet aller Einstimmung selbst der gemeinen Vernunft mit derselben dennoch ein Verdacht entspringen muß, daß vielleicht bloß hochfliegende Phantasterei insgeheim zum Grunde liege und die Natur in ihrer Absicht, warum sie unserm Willen Vernunft zur Regiererin beigelegt habe, falsch verstanden sein möge. Daher wollen wir diese Idee aus diesem Gesichtspunkte auf die Prüfung stellen.

In den Naturanlagen eines organisierten, d. i. zweckmäßig zum Leben eingerichteten Wesens nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgendeinem Zwecke in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem Wesen, das Vernunft und einen Willen hat, seine Erhaltung, sein Wohlergehen, mit einem Worte seine Glückseligkeit, der eigentliche Zweck der Natur, so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft des Geschöpfs zur Ausrichterin dieser ihrer Absicht zu ersehen. Denn alle Handlungen, die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Instinkt vorgezeichnet und jener Zweck weit sicherer dadurch haben erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geschehen kann, und sollte diese ja obenein dem begünstigten Geschöpf erteilt worden sein, so würde sie ihm nur dazu haben dienen müssen, um über die glückliche Anlage seiner Natur Betrachtungen anzustellen, sie zu bewundern, sich ihrer zu erfreuen und der wohltätigen Ursache dafür dankbar zu sein; nicht aber, um sein Begehrungsvermögen jener schwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabsicht zu pfuschen; mit einem Worte, sie würde verhütet haben, daß Vernunft nicht in praktischen Gebrauch ausschlüge und die Vermessenheit hätte, mit ihren schwachen Einsichten ihr selbst den Entwurf der Glückseligkeit und der

Mittel, dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch der Mittel selbst übernommen und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instinkte anvertraut haben.

In der Tat finden wir auch, daß, je mehr eine kultivierte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den Versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft, entspringt, weil sie nach dem Überschlage alles Vorteils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der Tat nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen als an Glückseligkeit gewonnen haben und darüber endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinkts näher ist und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Tun und Lassen verstattet, eher beneiden als geringschätzen. Und soweit muß man gestehen, daß das Urteil derer, die die ruhmredigen Hochpreisungen der Vorteile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämisch oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sei, sondern daß diesen Urteilen insgeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher und nicht der Glückseligkeit die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei und welcher darum als oberster Bedingung die Privatabsicht des Menschen größtenteils nachstehen muß.

Denn da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Teil selbst vervielfältigt) sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinkt viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl aber uns Vernunft als praktisches Vermögen, d. i. als ein solches, das Einfluß auf den Willen haben soll, dennoch zugeteilt ist: so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen nicht etwa in anderer Absicht als Mittel, sondern an sich selbst guten Willen hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nötig war, wo anders die Natur überall in Austeilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut und zu allem übrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Kultur der Vernunft, die zur erstern und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Ver-

nunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zwecks, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein.

Um aber den Begriff eines an sich selbst hochzuschätzenden und ohne weitere Absicht guten Willens, so wie er schon dem natürlichen gesunden Verstand beiwohnt und nicht sowohl gelehrt als vielmehr nur aufgeklärt zu werden bedarf, diesen Begriff, der in der Schätzung des ganzen Werts unserer Handlungen immer obenan steht und die Bedingung alles übrigen ausmacht, zu entwickeln, wollen wir den Begriff der Pflicht vor uns nehmen, der den eines guten Willens, obzwar unter gewissen subjektiven Einschränkungen und Hindernissen, enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verstecken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch Abstechung heben und desto heller hervorscheinen lassen.

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen ist gar nicht einmal die Frage, ob sie aus Pflicht geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen beiseite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar keine Neigung haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung aus Pflicht oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist und das Subjekt noch überdem unmittelbare Neigung zu ihr hat. Z. B. es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen unerfahrenen Käufer nicht überteure, und, wo viel Verkehr ist, tut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, sondern hält einen festgesetzten allgemeinen Preis für jedermann, so daß ein Kind ebensogut bei ihm kauft als jeder andere. Man wird also ehrlich bedient; allein das ist lange nicht genug, um deswegen zu glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grundsätzen der Ehrlichkeit so verfahren; sein Vorteil erforderte es; daß er aber überdem noch eine unmittelbare Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam aus Liebe keinem vor dem andern im Preise den Vorzug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Also war die Handlung weder aus Pflicht noch aus unmittelbarer Neigung, sondern bloß in eigennütziger Absicht geschehen.

Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Teil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Wert und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet

als kleinmütig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht: alsdann hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

Wohltätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche so teilnehmend gestimmte Seelen, daß sie auch ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Wert habe, sondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicherweise auf das trifft, was in der Tat gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwert ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht zu tun. Gesetzt also, das Gemüt jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Teilnehmung an anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, andern Notleidenden wohlzutun, aber fremde Not rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödlichen Unempfindlichkeit heraus und täte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat sie allererst ihren echten moralischen Wert. Noch mehr: wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer wäre, vielleicht weil er, selbst gegen seine eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem andern auch voraussetzt oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Produkt sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höhern Wert zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! Gerade da hebt der Wert des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohltue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Seine eigene Glückseligkeit sichern, ist Pflicht (wenigstens indirekt), denn der Mangel der Zufriedenheit mit seinem Zustande in einem Gedränge von vielen Sorgen und mitten unter unbefriedigten Bedürfnissen könnte leicht eine große Versuchung zu Übertretung der Pflichten werden. Aber auch ohne hier auf Pflicht zu sehen, haben alle Menschen schon von selbst die mächtigste und innigste Neigung zur Glückseligkeit, weil sich gerade in dieser Idee alle Neigungen zu einer Summe vereinigen. Nur ist die Vorschrift der Glückseligkeit mehrenteils so beschaffen, daß sie einigen Neigungen großen Abbruch tut und doch der Mensch sich von der Summe der Befriedigung aller unter dem Namen der Glück-

seligkeit keinen bestimmten und sichern Begriff machen kann; daher nicht zu verwundern ist, wie eine einzige in Ansehung dessen, was sie verheißt, und der Zeit, worin ihre Befriedigung erhalten werden kann, bestimmte Neigung eine schwankende Idee überwiegen könne und der Mensch, z. B. ein Podagrist, wählen könne, zu genießen, was ihm schmeckt, und zu leiden, was er kann, weil er nach seinem Überschlage hier wenigstens sich nicht durch vielleicht grundlose Erwartungen eines Glücks, das in der Gesundheit stecken soll, um den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks gebracht hat. Aber auch in diesem Falle, wenn die allgemeine Neigung zur Glückseligkeit seinen Willen nicht bestimmte, wenn Gesundheit für ihn wenigstens nicht so notwendig in diesen Überschlag gehörte, so bleibt noch hier, wie in allen andern Fällen, ein Gesetz übrig, nämlich seine Glückseligkeit zu befördern, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht, und da hat sein Verhalten allererst den eigentlichen moralischen Wert.

So sind ohne Zweifel auch die Schriftstellen zu verstehen, darin geboten wird, seinen Nächsten, selbst unsern Feind, zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohltun aus Pflicht selbst, wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widersteht, ist praktische und nicht pathologische Liebe, die im Willen liegt und nicht im Hange der Empfindung, in Grundsätzen der Handlung und nicht schmelzender Teilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.

Der zweite Satz ist: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Wert nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern bloß von dem Prinzip des Wollens, nach welchem die Handlung unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens geschehen ist. Daß die Absichten, die wir bei Handlungen haben mögen, und ihre Wirkungen, als Zwecke und Triebfedern des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und moralischen Wert erteilen können, ist aus dem vorigen klar. Worin kann also dieser Wert liegen, wenn er nicht im Willen in Beziehung auf deren verhoffte Wirkung bestehen soll? Er kann nirgends anders liegen als im Prinzip des Willens unangesehen der Zwecke, die durch solche Handlung bewirkt werden können; denn der Wille ist mitten inne zwischen seinem Prinzip **a priori**, welches formell ist, und zwischen seiner Triebfeder **a posteriori**, welche materiell ist, gleichsam auf einem Scheidewege, und da er doch irgendwodurch muß bestimmt werden, so wird er durch das formelle Prinzip des Wollens überhaupt bestimmt werden müssen, wenn eine Handlung aus Pflicht geschieht, da ihm alles materielle Prinzip entzogen worden.

Den dritten Satz als Folgerung aus beiden vorigen würde ich so ausdrücken: Pflicht ist die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz. Zum Objekte als Wirkung meiner vorhabenden Handlung kann ich zwar Neigung haben, aber niemals Achtung, eben darum, weil sie bloß eine Wirkung und nicht

Tätigkeit eines Willens ist. Ebenso kann ich für Neigung überhaupt, sie mag nun meine oder eines andern seine sein, nicht Achtung haben, ich kann sie höchstens im ersten Falle billigen, im zweiten bisweilen selbst lieben, d. i. sie als meinem eigenen Vorteile günstig ansehen. Nur das, was bloß als Grund, niemals aber als Wirkung mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner Neigung dient, sondern sie überwiegt, wenigstens diese von deren Überschlage bei der Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße Gesetz für sich, kann ein Gegenstand der Achtung und hiermit ein Gebot sein. Nun soll eine Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung und mit ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, also bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen könne, als objektiv das Gesetz und subjektiv reine Achtung für dieses praktische Gesetz, mithin die Maxime[1], einem solchen Gesetze selbst mit Abbruch aller meiner Neigungen Folge leisten.

Es liegt also der moralische Wert der Handlung nicht in der Wirkung, die daraus erwartet wird, also auch nicht in irgendeinem Prinzip der Handlung, welches seinen Bewegungsgrund von dieser erwarteten Wirkung zu entlehnen bedarf. Denn alle diese Wirkungen (Annehmlichkeit seines Zustandes, ja gar Beförderung fremder Glückseligkeit) konnten auch durch andere Ursachen zustande gebracht werden, und es brauchte also dazu nicht des Willens eines vernünftigen Wesens, worin gleichwohl das höchste und unbedingte Gute allein angetroffen werden kann. Es kann daher nichts anders als die Vorstellung des Gesetzes an sich selbst, die freilich nur im vernünftigen Wesen stattfindet, sofern sie, nicht aber die verhoffte Wirkung, der Bestimmungsgrad des Willens ist, das so vorzügliche Gute, welches wir sittlich nennen, ausmachen, welches in der Person selbst schon gegenwärtig ist, die danach handelt, nicht aber allererst aus der Wirkung erwartet werden darf[2].

---

[1] Maxime ist das subjektive Prinzip des Wollens; das objektive Prinzip (d. i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjektiv zum praktischen Prinzip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesetz.

[2] Man könnte mir vorwerfen, als suchte ich hinter dem Worte Achtung nur Zuflucht in meine dunkelen Gefühle, anstatt durch einen Begriff der Vernunft in der Frage deutliche Auskunft zu geben. Allein wenn Achtung gleich ein Gefühl ist, so ist es doch kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl und daher von allen Gefühlen der ersteren Art, die sich auf Neigung oder Furcht bringen lassen, spezifisch unterschieden. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung, welche bloß das Bewußtsein der Unterordnung meines Willens unter einem Gesetze ohne Vermittlung anderer Einflüsse auf meinen Sinn bedeutet. Die unmittelbare Bestimmung des Willens durchs Gesetz und das Bewußtsein derselben heißt Achtung, so daß diese als Wirkung des Gesetzes aufs Subjekt und nicht als Ursache desselben angesehen wird. Eigentlich ist Achtung die Vorstellung von einem Werte, der meiner Selbstliebe Abbruch tut. Also ist es etwas, was weder als Gegenstand der Neigung noch der Furcht betrachtet wird, obgleich es mit beiden zugleich etwas Analogisches hat. Der Gegenstand der Achtung ist also lediglich das Gesetz, und zwar dasjenige, das wir uns selbst und doch als an sich notwendig auferlegen. Als Gesetz sind wir ihm unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als uns von uns selbst auferlegt, ist es doch eine Folge unseres Willens und hat in der ersten Rücksicht Analogie mit Furcht, in der zweiten mit Neigung. Alle Achtung für eine Person ist eigentlich nur Achtung fürs Gesetz (der Rechtschaffenheit usw.), wovon jene uns das Beispiel gibt. Weil wir Erweiterungen unserer Talente auch als Pflicht ansehen, so stellen wir uns an einer Person von Talenten auch gleichsam das Beispiel eines Gesetzes vor (ihr durch Übung hierin ähnlich zu werden), und das macht unsere Achtung aus. Alles moralische sogenannte Interesse besteht lediglich in der Achtung fürs Gesetz.

Was kann das aber wohl für ein Gesetz sein, dessen Vorstellung, auch ohne auf die daraus erwartete Wirkung Rücksicht zu nehmen, den Willen bestimmen muß, damit dieser schlechterdings und ohne Einschränkung gut heißen könne? Da ich den Willen aller Antriebe beraubt habe, die ihm aus der Befolgung irgendeines Gesetzes entspringen könnten, so bleibt nichts als die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Handlungen überhaupt übrig, welche allein dem Willen zum Prinzip dienen soll, d. i. ich soll niemals anders verfahren, als so, daß ich auch wollen könne, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden. Hier ist nun die bloße Gesetzmäßigkeit überhaupt (ohne irgendein auf gewisse Handlungen bestimmtes Gesetz zum Grunde zu legen) das, was dem Willen zum Prinzip dient und ihm auch dazu dienen muß, wenn Pflicht nicht überall ein leerer Wahn und schimärischer Begriff sein soll; hiemit stimmt die gemeine Menschenvernunft in ihrer praktischen Beurteilung auch vollkommen überein und hat das gedachte Prinzip jederzeit vor Augen.

Die Frage sei z. B.: darf ich, wenn ich im Gedränge bin, nicht ein Versprechen tun, in der Absicht, es nicht zu halten? Ich mache hier leicht den Unterschied, den die Bedeutung der Frage haben kann, ob es klüglich oder ob es pflichtmäßig sei, ein falsches Versprechen zu tun. Das erstere kann ohne Zweifel öfters stattfinden. Zwar sehe ich wohl, daß es nicht genug sei, mich vermittels dieser Ausflucht aus einer gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, sondern wohl überlegt werden müsse, ob mir aus dieser Lüge nicht hinterher viel größere Ungelegenheit entspringen könne als die sind, von denen ich mich jetzt befreie, und, da die Folgen bei aller meiner vermeinten Schlauigkeit nicht so leicht vorauszusehen sind, daß nicht ein einmal verlorenes Zutrauen mir weit nachteiliger werden könnte als alles Übel, das ich jetzt zu vermeiden gedenke, ob es nicht klüglicher gehandelt sei, hierbei nach einer allgemeinen Maxime zu verfahren und es sich zur Gewohnheit zu machen, nichts zu versprechen als in der Absicht, es zu halten. Allein es leuchtet mir hier bald ein, daß eine solche Maxime doch immer nur die besorglichen Folgen zum Grunde habe. Nun ist es doch etwas ganz anderes, aus Pflicht wahrhaft zu sein als aus Besorgnis der nachteiligen Folgen: indem im ersten Falle der Begriff der Handlung an sich selbst schon ein Gesetz für mich enthält, im zweiten ich mich allererst anderwärts umsehen muß, welche Wirkungen für mich wohl damit verbunden sein möchten. Denn wenn ich von dem Prinzip der Pflicht abweiche, so ist es ganz gewiß böse; werde ich aber meiner Maxime der Klugheit abtrünnig, so kann das mir doch manchmal sehr vorteilhaft sein, wiewohl es freilich sicherer ist, bei ihr zu bleiben. Um indessen mich in Ansehung der Beantwortung dieser Aufgabe, ob ein lügenhaftes Versprechen pflichtmäßig sei, auf die allerkürzeste und doch untrügliche Art zu belehren, so frage ich mich selbst: würde ich wohl damit zufrieden sein, daß meine Maxime (mich durch ein unwahres Versprechen aus der Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines Gesetz (sowohl für mich als andere) gelten solle, und würde ich wohl zu mir sagen können:

es mag jedermann ein unwahres Versprechen tun, wenn er sich in Verlegenheit befindet, daraus er sich auf andere Art nicht ziehen kann? So werde ich bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein allgemeines Gesetz zu lügen gar nicht wollen könne; denn nach einem solchen würde es eigentlich gar kein Versprechen geben, weil es vergeblich wäre, meinen Willen in Ansehung meiner künftigen Handlungen andern vorzugeben, die diesem Vorgeben doch nicht glauben oder, wenn sie es übereilterweise täten, mich doch mit gleicher Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime, sobald sie zum allgemeinen Gesetze gemacht würde, sich selbst zerstören müsse.

Was ich also zu tun habe, damit mein Wollen sittlich gut sei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit. Unerfahren in Ansehung des Weltlaufs, unfähig auf alle sich ereignende Vorfälle desselben gefaßt zu sein, frage ich mich nur: Kannst du auch wollen, daß deine Maxime ein allgemeines Gesetz werde? Wo nicht, so ist sie verwerflich, und das zwar nicht um eines dir oder auch anderen daraus bevorstehenden Nachteils willen, sondern weil sie nicht als Prinzip in eine mögliche allgemeine Gesetzgebung passen kann; für diese aber zwingt mir die Vernunft unmittelbare Achtung ab, von der ich zwar jetzt noch nicht einsehe, worauf sie sich gründe (welches der Philosoph untersuchen mag), wenigstens aber doch so viel verstehe: daß es eine Schätzung des Wertes sei, welcher allen Wert dessen, was durch Neigung angepriesen wird, weit überwiegt, und daß die Notwendigkeit meiner Handlungen aus reiner Achtung fürs praktische Gesetz dasjenige sei, was die Pflicht ausmacht, der jeder andere Bewegungsgrund weichen muß, weil sie die Bedingung eines an sich guten Willens ist, dessen Wert über alles geht.

So sind wir denn in der moralischen Erkenntnis der gemeinen Menschenvernunft bis zu ihrem Prinzip gelangt, welches sie sich zwar freilich nicht so in einer allgemeinen Form abgesondert denkt, aber doch jederzeit wirklich vor Augen hat und zum Richtmaße ihrer Beurteilung braucht. Es wäre hier leicht zu zeigen, wie sie mit diesem Kompasse in der Hand in allen vorkommenden Fällen sehr gut Bescheid wisse, zu unterscheiden, was gut, was böse, pflichtmäßig oder pflichtwidrig sei, wenn man, ohne sie im mindesten etwas Neues zu lehren, sie nur, wie Sokrates tat, auf ihr eigenes Prinzip aufmerksam macht, und daß es also keiner Wissenschaft und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu tun habe, um ehrlich und gut, ja sogar um weise und tugendhaft zu sein. Das ließe sich auch wohl schon zum voraus vermuten, daß die Kenntnis dessen, was zu tun, mithin auch zu wissen jedem Menschen obliegt, auch jedes, selbst des gemeinsten Menschen Sache sein werde. Hier kann man es doch nicht ohne Bewunderung ansehen, wie das praktische Beurteilungsvermögen vor dem theoretischen im gemeinen Menschenverstande so gar viel voraus habe. In dem letzteren, wenn die gemeine Vernunft es wagt, von den Erfahrungsgesetzen und den Wahrnehmungen der Sinne abzugehen, gerät sie in lauter Unbegreiflichkeiten

20*

und Widersprüche mit sich selbst, wenigstens in ein Chaos von Ungewißheit, Dunkelheit und Unbestand. Im praktischen aber fängt die Beurteilungskraft dann eben allererst an, sich recht vorteilhaft zu zeigen, wenn der gemeine Verstand alle sinnlichen Triebfedern von praktischen Gesetzen ausschließt. Er wird alsdann sogar subtil, es mag sein, daß er mit seinem Gewissen oder anderen Ansprüchen in Beziehung auf das, was recht heißen soll, schikanieren, oder auch den Wert der Handlungen zu seiner eigenen Belehrung aufrichtig bestimmen will, und was das meiste ist, er kann im letzteren Falle sich ebensogut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es sich immer ein Philosoph versprechen mag, ja ist beinahe noch sicherer hierin als selbst der letztere, weil dieser doch kein anderes Prinzip als jener haben, sein Urteil aber durch eine Menge fremder, nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen kann. Wäre es demnach nicht ratsamer, es in moralischen Dingen bei dem gemeinen Vernunfturteil bewenden zu lassen und höchstens nur Philosophie anzubringen, um das System der Sitten desto vollständiger und faßlicher, imgleichen die Regeln derselben zum Gebrauche (noch mehr aber zum Disputieren) bequemer darzustellen, nicht aber um selbst in praktischer Absicht den gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt abzubringen und ihn durch Philosophie auf einen neuen Weg der Untersuchung und Belehrung zu bringen?

Es ist eine herrliche Sache um die Unschuld, nur es ist auch wiederum sehr schlimm, daß sie sich nicht wohl bewahren läßt und leicht verführt wird. Deswegen bedarf selbst die Weisheit — die sonst wohl mehr im Tun und Lassen als im Wissen besteht — doch auch der Wissenschaft, nicht um von ihr zu lernen, sondern ihrer Vorschrift Eingang und Dauerhaftigkeit zu verschaffen. Der Mensch fühlt in sich selbst ein mächtiges Gegengewicht gegen alle Gebote der Pflicht, die ihm die Vernunft so hochachtungswürdig vorstellt, an seinen Bedürfnissen und Neigungen, deren ganze Befriedigung er unter dem Namen der Glückseligkeit zusammenfaßt. Nun gebietet die Vernunft, ohne doch dabei den Neigungen etwas zu verheißen, unnachlaßlich, mithin gleichsam mit Zurücksetzung und Nichtachtung jener so ungestümen und dabei so billig scheinenden Ansprüche (die sich durch kein Gebot wollen aufheben lassen) ihre Vorschriften. Hieraus entspringt aber eine natürliche Dialektik, d. i. ein Hang, wider jene strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und ihre Gültigkeit, wenigstens ihre Reinigkeit und Strenge in Zweifel zu ziehen und sie womöglich unsern Wünschen und Neigungen angemessener zu machen, d. i. sie im Grunde zu verderben und um ihre ganze Würde zu bringen, welches denn doch selbst die gemeine praktische Vernunft am Ende nicht gutheißen kann.

So wird also die gemeine Menschenvernunft nicht durch irgendein Bedürfnis der Spekulation (welches ihr, solange sie sich genügt, bloße gesunde Vernunft zu sein, niemals anwandelt), sondern selbst aus praktischen Gründen angetrieben, aus ihrem Kreise zu gehen und einen Schritt ins Feld einer praktischen Philosophie

zu tun, um daselbst wegen der Quelle ihres Prinzips und richtigen Bestimmung desselben in Gegenhaltung mit den Maximen, die sich auf Bedürfnis und Neigung fußen, Erkundigung und deutliche Anweisung zu bekommen, damit sie aus der Verlegenheit wegen beiderseitiger Ansprüche herauskomme und nicht Gefahr laufe, durch die Zweideutigkeit, in die sie leicht gerät, um alle echten sittlichen Grundsätze gebracht zu werden. Also entspinnt sich ebensowohl in der praktischen gemeinen Vernunft, wenn sie sich kultiviert, unvermerkt eine Dialektik, welche sie nötigt, in der Philosophie Hilfe zu suchen, als es ihr im theoretischen Gebrauche widerfährt, und die erstere wird daher wohl ebensowenig als die andere irgendwo sonst als in einer vollständigen Kritik unserer Vernunft Ruhe finden.

Humanität

Immanuel Kant



Am 3. Februar 1804 schienen alle Triebfedern des Lebens in Kant gänzlich erschlafft zu sein und völlig nachzulassen, denn von diesem Tage an aß er eigentlich nichts mehr. Seine Existenz schien nur noch die Wirkung einer Art von Schwungkraft nach einer achtzigjährigen Bewegung zu sein. Sein Arzt hatte mit mir verabredet, ihn um eine bestimmte Stunde zu besuchen, und dabei meine Anwesenheit gewünscht. Hatte Kant es behalten oder vergessen, daß ich ihm gesagt hatte, sein Arzt habe alle Belohnung großmütig verbeten und selbst die ihm schon zugestellte mit einem sehr rührenden Billett zurückgesandt, das weiß ich nicht. Genug, Kant war vom Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Kollegen tief durchdrungen. Als er ihn neun Tage vor seinem Tode besuchte und Kant beinahe nichts mehr sehen konnte, so sagte ich ihm, daß sein Arzt käme. Kant steht vom Stuhle auf, reicht dem Arzte die Hand, und spricht darauf von Posten und wiederholt dieses Wort oft in einem Tone, als wolle er ausgeholfen sein. Der Arzt beruhigt ihn damit, daß auf der Post alles bestellt sei, weil er diese Äußerung für Phantasie hält. Kant sagt: „viele Posten, beschwerliche Posten, bald wieder viele Güte, bald wieder Dankbarkeit", alles ohne Verbindung, doch mit zunehmender Wärme und mehr Bewußtsein seiner selbst. Ich erriet indessen seine Meinung sehr wohl. Er wollte sagen, bei den vielen und beschwerlichen Posten, besonders bei dem Rektorat, sei es viele Güte von seinem Arzt, daß er ihn besuche. „Ganz recht", war Kants Antwort, der noch immerfort stand und vor Schwäche fast hinsank. Der Arzt bittet ihn, sich zu setzen. Kant zaudert ver-

legen und unruhig. Ich war mit seiner Denkungsart zu bekannt, als daß ich mich in der eigentlichen Ursache dieses Zögerns hätte irren sollen, weshalb Kant seine ermüdende und ihn schwächende Stellung nicht änderte. Ich machte den Arzt auf die wahre Ursache, nämlich die feine Denkungsart und das artige Benehmen Kants aufmerksam und gab ihm die Versicherung, daß Kant sich sofort setzen würde, wenn er als Fremder nur erst würde Platz genommen haben. Der Arzt schien diesen Grund zu bezweifeln, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt und fast zu Tränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen."

Über die ästhetische Erziehung des Menschen

Schiller

Achter Brief



Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurteile und diese Verfinsterung der Köpfe bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Muts gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen sein wollen. Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrtum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet; und sie sollten eine Wahrheit so teuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Wert für sie besitzt? Sie müßten schon weise sein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt: sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen sein? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Cha-

rakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern. Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geschmack von dem beurteilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück — aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederher-

gestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glücke und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du handelnd oder bildend das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe

verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch (des Staates), das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Mut, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, so wird ein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Soziales Ethos

Johann Gottlieb Fichte

Man hat unter uns wehmütige Gefühle gesehen und bittere Klagen gehört über das vermeinte Elend so vieler, die aus dem größten Überflusse plötzlich in einen weit mittelmäßigeren Zustand herabsanken — von denen sie beklagen gehört, welche in ihren glücklichsten Tagen es nie so gut hatten als jene in ihrem größten Unsterne, und welche die geringen Überbleibsel vom Glücke jener für ein beneidenswertes Glück hätten halten dürfen. Die ungeheure Verschwendung, die bisher an der Tafel eines Königs geherrscht hatte, wurde in etwas einge-

schränkt, und Leute, die nie eine Tafel hatten noch haben werden wie jene eingeschränkte, bedauerten diesen König; eine Königin hatte eine kurze Zeitlang Mangel an einigen Kleidungsstücken, und diejenigen, welche sehr glücklich gewesen wären, wenn sie diesen Mangel hätten teilen dürfen, beklagten ihr Elend. Fehlt es auch unserem Zeitalter an manchen lobenswürdigen Eigenschaften, so scheint wenigstens die Gutmütigkeit nicht darunter zu gehören! — Setzt man etwa bei diesen Klagen ganz unbedingt das System voraus, daß nun einmal eine gewisse Klasse von Sterblichen, ich weiß nicht, welches Recht habe, alle Bedürfnisse, die die ausschweifendste Einbildungskraft nur irgend sich erdichten könne, zu befriedigen; daß eine zweite nur nicht ganz so viele als diese, eine dritte nur nicht ganz so viele als die zweite usw. haben müsse, bis man endlich zu einer Klasse herabkomme, die das Allerumentbehrlichste entbehren müsse, um jenen höheren Sterblichen das Allerentbehrlichste liefern zu können? Oder setzt man diesen Rechtsgrund bloß in die Gewohnheit und schließt so: Weil eine Familie bisher das Unentbehrliche von Millionen Familien verzehrt hat, so muß sie notwendig fortfahren, es zu verzehren? Eine auffallende Folgenlosigkeit in unserer Denkungsart ist es immer, daß wir so empfindlich für das Elend einer Königin sind, die einmal kein frisches Linnen hat, und den Mangel einer anderen Mutter, die dem Vaterlande auch gesunde Kinder gebar, welche sie, selbst in Lumpen gehüllt, nackend vor sich herumgehen sieht, indes in ihren Brüsten aus Mangel an Unterhalt die Nahrung austrocknet, die das Jüngstgeborene mit entkräftetem Wimmern fordert — daß wir diesen Mangel sehr natürlich finden. — „Solche Leute sind es gewohnt, sie wissen's nicht besser", sagt mit stickender Stimme der satte Wollüstling, während er seinen köstlichen Wein schlürft: aber das ist nicht wahr; an den Hunger gewöhnt man sich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinschwinden aller Kräfte und alles Mutes, an Blöße in strenger Jahreszeit gewöhnt man sich nie. Daß nicht essen solle, wer nicht arbeitet, fand Herr Rehberg naiv; er erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht essen oder das Uneßbarste essen solle. Zu sagen: „Das wird sich alles schon von selbst geben, jeder wird immer Arbeit und Brot finden", und es nun auf dieses gute Glück ankommen zu lassen, ist einer durchaus rechtlichen Verfassung nicht anständig. Redet man etwa von einem Sperlinge, der, solange er dem Netze entgeht, sein Körnchen freilich auch findet, auf den man aber keineswegs rechnet, und noch weit lieber sehe, er fände sein Körnchen nicht?

Überläßt der Staat diese Volksklassen dem Ungefähr, so gibt er ihnen durchaus nichts. Ihr Fortkommen ist ebenso durchaus ihr eigenes Werk, als ihre Kunst oder Kenntnis es ist. Sie haben sonach gar nicht Verzicht auf das Eigentum anderer geleistet. Der Staat kann mit keinem Rechte sie in Absicht ihres Gewerbes unter Gesetze und ein bestimmtes Verhältnis gegen die übrigen Volksklassen bringen. Sie sind in jeder Rücksicht frei, sowohl vom Gesetze als dem

Rechte entblößt, ohne Regel wie ohne Garantie, halbe Wilde im Schoße der Gesellschaft. Bei der völligen Unsicherheit, in welcher sie sich befinden, bevorteilen und berauben sie — zwar nennt man es nicht Raub, sondern Gewinn —, sie bevorteilen und berauben so lange und so gut, als sie es können, diejenigen, welche hinwiederum sie bevorteilen und berauben werden, sobald sie die Stärkeren sind. Sie treiben es so lange, als es geht, und bringen für den Notfall, gegen welchen ihnen nichts bürgt, in Sicherheit, soviel sie vermögen. Und an diesem allen tun sie nichts weiter, als wozu sie das vollkommenste Recht haben.

Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer seine Wohnung verziert, erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet. Es ist eben unrecht, daß einer das Entbehrliche bezahlen könne, indes irgendeiner seiner Mitbürger das Notdürftige nicht vorhanden findet oder nicht bezahlen kann; und das, womit der erstere bezahlt, ist gar nicht von Rechts wegen und im Vernunftstaat das Seinige.

Von den Völkern

Wilhelm von Humboldt



as der einzelne Mensch für sich nicht vermag, das kann durch die Vereinigung aller gesellschaftlich bewirkt werden. Der einzelne kann das Ideal menschlicher Vollkommenheit nur von einer Seite, nur nach Maßgabe seiner Eigentümlichkeit darstellen, aber durch die vergleichende Betrachtung vieler dieser einseitigen und verschiedenen Darstellungen nähern wir uns einer anschaulichen Vorstellung von der Vollständigkeit desselben, als eines Ganzen. Mannigfaltigkeit der Charaktere ist daher die erste Forderung, welche an die Menschheit ergeht, wenn wir sie uns als Ganzes zu höherer Vollkommenheit fortschreitend denken. Mannigfaltigkeit reizt die Kräfte zum Kampf und zum Wetteifer, hindert das verderbliche Stocken der Tätigkeit, das immer sehr leicht die Folge einer ermüdenden Gleichförmigkeit ist, und vermehrt unmittelbar und mittelbar, indem sie die äußeren Verhältnisse selbst schwieriger und verwickelter macht, Bewegung und Leben. Ist sie noch außerdem zugleich eine Mannigfaltigkeit vorzüglicher Fähigkeiten, und sind es, nach dem soeben näher bestimmten Begriff, idealisch gebildete Individuen, die sich einander in gegenseitiger Berührung begegnen, so erhöht sie nicht bloß die Stärke der Kraftäußerung, sondern auch ihre wohltätige Zweckmäßigkeit. Denn anstatt daß die kontrastierenden Seiten sonst miteinander kämpfen, greifen sie vielmehr hier ineinander ein, und die Verschiedenheit, die

sonst nur trennt und zerstört, verbindet hier mehrere für sich mangelhafte Teile zu einem vollkommenen Ganzen. Sehr häufig dürfen wir zwar dieses Ganze nur in dem Geiste des Beobachters aufsuchen, der die einzelnen einseitigen Extreme in seiner Betrachtung vergleichend verknüpft; aber man braucht nur mehrere und oft auf diese Betrachtung zurückzuführen, und sie wird sich gewiß auch praktisch nützlich erweisen.

Zu dieser nun gibt kein anderes Land einen so reichlichen Stoff her als das heutige Europa. In keinem anderen Weltteil und zu keiner anderen Zeit haben so viele und verschiedene Stämme und Nationen in so naher Berührung miteinander gestanden, ein Vorteil, den wir der vereinten Wirkung der schon sonst in dieser Rücksicht bemerkten, überall eingeschnittenen busenreichen geographischen Lage unseres Weltteils (vorzüglich in seinem vordersten kultiviertesten Teile), die eine so große Küstenfläche darbietet, seiner politischen Verfassung und der seit einigen Jahrhunderten durch Handel, Wissenschaften und Künste bewirkten Verbindung schuldig sind. Da die Hauptnationen sich dennoch in abgesonderter Eigentümlichkeit ausbilden, so verraten sie auffallende Verschiedenheiten, die aber der Geist des Beobachters zu einem Ganzen verknüpfen kann.

So macht z. B. der heitere Frohsinn des französischen Charakters, welcher den dichterischen Werken dieser Nation anziehenden Reiz und leichte Zierlichkeit sowie ihrem Umgange gefällige Anmut leiht, selbst dem streng wissenschaftlichen Vortrag fruchtbaren Eingang verschafft und alle Verhältnisse des Lebens ihrer drückenden Schwere beraubt, aber auch Gefahr läuft, den Geist zu oberflächlicher Seichtigkeit und die Gesinnungen zu frevelndem Leichtsinn zu verführen, einen scharfen Gegensatz gegen den nachdenkenden Ernst des englischen, der sich in dem Gebiet des Geschmacks bis zur höchsten Schönheit emporschwingt, in den Wissenschaften die letzten Tiefen ergründet und im handelnden Leben mit männlicher Würde unverrückt festen Grundsätzen folgt, aber auch leicht in schwärmerische Schwermut, leere Feierlichkeit und zurückstoßende Kälte ausartet. Beide aber zusammengenommen zeigen den Grad ernster Würde und gefälliger Leichtigkeit, die in dem idealischen Menschen immer zugleich miteinander gemischt sein sollten. Durch wissenschaftliche Ausbildung und gesellschaftliche Verfeinerung schleifen sich diese kontrastierenden Verschiedenheiten indes auch in der Wirklichkeit nach und nach ab, und in den gebildetsten Zirkeln Europens offenbart sich daher eine Gleichförmigkeit, durch welche die eingeschränkten und untätigen Köpfe freilich ihr Unvermögen, irgendeinen bestimmten Charakter anzunehmen, aber die guten und energischen ihr seltenes Talent, jede Eigentümlichkeit für ihre Bildung zu benutzen, verraten. Eine solche auf Erfahrung und Weltkenntnis gegründete vielseitige Kultur findet sich jedoch, wie man sich billigerweise nicht verleugnen darf, immer noch zu ausschließend allein in der äußeren Verfeinerung der Sitten, höchst selten hingegen in der inneren Geistesform und dem eigentlichen Charakter, daher auch die Schriftsteller aller Nationen

noch immer zu sehr entweder eine einseitige Originalität oder eine zweckwidrige Nachahmung irgendeiner einzelnen fremden Manier an sich tragen. Je mehr die echte Ausbildung zunimmt, desto mehr hören die Kontraste der verschiedenen Individualitäten auf, miteinander in Streit zu stehen, und daher ist unter den minder ausgebildeten Klassen einer Nation die Abneigung ebenso groß, als unter den feineren die Neigung, aus ihrem Kreise herauszugehen und sich mit anderen Nationen zu vermischen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr selbst sich zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich tätiges Bestreben, seiner inneren, eigentümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Teilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen als an den einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen und unter gewissen Umständen gleichsam herdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnis, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher und mächtiger als jene Elemente das geistige Prinzip der Individualität fort; es sucht der ihm innewohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer zersprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Taten erteilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Liebe und Tod

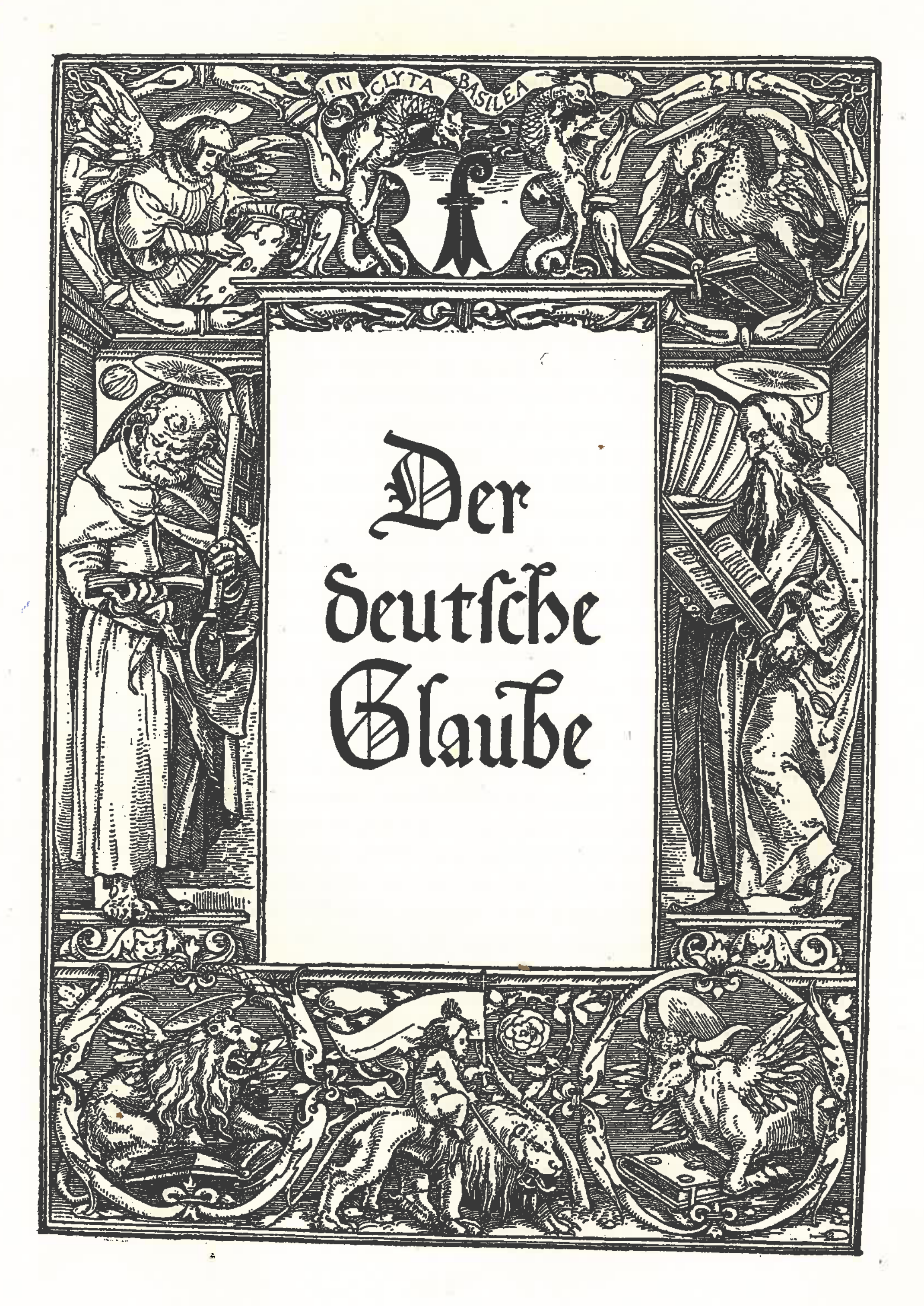
Schleiermacher

Wohl fürchten die Menschen, daß nicht lange die Freundschaft währe, wandelbar scheint ihnen das Gemüt, es könne der Freund sich ändern, mit der alten Gesinnung fliehe die alte Liebe, und Treue sei ein seltenes Gut. Sie haben recht; es liebt ja, wenn sie über das Nützliche hinaus noch etwas kennen, doch einer vom andern nur den leichten Schein, der das Gemüt umfließt, die oder jene Jugend, die, was sie eigentlich im Innern sei, sie nie erforschen; und wenn in den Verwirrungen des Lebens ihnen das zerfließt, so schämen sie sich nicht, nach langen Jahren noch zu gestehn, sie haben am Menschen sich geirrt. Mir ist nicht

schöne Gestalt, noch was sonst im ersten Anblick das Herz der Menschen fängt, verliehen: doch webt sich jeder, der mein Innres nicht durchschaut, auch einen solchen Schein. Da wird das gute Herz geliebt, das ich nicht möchte, das bescheidne Wesen, das ich nicht habe, die Klugheit auch, die ich von Herzen verachte. Ja, solche Liebe hat mich schon oft verlassen; auch gehört sie nicht zu jener Habe, die mir teuer ist. Nur was ich selbst hervorgebracht und immer wieder aufs neue mir erwerbe, ist für mich Besitz: wie könnt ich zu dem Meinen rechnen, was nur aus jenem Schein entsteht, den ihr blödsichtig Auge dichtet. Rein weiß ich mich davon, daß ich sie nicht betrüge; aber wahrlich, es soll die falsche Liebe mich auch nicht länger, als ich es tragen mag, verfolgen. Nur eine Äußerung des innern Wesens, die sie nicht mißverstehen können, kostet's mich; nur einmal sie geradehin auf das zu führen, was ich im Gemüt am köstlichsten bewahre, und was sie nicht dulden mögen: so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den Ihren halten, daß mich lieben, die mich hassen sollten. Gern geb ich ihnen die Freiheit wieder, die in falschem Schein befangen war. Die aber sind mir sicher, die wirklich mich, mein innres Wesen, lieben wollen, und fest umschlingt sie das Gemüt und wird sie nimmer lassen. Sie haben mich erkannt, sie schauen den Geist, und die ihn einmal lieben, wie er ist, die müssen ihn immer wieder und immer tiefer lieben, je mehr er sich entwickelt und bildet.

Dieser Habe bin ich so gewiß als meines Seins; auch hab ich keinen noch verloren, der mir je in Liebe teuer ward. Du, der in frischer Blüte der Jugend, mitten im raschen frohen Leben unsern Kreis verlassen mußtest — ja, ich darf anreden das geliebte Bild, das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram nimmer hat dich mein Herz verlassen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich selbst gebildet haben würdest, hättest du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzünden, es hat dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüter Wechselanschauung hört nimmer auf und wirket fort auf mich, als lebtest du neben mir wie sonst. Ihr Geliebten, die ihr wirklich, nur in der Ferne, lebt und oft von eurem Geist und Leben ein frisches Bild mir sendet, was kümmert uns der Raum? Wir waren lange beieinander und waren uns weniger gegenwärtig, als wir jetzt sind: denn was ist Gegenwart als die Gemeinschaft der Geister? Was ich nicht sehe von eurem Leben, bild ich selbst, ihr seid mir nahe bei allem in mir, um mich her, was euren Geist lebendig berühren muß, und wenig Worte bestätigen mir alles oder leiten auf rechte Spur mich, wo noch Irrtum möglich war. Ihr, die ihr mich jetzt umgebt in süßer Liebe, ihr wißt, wie wenig die Lust mich quält, die Erde zu durchwandeln; ich stehe fest an meinem Ort und werde nicht verlassen den schönen Besitz, in jedem Augenblick Gedanken und Leben mit euch tauschen zu können; wo solche Gemeinschaft ist, da ist mein Paradies. Gebietet über euch ein anderer Gedanke, wohl: es gibt für uns doch keine Entfernung. — Aber Tod? Was ist denn Tod als größere Entfernung?

Düstrer Gedanke, der unerbittlich jedem Gedanken an Leben und Zukunft folgt! Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehm' ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tötet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihn ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Musik: doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie diese in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es ist ein Teil des Lebens verloren. Durch Sterben tötet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurückgedrängt der Geist sich selbst verzehrt. Zwiefach ist des Menschen notwendiges Ende. Vergehen muß, wem so unwiederbringlich das Gleichgewicht zerstört ist zwischen dem innern und äußern Leben. Vergehen müßte auch, wem es anders zerstört ist, wer, am Ziele der Vollendung seiner Eigentümlichkeit angelangt, von der reichsten Welt umgeben, in sich nichts mehr zu handeln hätte; ein ganz vollendetes Wesen ist ein Gott, es könnte die Last des Lebens nicht ertragen und hat nicht in der Welt der Menschheit Raum. Notwendig also ist der Tod, und dieser Notwendigkeit mich näher zu bringen, sei der Freiheit Werk, und sterbenwollen können mein höchstes Ziel! Ganz und innig will ich die Freunde umfassen und ihr ganzes Wesen ergreifen, daß jeder mich mit süßen Schmerzen töten helfe, wenn er mich verläßt, und immer fertiger will ich mich bilden, daß auch so dem Sterbenwollen immer näher die Seele komme. Aus beiden Elementen ist immer der Tod des Menschen zusammengesetzt, und so werden nicht die Freunde alle mich verlassen, noch werd' ich jemals ganz der Vollendung Ziel erreichen. In schönem Ebenmaß werd' ich nach meines Wesens Natur mich ihm von allen Seiten nähern; dies Glück gewähren mir meine schöne Ruhe und mein stilles gedankenvolles Leben. Es ist das höchste für ein Wesen wie meines, daß die innere Bildung auch übergeh' in äußre Darstellung, denn durch Vollendung nähert jede Natur sich ihrem Gegensatz. Der Gedanke, in einem Werk der Kunst mein innres Wesen und mit ihm die ganze Ansicht, die mir die Menschheit gab, zurückzulassen, ist in mir die Ahndung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüte des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jetzt wächst er in mir täglich und nähert sich der Bestimmtheit. Unreif, ich weiß es, werd' ich ihn aus freiem Entschluß aus meinem Innern lösen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt ist; ließ ich ihn aber reifen und vollkommen werden das Werk: so müßte dann, sowie das treue Ebenbild erschiene in der Welt, mein Wesen selbst vergehn; es wäre vollendet.



Der deutsche Glaube

Die Religion der Germanen

Eugen Mogk

Zwei Dinge erfüllten das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Kant



Einen germanischen Olymp, ein germanisches Göttersystem, wie es Snorre in seiner Edda darstellt, hat es nie gegeben. Solche Vorstellungen sind in der Stube reflektierender Forscher entstanden, aber nicht im lebendigen Glauben des Volkes. Der Glaube unserer Vorfahren ist nie etwas Abgeschlossenes, nie etwas Dauerndes, nie etwas Einheitliches der Gesamtheit gewesen. Dogmatisches Denken hat dabei wie allen Naturvölkern auch den Germanen vollständig ferngelegen. Alte Glaubensvorstellungen haben sich stetig mit neuen verbunden, haben sich diesen in Sitte und Aberglauben untergeordnet und sind dann in verblaßter Form durch Jahrtausende von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden. Die Lebensinteressen, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse der einzelnen Stämme haben auch ihren Glauben an höhere Wesen, ihre Religion beeinflußt, ihn umgestaltet oder neue Gebilde entstehen lassen. Und daneben hat seit grauer Vorzeit das ewig wandernde Märchen sich bald hier, bald da den Gestalten des Glaubens angeschmiegt. So finden wir in den Quellen altgermanischer Religion und Mythologie Schichten aus ganz verschiedenen Zeiten unseres Volkes über- und nebeneinander. Sie gleichen den Schichten der Erdrinde, und dasjenige, was unsere Mythologen nur zu oft als den Kern altgermanischen Glaubens ansehen, die Erzählungen von dem Tun und Treiben vermenschlichter Gottheiten, ist nur die jüngste Schicht, gewissermaßen dem Alluvialgebilde unserer Erde vergleichbar. Diese verschiedenen Schichten zu erkennen und voneinander zu sondern, gelingt nur durch das Studium der vergleichenden Religionsgeschichte, das uns einen Einblick in die Anfänge religiösen Denkens und des Kultus der Menschheit und in das allmähliche Wachsen der Glaubensvorstellungen unkultivierter Völker gewährt. Hier finden wir auch die Gesetze religiösen Denkens, und manches wird uns durch solche Vergleichung bei den Germanen erst verständlich. Denn vieles, was bei ihnen zur Sitte und zum Brauch im Alltagsleben erstarrt ist, hat sich bei anderen Völkern noch als wesentlicher Faktor religiösen Kultes erhalten.

Alle Religion hat ihre Wurzel in dem Gefühl des Menschen, daß er mehr oder weniger von der ihn umgebenden Natur abhängig ist. Alles, was die Natur in seiner Umgebung geschaffen, hat für den primitiven Menschen inneres Leben, wie er selbst. Er gleicht hierin dem Kinde, das mit seiner Puppe spricht oder den

Tisch schlägt, an den es sich gestoßen hat. Er kann sich einen Fluß, einen Baum, einen Berg, ja selbst Dinge, die er geschaffen hat, nicht ohne Leben, ohne Seele denken, wie er sie selbst besitzt. In diesem Glauben wurzelt der Animismus, die Beseelung der Natur, die wir bei allen Völkern der Erde finden und die auch bei den Glaubensvorstellungen der Germanen eine tiefe Schicht bildet. Daneben hat das Seelenleben des Mikrokosmus tiefen Eindruck auf das Gemüt des natürlichen Menschen gemacht. Der Tod und der Traum während des Schlafes haben ihn zur Überzeugung eines zweiten Ich in dem Menschen gebracht, das im Schlafe den Körper verlassen kann, das nach dem Tode aus ihm weicht, aber in seiner Nähe noch fortlebt. So entstand der Glaube an die Sonderexistenz und an das Fortleben der menschlichen Seele, der Manismus, und die im engsten Zusammenhang hiermit stehende Verehrung der Toten, der Ahnenkult. Animismus und Manismus werden dann fast überall miteinander verquickt: in dem Leben, in den Elementen und den Erzeugnissen der Natur zeigt sich das Wirken der Geister, der Seelen der Abgeschiedenen. Oft läßt es sich gar nicht feststellen, ob Zeugnisse des Kultes und Glaubens auf animistische oder manistische Vorstellungen zurückgehen. Diese Verquickung bildet den Anfang zur Personifikation der Naturerscheinungen, der Elemente: die Phantasie ließ in der belebten Natur Wesen entstehen, denen man Eigenschaften gab und Lebensansprüche zuschrieb, wie sie der Mensch selbst hatte. So entstanden die Dämonen und die Götter. Jene bleiben meist auf ihr Ursprungsgebiet beschränkt und werden nicht selten Sammelpunkte von Märchenmotiven, die Gottheiten dagegen treten in den Mittelpunkt religiösen Kultes, verändern und erweitern das Gebiet ihrer Herrschaft je nach den Lebensinteressen des Volkes oder Stammes, ziehen nicht selten andere Götter an sich, an die nur dieser oder jener Beiname noch schwach erinnert. Die Vorstellungen von den Gestalten all dieser Wesen sind meist unklar, fast schemenhaft. Bald wähnte man sie in Tiergestalt, bald in vergrößerter oder verkleinerter Menschengestalt. Bildnisse von ihnen, selbst von den Göttern, kannte man ursprünglich nicht. Erst unter dem Einflusse südeuropäischer Kultur kamen diese in der frühhistorischen Zeit unseres Volkes nach Mittel- und Nordeuropa, und mit dem Götterbild, das der menschlichen Gestalt nachgeahmt war, entstand zugleich der Raum, in dem es aufgestellt und verehrt wurde, das umschlossene Götterheiligtum. Nach solcher Vermenschlichung höherer Mächte stellte sich bald die mythologische Dichtung ein: man erzählte von den Göttern, was man als Mensch getan und erlebt hatte, bald romanhaft, bald novellistisch ausgebildet, und unwillkürlich knüpfte sich auch an sie das farbenreiche Märchen. Erst in der spätesten Zeit des Heidentums und nachweisbar nur bei Nordgermanen bemächtigte sich der spekulative Geist der Gegenstände des Glaubens, und so entsteht jene heidnisch-germanische Theologie, wie sie uns zum Teil in der eddischen Dichtung vorliegt. Der Glaube an das Wirken der menschlichen Umgebung, besonders der Natur, offenbart sich aber auch in der religiösen Handlung, dem Kulte.

Von der Vollendung der Seele

Meister Eckehart

Eine Kollazie

Erstens: Von der edlen Bildung der Seele



er zur höchsten Vollendung seines Wesens gelangen will und zum Schauen Gottes, des höchsten Gutes, der muß ein Erkennen haben seiner selbst wie dessen, was über ihm ist, bis auf den Grund. So nur gelangt er zu der höchsten Lauterkeit. Darum, lieber Mensch, lerne dich selber kennen, das ist dir besser, als ob du aller Kreaturen Kräfte erkänntest! Wie du dich selbst erkennen sollst, dafür beachte zweierlei.

Zunächst siehe zu, ob deine äußeren Sinne in rechter Weise ihres Amtes walten. Bedenke: das Böse bietet sich dem Auge nicht minder dar wie das Gute; zum Ohre dringt das eine so gut wie das andere; und so bei allen Sinnen. Darum müßt ihr euch mit allem Ernst auf das Gute hinrichten! Soviel von den äußeren Sinnen.

Sodann von den inneren Sinnen oder den höheren Kräften der Seele! Niedere und obere unterscheiden wir. Die niederen sind ein Mittleres zwischen den oberen Kräften und den äußeren Sinnen. Sie reichen dicht heran an die äußeren Sinne: was das Auge sieht, was das Ohr hört, das bietet der Sinn zunächst dem Begehren dar. Ist hier gehörig Stellung genommen, so bietet dieses es der zweiten Kraft fort, der Betrachtung. Die bringt es zur Anschauung und bietet es dann abermals fort an die Unterscheidungsgabe oder den Verstand. So wird es immer mehr geläutert für die Aufnahme in die obersten Kräfte. Denn die Seele besitzt die edle Gabe, das Aufgenommene der Ähnlichkeit mit sich selber und aller Sinnfälligkeit zu entkleiden und es so hinaufzutragen in die obersten Kräfte. Dort wird es aufbewahrt im Gedächtnis, durchdrungen in der Vernunft und vollbracht im Willen. Dies sind die obersten Kräfte der Seele. Sie sind enthalten in einer Natur: alles was die Seele wirkt, das wirkt, und zwar vermittels der Kräfte, ihre einfache Natur.

Nun wird man sagen: Was ist das, die Natur der Seele? Da gebt wohl acht: die letzte Gewißheit in der Seele, das ist der Seele schlechthin einfache Natur. Diese Seelennatur ist so feinfügig, daß der Raum sie so wenig kümmert, als ob sie gar nicht in ihm wäre. Man sieht das daran: hätte ein Mensch tausend Meilen entfernt einen lieben Freund, seine Seele strömte dorthin mit allem ihren Vermögen und liebte dort ihren lieben Freund. Das bezeugt Sankt Augustinus und sagt: Wo die Seele liebt, da ist sie mehr, als wo sie das Leben schafft.

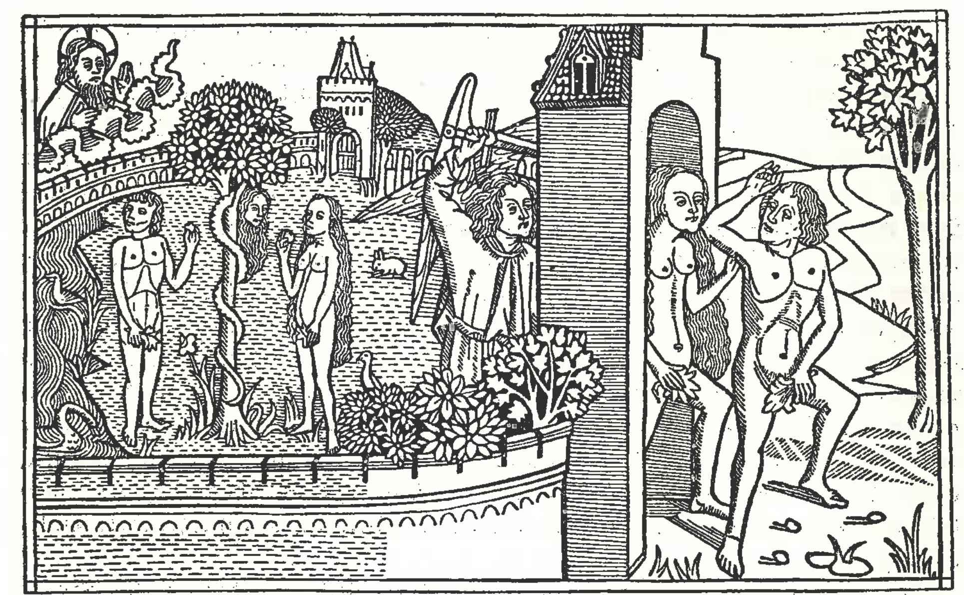
Wohlan, lieben Freunde, betrachten wir nun die obersten Kräfte nach ihren Unterschieden, wie trefflich sie verfaßt, und wozu eine jede berufen ist; wenn sie gleich ein und derselben Natur angehören!

Das Gedächtnis hat die Gabe aufzubewahren — alles das, was die anderen Kräfte in sie bringen. Die zweite Kraft, die Vernunft, ist so edel: wenn sie sich auf das höchste Gut, auf Gott selber, richtet, so müssen ihr alle anderen Kräfte nach bestem Vermögen dienstbar sein. Die dritte Kraft, der Wille, besitzt die Gabe, zu gebieten, was sie will, zu verbieten, was sie nicht will; was sie nicht will, des ist sie ledig und frei.

Unter den Meistern herrscht Streit, ob die Vernunft den Vorrang habe oder der Wille? Seht! mit den beiden steht es so: Die Dinge, die jetzt für uns zu hoch sind, die bemerkt die Vernunft doch. Dagegen ist der Wille es allein, der alle Dinge vermag. Das bezeugt Sankt Paulus und spricht: „Ich vermag alle Dinge mit Gott, der stärkt mich." Wo also die Vernunft nicht weiter kann, da schwingt sich der Wille, im Lichte und in der Kraft des Glaubens, überlegen auf. Da will der Wille über allem Erkennen sein. Das ist seine höchste Leistung.

Nun seht! wiewohl der Wille die Freiheit hat, zu tun und zu lassen, was er will, so vollbringt er diesen Überschwung doch nicht allein aus eigener Kraft, sondern dazu wird ihm Hilfe zuteil, sowohl von den anderen Kräften wie auch von dem Glauben. Folgender Art ist diese Hilfe. Den Kräften ist gemeinsam die einfache Natur der Seele; die bewirkt auch jenen Überschwung im Willen. So sind also auch die anderen Vermögen, sofern sie in der einfachen Natur mit enthalten sind, Ursache des Überschwunges. Das ist eine Hilfe. Fragen wir uns ferner: welches ist in der Dreifaltigkeit der Seele diejenige Kraft, in der der Glaube zuerst entspringt? Die mittelste ist es: er entspringt im Erkennen. Fruchtbar aber wird er im Willen — und der Wille wieder wird fruchtbar im Glauben. So ist also auch das Licht des Glaubens Ursache jenes Überschwunges. Das ist abermals eine Hilfe. Und noch von einer weiteren Hilfe ist zu sagen. Die Vernunft ist nach außen gewendet: sie hört und vernimmt; daran vollzieht sie dann ihr Scheiden, Ordnen und Setzen. Aber wenn sie auch ihrem Werke in der höchsten Vollendung obliegt, so hat sie dennoch immer noch etwas über sich, was sie nicht zu ergründen vermag. Aber immerhin erkennt sie doch, daß da noch etwas Übergeordnetes ist. Dies nun tut sie dem Willen kund — nicht sofern sie gesonderte Vermögen sind, sondern in der Einheit der ihnen gemeinsamen Natur. Durch diesen Hinweis gibt das Erkennen dem Willen einen Aufschwung und versetzt ihn in jenes Übergeordnete hinein.

Hierbei steht die Vernunft über dem Willen. Dagegen nach ihren Sonderleistungen genommen kommt dem Willen eine gewisse Überlegenheit zu, da hat er den edelsten Beruf: er empfängt von dem höchsten Gute, von Gott selber. Was empfängt er? Gnade, und in der Gnade das höchste Gut selber. Was so der Seele zuteil wird, das wird ihr einzig vermöge des Willens zuteil. Jedoch nicht



Aus der Kölner Bibel — Sündenfall

der Wille selber nimmt das Licht auf, denn es ist nicht seine Art aufzunehmen, sondern durch die Gnadengabe des höchsten Gutes werden — in der einfachen Seelennatur — die anderen Vermögen gekräftigt, und so wird das Licht des heiligen Geistes in jener ersten Kraft entzündet. Dieses Licht gestaltet dann in der Seele ihr ganzes Wirken. Darum sagt Jesaias: „Gott wirkt alle unsere Werke!" Das ist das Licht der Gnade — das zu diesem hinweisende Licht nennen wir das natürliche Licht. Ein untrügliches Anzeichen dieses Gnadenlichtes ist es, wenn sich ein Mensch mit freiem Willen von den vergänglichen Dingen fort dem höchsten Gute, Gott, zukehrt. Seht! lieben sollten wir ihn, daß er der Seele so hohe Gabe verliehen hat: wenn sie schon alles getan hat, was sie zu tun vermag, so hat noch weiter der Wille in seiner Besonderheit die Freiheit, sich hinüberzuschwingen in die Erkenntnis, welche Gott selber ist. Dieser Überschwung erst erhebt die Seele auf den Gipfel der Vollendung. — Wahrlich, welch ein wunderliches Wesen, das Gott aus Nichts geschaffen hat, ihm selber gleich!

Wie die Seele aber zu ihrer höchsten Vollendung und Herrlichkeit gelange, darüber folgendes. Ein Meister sagt: Gott wird durch die Gnade in die Seele getragen und eingepflanzt; davon entspringt in ihr ein göttlicher Liebesquell, der trägt die Seele wieder in Gott. — Es ist eine eigene Sache mit diesen Dingen. Der eine Heilige sagt: Alles, was man von Gott aussagen kann, das ist Gott nicht. Ein anderer sagt: Alles, was man nur von Gott aussagen mag, das ist Gott auch. Worauf ein großer Meister entscheidet, sie hätten beide recht! In demselben Sinne wie diese drei Heiligen sage ich folgendes: Wenn die Seele sich

mit ihrer Vernunft das Göttliche angeeignet hat, so wird es fortgereicht an den Willen. Der durchdringt sich damit so sehr, daß er mit dem, was er in sich genommen, eins wird. Dann erst trägt er es weiter und pflanzt es auch dem Gedächtnis ein. So wird Gott in die Seele getragen und in sie gepflanzt. Und nun beginnt aus dem göttlichen Liebesquell ein Überfließen in der Seele, so daß die oberen Kräfte sich in die niederen, und die niederen sich in den äußeren Menschen ergießen und ihn emporheben über alles Niedrige, so daß sein ganzes Tun vergeistigt wird. Denn wie der Geist aus göttlichem Antrieb wirkt, so muß der äußere Mensch aus dem Antriebe des Geistes wirken. O Wunder über Wunder, wenn ich denke an die Vereinigung, die der Seele da mit Gott zuteil wird! Er macht die Seele vor Freud' und Wonne aus sich selber fließen. Denn nichts was Namen hat genügt ihr mehr. Da sie nun selber eine benannte Natur ist, so genügt auch sie selber sich nicht mehr: der göttliche Liebesquell strömt über sie und reißt sie aus sich selber los in das namenlose Wesen hinein, in ihren Urquell, in Gott. — Denn wiewohl die Kreatur ihm Namen gegeben hat, so ist er an sich doch ein namenloses Wesen. — So gelangt die Seele auf den Gipfel ihrer Vollendung.

Nun weiter, lieben Freunde, von der edlen Bildung der Seele! Sankt Augustinus sagt: Ganz wie Gott beschaffen ist, so ist es auch die Seele. Hätte Gott sie also nicht nach seinem eigenen Vorbilde geformt, auf daß sie Gott werde vermöge der Gnade, niemals könnte sie dann auch Gott werden oberhalb aller Gnade. Wie genau sie aber nach dem Bilde der heiligen Dreifaltigkeit gebildet ist, das könnt ihr ersehen, wenn ihr Gott betrachtet:

Gott ist dreifaltig — den Personen nach, und zugleich einfach — seiner bloßen Natur nach. Gott ist an allen Stätten und an einer jeglichen ganz; das bedeutet: für Gott sind alle Stätten nur eine einzige. Gott besitzt weiter ein Vorhersehen aller Dinge und bildet alles vor in seiner Vorhersehung. Das alles hat er von Natur. Ebenso ist aber auch die Seele beschaffen: auch sie ist dreifaltig — den Kräften nach, und zugleich einfach — ihrer bloßen Natur nach. Auch sie ist in allen ihren Gliedmaßen, und in einer jeglichen ganz; daher sind alle Gliedmaßen für die Seele nur eine einzige Stätte. Auch sie hat Vorsehung und bildet die Dinge vor, die ihr möglich sind. Alles, was man von Gott aussagen kann, dessen finden wir bei der Seele in etwas ein Ebenbild. Darum sagt Augustinus mit Recht: Wie Gott beschaffen ist, so ist es auch die Seele. Gott hat also der Seele Ebenbildlichkeit mit ihm selber verliehen; und besäße sie diese nicht, so vermöchte sie überhaupt nicht Gott zu werden, weder durch Gnade noch oberhalb aller Gnade. Doch muß die Seele noch weiter ein Ebenbild sein der göttlichen Liebe und des göttlichen Wirkens. Soviel davon, wie die Seele Gott werde durch Gnade.

Die Seele, die in dieser Gottebenbildlichkeit und in der edlen Natur, die Gott ihr verliehen hat, verharrt und dazu ein Fortgehn hat zu immer höheren Stufen:

wann immer sie die Leiblichkeit hinter sich läßt, in demselben Augenblick wird ihr das ewige Leben aufgetan. Und indem wird sie auch schon von göttlichem Lichte umfangen und darin in Gott erhoben und in ihn übergebildet. Da wird eine jegliche Kraft der Seele das Abbild einer der göttlichen Personen: der Wille das Abbild des heiligen Geistes, die Erkenntniskraft das des Sohnes, das Gedächtnis das des Vaters. Und ihre Natur wird zum Ebenbilde der göttlichen Natur. Und bleibt doch die Seele ungeteilt eins. — Das ist in dieser Sache der letzte Bescheid, zu dem mich mein Selbsterkennen befähigt.

Nun höret drittens, inwiefern die Seele Gott wird auch oberhalb aller Gnade! Was Gott ihr nämlich so verliehen hat, das soll sich nicht wieder wandeln, denn sie hat damit einen höheren Stand erreicht, wo sie der Gnade nicht mehr bedarf. In diesem Stande hat sie sich selber verloren und fließt in vollem Strome in die Einheit der göttlichen Natur.

Wohl! nun wird man fragen, wie es um die verlorene Seele stehe: ob sie sich denn wiederfinde oder nicht? Darauf will ich antworten, wie es mich dünkt: nämlich daß sie sich wiederfinde, und zwar an dem Punkte, wo ein jegliches vernunftbegabte Wesen sich seiner selbst bewußt wird. Denn wenn sie auch sinkt und sinkt in der Einheit des göttlichen Wesens, sie kann doch nimmer auf den Grund kommen. Darum hat ihr Gott ein Pünktlein gelassen, an dem kehrt sie sich wieder um, in ihr selbst, und findet zu sich zurück und erkennt sich — als Kreatur. Das gerade ist der Seele wesentlich, daß sie ihren Schöpfer nicht zu durchgründen vermag. — Ich will nun nicht weiter von der Seele reden, denn sie hat dort in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Namen verloren. Darum heißt sie da nicht mehr Seele, ihr Name ist: unermeßliches Wesen.

Zweitens: Vom Erkennen Gottes

Ich will nun von einem lauteren Erkennen Gottes reden. An euch wende ich mich, Brüder und Schwestern, die ihr Gottes liebe Freunde und bei ihm heimisch seid. So folgt denn einer schwierigen und kunstgerechten Darlegung!

Zunächst von den Benennungen der heiligen Dreifaltigkeit! Wenn man vom Vater, vom Sohne oder vom heiligen Geiste spricht, so meint man die göttlichen Personen, wenn man von der Gottheit spricht, die göttliche Natur. In der Gottheit sind die drei Personen vermöge der Einheit ihrer Natur. Sie verfließen, als gesonderte Person wie als Wesen, in das göttliche Wesen, worin sie Gottheit sind. Nicht daß die Gottheit etwas von ihnen Verschiedenes wäre: sie selber sind die Gottheit, sofern ihre Natur und Wesen nur eine ist. Sie verfließen in das Wesen: denn Wesen wird nur mit dem erfaßt, was es selber ist; er verharrt in unerschlossener Stille, und sein Tun ist nur, sich selber zu erkennen durch sich selbst.

In die Gottheit eingeflossen sind die drei Personen zu einer ungeschiedenen Einheit geworden. Da verfließt der Vater in den Sohn und der Sohn wiederum in den Vater. (Wie unser Herr Jesus Christus sagt: „Wer mich sieht, der sieht meinen Vater; mein Vater ist in mir und ich in ihm.") Und beide verfließen sie in den heiligen Geist und der heilige Geist wiederum in sie. (Wie unser Herr Jesus Christus sagt: „Ich und mein Vater haben einen Geist.") Aber gerade in diesem Ineinanderfließen spricht der Vater das Wort oder den Sohn und spricht sich in dem Sohne für alle Kreaturen. Und indem er sich wieder in sich selber kehrt, spricht er sich für sich selber. Damit ist der Fluß in sich selber verflossen — wie Sankt Dionysius sagt.

So ist denn dieses Ineinanderfließen in der Gottheit zugleich ein Sprechen sonder Wort und Laut, ein Hören sonder Ohren, ein Sehen sonder Augen: eine jede Person spricht sonder Wort sich da für jede andere — ein Verfließen, bei dem es nichts Verflossenes gibt! Laßt mich das erläutern an der edlen Menschenseele! Die weist, vor andern, ein Ebenbild jenes Ineinanderfließens auf: indem ihre obersten Kräfte und ihre einfache Natur einerlei Bestimmtheit an sich tragen, verfließt jede Kraft in die andere und spricht sich ihr doch zugleich sonder Wort und Laut. Selig die Seele, die da kommt zum Anschauen des ewigen Lichts!

Wohl! nun könnte man fragen, wie es mit dem schöpferischen Vermögen der Personen stehe: ob es ihnen in ihrer Eigenschaft als Person oder Kraft ihrer Zugehörigkeit zum Wesen zukommt? Darauf ist zu antworten: Die drei sind da nur ein Gott. Nicht, daß ihrer einer eher da wäre wie der andere: sie sind vielmehr, als von einer Natur und Wesen, nur ein schlechthin Erstes. — Das Wirken selber allerdings kommt nur der Dreifaltigkeit und nicht der Wesenseinheit zu. — Das bedarf der Erläuterung; so faßt es denn recht genau auf!

Alles Reden nimmt sich zurück in das Unreden: in dieser Weise sind die Personen eine Verkörperung des Wesens. — „Wieso kann man das ein sich Zurücknehmen nennen?" — Weil es hier weder ein Hinzugekommenes noch ein Dagewesenes gibt! Vermöge dieses Rückganges in die Wesenseinheit besitzt die Dreifaltigkeit in jeder Person das gleiche schöpferische Vermögen und hat sie alle ihre Werke vollbracht ohne selber bewegt oder von den Dingen auch nur berührt zu werden.

Noch einiges zu dem Worte: „Die drei Personen sind eine Verkörperung des Wesens!" Zweierlei kommt darin zum Ausdruck. „Sie sind", damit wird jede Person ausdrücklich als ein Eigenwesen hingestellt, aber: „eine Verkörperung des Wesens" darin drückt sich aus, daß auch die drei Personen und die eine Natur zusammen nur ein Eigenwesen ausmachen. Seht! darin verkörpern die Personen das eine Wesen, daß jede Eigengestalt oder Person das gleiche schöpferische Vermögen besitzt; es kommt dieses Vermögen der Dreifaltigkeit nur zu, weil ihre Natur und Wesen die Einheit ist. — Darüber habt ihr nun wohl genug gehört!



Urs Graf — Das Abendmahl

„Zweierlei wurde an Gott unterschieden: Wesen und Natur. Darüber hörte ich, Herr, gern eine Belehrung.“ — Wesen ist reine Beziehung auf sich selber, Natur dagegen das Gemeinsame für die Personen; und doch ist beides nur eins. — „Bester Freund, bei Gottes Liebe, sage mir mehr von diesem Unterschiede!“ — Versteht mich hierüber mit erleuchtetem Sinne und auferhobenem Geiste! Seht! Gott, wie er an sich ist, hat Wesen; und das Wesen wohnt in unerschlossener Stille; darum ist es ein Unbewegliches: es spricht nicht, es liebt nicht, es erzeugt nicht. Und doch bewegt es das Bewegliche!

Dieser Unterschied von unbewegt Ruhen und In-Bewegung-sein fällt nicht zusammen mit dem Unterschiede zwischen den göttlichen Personen und der göttlichen Natur — Person und Natur stellen nur ein Eigenwesen dar — das ist vielmehr der Unterschied zwischen Wesen und Natur.

Was aber göttliche Natur sei, davon ist nie ein Tropfen in eine erschaffene Vernunft gefallen! Ein Meister äußert: Gottes Natur ist Schönheit. Und ich setze hinzu: Aus also Schönem erblühet Glanz und Widerglanz; da leuchten die Personen auf, eine jede den anderen wie auch sich selber. In diesem lichtvollen Auseinandertreten vollendet sich erst die Schönheit!

„Gut denn! ich erkläre mich für befriedigt. Wie aber mit dem ewigen Worte, welches der Vater spricht: gilt das von ihm, sofern er im Wesen verbleibt?“ — Nein! — „Gilt es von ihm als Person?“ — Nein! — „Gilt es von des Vaters bloßer Natur?“ — Sankt Augustinus bringt hierfür fünf Vergleiche, die unserm Herrn Jesus Christus wie aus dem Munde gesprochen sind: „Ich bin gekommen wie ein Wort aus dem Herzen, da heraus es gesprochen ist; ich bin gekommen wie der Schein aus der Sonne; ich bin gekommen wie die Wärme aus dem Feuer; ich bin gekommen wie ein Duft aus einer Blume; ich bin gekommen wie ein Bach aus seinem ewigen Quell.“ So ist also das ewige Wort ausgesprochen in der Person des Sohnes und ist doch zugleich, als Gott, mit seiner Natur in der einen göttlichen Natur verblieben!

„Nun wohl! Die heiligen Lehrer sagen, Gott sei in allen Dingen; ist Gott mit seiner Natur in allen Dingen?“ — Nein. — „Ist er als Person in allen Dingen?“ — Nein. — „Wie ist er denn in allen Dingen?“ — Seht! Sofern die Personen in der Einheit der göttlichen Natur verharren, tragen Personen und Natur nur eine Bestimmtheit an sich, sie sind ausschließlich: göttliches Wesen. Als solches ist Gott an allen Stätten und in einer jeglichen ganz! Da nun Gott unteilbar eins ist, so sind alle Dinge und alle Stätten eine einzige Statt Gottes. So sind alle Dinge Gottes voll — voll von seinem göttlichen Wesen, ohne Unterlaß.

Dreierlei ist zu bemerken von dem göttlichen Wesen. Es muß zunächst ein schlechthin Erstes sein, welches alle Dinge aufrecht hält. Da ist nun Gott mit

seinem göttlichen Wesen in allen Dingen und hält sie aufrecht. — In der Seele aber ist er mit seinem Wesen und mit seiner Natur. Dafür ist ein lebendiges Zeugnis unser Herr Jesus Christus: der war Gott und Mensch. Der hat uns seinen hehren Leib gegeben; wer den würdig empfängt, der empfängt mit der göttlichen Person, dem Sohne, zugleich die göttliche Natur und empfängt so in einem menschliche und göttliche Natur. Darum ist Gott gewißlich dort, wo er würdig empfangen wird. Hierauf beruht es auch, daß in der Seele sich Gott selber liebt.

Man wird fragen: Wie kann da Gott sich selber lieben? — Indem Gott in allen Wesen ist, bleibt er doch bei sich. Indem er bei sich ist, ist er für sich. Darum ist er, indem er in allen Wesen ist, eben damit für sich selber. Darum liebt er selber sich, mittels seiner selbst, in allen Wesen!

Zweitens ist Gott ein Einig-Eines. Dieses ist, als solches, nur durch sich selber und nicht durch ein anderes. Wäre es durch ein anderes, so müßte es zu dem einen noch dieses andere offenbar machen. Das ist aber nicht der Fall: es ist vielmehr an sich in einer solchen Tiefe und Stille, daß es, aus sich selber, überhaupt nichts zu offenbaren vermag.

Nun seht! obwohl Gott allmächtig ist, so kann man hieran doch ersehen, wie gerade sein Unvermögen sein größtes Vermögen ist: Der Gottnatur einfaches Wesen ist die Einheit. Das schlechthin Eine ist von sich aus unfähig, sich zu offenbaren. Darin liegt sein Unvermögen, und dieses Unvermögen ist die Einheit selber; die Einheit aber ist gerade Gottes größtes Vermögen! — Da also diese selber ihr Wesen zu offenbaren nicht imstande war, so haben die drei Personen das übernommen, die dazu der Einheit ihrer Natur und ihres Wesens alle gleiches Vermögen besitzen. Und niemandem haben sie es mehr offenbart wie sich selber, wie denn jene Wesenseinheit zugleich auch ihr Wesen ist.

Drittens einet und beschließt das Wesen alles in sich. In diesem Allumschließen hat Gottvater seinen Namen eingebüßt — ohne daß er darum aufhörte, als Person der Vater zu sein; das ist aber bereits eine Bestimmtheit. Das gleiche gilt von den beiden anderen Personen. — In diesem Allumschließen löst alles sich in alles, denn da hält alles alles in sich beschlossen. In sich selber aber bleibt es für sich ein Unbeschlossenes.

Da erhebt sich die Frage, wie denn das erste alles in sich beschlossen halte? Folgendes zur Antwort: Alle Dinge sind — in endlicher Gestalt — in die Zeit entflossen, und sind dabei doch — in unendlicher Gestalt — in der Ewigkeit verblieben. Da sind sie Gott in Gott. Nehmt dafür ein Gleichnis! Denken wir uns einen Meister, der alle Kunst in sich hätte. Wenn der aus jeder seiner Künste ein Werk ausführte, so behielte er dennoch alle seine Kunst in sich selber beschlossen: im Meister genommen sind auch alle seine Künste: Meister. So hält jenes erste aller Dinge Urbilder in sich beschlossen. Das bedeutet es, die Dinge seien Gott in Gott.

„Auf welche Weise aber fließen die Dinge in ihren Urquell zurück?" — Das geht so zu. In die menschliche Natur aufgenommen ändern alle Kreaturen ihren Namen und werden geadelt, denn in ihr verlieren sie ihre eigene Natur und gelangen in den Ursprung zurück. Das geschieht auf zwiefache Weise. Einmal hat die menschliche Natur das Vermögen, durch Geisteswerk diese Veredelung zu vollbringen, denn im Geisteswerk fließt der Geist in seinen Urquell zurück. Und zweitens: Was der Mensch als Speise und Trank in sich aufnimmt, das wird irgendwie Fleisch und Blut in ihm. Es ist nun der Glaube des Christen, daß dieser sein Leib am Jüngsten Tage wiedererstehen soll. Da erstehen auch alle Dinge, nicht an sich selber, wohl aber an dem, der sie in sich gewandelt hat. Da werden auch sie vergeistet, und wird da nur ein Geist, und fließen mit dem Geiste wieder in den Urquell. Daran ersieht man, wie in der menschlichen Natur jegliche Kreatur einen Ewigkeitscharakter erhält. Daran ersieht man auch die Treue, die Güte und ganze Liebe Gottes, der von dem, was seinem treuen Knechte zugehört, nichts will ausgeschlossen wissen: ganz und gar will er ihn zu sich nehmen! Darum hat er jedes in jedem beschlossen. Da ist alles eins, ein einziges: Alles in allem.

Weiter wird gefragt: „Wie das zu denken sei, daß die zweite Person, der Sohn, in Mariens reinen Leib gesandt ward und menschliche Natur an sich nahm, und dabei doch nie aufhörte, beschlossen zu bleiben in des Vaters Schoße?" —Darüber ist folgendes zu sagen.

Ohne Unterlaß hat der Vater den Sohn geboren, gebiert er ihn und wird er ihn gebären, diese Geburt ist ewiglich an ihm gewesen. Darum, als der Sohn menschliche Natur an sich nahm, auch in jenem Augenblicke gebar ihn der Vater. Dies die eine Antwort.

Versteht es nun in einem andern Sinne! Der Sohn ist die Selbsterfassung des Vaters und ist — in dem Vater — der Bildner aller Dinge. Darum, wäre dieser Bildner nicht von Ewigkeit her tätig gewesen, so wäre es dem Vater unmöglich gewesen, in jenem bestimmten Augenblicke etwas zu erwirken: Während der Gottessohn menschliche Natur an sich nahm in Mariens Leibe, war er zugleich im Vater der Bildner aller Dinge. So die zweite Beantwortung.

Nun nehmt es drittens abermals in einem anderen Sinne! Der Sohn hat am Wesen nicht weniger teil wie der Vater und der heilige Geist, er hat es mit ihnen gemein. Darum ist auch der Sohn, im Verhältnis zu dieser ihrer einheitlichen Natur und Wesen, etwas Einbeschlossenes: die Einheit ist das Umschließende, die Personen das von ihr Umschlossene. Wenngleich ja die Personen in ihrem Auseinandertreten eine jede sich als ausgesprochene Sonderpersönlichkeit behaupten, so kommt ihnen in dieser Umschlingung und Umschließung doch nur eine Eigenschaft zu, die Eigenschaft der einen göttlichen Natur! Und da der Sohn diese mit dem Vater und dem heiligen Geiste gemein hat, so macht auch er, als dieser Einbeschlossene, mit ihnen zusammen nur ein Eigenwesen aus.

Solcherweise war der Sohn nie eine Stunde geschieden vom Vater. Hiermit schließe ich diese dreifache Klarstellung der Frage.

Daß Gott in seinem reinen Gottesglanze nie weder Zu- noch Abnahme erfahren hat, geht aus diesem Bescheide mit aller Deutlichkeit hervor. — Soviel vom Erkennen Gottes wie auch von der edlen Bildung der Seele.

Drittens: Vom Einswerden Gottes und der Seele

Laßt uns nun reden vom Einswerden der Seele mit Gott! Eine Richtung unter den Meistern lehrt, nichts eine die Seele so sehr wie das Erkennen. Dagegen behaupten andere eben das von der Liebe. Und wieder eine dritte Richtung lehrt, nichts eine sie so sehr wie das wirkliche Erfühlen. Fragen wir uns zunächst: Worin hat jede dieser drei Betätigungen ihren Stand? Nun! zunächst hat jede ihren Bestand für sich. Aber: in der höchsten Betätigung ihrer Sondereigenschaft, da ist jede der anderen so nahegerückt, daß es mit ihnen fast so steht, als wären sie auch so ein Ding, das dreifaltig wäre und doch von einer Natur! Ganz so steht es nun zwar nicht; wohl aber hebt, auf dem Gipfel ihrer Eigenbetätigung wie ihres Aneinanderrückens, das Erkennen die Liebe und die Liebe das Fühlen empor. Wobei jedoch jede in ihrem Sonderstande tätig ist: das Erkennen veredelt die Seele zu Gott hin, die Liebe eint sie mit Gott, und das wirkliche Erfühlen vollendet sie in Gott. Diese drei Betätigungen lassen die Seele aus der Zeitlichkeit emporwachsen in die Ewigkeit. Da steht der Geist in vollendeter Lauterkeit und genießt in seinem Urquell jedwede Freude. So hat also die Liebe und die Süßigkeit des Erfühlens den Geist aus sich herausgelockt — an dem bloßen Fünklein in ihm! — Welche Wonne hat die Seele da? Davon kann ich nur so viel sagen: der Blick, der ununterbrochen aus dem Geiste in die bloße Gottheit dringt, der Fluß, der ununterbrochen aus der Gottheit in das bloße Wesen des Geistes fließt, das ist nur ein Bilden, welches den Geist so ganz in Gott umbildet und mit ihm eint, daß er als Gleicher vom Gleichen empfängt! Welche Wonne der Geist in dieser Umhegung fühlt, das geht über alle Fassungskraft. Ich kann auch überall davon nichts sagen, als daß der Geist da gestellt ist auf den Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit.

Nun wird man sagen: „Das ist ja alles schön und gut, lieber Freund! wie aber komme ich zu der Vollendung, von der du geschrieben hast?" — Seht, das geht so zu! — Gott ist, was er ist; und was er ist, das ist auch mein; und was mein ist, das liebe ich; und was ich liebe, das liebt mich wieder und zieht mich in sich; und was mich in sich gezogen hat, das bin ich mehr als ich selber. Also lieben müßt ihr Gott, dann werdet ihr auch Gott mit Gott!

Weiter will ich davon nicht reden. Wohl aber will ich euch noch über ein tugendhaftes Leben etwas sagen, damit ihr wißt, wie ihr zu der Vereinigung

kommen könnt. — Denn wer zu Gott kommen will, der muß ihm für alles, was der an ihm getan, einen Entgelt geben. Dazu bedarf er einer Tugend, die heißt Gerechtigkeit. In der sind alle Tugenden beschlossen. Er muß ferner ledig und frei sein, innerlich wie äußerlich. Worin besteht die Freiheit eines vergotteten Menschen? — Darin, daß er sich selber nichts sei, noch auch etwas für sich begehre, sondern nur: daß alle seine Werke Gott zum Lobe gereichen! Zweierlei Art von Freiheit beachtet an den willigen Armen! Erstens lassen sie fahren Freunde, Güter und Ehre der Welt und steigen hinab in das Tal der Demut. Damit steht der willige Arme in seiner äußeren Freiheit und sucht nicht mehr Trost bei vergänglichen Dingen. Da folgen dann Verschmähung und Bitternis von seiten der Welt. Wohlan, lieben Kinder, stehet fest in dem Tale, in das ihr hinabgestiegen seid; schmähen euch die Kinder der Welt, so fallet nicht! Stehet fest in Christo, denkt nicht an euch und beherziget die Worte, die unser lieber Herr Christus spricht: „Der Knecht ist nicht über dem Herrn, hasset euch die Welt, so wisset, daß sie mich gehaßt hat eher denn euch!" Vielmehr sollt ihr das alles mit innigem Danke von Gott hinnehmen, ja euch desselben unwürdig dünken: so erst habt ihr auf euch selbst verzichtet!

Sodann von der Freiheit des Geistes: In der Weise frei soll der Mensch sein, daß er keinerlei Schuld oder Unvollkommenheit in sich finde. In der Weise zweitens frei, daß er an allem, was Namen hat, nicht hafte, noch dieses an ihm. Und abermals in der Weise frei soll er sein, daß er bei allen seinen Werken es nicht auf Lohn absehe von Gott, sondern bloß darauf: daß Gott damit verherrlicht werde. Und als Letztes und Höchstes: in der Weise frei soll er sein, daß er sein eigen Selbst vergesse und mit allem, was er ist, zurückfließe in den grundlosen Abgrund seines Urquells. — So tun die willigen Armen, die hinabgestiegen sind in das Tal der Demut. Sie befolgen eigentlich das Wort unseres Herrn: „Wer zu mir kommen will, der verzichte auf sich selbst und hebe sein Kreuz auf und folge mir." Die auf sich selbst verzichtet haben und Gott nachfolgen, von allem gelöst, wie könnte da Gott umhin: er muß seine Gnade in die Seele gießen, die in ihrer Liebe sich selber so ganz vernichtet hat. Und er gießt auch seine Gnade in sie und begnadet und erfüllt sie mit sich selber. Da schmückt Gott die Seele mit sich selber, wie man das Gold schmückt mit einem edlen Stein. Danach erhebt er die Seele in das Anschauen seiner Gottheit. In der Ewigkeit geschieht das, nicht in der Zeit. Doch hat sie schon in der Zeit einen Vorgeschmack davon in dem, was ich hier von einem heiligen Leben gesagt habe. Das habe ich darum getan, damit ihr wisset, daß niemand zu seiner Vollendung kommen kann, im Erkennen wie im Leben, er folge denn dem Vorbilde der willigen Armut, oder — sei innerlich solchen Armen gleich. Das ist für alle Menschen das beste.

Nun loben wir Gott um seine ewige Güte und bitten ihn, daß er uns an unserem Ende bei sich aufnehme. Dazu helf uns der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.



Rembrandt / Selbstbildnis mit Saskia



Rembrandt / Bildnis der Mutter

Ein und alles

Theologia Deutsch



Womit man's dahin bringen möchte, daß das in einem geboren würd' und Leben gewönne, daran sollt man sich mit allem Fleiße verhaften und an anderes nicht. Und was es beirrt, das soll man lassen und fliehen. Wer das empfängt im heiligen Sakrament, der nur hat „Christum“ wahrlich und wohl empfangen; und je wie man mehr davon empfängt, um soviel mehr ist da „Christus“, und je weniger, um so weniger „Christus“!

„Mit andern Worten: wenn sich einer an Gott genügen läßt, so hat er auch genug?“ — Allerdings! Und wem an solchem genügt, das ein Dies oder Das ist, dem bietet nicht Gott Genüge. Sondern um an Gott Genüge zu finden, darf man sich einzig bei dem bescheiden, das nicht dies noch das, das alles ist. Denn wohl ist Gott das Eine — muß das Eine sein; aber Gott ist auch alles — muß alles sein! Was also ist, aber nicht das Eine ist, das ist nicht Gott; und was zwar ist, aber nicht alles ist, das ist auch nicht Gott. Denn Gott ist Eines — und über dem Einen; und Gott ist alles — und über allem! Wer also an Gott sein Genügen findet, des Genüge ist: das Ein und alles. Wem nicht alles Eins ist und Eines alles, und wem nicht Etwas und Nichts ein und dasselbe ist, der ist nicht fähig, in Gott Genüge zu finden. Aber wo diese Gabe wäre, da stellte sich auch wahres Genügen ein; und anders nicht.

Nun sieh, was darin liegt! Wer sich Gott gänzlich überlassen soll, und will ihm gehorsam sein, der muß allem gelassen und gehorsam sein in geduldigem Stillehalten: ohne zu widerstreben, ohne sich zu sperren noch unten durchzuschlüpfen. Wer also nicht, im Einen und als dem Einen, allem gelassen und gehorsam ist, der ist Gott nicht gelassen und gehorsam. Dies lerne man an Christus! Wer Gott erleiden will, der muß alles leiden und keinem Leiden widerstreben; dann ist er Christus. Wer dem Leiden widerstrebt, der kann Gott nicht erleiden!

Und weiter sieh, wer Gott liebhaben will, der hat im Einen (das ja Ein und alles ist) alles lieb, und wiederum in allem (das ja alles in Einem ist) das Eine. Und wer ein Etwas anders lieb hat denn im Einen und um des Einen willen, der hat Gott nicht lieb. Denn er hat etwas lieb, das nicht Gott ist, hat also dieses mehr lieb als Gott. Wer aber etwas mehr als Gott oder auch nur neben Gott lieb hat, der hat Gott überhaupt nicht lieb. Denn Gott muß und will allein der Gegenstand der Liebe sein. Und wo das wahre Licht in einem Menschen ist und die wahre göttliche Liebe, da wird auch weiter nichts geliebt als Gott. Denn da wird Gott geliebt als das Gute, und alle Güter als eines, und das eine als alle. Denn wahrlich: alles ist eins, und eins ist alles, in Gott.



Aus der Lübecker Bibel — Der Untergang der Rotte Korah

Der Ackersmann und der Tod

Dem Stadtschreiber Johannes von Saaz in Böhmen ist im Jahre 1400 sein junges Weib gestorben. Dies Leid machte ihn zum Dichter. Die Klage um die abgeschiedene Frau und das Ringen mit dem düstern Rätsel des Todes ist der Stoff der Dichtung. Der Dichter kleidet ihn in die Form eines Streitgespräches mit dem Tode selbst.

Der Tod spricht:

Oft vermag ein Mann, der einmal zu reden anfängt, nicht wieder aufzuhören, wenn er nicht unterbrochen wird. Aus demselben Stempel bist du geprägt.

Wir haben gesagt und sagen es noch und wollen damit ein Ende machen: die Erde und alles, was sie enthält, ist auf Unstetigkeit aufgebaut. In dieser Zeit ist sie erst recht wandelbar geworden, denn alle Dinge haben sich verkehrt: das Hintere nach vorn, das Vordere nach hinten, das Untere nach oben, das Obere nach unten, das Verkehrte ins Recht hat die große Menge des Volkes verdreht. Ich aber habe das ganze Menschengeschlecht in die Stetigkeit der Feuerflamme gebracht. Einen guten, treuen, hilfreichen Freund zu finden, ist auf Erden fast ebenso möglich geworden als einen Lichtschein zu greifen. Alle Menschen sind mehr zum Bösen als zu gutem Wesen geneigt. Und tut jemand etwas Gutes, so tut er es aus Furcht vor uns. Alle Menschen sind mit ihrem ganzen Handeln voll leeren Wesens. Ihr Leib, ihre Frauen und Kinder, ihre Ehre, ihr Besitz und alle ihre Macht fliegt dahin, in einem Augenblick verschwindet es, mit dem Winde verwirbelt es; nicht der Schein noch der Schatten kann bleiben.

Beachte, prüfe, sieh und schau, was nun die Menschenkinder auf Erden haben: wie sie Berg und Tal, Stock und Stein, Gefilde, Alpen und Wildnisse, des Meeres Grund und der Erden Tiefe um irdischen Gutes willen ergründen; wie sie Schächte, Stollen und tiefe Gruben in die Erde hineingraben, der Erde Adern durchwühlen, Glanzerze suchen, die sie wegen ihrer Seltenheit über alle Dinge liebhaben; wie sie Holz fällen, Wände, Zäune, Häuser den Schwalben gleich zusammenkleben, Baumgärten pflanzen und belzen; das Erdreich ackern, Weinreben bauen, Mühlen errichten, Zinsen aufhäufen, Fischerei, Weidwerk und Wildwerk betreiben, große Herden Vieh aufziehen, viele Knechte und Mägde halten, stolze Pferde reiten, von Gold, Silber und edlen Steinen, von reichen Gewändern und allerlei anderem Besitz ihre Häuser und Kästen gefüllt haben, Wollust und Wonne genießen, wonach sie Tag und Nacht zielen und trachten — was ist das alles? Alles ist Eitelkeit und eine Schädigung der Seele, vergänglich wie der gestrige Tag, der vergangen ist. Mit Krieg und mit Raub gewinnen sie es; denn je mehr besessen, je mehr geraubt. Zu neuem Streit und Zerwürfnis lassen sie es als Erbe.

Oh! die sterbliche Menschheit lebt stets in Ängsten, in Trübsal und Leid, in Sorge, in Furcht und Grauen, in Wehtagen und Siechtagen, in Trauer, Betrübnis, Jammer und Kummer und in mancherlei Widerwärtigkeit. Und je mehr ein Mensch an irdischem Gute besitzt, um so mehr Widerwärtigkeit wird ihm zuteil. Dennoch ist dabei das allerschwerste, daß kein Mensch wissen kann, wann, wo und wie wir über ihn urplötzlich herfallen und ihn jagen, den Weg der Sterblichen zu gehen. Diese Bürde müssen tragen Herr und Knecht, Mann und Weib, reich und arm, gut und böse, jung und alt. O schmerzlich sichere Aussicht, wie wenig achten die Toren darauf. Wenn es zu spät ist, wollen sie alle fromm werden. Das ist alles Eitelkeit über Eitelkeit und eine Beschwerung der Seele. Darum laß dein Klagen sein und tritt in welchen Stand du willst, du findest überall darin Gebrechen und eitles Wesen. Aber kehre dich vom Bösen und tue das Gute; suche den Frieden und übe ihn stets; aber über alle irdischen Dinge stelle ein reines, erhabenes Gewissen. Und auf daß wir dir recht geraten haben, darum kommen wir mit dir vor Gott, den Ewigen, den Großen, den Allmächtigen und den Starken.



Holbein Tod und Ackersmann

Von der Freiheit eines Christenmenschen

Luther



Zum ersten Punkt, daß wir gründlich mögen erkennen, was ein Christenmensch sei, und wie es getan sei um die Freiheit, die ihm Christus erworben und gegeben hat, davon S. Paulus viel schreibt, will ich setzen diese zween Beschlüß:

Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand untertan.

Ein Christenmensch ist ein dienstbar Knecht aller Ding und jedermann untertan.

Diese zween Beschlüß seind klärlich sanct Paulus 1. Corinther 12: „Ich bin frei in allen Dingen und hab mich eins jedermanns Knecht gemacht." Item Römer 13: „Ihr sollt niemand etwas verpflichtet sein, denn daß Ihr Euch untereinander liebet." Lieb aber, die ist dienstbar und untertan dem, das sie lieb hat. Also auch von Christo Galater 4: „Gott hat seinen Sohn ausgesandt, von einem Weib geboren und dem Gesetz untertan gemacht."

Zum andern. Diese zwo widerständigen Reden der Freiheit und Dienstbarkeit zu vernehmen, sollen wir gedenken, daß ein jeglich Christenmensch ist zweierlei Natur, geistlicher und leiblicher. Nach der Seelen wird er ein geistlich, neu, innerlich Mensch genennet, nach dem Fleisch und Blut wird er ein leiblich, alt und äußerlich Mensch genennet. Und um dieses Unterschiedes willen werden von ihm gesagt in der Schrift, die da stracks widereinander sein, wie ich jetzt gesagt, von der Freiheit und Dienstbarkeit.

Zum dritten. So nehmen wir vor uns den inwendigen, geistlichen Menschen, zu sehen was dazu gehöre, daß er ein fromm, frei Christenmensch sei und heiße, so ists offenbar, daß kein äußerlich Ding mag ihn frei noch fromm machen, wie es mag immer genennet werden, denn sein Frommheit und Freiheit, widerum sein Bösheit und Gefängnis sein nit leiblich noch äußerlich. Was hilfts die Seele, daß der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isset, trinkt, lebt, wie er will? Wiederum, was schadet das der Seelen, daß der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, dürstet und leidet, wie er nit gerne wollt? Dieser Ding reichet keines bis an die Seelen, sie zu befreien oder fahen, fromm oder böse zu machen.

Zum vierten. Also hilfet es die Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Priester und Geistlichen tun, auch nit, ob er in den Kirchen und heiligen Stätten sei, auch nit, ob er mit heiligen Dingen umbgah, auch nit, ob er leiblich bete, faste, walle und alle gute Werk tue, die durch und in dem Leibe geschehen möchten ewiglich. Es muß noch alles etwas anders sein, das der Seelen bringe und gebe Frommheit und Freiheit. Denn alle diese obgenannten Stück,

Werk und Weisen mag auch an sich haben und üben ein böser Mensch, ein Gleißner und Heuchler, auch durch solch Wesen kein ander Volk denn eitel Gleißner werden. Wiederum schadet es der Seelen nichts, ob der Leib unheilige Kleider trägt, an unheiligen Oerten ist, trinkt, wallet, betet nit und lässet alle die Werk anstehen, die die obgenannten Gleißner tun.

Zum fünften hat die Seele kein ander Ding, weder im Himmel noch auf Erden, darinnen sie lebe, fromm, frei und Christen sei denn das heilig Evangelii, das Wort Gottes, von Christo gepredigt. So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohn des Worts Gottes, und ohn das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so darf sie auch keines andern Dings mehr, sondern sie hat in dem Wort Genüge, Speis, Freud, Fried, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwenglich.

Zum sechsten. Fragest du aber: Welches ist denn das Wort, das solche große Gnad gibt, und wie soll ichs gebrauchen? Antwort: Es ist nit anders denn die Predigt, von Christo geschehen, wie das Evangelium innehält. Welche soll sein und ist also getan, daß du hörst deinen Gott zu dir reden, wie alle dein Leben und Werk nichts sein vor Gott, sondern müssest mit allen dem, das in dir ist, ewiglich verderben... Daß du aber aus dir und von dir, das ist, aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt er dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und lässet dir durch sein lebendiges tröstliches Wort sagen: Du sollst in denselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch in ihn vertrauen, so sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünd vergeben, alle dein Verderben überwunden sein, und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm und alle Gebot erfüllet sein, von allen Dingen frei sein.

Von der inneren Kirche

Jakob Böhme

Lieben Brüder, wir wollen treulich mit euch reden, nicht aus heuchlerischem Munde, dem Antichrist zu Gefallen, sondern aus unserm Perlein, aus Christlicher Essenz und Wissenschaft, nicht aus der Hülse und Historie, sondern aus kindlichem Geiste, aus Christi Wissenschaft, als eine Rebe am Weinstock Christi, aus dem Maße der in uns eröffneten Wissenschaft in Gottes Rat.

2. Man bindet uns anjetzo an die Historien, an die steinerne Kirche, welche zwar in ihrem Werte gut wäre, so man auch den Tempel Christi darein brächte.

3. Man lehrt, ihre Absolution sei eine Vergebung der Sünden. Item, das Abendmahl nehme die Sünden weg. Item, der Geist Gottes werde vom Predigtamt eingegossen.



Hans Sebald Beham

Eva

4. Dies alles hätte seinen Weg, so es recht erklärt würde und man nicht an der Hülse hinge. Mancher geht zwanzig oder dreißig Jahre in die Kirche, hört predigen und braucht die Sakramente, läßt sich absolvieren und ist einmal ein Tier des Teufels und der Eitelkeit wie das andre: ein Tier geht in die Kirche und zum Abendmahl, und ein Tier geht wieder davon. Wie will der essen, der keinen Mund hat? Wie will der hören, der kein Gehör hat? Mag auch einer Speise genießen, die seinem Munde verschlossen ist? Wie will der trinken, der fern vom Wasser ist? Was hilfe es mir, daß ich in die Mauerkirche gehe und fülle meine Ohren mit einem leeren Atem? Oder gehe zum Abendmahl und speise nur den irdischen Mund, welcher sterblich und verweslich ist? Mag ich ihm doch wohl darein ein Stück Brot geben, daß er satt werde! Was hilfe es der Seele, welche ein unsterblich Leben ist, daß der tierische Mensch die Weise des Gebrauchs Christi hält, so sie nicht das Kleinod des Gebrauchs erreichen kann?...

11. Es ist doch in den Heiligen mit den Sakramenten kein Sündewegnehmen oder Dadurch-vergeben. Sondern also ist's: wenn Christus aufsteht, so stirbt Adam in der Schlange Essenz. Wenn die Sonne aufgeht, so wird die Nacht in Tag verschlungen, ist keine Nacht mehr. Also ist die Vergebung der Sünden: der Geist Christi isset von seinem h. Wesen, der innere Mensch ist die Fassung des h. Wesens, er nimmt an, was der Geist Christi in ihn einführte als den Tempel Gottes, Christi Fleisch und Blut. Was geht das ein Tier an? Oder was geht's die Teufel oder die Seele in Gottes Zorn an? Sie essen von ihrem himmlischen Leibe, in welchem Himmel sie wohnen als im Abgrunde.

12. Also auch das Predigtamt: Der Gottlose hört, was die äußere Seele der äußeren Welt predigt, das nimmt er an als eine Historiam. Ist aber etwa Stoppeln oder Stroh in der Predigt, so saugt er daraus die Eitelkeit, und die Seele saugt daraus das falsche Gift und Morde des Teufels. Damit kitzelt sie sich, wie sie kann Menschen richten. Ist aber der Prediger auch ein Toter und sät aus seinen Affekten Gift und Schmach, so lehrt der Teufel und hört der Teufel: dasselbe Lehren wird in dem gottlosen Herzen gefangen und bringt gottlose Früchte,



Hans Sebald Beham — Adam

daraus die Welt eine Mordgrube des Teufels geworden ist, daß beides, vom Lehrer wie vom Zuhörer, nichts als eitel spotten, lästern, höhnen, wortzanken und um die Hülse beißen innen ist.

13. Aber in dem heiligen Lehrer lehrt der heilige Geist und in dem heiligen Hörer hört der heilige Geist Christi, durch die Seele und das göttliche Gehäus des göttlichen Schalles. Der Heilige hat seine Kirche in sich, darin er hört und lehrt, aber Babel hat einen Steinhaufen, da geht sie hinein heucheln und gleißen, läßt sich mit schönen Kleidern sehen, stellt sich andächtig und fromm: die steinerne Kirche ist ihr Gott, darin sie das Vertrauen setzt.

14. Der Heilige aber hat seine Kirche an allen Orten bei sich und in sich. Denn er steht und geht, er liegt und sitzt in seiner Kirche, er ist in der wahren christlichen Kirche, im Tempel Christi, der h. Geist predigt ihm aus allen Kreaturen, alles, was er ansieht, da sieht er einen Prediger Gottes.

15. Hier wird der Spötter sagen, ich verachte die steinerne Kirche, da die Gemeinde zusammenkommt. Dazu sage ich nein, sondern ich weise auf die heuchlerische babylonische Hure, die mit der steinernen Kirche nur Hurerei treibt, nennt sich einen Christen, ist aber nur ein Hurenbalg.

16. Ein rechter Christ bringt seine heilige Kirche mit in die Gemeinde, sein Herz ist die wahre Kirche, da soll man Gottesdienst pflegen. Wenn ich tausend Jahre in die Kirche gehe, auch alle Wochen zum Sakrament, lasse mich auch alle Tage gleich absolvieren: habe ich Christum nicht in mir, so ist's alles falsch und ein unnützer Tand, ein Schnitzwerk in Babel und ist keine Vergebung der Sünden.

17. Der Heilige tut heilige Werke aus der heiligen Kraft seines Gemütes. Das Werk ist nicht die Versöhnung, aber es ist das Gebäu, das der wahre Geist in seinem Wesen baut, es ist sein Wohnhaus, gleichwie des falschen Christen Fabelei sein Wohnhaus ist, dahin dann seine Seele heucheln geht. Das äußere Gehör geht in das Äußere und wirkt in das Äußere, das innere Gehör geht in das Innere und wirkt in dem Innern.

18. Heuchle, heule, schreie, singe, predige, lehre, wie du willst — ist nicht der innere Lehrer und Hörer offen, so ist's alles Babel und Fabel und ein Schnitzwerk, da der äußere Weltgeist ein Modell oder Schnitzwerk nach dem innern macht, und damit gleißt er, als ob er einen heiligen Gottesdienst hätte.

19. Christus spricht: Suchet am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch das andre alles zufallen. Item, mein Vater will den heiligen Geist geben die ihn darum bitten, und wenn derselbe kommt, der wird euch in alle Wahrheit leiten, der wird euch erinnern alles dessen, so ich euch gesagt habe, denn von dem meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Item, ich will euch Mund und Weisheit geben, was ihr reden sollt. Und S. Paulus spricht: Wir wissen nicht, was wir bitten und reden sollen, sondern der Geist Gottes vertritt uns mächtig, nachdem, wie es Gott gefällig.

20. So ist nun der Glaube nicht eine historische Wissenschaft, daß sich ein Mensch Artikel mache und daran allein hange und zwinge sein Gemüt in die Werke seiner Vernunft, sondern er ist ein Geist mit Gott, denn der heilige Geist fährt in dem Glaubensgeiste.

21. Der wahre Glaube ist eine Macht Gottes, ein Geist mit Gott: er wirkt in Gott und mit Gott, er ist frei und an keinen Artikel gebunden als nur an die rechte Liebe, darin holt er seines Lebens Kraft und Stärke, und liegt nichts an menschlichem Wähnen.

22. Denn gleich wie Gott frei ist von aller Anneiglichkeit, daß er tut, was er will, und braucht darum keine Rechenschaft zu geben, also ist auch der rechte, wahre Glaube im Geiste Gottes frei, er hat nicht mehr als eine Neiglichkeit: in die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, also daß er seinen Willen in Gottes Willen wirft und aus der siderischen und elementischen Vernunft ausgeht; er sucht sich nicht in der Vernunft des Fleisches, sondern in Gottes Liebe, und so er sich also findet, so findet er sich in Gott, und wirkt mit Gott, nicht nach der Vernunft, was die will, sondern in Gott, was Gottes Geist will. Denn er schätzt das irdische Leben nichts, auf daß er in Gott leben, und Gottes Geist in ihm sei das Wollen und das Tun: er ergibt sich in Demut in den Willen Gottes, und er sinkt durch die Vernunft in den Tod, grünt aber mit Gottes Geist im Leben Gottes; er ist als wäre er nichts, und ist doch in Gott alles, er ist eine Zierde und Krone der Gottheit, ein Wunder der göttlichen magia; er macht, da nichts ist, und nimmt, da nichts gemacht ist; er wirkt, und niemand sieht ein Wesen; er erhöht sich und bedarf doch keines Aufsteigens; er ist großmächtig und ist doch die allerniedrigste Demut; er hat alles und faßt doch nichts mehr als die Sanftmut. Also ist er von aller Bosheit frei und hat kein Gesetz, denn der Grimm der Natur bewegt ihn nicht, er besteht in Ewigkeit, denn er ist in keinen Grund gefaßt, er ist in nichts eingesperrt gleichwie der Ungrund der Ewigkeit frei ist und in nichts ruht als nur in sich selbst, da eine ewige Sanftmut ist.

23. Also auch der rechte wahre Glaube in dem Ungrunde: Er ist in sich selber das Wesen, er lebt, sucht aber nicht sein Leben, sondern er sucht das Leben der ewigen, stillen Ruhe; er geht aus seines Lebens Geist aus und besitzt sich selber, also ist er frei von der Qual, gleichwie Gott frei von der Qual ist, und wohnt also in der ewigen Freiheit in Gott; er ist mit der ewigen Freiheit Gottes gleich als ein Nichts und ist doch in allem; es kommt ihm alles zustatten, was Gott und die Ewigkeit vermag und ist, er wird von nichts ergriffen und ist doch eine schöne Inwohnung in der großen Macht Gottes; er ist ein Wesen und wird doch von keinem Wesen ergriffen; er ist eine Gespielin und Freundin der göttlichen Jungfrau, der Weisheit Gottes, in ihm stehen die großen Wunder Gottes, und er ist doch frei von allem, gleich wie das Licht vom Feuer frei ist, ob es doch vom Feuer immer geboren wird, aber des Feuers Qual kann es doch nicht ergreifen oder rühren.

24. Also ingleichen geben wir euch zu verstehen, wird der Glaube aus dem Lebens-Geist als aus einem immerbrennenden Feuer geboren und scheint in demselben Feuer; er erfüllt des Lebens Feuer und wird doch nimmer ergriffen. So er aber ergriffen wird, so ist er selber in die Vernunft als in ein Gefängnis eingegangen, und ist nicht mehr in Gott, in seiner Freiheit, sondern er ist in die Qual eingegangen, er plagt sich selber, ob er doch wohl frei sein kann: in der Vernunft wirkt er die Wunder im Feuer der Natur, und in der Freiheit wirkt er die Wunder Gottes in der Liebe.

25. Gottes Reich muß in uns kommen, und sein Wille in uns geschehen. So dienen wir ihm recht, wenn wir ihn lieben von ganzem Herzen, Seel und allen Kräften und unsern Nächsten als uns selber. Das ist der ganze Gottesdienst, den er von uns aufnimmt, was dürfen wir uns heucheln? Sind wir gerecht, so sind wir selbst Götter in dem großen Gott; was wir dann tun, das tut Gott in uns und durch uns. So sein Geist in uns ist, was sorgen wir viel lange um Gottesdienst? Will er was tun, so sollen wir Knechte und willig sein; er muß der Werkmeister sein, soll ein Werk Gott gefallen; was außerdem ist, das ist irdisch gebaut, in dem Geiste dieser Welt, das bauen wir dem äußeren Himmel, den Sternen und Elementen, die haben ihr Verbringen und Wunder in uns, und der finstere Teufel, dem dienen wir mit Werken außer Gottes Geist.



Sprüche

Angelus Silesius

Du mußt, was Gott ist, sein

Soll ich mein letztes End und ersten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte sein.

Gott lebt nicht ohne mich

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zu nicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Der Mensch ist Ewigkeit

Ich selbst bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Das Äußere hilft dir nicht

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.

Wer ganz vergottet ist

Wer ist, als wär er nicht und wär er nie geworden:
Der ist — o Seligkeit! — zu lauter Gotte worden.

Gelassenheit

Ich lasse mich Gott ganz: will er mir Leiden machen,
So will ich ihm sowohl als ob den Freuden lachen.

Eins hält das andre

Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich ihm, wie er das meine, hegen.

Du mußt's hinwider sein

Gott ist dir worden Mensch, wirst du nicht wieder Gott,
So schmähst du die Geburt und höhnest seinen Tod.

Alles liegt an der Empfänglichkeit

Vermöcht ich Gott's so viel als Christus zu empfangen,
Er ließe mich dazu im Augenblick gelangen.

Der Mensch ist alle Dinge

Der Mensch ist alle Dinge, ist's daß ihm eins gebricht,
So kennet er fürwahr sein Reichtum selber nicht.

Gott außer Kreatur

Geh hin, wo du nicht kannst, sieh, wo du siehest nicht!
Hör, wo nichts schallt und klingt, so bist du, wo Gott spricht.

Das göttliche Sehen

Wer in dem Nächsten nichts als Gott und Christum sieht,
Der siehet mit dem Licht, das aus der Gottheit blüht.

Das wesentliche Gebet

Wer lautern Herzens lebt und geht auf Christi Bahn,
Der betet wesentlich Gott in sich selber an.

Das stillschweigende Gebet

Gott ist so über all's, daß man nichts sprechen kann,
Drum betest du ihn auch mit Schweigen besser an.

Das Erkennende muß das Erkannte werden

In Gott wird nichts erkannt: er ist ein einig Ein.
Was man in ihm erkennt, das muß man selber sein.

Mensch in Gott, Gott im Menschen

Wenn ich bin Gottes Sohn, wer es dann sehen kann,
Der schauet Mensch in Gott und Gott im Menschen an.

Erheb dich über dich

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
Der ist nicht wert, daß er im Menschenstande lebt.

Zufall und Wesen

Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Gott liebet sich allein

Es ist gewißlich wahr, Gott liebet sich allein
Und wer sein ander Er in seinem Sohn kann sein.

Die geheimste Gelassenheit

Gelassenheit fäht Gott: Gott aber selbst zu lassen,
Ist ein Gelassenheit, die wenig Menschen fassen.

Die Kreaturen sind gut

Du klagst, die Kreatur'n, die bringen dich in Pein;
Wie? Müssen sie doch mir ein Weg zu Gotte sein.

Die Einsamkeit

Die Einsamkeit ist not, doch sei nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüste sein.

Schrift ohne Geist ist nichts

Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit
Und daß Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

Die Ewigkeit

Im Fall dich länger dünkt die Ewigkeit als Zeit,
So redest du von Pein und nicht von Ewigkeit.

Der verliebte Gott

Gott liebet mich allein, nach mir ist ihm so bange,
Daß er auch stirbt vor Angst, weil ich ihm nicht anhange

Der einige Tag

Drei Tage weiß ich nur, als: gestern, heut und morgen;
Wenn aber gestern wird ins heut und nun verborgen
Und morgen ausgelöscht: so leb ich jenen Tag,
Den ich, noch eh ich ward, in Gott zu leben pflag.

Gott kann nicht alles allein

Gott, der die Welt gemacht und wieder kann zunichten,
Kann nicht ohn meinen Will'n die Neugeburt ausrichten.

Gott geht doch etwas ab

Man sagt, Gott mangelt nichts, er 'darf nicht unser Gaben;
Ist's wahr, was will er dann mein armes Herze haben?

Gott ist ein Punkt und Kreis

Gott ist mein Mittelpunkt, wenn ich ihn in mich schließe:
Mein Umkreis dann, wenn ich aus Lieb in ihn zerfließe.

Vom Gott

Gott ist noch nie gewest und wird auch niemals sein
Und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein.

Die volle Seligkeit

Der Mensch hat eher nicht vollkommene Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Der Mensch

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann, nach dem er's macht, Gott oder Teufel sein.

Das edelste Gebet

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

Gott ist allenthalben ganz

O Wesen, dem nichts gleich! Gott ist ganz außer mir
Und immer mir auch ganz, ganz dort und auch ganz hier.

Das Große im Kleinen verborgen

Der Umkreis ist ein Punkt, im Samen liegt die Frucht,
Gott in der Welt: Wie klug ist, wer ihn drinne sucht!

Was du willst, ist alles in dir

Mensch, alles, was du willst, ist schon zuvor in dir,
Es lieget nur an dem, daß du's nicht wirkst herfür.

Wer zuviel glaubt

Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will:
Glaubst du, er will's ohn dich, so glaubtest du zuviel.

Alles muß wieder in Eins

All's kommt aus Einem her und muß in Eines ein,
Wo es nicht will gezweit und in der Vielheit sein.

Es muß ein jeder Christus sein

Der wahre Gottessohn ist Christus nur allein,
Doch muß ein jeder Christ derselbe Christus sein.

Gott kann mehr viel als wenig

Nichts ist, das Gott nicht kann! Hör, Spötter, auf, zu lachen,
Er kann zwar keinen Gott, wohl aber Götter machen.

Du mußt der Himmel sein

In'n Himmel kommst du nicht — laß nur von dem Getümmel —
Du seist denn selbst zuvor ein lebendiger Himmel.

Wir dienen uns, nicht Gott

Mensch, Gott ist nichts gedient mit Fasten, Beten, Wachen:
Du dienst mehr dir damit, weil's dich kann heilig machen.

Außer Gott leben ist totsein

Mensch, glaube dies gewiß: wo du nicht lebst in Gott,
Lebst du gleich tausend Jahr, du bist so lange tot.

Nichts ist herrlicher als die Seele

Sollt' auch was Herrlicher's, als meine Seele, sein,
Weil Gott, die Herrlichkeit, sich selbst verwandelt drein?

Der Seele wird es nie Nacht

Mich wundert, daß du darfst den Tag so sehr verlangen:
Die Sonn ist meiner Seel noch niemals untergangen.

Die Ichheit schadet mehr als tausend Teufel

Mensch, hüte dich vor dir! Wirst du mit dir beladen,
Du wirst dir selber mehr als tausend Teufel schaden.

Die neue Kreatur

Mensch, allererst bist du die neue Kreatur,
Wenn Christi Frömmigkeit ist deines Geist's Natur.

Der Mensch soll nicht ein Mensch bleiben

Mensch, bleib doch nicht ein Mensch: man muß aufs höchste kommen,
Bei Gotte werden nur die Götter angenommen.

Die Geburt Gottes währet immer

Gott zeuget seinen Sohn, und weil es außer Zeit,
So währet die Geburt auch bis in Ewigkeit.

Der Gerechte hat kein Gesetz

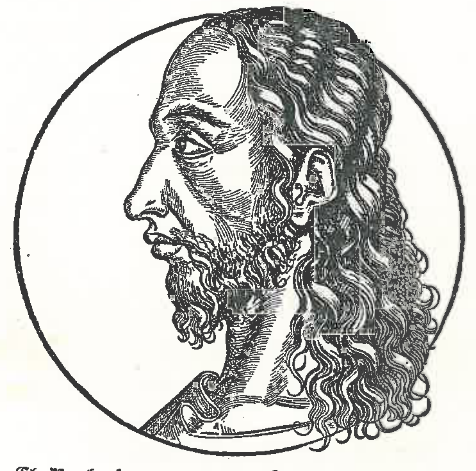
Für Bös' ist das Gesetz: wär kein Gebot geschrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächsten lieben.

Von Gott geboren werden, ist gänzlich Gott sein

Gott zeuget nichts als Gott: zeugt er dich seinen Sohn,
So wirst du Gott in Gott, Herr auf des Herren Thron.

Im Meer kann man kein Tröpflein unterscheiden

Wenn du das Tröpflein wirst im großen Meere nennen,
Dann wirst du meine Seel im großen Gott erkennen.



Christuskopf Holzschnitt von 1507

Vom Schöpfer

Johann Georg Hamann

Wenn ich nicht einen Gott glaubte, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der unsere Tränen uns versprochen hat selbst abzutrocknen — wie würde ich ohne diesen Gedanken fortkommen? Ich würde hundert törichte Dinge anfangen, mich irremachen und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte alles, was mir Gott noch auflegen will, und hoffe, daß er mir die Last jedes Tages werde tragen helfen.

Ich überlasse mich und mein Schicksal der göttlichen Vorsehung gänzlich. Sie hat Triebe in unsere Natur gelegt, die, wenn sie nicht lasterhaft sind und mit unseren Pflichten streiten, nicht selten als unsere Bestimmung, als der Ruf zu ihren Absichten angesehen werden können. Mit wieviel Ruhe und Zufriedenheit kann derjenige leben, der keinen andern Endzweck hat, als wie ein vernünftiges, und wie ein teuer erlöstes Geschöpf, als Mensch und Christ, seinen Verbindlichkeiten ein Genüge zu tun.

Die ganze sichtbare Natur ist nichts als das Zifferblatt und der Zeiger; das ganze Räderwerk und das rechte Gewicht sind seine Winde und Feuerflammen.

Alle Wunder sind tägliche Begebenheiten, stündliche Erfahrungen des Lebens in Gott.

Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, ebenso erniedrigt und seiner Majestät entäußert, als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist.

Den allein weisen Gott in der Natur bloß bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den man einem vernünftigen Mann erweist, dessen Wert nach seinem Rock der Pöbel schätzt.

Ich wundere mich, wie es dem weisen Baumeister der Welt hat einfallen können, uns von seiner Arbeit bei dem großen Werk der Schöpfung gleichsam Rechenschaft abzulegen, da kein kluger Mensch sich leicht die Mühe nimmt, Kinder und Narren über den Mechanismus seiner Handlungen klug zu machen. Nichts als Liebe gegen uns Säuglinge der Schöpfung hat ihn zu dieser Schwachheit bewegen können.



Rembrandt / Faust

Rembrandt / Die Predigt Christi

Wer eine bessere Welt vorgibt wie Rousseau, und eine individuelle, atomistische und momentane Vorsehung leugnet, der widerspricht sich selbst. Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, und wie ein Säkulum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Teilen, die das Ganze gut macht.

Ein solches Wesen ist der Urheber und Regierer der Welt. Er gefällt sich selbst in seinem Plan und ist für unsere Urteile unbesorgt. Wenn ihm der Pöbel über die Güte der Welt mit klatschenden Händen und scharrenden Füßen Höflichkeiten sagt und Beifall zujauchzt, wird er wie Phocion beschämt und fragt den Kreis seiner wenigen Freunde, die um seinen Thron mit bedeckten Augen und Füßen stehen: ob er eine Torheit gesprochen, da er gesagt: „Es werde Licht", weil er sich von dem gemeinen Haufen über seine Werke bewundert sieht.

Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir sehen, sondern des künftigen, das uns unsichtbar ist, soll uns begeistern. Wir wollen nicht nur unsere Vorgänger beschämen, sondern ein Muster für die Nachwelt werden. — Wie unser Buch für alle Klassen der Jugend geschrieben sein soll, so wollen wir solche Autoren zu werden suchen, daß uns unsere Urenkel nicht für kindische Schriftsteller aus den Händen werfen sollen.

Ein eitles Wesen schafft deswegen, weil es gefallen will; ein stolzer Gott denkt daran nicht. Wenn es gut ist, mag es aussehen, wie es will; je weniger es gefällt, desto besser ist es. Die Schöpfung ist also kein Werk der Eitelkeit, sondern der Demut, der Herunterlassung. Sechs Worte werden einem großen Genie so sauer, daß er sechs Tage dazu braucht und den siebenten sich ausruht.

Ich überlasse alles der göttlichen Vorsehung und sehe mich als ihren Ball an, der durch nichts anderes als die Kraft ihrer Hände lebt. Bei allem dem Gram, der mich schwach macht, fühle ich doch noch in gewissen Stunden, was die Weisheit in den Sprichwörtern sagt: meine Lust ist bei den Menschenkindern. — Solange wir an den glauben, der die Leute so lieb hat, laufen wir keine Gefahr, Menschenfeinde zu werden.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, der mich von allem Übel erlösen wird und auch von der Sünde, die mich wie meine eigene Haut umgibt, mich träge macht und allenthalben anklebt. — Ich weiß, daß meine Muse auf einer glühenden Asche singt und ihre Feder statt einer Scherbe braucht, um sich zu kratzen. — Ich weiß, daß die Erde meine Mutter und Würmer meine Brüder sind.

Fragmente

Novalis



Alles, was wir erfahren, ist eine Mittheilung. So ist die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geistes. Die Zeit ist nicht mehr, wo der Geist Gottes verständlich war. Der Sinn der Welt ist verloren gegangen. Wir sind beim Buchstaben stehn geblieben. Wir haben das Erscheinende über die Erscheinung verloren. Formularwesen. Ehemals war alles Geistererscheinung, jetzt sehen wir nichts als tote Wiederholung, die wir nicht verstehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten.

Vielleicht ist alle mechanische Bewegung nur Sprache der Natur. Ein Körper spricht den andern mechanisch an, dieser antwortet mechanisch, bei beiden ist aber die mechanische Bewegung sekundär und nur Mittel, Anlaß zur innern Veränderung und Folge derselben. Die Physik ist nichts als die Lehre von der Phantasie.

In der Physik hat man zeither die Phaenomene stets aus dem Zusammenhange gerissen und sie nicht in ihre geselligen Verhältnisse verfolgt. Jedes Phaenomen ist ein Glied einer unermeßlichen Kette — die alle Phaenomene als Glieder begreift.

Die Naturlehre muß nicht mehr kapitelweise, fachweise behandelt werden. Sie muß ein Continuum, eine Geschichte, ein organisches Gewächs, ein Baum werden, — oder ein Thier, oder ein Mensch. Alle Namen sind dunkel und ohne Sinn, die nicht eine bestimmte Definition enthalten, oder ihren Sinn mitbringen, z. B. Kohlenstoff etc. Die Physik ist noch nicht auf dem rechten Wege, so lange sie nicht phantastisch, willkürlich und streng und gebunden zugleich zu Werke geht. Von der wahren Philosophie, der **creatio rationalis**, ist allein Heil zu erwarten.

Genialische, edle, divinatorische, wunderthätige, kluge, dumme etc. Pflanzen, Thiere, Steine, Elemente etc. — Unendliche Individualität dieser Wesen, — ihr musikalischer und Individualsinn — ihr Charakter — ihre Neigungen etc.

Es sind vergangene geschichtliche Wesen. Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt.

Die Welt ist ein gebundener Gedanke. Wenn sich etwas konsolidirt, werden Gedanken frei. Wenn sich etwas auflöst, werden Gedanken gebunden.

Religiosität der Physiognomik. Heilige, unerschöpfliche Hieroglyphe jeder Menschengestalt. Schwierigkeit, Menschen wahrhaft zu sehn. Relativität und Falschheit der Begriffe von schönen und häßlichen Menschen. Recht häßliche Menschen können unendlich schön sein. Öftere Beobachtung der Mienen. Einzelne Offenbarungsmomente dieser Hieroglyphe.



Ludwig Richter Unser täglich Brot

Wie es den Alten bei uns gegangen ist, so geht es der Natur. Über die Silbenkrämerei wird das Beste vergessen und übersehn.

Aller Anfang des Lebens muß antimechanisch, gewaltsamer Durchbruch, Opposition gegen den Mechanismus sein; absolute Materie — primitives Element des Geistes = Seele.

Alles Leben ist ein ununterbrochner Strom. Leben kommt nur vom Leben und so fort. Höhere Erklärung des Lebens.

Der Geist verhält sich zur Seele, oder die Bestandtheile des unsichtbaren Individuums zu einander, wie die Säfte und die festen Theile im Körper. Der Geist entsteht aus der Seele, er ist die krystallisirte Seele. Seine Figur oder sein Charakter, sein Temperament und seine Konstitution sind Funktionen der ersten Anlage, der Geisterwelt und der Seelenbeschaffenheit.

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler brauchen sich in korrespondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung beisammen zu bleiben, und zugleich und gemeinschaftlich beide Reisen zu machen.

(Physiologie und Psychologie.) Je merklichere Wirkungen die Seele hervorbringen kann, desto stärker ist sie; je unmerklichere Wirkungen der Stoff, die Welt, der Körper im engeren Sinn hervorbringen kann, desto stärker ist er. Je mannichfaltigere dabei beide, — desto gebildeter beide. Der Körper soll Seele, die Seele Körper werden, eins durch das andre, — dadurch gewinnen beide.

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur. Ein reiner Gedanken, ein reines Bild, eine reine Empfindung sind Gedanken, Bilder und Empfindungen, die nicht durch ein korrespondirendes Objekt erweckt etc., sondern außerhalb der sogenannten mechanischen Gesetze, der Sphäre des Mechanismus, entstanden sind. Die Phantasie ist eine solche außermechanische Kraft. Vom Glauben hängt die Welt ab. Glauben und Vorurtheil ist Eins. Wie ich eine Sache annehme, so ist sie für mich.

Der erste Mensch ist der erste Geisterseher; ihm ist alles Geist.

Nichts ist dem Geist erreichbarer als das Unendliche.

Das Gedächtniß ist der Individualsinn, das Element der Individuation.

Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur mit Phantasie und Witz geschmückt. Malerei der Natur, ihre Baukunst, ihre Skulptur, ihre Musik. Der Bach und die unbeseelte Natur spricht größtentheils Prosa, nur der Wind ist zuweilen musikalisch. Ihre Mathematik; Geometrie im Krystall; in der Astronomie ihre Mechanik. Ihre Akustik. Grotesken und Arabesken der Natur, ihre Quodlibets. Sonderbare Eindrücke eines französischen Gartens. Ihre Contraste

mit der Kunst. Ihre Ironie und Bespottung der Kunst. Ihre Dekorationen, ihre Opern. Die Natur als Geognostin, Mineralogin, Philosophin, Chymistin etc.

Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen sind. Die Blüthen sind Allegorieen des Bewußtseins, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung: bei den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Personalität.

Mit Instinkt hat der Mensch angefangen, mit Instinkt soll der Mensch endigen. Instinkt ist das Genie im Paradiese, vor der Periode der Selbstabsonderung (Selbsterkenntnis). (Soll der Mensch sich selbst zweien, und nicht allein das, sondern auch selbst dreien? etc.)

Jedes Willkürliche, Zufällige, Individuelle kann unser Weltorgan werden. Ein Gesicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum etc. kann Epoche in unserm Innern machen. Dies ist der große Realismus des Fetischdienstes.

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Mensch zur sprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden.

Die zahmen Thiere nähern sich, als hülfloser, den Menschen.

Die Steine und Stoffe sind das Höchste: der Mensch ist das eigentliche Chaos.

Bekenntnis

Johann Gottlieb Fichte



achdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, nachdem ich in der Tat für das Vergängliche gar kein Herz mehr habe, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die tote lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und Tat — vom ursprünglichen Leben; von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben, und nur das religiöse Auge dringt ein in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt und blickt aus hellen Geisteraugen mich an und redet mit Geistertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zerteilt und getrennt schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Tautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegenglänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur. Hier strömt es als sich selbst schaffende und bildende Materie durch meine Adern und Muskeln hindurch und setzt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom, Tropfe an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Gestalten und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an — aus jedem Punkte des Universum anders — als dieselbe Kraft, durch die es in geheimem Dunkel meinen eignen Körper bildet. Dort woget es frei und hüpft und tanzet, als sich selbst bildende Bewegung im Tiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar als eine andere eigne für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche, mir unsichtbar, in meinen eignen Gliedmaßen sich reget und bewegt. Alles, was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einigen Prinzip aller Bewegung, das von einem Ende des Universum zum andern die harmonische Erschütterung fortleitet: das Tier ohne Freiheit; ich, von welchem in der sichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sei, mit Freiheit.

Aber rein und heilig und deinem eignen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen ihm etwas sein kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in eins verschlingt, als Luft und Äther der einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar daliegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrome fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend von Seele zu Seele, und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimnis findet der einzelne sich selbst und versteht und liebt sich selbst nur in einem andern; und jeder Geist wickelt sich los nur von andern Geistern, und es gibt keinen Menschen, sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Hassen, sondern nur ein Denken und Lieben und Hassen in- und durcheinander. Durch dieses Geheimnis strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreißen könnte, schon als Naturwesen genötigt sind, sich zu lieben; fließt aus in die Zärtlichkeit der Eltern und Kinder und Geschwister, gleich als ob die Seelen ebenso aus einem Blute entsprossen wären wie die Leiber, und die Gemüter Zweige und Blüten desselben Stammes wären; und umfasset von da aus in engeren oder weiteren Kreisen die ganze empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was andern tote Masse scheint, hindurch; und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen und zum geistigern Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst

zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war: es ist vor meinem Blicke vergeistiget und trägt das eigene Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommneren in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, und die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe enttränfelt den Sphären, wie die Tautropfen der Wolke, und umfängt die Natur wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders sein — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des inneren unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; sie, die bloß für mich und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tötet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben sein, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbständiges Wesen tötet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst und einer Natur für mich hinübergleitet.

Jeder meinesgleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meinesgleichen —

zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebürt eine Stätte. Indes wir hienieden um ihn trauern, so wie Trauer sein würde, wenn sie könnte im dumpfen Reiche der Bewußtlosigkeit, wenn sich ihm ein Mensch zum Lichte der Erdensonne entreißt, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude sein; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke und versinkt die Welt, die ich noch soeben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang und erwärmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Sein ist kein von außen angenommenes, es ist mein eigenes, einiges, wahres Sein und Wesen.

Deutsche Religion (Richtlinien)

Paul de Lagarde



Auch die Germanen arbeiteten an der Kirche mit. Nicht bloß die Deutschen, sondern auch Nordfrankreich mit seiner von germanischer Einwanderung so tief beeinflußten ... Bevölkerung, auch Longobardien im weitesten Sinne des Wortes: sie gaben ihr die Innerlichkeit, ohne welche der Verfall des weiten geistlichen Reiches noch schneller eingetreten ist. Was sie hinzufügen, ist in ihren Augen nichts Neues; ist nur Auseinanderlegung der im Besitze der Kirche vorhandenen Schätze: in den Augen der Geschichte ist es schon Kritik, ist es der Anfang vom Ende. Mystik, dieser Ausdruck nicht im Sinne der Bierbänke genommen, ist allemal der Vorbote der Revolution.

Die deutschen Herzen haben, als sie der Kirche sich anschlossen, die sehr richtige Ahnung gehabt, daß gerade der ungemessenen Subjektivität, welche die Stärke, aber auch die Schwäche der germanischen Naturanlage bildet, der Halt einer großartigen Institution not tue, welche das von ihr Aufgenommene schütze und

erziehe: sie irrten, als sie vorfinden zu dürfen glaubten, was nur ihres eigenen Strebens unbewußt-bewußt gelungener Bau sein mußte.

Es gibt Augenblicke in jedes Menschen Leben, in welchen er eines Planes gewahr wird, der durch sein Dasein hindurch geht, eines Planes, den nicht er entworfen hat und den nicht er ausführt, dessen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn selbst gedacht, dessen Ausführung ihn Segen und allereigenste Förderung deucht, obwohl nicht seine Hände an ihr arbeiten. Er ist frei, wie der Schachspieler für jeden seiner Züge frei ist: er ist gleichwohl nicht sein Herr, wie der Schachspieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird: er hat das Bewußtsein, daß das Ende der Partie für ihn nicht ein Matt, sondern in einer Niederlage Sieg sein werde, und je näher dies Ende rückt, desto ungeduldiger wartet die Freude an dem nun kaum noch mißzuverstehenden Willen dessen, der den Freien dahin gezwungen, wo ihm höchste Freiheit, weil umbeschränkte Ausgestaltung und Darlegung seines eigensten Wesens beschieden sein wird. Der Meißel tut weh, der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausschlägt: je weiter aber der Stahl in seiner Arbeit vorgeschritten, desto stiller hält der Marmor, der sich schon über die aus der Natur erstehende Geistesgestalt freut.

Wie ein Vogel nachts, wenn durch seine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenig klagend-frohe Töne dem warmen Glanze entgegensingt, um danach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu schlafen, so ahnt der Mensch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken spricht lauter für diese, als das lange Schweigen, aus dem es sich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, sondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einschlagenden Menschen sichtbar wird. Diesen Plan erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein und verbürgt ewiges Leben. Schlechthin alles, auch die Kirche und das Sakrament ist nur Mittel, diesen Plan Gottes mit den einzelnen Seelen ausführen zu helfen, seine Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern: wer es anders ansieht, wer der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, dem Staate Selbstzweck zuschreibt, weiß schlecht Bescheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden soll, ist Gottes Geheimnis: nach dem Tode ist auch noch ein Leben, und die Ewigkeit ist lange...

Als Grundprinzip der neuen Gemeinschaft wird der Satz zu gelten haben, daß Religion das Bewußtsein von der plan- und zielmäßigen Erziehung der einzelnen Menschen, der Völker und des menschlichen Geschlechts ist.

Wer die Religion auf das Heiligtum des Gemütes beschränken zu können meint — die Heiligtümer, in denen diese gemütliche Religion wohnt, heißen mitunter nur sehr uneigentlich Heiligtümer —, der hat nie weder an sich noch an

andern Religion erlebt. Wirkliche Religion nimmt sich stets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur Sonntags von 9—11, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends. Denn sie ist nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervensystems, sondern das leider oft von der Sünde, aber nie von etwas ihr als Gleichberechtigtes Nebengeordnetem gestörte Leben unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes. Sie ist das Horchen des Schülers auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme dieses Gottes, der in allem, in kleinstem und größtem redet, und dessen Sprache nicht auf die Paragraphen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen, aber von jedem gehört und verstanden werden kann, der sie hören und verstehen will. Sie ist das stille, aber unaufhaltsame, harmonische Auswachsen des eigensten Wesens, das, weil von Gott geschaffen zu sein gewiß, auch überzeugt ist, daß gerade seine vollste und eigentümlichste Entwicklung mit der vollsten und eigentümlichsten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächsten stets nur einen richtigen Akkord geben wird. Sie ist Heimweh, die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes nach Hause zu kommen.

Die evangelische Kirche kann sich zurzeit noch nicht bilden, weil ... die Einsicht in das Sakrament der evangelischen Kirche — das Kind Gottes, den Gottmenschen — noch fehlt: dies Sakrament ist solange unmöglich, als der in der Theorie dem Evangelium geneigte Deutsche noch nicht zu der Geist und Seele durchherrschenden Überzeugung gelangt ist, daß Leben, Staat, Vaterland, Wissenschaft, Kunst niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel und Material für das Wachsen der Gotteskindschaft der einzelnen Menschen ist.

Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert, und wird vielleicht nie existieren. Das Ideal ist eben etwas, das zugleich ist und nicht ist. Es ist die im tiefsten Herzen des Menschen leuchtende Sonne, um welche unsre Gedanken und Kräfte, um welche auch alle die Mittelpunkte schwingen, welche unser Leben umkreist, eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn sie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht. Die Blumen und Bäume freuen sich an Hyperions Strahlen, die Menschen gedeihen nur an der geheimnisvollen Wärme eines nie gesehenen Sternes. Die deutsche Nationalität ist wie jede andre Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann, welche da ist, wenn sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht.

Je mehr einzelne Deutsche ... das in dem ihnen durch Geburt und Anlage schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind, desto klarer wird uns dieses Wesen werden. Originalität ist überhaupt, weil und wenn ein ethisches Gut, nichts Angeborenes, sondern etwas Erworbenes: die Forderung besteht überall, nicht bloß in Deutschland, daß die menschliche Gesellschaft nur aus Origi-

nalen sich zusammensetze, weil Gott denselben Gedanken nicht zweimal denkt, also jeder von Gott gewollte Mensch anders sein muß als sein Nebenmensch. Deutschland würde gegründet werden, indem wir gegen die jetzt gültigen ... Laster ersichtlich undeutsch beeinflußter Zeit uns verneinend verhielten, indem wir zur Abwehr und Bekämpfung dieser Laster einen offnen Bund schlössen, welcher der äußerlichen Kennzeichen und Symbole sowenig entbehren dürfte wie der strengsten Zucht, indem weiter jedes einzelne Glied dieses Bundes den treuherzigsten Haß gegen seine eignen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich sage nicht gut, sondern etwas andres, wie mich deucht, völlig Deutsches —, was ihm echt zu sein schiene und sich als echt erprobte.

Eine Aufgabe von Jahrhunderten! Aber nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland, so wahr auch im ewigen Leben, wie jeder andern Nation Genossen als solche, so auch der Deutsche als Deutscher noch wird zu erkennen sein, und so wahr ihn nicht bloß als Ich und als Menschen, sondern auch als Deutschen Gott und alle Seligen lieben.

Frömmigkeit ist, wie für die einzelnen Menschen, so auch für ein Volk, das Bewußtsein zu gedeihen, in Sturm und Wind wie in Sonnenschein und mildem Tau, und durch dies alles auszureifen zur Vollkommenheit, zu dem Ziele, das Gott der Nation und den einzelnen gesteckt: Frömmigkeit ist das Bewußtsein höchster Gesundheit.

Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben kann uns aus dem Schlamme erretten, in welchen wir durch die Überbürdung der Geschichte mit Kulturballast und Zivilisationsquark, durch die Schablonisierung der Empfindungen und der Urteile, durch den Despotismus der vielen kleinen und großen Selbstsuchten von Tage zu Tage tiefer versinken. Dies individuelle, persönliche Leben kann nur durch Beziehung des Menschen auf Gott emporflammen und brennend bleiben: wer die Welt in und um sich überwinden will, muß Gott zum Helfer und zum Ziele haben, sonst wird ihn die Welt recht bald zu gewaltig dünken, und seine Hände werden lässig und verzweifelnd in den Schoß fallen.

Da wandert über die Berge, durch die einsame Heide, der Glaubensbote zu seines Glaubens Genossen, spendet Trost und Sakrament den Bekümmerten, welche auf die Hilfe von oben und den Kuß Gottes warten, der ihre Seelen hinaufziehen wird. Heimstätten haben diese hier und da, weit weg vom eigenen Herde, ihre Kinder darin zuzubereiten für das große Vaterland oben, Heimstätten, an welchen ihr Herz hängt: der Genosse unsres Friedens und unsrer Hoffnung, wie ist er willkommen, wann er an die Tür klopft, der sichere Mann, verschworen wie wir, durch Sein und Leiden, durch Kampf und Gebet in diesem geliebten Vaterlande der Zukunft eine Wohnung zu richten.

Wem es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Deutschland ist moralisch feige geworden, seit man der Majorität zu folgen zum Staatsprinzip erhoben hat. Die Sektenkirchen sind das notwendige Heilmittel gegen das erschlaffende und zum Untergange hindrängende Stimmviehgetriebe unserer öffentlichen Versammlungen: sie sind so lange nötig, als nicht Deutschland ein freier Bund selbständiger Stämme, und seine Stämme nicht ein Bund selbständiger Männer geworden, und als nicht eine nationale Religion alle Deutschen eint und bindet.

Nehmet jeden Schein weltlicher Hilfe von der Religion hinweg, aber rührt nicht an sie, wenn sie da ist, lasset sie gewähren: sie allein kann uns helfen. Kinderseelen schütten nach dem deutschen Glauben den Tau nachts auf Baum, Gras und Blume: Kinderseelen werden den Tau auch unserm Volke herbeitragen, wenn ihr die Kinder behandelt als aus Gottes Hand euch geschenktes, ursprüngliches, unentweihtes Leben, das für den zu erhalten und zu bilden ist, der es euch geschenkt hat, wenn ihr nichts an sie bringt, nichts um sie her leidet, als was echt, was ursprünglich, was das Vollkommenste ist. Das kann kein Staat tun und keine Staatsschule: denn der Staat erzieht nur um seines und seiner Auftraggeber weltlichen Vorteils halber: er lohnt durch Geld und handelt für Geld. Die Kirchen müssen die vollen reinen Herzen ihrer besten Söhne und Töchter an das Werk setzen, Herzen, denen alle irdischen Wünsche erfüllt sind, wenn sie hoffen dürfen, daß einmal noch nach langen Jahren an ihrem Grabe neben Lilie und Rose und dem verfallenden Kranze Greise und Greisinnen stehn werden, welche dem Schläfer da unten für die Wegweisung zum ewigen Leben danken möchten.

Religion entsteht überall da, wo Menschenherzen fähig sind, eine Seite des Lebens Gottes zu erfassen. Gott wird nicht offenbart, sondern seines Daseins irgendwelcher Strahl leuchtet ein, und er tut das, weil die Menschen nach der Richtung gewandert sind, in welcher stehend man ihn fassen kann. Der Fromme freut sich an Welt und Geschichte, weil er in beiden etwas erblickt, was nicht Welt noch Geschichte ist.

Religion entsteht weiter da, wo Menschenherzen von irgendwelchem sie Ängstigenden und Quälenden frei werden wollen. Gott wird nicht offenbart, sondern irgend etwas Ungöttliches in der Welt treibt, nach dem Gegenteil des Ungöttlichen zu greifen, und das ist Gott. Der Mensch flüchtet vor Welt und Geschichte zu Gott, weil er in beiden etwas erblickt, was nicht zu ihm selbst stimmt.

So ist Religion erstens Freude an Gott und an seinem Tun, so ist sie zweitens der vollendetste Ausdruck des Freiheitsbedürfnisses des Menschen.

Armer Schleiermacher, wo bleibt der erste Paragraph deiner Dogmatik?

Verhält sich die Sache so, wie ich behauptet, so wird Religion bei uns erstens aus der Anerkennung irgendwelchen göttlichen Lebens, so wird sie zweitens aus der Flucht und dem Ekel vor Ungöttlichem erwachsen können.

Ich denke, die beiden Seiten der Sache fallen in unsern Tagen so nahe zusammen wie nur möglich.

Wenn irgend etwas für unsre Zeit charakteristisch ist, so ist es die brutale Tyrannei des Allgemeinen, dessen, was die alte Kirche Welt nennt, mag diese Welt sich als Gewohnheit, Mode, Sitte, Kultur, Gesellschaft, Staat, Kirche verkleiden. Alle andern Leiden sind verschwindend gering gegen den Schmerz, ein Helot zu sein, nie im Leben auch nur eine halbe Minute lang sich selbst gehören zu dürfen.

Wenn irgend etwas in unsrer Zeit erquickend und befreiend wirkt, so ist es das Dasein — selten genug ist dies Dasein — origineller, ganz ihren eigenen Weg gehender, von Grund ihres Herzens mutiger und frommer Menschen, welche nur um Gottes willen handeln und leben. Wo sonst heutzutage in Deutschland Freude zu finden wäre, wüßte ich nicht.

Die Natur ist ein Gegenstand der Wissenschaft geworden: die Götter und Gott sind aus ihr gewichen und haben ihr Reich an die Gesetze abgetreten.

Niemand glaubt noch, daß das höchste Wesen Befehle vom Himmel gesandt, Anweisungen gegeben habe, wie das Leben einzurichten sei, wenn es Gott wohlgefällig sein solle.

Die Schönheit gilt nicht mehr, seit der häßliche Sokrates zeigte, daß der Mensch wertvoller ist als der schöne Mensch; seit das Evangelium das harte Wort Sünde in die Welt warf und von Wiedergeburt und dem Reiche Gottes geredet wurde.

Eines ist noch da. Der Wiedergeborene, welcher um Gottes willen Schande und Elend trägt, Ehre und Wohlleben verachtet, den Tod nicht fürchtet und zuversichtlich genug ist, ein ewiges Leben ertragen zu wollen.

In ihm ist Gott: an ihm ist Freude und Befreiung. Er ist der lebendige unter uns wandelnde Beweis des Daseins der Ewigkeit, des Wirkens der Mächte der Ewigkeit, und zwar wie das jedem stille lauschenden Herzen klar werdende Walten einer die einzelnen Menschen völlig individuell erziehenden Liebe der einzige Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, so ist das Dasein der wiedergeborenen, dieser persönlichen Erziehung sich hingebenden Menschen der allereinzigste Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. Nehmet diese Menschen aus der Welt, so ist alles dunkel in ihr.

Wie die Sachen weiter sich entwickeln werden, wer will es sagen? Das ist unumstößlich gewiß, daß die Zukunft der irdischen Geschichte, die Zukunft Deutschlands an den einzelnen Menschen hängt, nicht an der Schulung der Massen, welche schließlich ja doch nur aus einzelnen Menschen bestehn, nicht am Staate, nicht an

der Verfassung, nicht am Papste, nicht an irgend etwas, was nicht unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ist. Alles liegt an den Menschen, und an nichts hat Deutschland so großen Mangel wie an Menschen, und keinem Dinge ist Deutschland mit seiner Anbetung des Staats, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges so feindlich wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann: dem einzelnen Menschen.

Damit ist eins gefordert: den einzelnen Menschen wo und soweit irgend möglich in seine Rechte gegenüber der Welt einzusetzen, möge diese Welt Formen haben, welche sie wolle: alles zu tun, was den Menschen als einzelnen zur Vollkommenheit bringen kann.

Die christliche Kirche kennt auf Erden nur e i n Göttliches: die Menschenseele...

Das Dasein Gottes lehren, und nicht zugleich lehren, daß alles geschaffene Leben nur in Gott Halt und Ruhe und Lebekraft findet, nur auf ihn bezogen ist, heißt das Dasein Gottes leugnen. Der Mensch hat in Wahrheit nur e i n e Pflicht, die gegen Gott, von dessen Willen er Leben und So-Leben empfangen hat: die Idee seiner Persönlichkeit ist eine Idee nur, soferne Gott sie gedacht hat. Darum ist alles Ethos Gottesdienst, das Gebundensein an die alleinige Gewalt des Schöpfers der Geister, des Vaters der Seelen.

Die Jahrhunderte haben sich gemüht, die rechte Weise zu finden, um Gott zu loben: war eine Weise gefunden, es zu tun, so haben Jahrhunderte die Weise gesungen, bis sie abgesungen war und niemand mehr sie hören mochte. Aber die Jahrhunderte alle haben den Menschen gedacht als neben Gott stehend, als fremder Mittel bedürftig, um Gott zu nahen. Es gibt aber kein Mittel Gott zu sehen als das, ihn in seinen Kindern zu suchen.

Es gibt darum nur e i n e n Gottesdienst auf Erden, den, den Kindern Gottes zu dienen: den ungeborenen, den nicht erwachten, den unfertigen, den kranken, den verlorenen: denen, auf deren Stirnen die Klarheit des Himmels leuchtet, und in deren Herzen Gottes Blut fühlbar warm rollt, wie den scheuen, schwer lebenden, in denen das Licht nur selten aufblinkt: den in Vergnügen und Selbstsucht Versunkenen, sogar den am schwersten von allen zu ertragenden: den Tugendhaften, den Weisen, den Korrekten.

Alles Leben auf Erden ist darum Gottesdienst, weil alles, was existiert, durch Gott existiert, Gott also die einzige endgültige Kraft des Daseienden ist: und aller Gottesdienst auf Erden ist Dienst der Kinder Gottes, welche man liebt, weil man dem Vater zeigen will, wie sehr man Ihn lieben möchte, wenn er sich offenbaren wollte, welche man liebt, weil in ihren Augen seine Augen blicken, glänzen, lieben.

Alle Kraft der Erde liegt in den Kindern Gottes, das heißt in den Menschen.

Täusche ich mich nicht, so sind die Formen, unter denen Religion früher aufgetreten ist, verbraucht, und jetzt nur e i n e neue möglich, die, Gott im Menschen zu erkennen und zu lieben, aber nur freilich nicht in dem natürlichen, sondern in dem wiedergeborenen Menschen.

Ich hätte nach der Folge der Erörterung, nachdem gezeigt worden, daß die Nation als solche der Religion nicht entraten kann, hier auseinanderzusetzen, daß die einzelnen Glieder der Nation nicht imstande sind, die nationale Religion hervorzurufen. Ich muß viel weiter gehen: ich muß nicht nur den einzelnen Deutschen, sondern auch dem deutschen Staat diese Kraft absprechen.

Religion ist nie ein Werk menschlicher Gedanken, menschlicher Sehnsucht, menschlicher Tätigkeit. Eben weil sie bindet, erzieht, leitet, tröstet, ist sie ihrem Begriffe nach göttlichen Ursprungs, oder sie wäre eine Einbildung übelberatener Narren, herrschsüchtiger Zeloten. Der Staat kann Kenntnisse durch seine Schulen verbreiten, er kann aber Ideen nicht einleuchtend machen. Nur der Genius bringt die Ideen, nur der religiöse Genius die religiösen Ideen, und auch der Staat hat es nicht in seiner Gewalt, den Genius zu rufen.

Aber e i n s kann der Staat: er kann der Religion den Weg bereiten. Und er muß es.

Und hier bin ich an dem Punkte angelangt, wo ausgesprochen werden kann und muß, was die Theologie sein soll: die Pfadfinderin der deutschen Religion.

Alles Geistige muß auf der Erde einen Leib haben, um in der Geschichte tätig sein zu können: dieser Leib baut sich von selbst auf, wo man den Geist nicht hindert, ihn zu bauen. Auf das Wegräumen der Hindernisse also kommt es vorläufig, auf die Bildung einer Zucht und Treue haltenden Gemeinde hauptsächlich an.

Das Evangelium, welches bei seinem ersten Auftreten ganz allgemein menschlich erscheint, wird so allmählich und durch die Arbeit der Nation selbst, sozusagen zu einer deutschen Ausgabe kommen, die kein Buch ist, zu einer Wiederholung, die das Deutschland vorzugsweise Nötige hervorhebt und entwickelt, und zwar, weil sie nur in Menschen vorhanden ist, mit der persönlichen Wärme, der herzlichen, zutunlichen Eindringlichkeit hervorhebt und entwickelt, welche das Hauptgeheimnis der ersten Erfolge der Kirche gewesen ist. Jeder Deutsche, der es will, kann mehr und mehr dahin kommen, das Evangelium in sich fleischgeworden erblicken zu lassen.

Unsere Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart —, wohl aber, alles zu tun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten, und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen, die — wesentlich un-

protestantisch — nicht eine ausgebesserte alte sein kann, wenn Deutschland ein neues Land sein soll, die — wesentlich unkatholisch — nur für Deutschland da sein kann, wenn sie die Seele Deutschlands zu sein bestimmt ist, die — wesentlich nicht liberal — nicht sich nach dem Zeitgeiste, sondern den Zeitgeist nach sich bilden wird, wenn sie ist, was zu sein sie die Aufgabe hat, Heimatsluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbarer Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hasse und in der Eitelkeit, ein Leben auf du und du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber allem, was nicht göttlichen Geschlechts ist.

Nicht human sollen wir sein, sondern Kinder Gottes; nicht liberal, sondern frei; nicht konservativ, sondern deutsch; nicht gläubig, sondern fromm; nicht Christen, sondern evangelisch; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und wir alle vereint zu einem sich ergänzenden Kreise; keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere; täglich wachsend in neidloser Liebe, weil auf dem Wege aufwärts zu Gott wohl einer dem andern immer näher kommt, aber nie der eine den Weg des andern schneidet. Das walte Gott.

Wie oft hat man nicht Anstalt gemacht, die Religion wieder zu erwecken. Aber die Religion wird nicht erweckt, sie erwacht. Ich habe geraten, ihre noch glühenden Kohlen zu sammeln und aufeinanderzuschütten — niemand darf etwas anderes raten, niemand mehr tun wollen als das —: den Hauch in diese Kohlen bläst nicht Menschenmund. Er wird von den Höhen oder von den Tiefen her wehen, wie es Gott gefällt, wenn wir die hinsterbende Glut ihm zurechtgelegt haben werden, welche er beleben soll.

Um unsere werdende Nationalität im Werden zu erhalten, gibt es zwei gleichzeitig anzuwendende Mittel: nach der Seite der Ewigkeit wie nach der Seite der Welt hin muß Deutschland vor eine Arbeit gestellt werden. Es ist, wie jetzt die Dinge liegen, Gottes Gnade, daß Deutschland als solches keine Religion, und daß es zu enge Grenzen hat: denn dadurch werden ihm die Arbeiten gewiesen, durch welche es werden kann. Der Kampf um eine ihm innerlich gemäße Form der Frömmigkeit und zweitens um Kolonisation sind die Mittel, welche die noch latente Nationalität der Deutschen zum deutlichen Dasein großziehen müssen.

Ich bin nachts am Meere durch die Dünen gewandelt: im Sande knirschte und fraß die harte, kurze, ebbende Flut, der Seewind seufzte im Ried, aus dem der Schrei des aufgescheuchten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken; ich habe in gluthellem Mittagslichte felsigstes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwill-

kürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen: aber was ist solche Einsamkeit des Ozeans und der Alpen gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühle der Menge alle umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühseligen Schrittes und schweigenden Mundes, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Ähren und Ährchen lesen zum Gebrauch für Gottes Kinder im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach, so fernen — neuen Tag, der sich ja freilich mit seinen breiten, goldenen Wogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Geschlechtes nicht Einer erblicken wird. Gäbe es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für das große Morgen sänne und schaffte, und an den, wenn ihn auch in diesen umgekehrten Pfingsttagen die Menge nicht verstehen würde, alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte: gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz, Hände, die mithülfen zum Werke, Knie, die sich mit beugten, und Augen, die mit emporblickten zu des Vaters hohem Hause. Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, um du und du. Aber der Geist ist noch nicht über Heide und Halde gefahren: die Keime träumen noch, und niemand weiß, an welcher Stelle sie träumen. Larven huschen hin und her, christlich, jüdisch, hellenisch vermummt, auf der Wetterscheide des Gebirges zwischen Tag und Nacht im Ehebruche der Güte mit dem Bösen erzeugt, ungreifbar und Greifens wert, unheilbar und unerziehbar, weil nur Schemen, die Beute der Sonne und der Winde, wenn die Sonne nur scheinen und die Winde nur wehen wollten.

Das Prisma zeichnet in unerbittlicher Wahrhaftigkeit seine Bänder und Linien: im fernsten Sterne nichts als Wasserstoff, Eisen und Magnesia; auch dort nichts als die in nutzlosem Spiele sich gattenden Elemente der Erde, die uns trägt: langweilige Gesellschaft, auf Befehl sich verbindend, und auf Befehl sich trennend. Und die Elemente der Geschichte, die Menschen, ich, du, wir alle, jeder einzelne von uns, wir wachen nicht auf, jeder ein eigenes Selbst, und je eigeneres Selbst ein jeder wäre, desto harmonischer einklingend in den Chor der Geister, der zu dem stets in weitere Höhen weichenden, stets zu brünstigerem Sehnen lockenden Gotte des Alls emporflöge ...


Der Sonntag
von
Ludwig Richter


Die
Arbeit
bei den
Deutschen



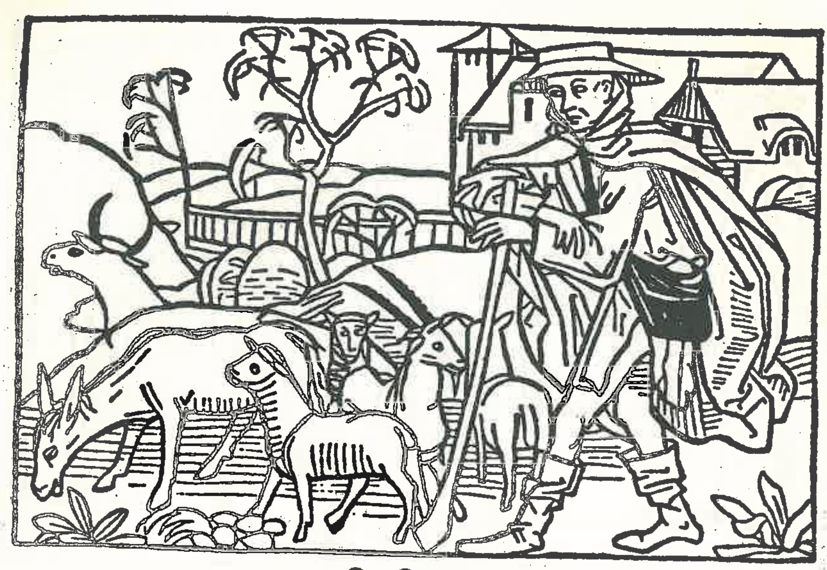
Der Schmied

Die Arbeitsehre

Wilhelm Heinrich Riehl

Die moderne Welt hat jede Arbeit frei gemacht und ehrt jede Arbeit. Aber freilich ist die Ehre der Arbeit für uns keineswegs gleichheitlich und wird es niemals werden. Wir unterscheiden mit Recht zwischen höherer und niederer Arbeit je nach der Größe des dazu vorbedingten sittlichen, intellektuellen und materiellen Kapitals und je nach der Tragweite ihres Erfolgs, und messen demgemäß auch der höheren Arbeit höhere Ehre zu als der niedern. Dies ist aber eine aus dem Begriff der Arbeit selbst fließende Unterscheidung, nicht von außen hereingetragen, wie wenn man vordem nach dem äußeren Maßstab der Standesehre die Arbeit wertete. Es widerspricht auch keineswegs den von mir vorangestellten Begriffen der Ehre und Arbeit, wenn ich von höheren und niederen Stufen beider rede; denn namentlich in der Tragweite des Erfolgs der Arbeit ist zugleich der sittliche Zielpunkt derselben beschlossen. Der moderne Mann muß also sagen, im Gegensatz zu unsern Voreltern: Jede Arbeit hat ihre Ehre, aber nicht jede Arbeit hat die gleiche Ehre; die Ehre der Arbeit aber mißt sich lediglich nach der Natur der Arbeit selber.

Man kann noch sehr wohl von Mißheiraten sprechen, auch wenn man keine Ebenbürtigkeit der Ehen mehr fordert. Denn wer eine Frau heimführt, die an



Der Schafhirt

Bildung und Sittlichkeit tief unter ihm steht, der schließt eine Mißheirat. So kann das Kind einer hochgebildeten Familie allerdings die Ehre der Arbeit zu tief greifen, wenn es sich dem niedersten Tagelöhner- und Handlangerdienste widmen wollte, nicht aus äußeren Gründen, die in der Standesehre, sondern aus Gründen, die in der Natur der Arbeit und ihrem Zusammenhang mit unserer geistigen, durch Familie und Erziehung bedingten Persönlichkeit liegen.

Der Bildungskreis, dem wir durch unsere Geburt angehören, zeigt uns in seinem Ring auch gewöhnlich das Ziel des Ehrgeizes, dem unsere Arbeit zustrebt. Einzelne Hochbegabte durchbrechen wohl diesen Ring. Wenn aber die Masse der Kinder über den Beruf der Eltern weit hinausstrebt oder unter demselben weit zurückbleibt, so ist beides ein soziales Krankheitszeichen. In mehreren deutschen Ländern zeigt sich zum Beispiel seit Jahren die auffallende Tatsache, daß unverhältnismäßig viele Söhne von Kleinbauern, Kleinhandwerkern und Proletariern den Universitätsstudien zuströmen, während sich die Söhne der höher gebildeten Gesellschaft vergleichsweise häufig den technischen Fächern widmen. Nun ist es kein Zweifel, daß ausgezeichnete Geister, auch wenn sie aus der ärmsten Hütte hervorgehen, das Höchste in der Wissenschaft leisten können. In der Regel jedoch wirkt die geistige Luft, welche wir von Kindesbeinen an eingeatmet, entscheidend auf unsere Empfänglichkeit für die reine Geistesarbeit, und nur in den seltensten Fällen wird das Kind des Proletariers, trotz aller Schule, nachgehends so geschmeidigen Geistes im wissenschaftlichen Berufe werden als das Kind gebildeter Eltern. Die Arbeit ist nicht mehr kastenmäßig ausgemessen: aber daß trotzdem höhere und niedere Arbeit selbst nicht außer allem Zusammen-



Der Jäger

hange mit Geburt und Familie steht, wird wohl kein ruhiger Beobachter bezweifeln. Bazard, der Ordner und Fortbilder der Lehre St. Simons, wollte in seiner Idealgesellschaft den obersten Grundsatz aufstellen: Jeder soll nach seiner Fähigkeit, jede Fähigkeit nach ihrer Arbeit belohnt werden. Das klingt recht schön. Allein wer will denn die Fähigkeiten und die daraus entsprungenen Arbeiten abschätzen und klassifizieren? Gelänge es auch irgendeinem sozialistischen Hexenmeister, jede Arbeit nach dem Maße des Fleißes und Talentes, welches darin steckt, ganz gerecht in Geld abzulohnen, so würde diese Gerechtigkeit doch niemand befriedigen. Denn die Arbeit will nicht bloß gelohnt, sie will auch geehrt sein. Es kann ein Werk nach den Gesetzen des Marktes seinem Urheber sehr wenig Geld eintragen, aber sehr viel Ehre, und umgekehrt. Je persönlicher und geistiger eine Arbeit ist, und je weittragender ihr ideeller Erfolg, um so höher ehren wir sie. Vielleicht lassen wir den Schöpfer einer solchen Arbeit verhungern, bloß um zu zeigen, daß die Ehre der Arbeit weit jenseit der Grenzpfähle der Nationalökonomie liegt. Wenn sich heutzutage die Gesellschaft mehr und mehr in zwei große, alle Stände durchkreuzende Gruppen scheidet, in die höhere Gruppe der Gebildeten und in die niedere der Halb- und Ungebildeten, so besagt dies nichts weiter, als daß wir nach dem Maßstabe der Geistesarbeit eine neue innere Rangstellung innerhalb der Gesellschaft abstufen. Manche Sozialisten haben es gar wohl empfunden, daß die Werke des schaffenden Genies und Talentes doch allezeit höher würden geehrt bleiben als die Werke der bloßen Nachahmung oder der Handfertigkeit. Sie glaubten darum wohl gar, man müsse das Genie bis

auf einen gewissen Grad dumm und die angeborene Dummheit bis auf einen gewissen Grad gescheit machen, so daß sich beide halbwegs die Hände reichten zur Herstellung der allgemeinen Gleichheit der Arbeit. In der Tat, so wunderlich solche Erzieher sein mögen, so haben sie doch schärfer beobachtet als mancher sonst klügere Mann, der da meint, die Ungleichheit des Lohnes und der Gegensatz von Kapital und Arbeit erzeuge allein den Neid der niederen Arbeiterklassen gegen die höheren! Die ungleich verteilte Ehre der Arbeit wirkt oft noch viel aufregender. Und wenn der gemeine Mann den Organismus unserer Wirtschaft nicht begreift und die Notwendigkeit des unterschiedenen Lohnes der Arbeit und die Unantastbarkeit der Naturgesetze, nach denen sich Lohn und Gewinn so ungleich ausmißt, dann begreift er noch viel weniger, daß infolge der Natur der Arbeit die Ehre der Arbeit so verschieden abgestuft sein muß, obgleich jede Arbeit ihre Ehre hat. Der Skribent ärgert sich vielleicht weit weniger darüber, daß er nicht die Besoldung des Ministers teilt, als daß er nicht, da er doch gleich fleißig am Staate arbeitet, die Ehre des Ministers teilen darf.

Die Herrschaft des Geistes in der Arbeit ist maßgebend für die moderne Abstufung der Arbeitsehre. Als Geistesarbeiter steht der Unternehmer, Leiter, Erfinder der großen Industrie so weit über dem bloßen Handarbeiter der Fabrik, wie niemals der Handwerksmeister über dem Gesellen stand. Mancher glaubt sich daher gegen die Herrschaft des Kapitals zu empören und empört sich doch eigentlich nur wider die Herrschaft der Geistesarbeit. Wie töricht waren also jene Projektenmacher, welche Gleichheit der Arbeit durch Gleichheit des Lohnes herstellen zu können glaubten! Die empfindlichste Ungleichheit der Arbeit ist eine bloß eingebildete — die ungleiche Ehre der Arbeit. Und doch ist sie so naturnotwendig wie der ungleiche Besitz und Lohn. Und gerade jetzt, wo alle Arbeit frei geworden, wo jede Arbeit ihre Ehre hat, wo diese Ehre nicht mehr von außen her, sondern aus der Natur der Arbeit selbst bestimmt wird, ist diese höhere und niedere Ehre so klar und notwendig ans Licht getreten, denn sie mißt sich eben auch nach der innersten Natur der Arbeit.

In revolutionärer Zeit, wo man gern den Mund etwas voll nimmt, sprachen die Stimmführer des Proletariats wohl auch von der „Heiligkeit" jeder Arbeit. Soll das Wort heilig hier nur besagen, daß jede Arbeit eine sittliche Tat, folglich ehrlich und ehrenvoll ist, dann erscheint es als eine rednerische Hyperbel, gegen deren nüchternen Sinn nichts zu erinnern ist. Allein so unschuldig meinte man's in der Regel nicht mit dieser Heiligkeit. Die heilige Arbeit soll der einzige wahre Kultus sein; wir sollen nicht mehr, wie die altfränkischen Leute, beten und arbeiten, sondern wir sollen arbeiten statt zu beten. Der Arbeiter ist der einzige wahre Priester, welcher das Evangelium des schrankenlosen Fortschrittes, des Wohlstandes, des Reichtums, der Bildung nicht mit Worten, sondern mit der Tat verkündet und erfüllt. Allein mit tiefer Weisheit stellt die Sprache dem Arbeitstage den Feiertag gegenüber und faßt „feiern" hier in dem Doppelsinne des

Ruhens und das im Gebete sich in sich selbst und in Gott Versenkens. Gebet und Gottesdienst setzen Ruhe voraus und erscheinen darum dem Volke mit Recht als ein ergänzender Gegensatz der Arbeit. Diese wendet uns mit unserer vollen sittlichen Tatkraft nach außen, das Gebet führt uns in uns selbst zurück. Wir arbeiten für uns und andere; aber wir beten nur für uns. Bei den höchsten Aufgaben der reinen Geistesarbeit mag in einzelnen Fällen jene Einkehr in uns mit dem Schaffen und Denken nach außen zusammenfallen, der Denker und Künstler mag Augenblicke haben, von denen er sagen kann, sie führten ihm Gebet und Arbeit in eins zusammen. Je mehr sich aber die Arbeit von der freiesten geistigen Schöpfertat entfernt, um so bestimmter wird sich dem Akte der Arbeit der Akt der religiösen Einkehr bei sich selbst als etwas anderes gegenüberstellen. Deswegen brauchen diese beiden Akte nicht immer zeitlich auseinander zu liegen. Der Bauer kann sich in seinem stillen Sinne heiligen, während er Mist aufladt, aber darum ist dann doch das Mistaufladen keine heilige oder heiligende Arbeit. Im Grunde ist die materialistische Lehre, welche die Arbeit schlechtweg zum Gottesdienste machen will, nichts weiter als eine neue Auflage jener alten Rationalistenweisheit, die statt der Religion nur die Moral wollte gelten lassen. Die „heilige Arbeit“ ist die angewandte Moral als Zichoriensurrogat der Religion. Die Halbbildung mag dafür schwärmen; die wahrhafte Bildung wie der Mutterwitz des Volkes sträubt sich gegen ein so vernüchterndes und beschränkendes Erfassen unserer sittlichen Lebensfülle und unserer sittlichen und religiösen Bedürfnisse.



Töpfer bei der Arbeit

Die moderne Zeit erkennt jede wahre Arbeit als eine sittliche, den Arbeiter veredelnde Tat, sie gibt darum jeder Arbeit ihre Ehre; sie mißt diese Ehre nicht nach dem äußeren Maße von Standesvorrechten und dergleichen, sondern nach der Natur der Arbeit und ihrem ideellen Erfolg. Allein die Arbeit ist nur eine Seite unserer sittlichen Selbstveredelung; die Ruhe und die Einkehr in uns selbst muß sich ergänzend dem Wirken nach außen gesellen. Je mechanischer die Arbeit, um so schärfer und tiefer ist dieser Gegensatz; darum wird die Predigt von der „heiligen“ Arbeit dem gemeinen Manne immer spanisch bleiben.

Die nationale Arbeit im gesamten Volksbewußtsein

Wilhelm Heinrich Riehl



er Bauer zeigt uns das besondere nationale Gepräge in seiner Sitte, welche wurzelt und sich fest erhält in der Form seiner Arbeit.

Der Bürger kann nicht ruhen und beharren im überlieferten Herkommen wie der Bauer, aber in den Arbeitsprodukten soll er seinen eigenen Geist als einen nationalen kundgeben, und aus diesen erwächst für das ganze Volk dann wieder eine rastlos sich verjüngende, im Kerne aber gefestete, nationale Gesittung.

Je näher das Arbeitsprodukt der reinen Geistesarbeit steht, um so bestimmender und reiner tritt der nationale Charakter hervor. Je mehr dagegen der bürgerliche Gewerbende bloßer Handarbeiter ist, um so näher steht er dann andererseits in seiner beharrenden örtlichen Sitte dem Bauern; und wenn also sein Arbeitsprodukt nicht derart ein Träger des nationalen Geistes sein kann wie das Werk des Kunsthandwerkers oder des reinen Geistesarbeiters, so bewahrt er dafür in einer Person wieder um so mehr von jenen naiven Zügen heimischen Volkstums, die der andere oft bloß noch vom Hörensagen kennt.

Nun scheint es aber, als ob der Fabrikarbeiter ganz außerhalb des eben gezeichneten Rahmens der nationalen Arbeit stehe. Er erzeugt kein Arbeitsprodukt, welches seinen persönlichen Geist spiegelte. Die Fabrik bringt massenhaft gleichförmige Arbeitsstücke, und Leute, welche bei der „nationalen Arbeit" zunächst nur an die Fabrikarbeit denken, geraten darum auch so leicht auf den Wahn, als nivelliere die moderne Arbeit immer mehr sich selbst und die Völker. Andererseits lebt der Fabrikarbeiter auch nicht mehr in der naiven Sitte des Volkes. Er ist nicht Fleisch und nicht Fisch. Schon der Umstand, daß ihm in der Regel die echte Teilung der Arbeit fehlt, reißt ihn aus dem Zusammenhang mit dem poesievollen Volksleben des Bauern. Denn die Fabrik spitzt zwar die künstliche Teilung der Arbeit aufs äußerste zu, vernichtet darüber aber nicht selten die natürliche, von Gott gesetzte.

Natürliche Arbeitsteilung ist: daß der Mann nach außen schafft, die Frau im Hause waltet, und das Kind spielt und lernt. Wenn nun aber, wie es so oft geschieht, Mann, Weib und Kind gleicherweise in der Fabrik arbeiten, so ist diese natürliche Arbeitsteilung vernichtet, und der Mann ist kein ganzer Mann, das Weib kein ganzes Weib, das Kind kein ganzes Kind, sondern sie sind alle drei nur ziemlich gleichartige geldverdienende Arbeitskräfte. Daß dann der eine den Kopf der Nadel macht, die andere den Stiel, das dritte die Spitze, das ist jene künstliche Arbeitsteilung, aus welcher uns reicher als je zuvor Geld und



Hausbau

Gut erwächst; aus jener natürlichen Arbeitsteilung aber erwuchs seit uraltester Zeit das Eigenste unserer rein menschlichen Gesittung.

Von solchen Fabrikleuten, die kein Haus haben, sondern eine Schlafstätte, keinen Herd, sondern einen Teller in der Garküche, keine Familie, sondern nur ein Weib, welches nicht Weib, und ein Kind, welches nicht Kind ist — wird man doch nicht erwarten, daß sie gleich dem Kleinhandwerker einer Landstadt die Bauernsitte unter den Bürgern festhalten und so in ihrer aus der Form der Arbeit aufwachsenden Sitte jenen Beitrag zur Ausprägung der Volkspersönlichkeit steuerten, den sie durch ihr mechanisch gattungsmäßiges Arbeitsprodukt nicht steuern können.

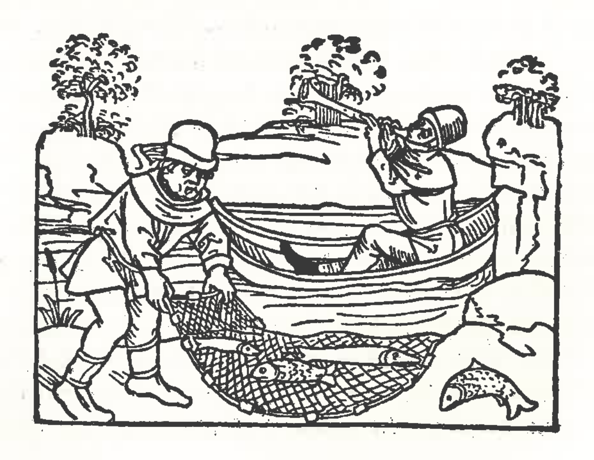
So bereitwillig man das moderne Fabrikwesen als notwendig erkennen, so hoch man seine Erfolge schätzen muß, so wenig darf man darum sein Auge den großen sittlichen und sozialen Gefahren verschließen, die zurzeit noch immer aus der zwitterhaften Stellung der Fabrikarbeiter aufwachsen. Hierher gehört dann auch, daß ein solcher Arbeiter weder nach Art des Bürgers, noch des Bauern sein unmittelbar persönliches Teil an der nationalen Arbeit hat. Nur indem er — wie alle anderen fleißigen Leute — durch seiner Hände Werk das Volkseinkommen vermehrt, wirkt er unmittelbar zur Entwicklung der gesamten Volkspersönlichkeit. Der ungenügende Lohn des Arbeiters kann erhöht, der Not von Krankheit und Alter kann gesteuert werden, aber das Tagewerk der meisten Arbeiter in den Fabriken wird immer die denkbar unpersönlichste Arbeit bleiben. Und hierin liegt ein steter Quell des Ungenügens und des sozialen Unfriedens.

Es ist der niederste Gesichtspunkt und der äußerlichste Begriff der nationalen Arbeit, wenn man sie faßt als die Summe der wirtschaftenden Menschenkräfte, welche zusammenwirken, um den materiellen Reichtum der Nationen herzustellen.

Wenn übrigens durch die große Masse der Fabrikarbeiter das persönliche Schaffen und die individuelle Volkssitte ein Stück Boden verloren hat in unserer Zeit, so dürfen wir nicht vergessen, daß andererseits die Zahl der Geistesarbeiter unglaublich gewachsen ist, daß sie eine Menge neuer Berufe gegründet und dadurch ihre Macht verzehnfacht haben, daß überhaupt die Geistesarbeiter

die Führer der modernen sozialen Welt geworden sind. Sie vertreten aber gerade die persönlichste Arbeit und haben den besonderen Beruf, die ideelle, die sittliche Seite der Arbeit allezeit hoch empor zu halten.

Die großen Meister der reinen Geistesarbeit schaffen in unseren Tagen mit dem Bewußtsein, daß sie in der Nation stehen. Jeder Arbeiter aber soll in diesem Bewußtsein schaffen lernen; denn jeder ist wenigstens ein Stück von einem Geistesarbeiter. Nicht der Eigennutz ist es, der, wie die Ketzerei mancher Nationalökonomen behauptete, im innersten Schwerpunkt die wirtschaftliche Welt bewegt und ihre Gesetze bedingt. Aus der sittlichen Erbärmlichkeit des puren Eigennutzes kann nie etwas Großes hervorgehen, und die Blüte unserer reich gesegneten Volkswirtschaft ist etwas Großes. Auch der geringste Arbeiter ahnt wenigstens, daß seine Arbeit eine sittliche Tat sei, und neben dem heilsamen Zwang, dessen auch der schöpferische Genius nicht entbehren kann, ist es das Bewußtsein dieser sittlichen Tat, das ihn in der Arbeit trägt und nach der Arbeit labt. Er will nicht bloß für sich arbeiten, sondern auch für andere, zunächst für seine Familie. Dieser Ring erweitert sich mit der wachsenden Bildung, und es sind nicht Narren und Idealisten, sondern unsere besten Männer, die über der Nation sich selbst in ihrer Arbeit vergessen haben. Und so soll beim wahren Vorschreiten der Kultur zuletzt jeden Arbeiter das Bewußtsein begeistern, daß er nicht bloß für sich und die Seinen, sondern zugleich auch für die Nation arbeitet, daß er mitwirkt, die Grundlagen unseres lebendigsten Lebens, unserer Volkspersönlichkeit, eigenartig zu gestalten. Erst wenn dieser Gedanke nicht bloß dem schöpferischen Mann, sondern auch dem Handarbeiter zündend durch die Seele leuchtet und ihn vorwärts treibt, wird man sagen können, daß sich die wachsende Selbsterkenntnis der Nationen dann auch vollgültig und leibhaftig darstelle in der bewußten, persönlichen nationalen Arbeit.



Maßstäbe des Fleißes

Wilhelm Heinrich Riehl



Die Volkssage erzählt von dem in seiner Art genialen Gründer eines weltberühmten Bankhauses, daß er bloß zweierlei Geistesarbeit unterschieden habe, nämlich rechnen, zählen, kaufmännisch spekulieren und — geigen. Jeden Gelehrten, Staatsmann oder Künstler nannte er einen Geiger; denn er hielt ihre Berufe für ebensolche Spielerei wie die Arbeit jener Virtuosen, die in seinen Salons für Geld und gutes Essen ihr Stücklein aufspielten. Von dem Ernste und Fleiße in irgendeiner anderen Geistesarbeit hatte er keine Ahnung. Als der große Ruf Goethes in dessen glänzendster Periode auch zu seinen Ohren drang, wünschte der Geldfürst einen Begriff von den Taten des Dichterfürsten. Da man ihm aber dieselben zu schildern anfing, schnitt er den kaum begonnenen Bericht rasch mit den Worten ab: „Ah! also auch ein Geiger!"

Nun hielten aber die Proletarier, welche nicht denken konnten, was ein steinreicher Bankier denn eigentlich ernsthaft arbeite, ihrerseits diesen wiederum für einen „Geiger", und der Geldmann erlebte in seinen alten Tagen, daß er sein Haus von handfesten Schutzleuten mußte bewachen lassen, damit ihm revolutionäre Proletarierrotten dasselbe nicht über dem Kopf anzündeten, lediglich in dem Wahne, daß auch er bloß — ein Geiger sei!

Da Mühsal und Fleiß der Arbeit so grundverschieden geartet ist nach den verschiedenen Berufen, so fehlt hier jedes Maß der Vergleichung, und wenn sechs der fleißigsten Leute aus allerlei Stand und Beruf ihr Tun gegenseitig so ohnehin betrachten, so hält am Ende je einer die fünf anderen bloß für Geiger. Die Arbeitskraft von Maschinen aller Art kann man wohl nach der Einheit der Pferdekraft messen und vergleichen; wer aber bestimmt die „Pferdekraft", mit welcher täglich hier ein Grobschmied, dort ein Minister arbeitet?

Das gangbarste Maß des Fleißes ist wohl die Arbeitszeit; allein bei vergleichender Wertung der in den verschiedenen Berufen entfalteten Kraft läßt es uns bald im Stich. Höchstens langt es, bei rein mechanischer Arbeit den Fleiß einzelner Arbeiter vergleichend zu messen. Die gemeine Rede nimmt allerdings lange Arbeitszeit und Fleiß schlechtweg für gleichbedeutend in hundert Bildern und Sprüchen. Und gewiß ist eine lange und geregelte Arbeitszeit überall eine Grundbedingung gesegneten Fleißes. Aber dieselbe gemeine Rede bezeichnet auch eine Arbeit, deren Fleiß sich rein nach der Zeit messen läßt, geringschätzend als Taglöhnerei. Die Arbeitszeit, welche für den einen Beruf lang erscheint, ist für den andern kurz, ja die höchsten und schwersten Berufe haben geradezu gar keine

besondere Arbeitszeit, weil hier alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Ich will mich darüber deutlicher machen; denn eben der Wahn, als ob man nach Arbeitsstunden schlechthin den Fleiß messen könne, veranlaßt die ungerechtesten Urteile einzelner Berufe übereinander.

Der täglich zehn Stunden an die Schreibstube, die Werkstatt, die Fabrik gefesselte Beamte, Handwerker oder Tagelöhner beneidet den Gelehrten, den Staatsmann, den Künstler, am Ende gar den König selber, die allesamt wenig oder gar nicht an solche feste Zeit gebunden sind. Er glaubt mehr zu tun als diese, weil er einen so viel genaueren Maßstab seines Fleißes hat. Allein der mechanische Arbeiter, der seinen Fleiß genau nach Stunden messen kann, hat dafür ein unschätzbares Behagen voraus: den echten Feierabend und echte Feiertage. Für den eigentlich schöpferischen Mann dagegen gibt es keinen Feierabend. Schon Kaiser Sigismund sagte in diesem Sinne: „Die Esel haben es besser als die Fürsten; jenen lassen ihre Herren doch wenigstens Ruhe und schonen sie, wann sie fressen; diese schont man zu keiner Zeit."

Wahrlich mit Recht beneidet der beneidete freie Meister des Denkens und Dichtens, der Kunst und Erfindung, des schaffenden Vorbildes in jedem Beruf gar oft den gefesselten Taglöhner, welcher freilich Stunde um Stunde im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß, dann aber auch unbedingt sein Werk beschließt, wann die Abendglocke schallt. Den schaffenden Geist begleitet die Arbeit der Gedanken, wo er geht und steht, er legt sich mit ihr schlafen und wacht wieder auf mit ihr, er kann sie wohl gar im Traume nicht loswerden; für ihn gibt es nur einen echten Feierabend — im Tode. Und wenn er auch nur mäßig, wählerisch, scheinbar spielend arbeitet: die härteste, aufreibendste Arbeit ist doch wohl, die keinen Abschluß kennt, keinen Feierabend. Manche eigentümliche Gelehrtenkrankheiten der Nerven, des Blutes und Gehirns, die man gemeinhin aus dem Stillesitzen und der Stubenluft herleitet, wurzeln gewiß nicht minder darin, daß der schaffende Kopf keinen Feierabend findet und so auch die leiblichen Organe des Denkens und Empfindens unglaublich rasch abnutzt. Aber nicht bloß Denker, Dichter und Künstler: jeder schaffende Meister — und wäre er ein Bankier, dem die Dichter Geiger sind —, jeder Gründer und Lenker großer Unternehmungen arbeitet so ruhelos. Dies sind die Leute, welche gar keine besondere Arbeitszeit haben, weil ihnen alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Gesellenfleiß ist nach der Zeit meßbar, nicht aber Meisterfleiß.

Freilich ist den zeitlosen schöpferischen Arbeiten auch wieder ein Ersatz gegeben: bei ihnen bringt die Mühsal der Arbeit in sich schon Genuß, während in den gemessenen Stunden des mechanischen Arbeiters fast nur die Mühsal steckt und erst nachher in der Feierstunde der Genuß der Arbeit anhebt.

So waltet die Natur überall gerecht, und wenn wir die Naturgesetze der Arbeit in all ihren feinen Zügen erkannt haben, dann werden wir selber auch neidlos gerecht werden gegen jegliche Art des Fleißes.



Ludwig Richter — Feierabend

Andererseits kann es zu sozialen Revolutionen führen, wenn der Geselle jenen unmeßbaren Meisterfleiß nicht würdigen lernt. Der Haß und Neid des Proletariats gegen die großen Unternehmer beruht oft genug, ja gerade bei den edleren Naturen, auf diesem Unverständnis. Aus zwei Motiven pflegt der kleine Handarbeiter seinen reichen Brotherrn heimlich zu hassen. Viele sind schlechtweg neidisch, ärgern sich, daß der Herr besser lebt als der Diener, und meinen, auf Pasteten und Champagner habe jeglicher ebensogut ein angeborenes Recht wie auf Luft und Wasser. Sie beneiden und wägen nicht die Arbeit, sondern nur den rohen Genuß, der aus reichem Lohne springt, auf hochdeutsch nennen sie diesen Neid wohl gar „die Fehde der Arbeit wider die Tyrannei des Kapitals"! Solch gemeinste Realisten machen aber keine Revolution, sie bilden nur den furchtbaren Troß derselben.

Höhere idealistischere Naturen dagegen rechten mit ihrem Brotherrn zunächst nicht um den Genuß, sondern um den Fleiß. Sie sagen: er isset sein Brot unverdient, weil sie seinen Fleiß nicht zu messen verstehen; sie ergrimmen, daß jemand höchster Würden und Güter teilhaftig wird, dem die sittliche Würde des höchsten Fleißes fehlt, der, nach ihrer Meinung, viel weniger arbeitet als sie selber, seine untersten Tagelöhner. Weil ihnen die Gerechtigkeit verloren scheint in unserer Wirtschaft, möchten sie dieselbe von Grund aus umwirtschaften.

Solche Leute können gefährlich sein; denn sie gehen von einer sittlichen Idee aus, um mißverstandene Tatsachen damit zu messen. Wer dies aber tut, der kann ein Kehlabschneider werden aus lauter Sittlichkeit. Auch der beste Maßstab trügt, wenn man den zu messenden Gegenstand nicht klar vor Augen hat, und nur die scharfe Erkenntnis des Fleißes, der in der ruhelosen Geistesarbeit des Unternehmers steckt, bricht jenem edleren und doch ungerechten Groll des Arbeiters die Spitze ab.

Aber der gemeine Mann will schauen, um zu glauben; er will arbeiten sehen, unseren Schweiß, unsere Mühe; er will den Fleiß mit Händen greifen können, wo er uns die Ehre der Arbeit geben soll, und meint wohl gar, auf einen Fleiß in Gedanken gehöre auch nur ein Stück Brot in Gedanken. Aller Fleiß ist dem Volke sauer; nur der Gebildete mag mit einem Schulgedicht aus Großvaters Zeit vom „süßen angenehmen Fleiße" sprechen; doch das Volk wird ihn nicht verstehen. Es ahnt, daß in der Mühsal die sittliche Kraft der Arbeit liege; „Mühe und Arbeit" sind im Spruche verschwistert, und das Wort des Herrn, welches Luther verdeutschte: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid", gab Tauler noch: „die ihr arbeitet und beschweret seid".

Was gärt und brauset, was sich heftig regt und kämpft und krampft und zuckt, das „arbeitet" nach hundertfältigem Sprachgebrauch. Darum sagte das Volk vor alters schon, daß das Weib „arbeite" in Geburtswehen und der Sterbende „arbeite" in Todesnöten; aber daß der Kapitalist arbeite, indem er auf Zinsen sinnt, der Dichter, indem er Reime spinnt, das ist neue Sprachweise und nur dem Ge-

bildeten geläufig; dem Volke sieht diese Arbeit jener so ähnlich wie die Schnecke dem Jagdhund.

Glaubt man doch, wer rasch esse und gewaltig in die Schüssel greife, der sei auch rasch und gewaltig zum Fleiße. Man erzählt von einem Bauern, der aus mehreren Bewerbern einen Knecht wählen wollte, er habe sie nur zur Probe essen lassen; der sich am angestrengtesten mit Löffel und Gabel getummelt hatte und die Kinnbacken wie einen Nußknacker arbeiten ließ, erhielt den Dienst als Preis des Fleißes. Wie soll ein solcher Bauer an den Fleiß der vornehmen Stadtleute glauben, welche essen und dabei zierlich kaum den Mund bewegen, so insgeheim, als ob sie jeden Bissen gestohlen hätten!

„Arbeit" zielt der Urbedeutung nach auf die Handarbeit, zunächst beim Landbau; des Wortes Stamm soll mit arare, pflügen, auf gemeinsamer Wurzel sitzen, und der Bauer, der im März in Hemdärmeln pflügt, wird eine Arbeit, wobei man nicht schwitzt, selten als rechte Arbeit begreifen. Geht er an anderen Feldarbeitern vorbei, dann ist sein freundlicher Zuruf: „Schon wieder fleißig!" Er verzeiht langsame Arbeit und fürchtet sogar die allzujähe; aber er will sehen, daß die Arbeit einem sauer wird; dies nennt er Fleiß.

In bewegter Zeit, wo der Geist der Zerknirschung und Buße auch über soziale und wirtschaftliche Sünden in die Menschen fährt, geschah es, daß selbst Gelehrte die Rückkehr zur Handarbeit als zur Urarbeit predigten, wie Andreas Bodenstein von Karlstadt, der den Doktorhut mit dem grauen Filzhut des Bauern vertauschte und aus dem Hörsaal auf den Acker zog, um im Schweiße des Angesichts sein Brot mit den Händen sich zu erarbeiten. Dieser einzige Zug zeichnet den echten sozialen Demagogen. Wer die überall im gemeinen Manne schlummernde Ansicht weckt und bekräftigt, daß jenem allein die volle Mühe und Last, hiermit aber auch die höchste sittliche Kraft des Fleißes zugefallen sei, der kann ein Feuer anblasen, welches den ganzen Bau unserer bürgerlichen Gesellschaft ausbrennt. Nennen wir doch auch mit einem Worte, das gar fein zum Schmeicheln und Bestechen taugt, die Klasse der besitzlosen Handarbeiter schlechtweg „die Arbeiter". Der stolze Titel der „Arbeiter" ward in den Tagen sozialer Bewegung ausgemünzt; schon Karlstadt hätte ihn prägen können. Wie dieser den Bauernhut aufsetzte, so vertauschten vornehme Volksführer im Jahre 1848 den Frack mit der Bluse, mit der französischen Bluse, nicht mit dem ehrlichen deutschen Kittel. Die Bluse ist das Arbeitskleid jener „Arbeiter", die da meinen, weil an der Handarbeit der meiste Schweiß klebe, so sei sie auch die schwerste und doch von den privilegierten sozialen Bedrückern am untersten gewertete, am ungerechtesten gelohnte Arbeit.

Man hat sie freilich eben so oft mißachtet, als jene Arbeiter die höheren Berufe mißachteten. Es erscheint wie ein lustig ernstes Spiel, wie eine Satire der blasierten Bildung auf sich selbst, daß in der philanthropischen Zeit vor und während der ersten französischen Revolution buchgelehrte Erzieher die vornehme

Jugend wieder mit Gewalt zur Handarbeit zurückführen wollten, daß sie die Knaben bald am Homer, bald an der Hobelbank, bald mit dem lateinischen Wörterbuch, bald mit Hacke und Spaten arbeiten ließen, und die Lehrjahre Robinson Crusoes, der die ganze Geschichte der Arbeit und Kultur von unten herauf eigenhändig durchexerziert, als einen rechten Musterkursus für die Wertung des praktischen saueren Fleißes aufstellten. Karlstadt wollte grob und bäurisch mit einem Aderlaß kurieren, die Philanthropen mit einer Süßholzmixtur, aber beide waren einig in dem Grund- und Bußgedanken, daß nur die Rückkehr zur Handarbeit als der echtesten Arbeit neue Lebenskraft den verderbten sozialen Organismen bringen könne.

Der gemeine Mann will den Fleiß mit Händen greifen können, oder er achtet ihn gering. Der Arbeitslärm verkündet den Ruhm der Werkstatt. Man sagt den Schlossern und Schmieden nach, es sei ihr Morgensegen, daß sie Gesicht und Hände in Ruß waschen; wenn sie dann auch den ganzen Tag blau machen, so soll der Mann wenigstens schwarz aussehen, als habe er seit frühestem Morgen gar heftig gearbeitet.

Doch stehen die Schlosser und Schmiede hier nicht allein; die Gelehrten machen es ebenso. Im vorigen Jahrhundert noch glaubten viele Pfarrer, ihre Predigten auch für die Dorfkirche mit Hebräisch, Griechisch und Latein spicken zu müssen. Nicht etwa, weil sie die Kunst des heiligen Bernhard von Clairvaux zu besitzen wähnten, der mit Predigten in fremder Sprache eine Gemeinde, welche kein Wort davon verstand, dennoch mächtig erbaut haben soll, sondern schlechtweg, damit die Bauern ihre rußigen Hände sehen und in dem Ruß den Fleiß. So prunkt mancher Schriftsteller mit tausend überflüssigen Zitaten: er hat seine Hände in Ruß gewaschen wie der Schlossergesell. Nur die Gebildeten unter den Gelehrten ahnen bereits, daß eine weit höhere Form des Fleißes vielmehr diejenige sei, welche den Stoff gründlich erschöpft, dabei aber den Ruß des Schaffens aufs sorgsamste verdeckt und beseitigt. Bücher nachschlagen und ausschreiben gilt noch vielen für fleißiger, als eigene Gedanken selbständig entwickeln; man will eben den Fleiß mit Händen greifen, man will den Ruß sehen. „Sitzfleisch" heischt man vor allen Dingen zur gelehrten Arbeit, gleich als ob nicht der Kopf, sondern der Gegenpol des Kopfes das eigentliche Organ des Geistesschaffens sei! Man sieht, die „volkstümliche Wertung des Fleißes", wie ich sie hier schildere, spukt noch bei allen Volksschichten, nicht nur beim gemeinen Mann.

Am Schmutz also und den Schwielen des Arbeiters mag jeder leicht den Fleiß messen, und ganzen Ständen ward es schon zum Fluch, daß das Volk an den weichen, reinen Händen ihrer Berufsgenossen solche Schwielen nicht entdecken konnte. In sozialen Revolutionen kämpfen die harten Hände gegen die weichen. Klerus und Adel haben es vorab erfahren, wie schwertscharf die Acht der öffentlichen Meinung schlägt, wenn sie einen ganzen Stand für eine Zunft der Faulenzer erklärt. Was gäbe der Adel nicht darum, wenn er heutzutage neben Stan-



Hans Merian — Inneres einer Druckerei im 17. Jahrh.

dessitte und Familienverfassung auch einen individuell adeligen Standesfleiß — mit Ruß und Schwielen — handgreiflich nachweisen könnte! Kein Bauer und Arbeiter würde dann mehr zweifeln, daß der Adel ein Recht habe, als Stand fortzubestehen. Seit dem Ausgang des Mittelalters waren die „faulen Mönche" sprichwörtlich; in weiten Ländern und mächtigen Volkskreisen hatte sich der Glaube oder Aberglaube erblich festgesetzt, daß das Kloster die Freistatt der Faulheit sei. Dieser Gedanke hat mehr Klöster säkularisiert als die grundsätzliche Opposition gegen die Herrschergewalt der Hierarchie und ihre Landmiliz, die Mönche. „Wär' Holzhauen ein Orden, so wären nicht viele Mönch' geworden", sagte das Volk in der Reformationszeit, und dieser Spruch war den Klöstern verderblicher als ganze Folianten voll dogmatischer und staats- und kirchenrechtlicher Polemik. Die Klosterglocken, so erzählte man sich dazumal, haben dreierlei Klang; die erste und kleinste läutet ganz hell: „Gebt Wein! Gebt Wein! Gebt Wein!" Dann zieht man die größere an, die Nonglocke, welche fragt: „Wer zahlt's? Wer zahlt's? Wer zahlt's?" und zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die dröhnt im tiefen Baß die Antwort: „D'Bauern! D'Bauern! D'Bauern!"

Auch auf den protestantischen Pfarrtürmen glaubte man später einen ähnlichen Dreiklang zusammen läuten zu hören, und manche Gemeinde blieb aus der Kirche,

weil sie den Pfarrer wohl wachsen und gedeihen, nicht aber im Schweiße seines Angesichts arbeiten sah. Die riesige Ziffer der Priester und Klöster in den geistlichen Herrschaften nahm man im vorigen Jahrhundert nicht etwa als einen statistischen Beweis der kirchlichen Rührigkeit, sondern schlechtweg der in jenen Ländern bis zum letzten Tagelöhner hinab erbgesessenen Trägheit. Bei der Erneuerung der Klöster in Deutschland hat man darum mit Recht besonderen Nachdruck auf die äußere, greifbare Arbeit gelegt, als Krankenpflege, Seelsorge, Jugendunterricht. Die Achtung selbst des protestantischen Volkes vor diesen Genossenschaften wuchs mit dem neuen Erweis des Fleißes, und die Gegner der Klöster verdrießt es dermalen nicht mehr, daß die Mönche zuwenig, sondern daß sie zuviel tun.

Man muß gar vorsichtig sein mit dem Urteil über ganze Stände, besonders aber hüte man sich, einem Stande obenhin den Fleiß abzusprechen. Faule und fleißige Leute gibt es in jedem Berufe, wenn aber ein ganzer Beruf faul wird, dann verfault er auch alsogleich, das heißt er löst sich in seine Elemente auf. Andere Berufe führen dann diese Elemente in ihren lebenskräftigeren Organismus hinüber. Nur unter dem künstlichen Schutz einer äußeren Gewalt vermag eine Berufsgenossenschaft ohne wetteifernden heißen Fleiß dennoch ihr Dasein zu fristen.

Kein Monopol aber ist dem Volke verhaßter als ein Monopol der Faulheit. Es hat solche Monopole gegeben — auch die Geschichte der Zünfte weiß davon zu reden —, aber sie ruinierten zuletzt allemal ihre eigenen Besitzer und schlugen den Herrn, der sie gab und schirmte.

Es heischt einen nicht geringen Grad von Bildung und Scharfblick, den Fleiß eines fremden Berufes zu messen und zu werten. Einen allgemeinen Maßstab dafür gibt es nicht; jede Arbeitsgruppe will mit eigenem Maße gemessen sein. Oft weiß dieses Maß nur zu finden, wer selber schon redlich sich der gedachten einzelnen Arbeit hingegeben hat, und höchstens mag hier der Seherblick des berufenen Forschers und Denkers ahnen, was der einzelne im Ringen der sittlichen Tatkraft des Fleißes erlebt. Dennoch hält es jeder für das leichteste, über seines Nachbarn Fleiß zu entscheiden. Der landläufige volkstümliche Maßstab ruht zwar auf einem gesunden Grundgedanken, ist aber in seiner Anwendung roh und äußerlich und trügt um so ärger, je mehr er durch den Mutterwitz seiner letzten Gründe besticht. Und also wuchert hier in der öffentlichen Meinung Ungerechtigkeit die Fülle. Die gebildeteren Klassen beurteilen den Fleiß wohl minder einseitig als die bildungsärmeren, doch haben auch sie noch genügend vor der eigenen Türe zu kehren. Auf solchem Urteil oder Vorurteil aber ruht der innere Friede der Gesellschaft. Denn es ist ein sittlicher Zug im deutschen Volke, daß es das Recht eines Standes und Berufes wägt nach der aufgewandten sittlichen Kraft des Fleißes. Je wahrer und preiswürdiger aber dieser Grundsatz, um so verderblicher wirkt seine falsche Anwendung. Die furchtbarsten Fanatiker sind

überall von heiliger Wahrheit im allgemeinen erfüllt; es fehlt ihnen nur die klare Erkenntnis der besonderen Tatsachen. Diese Erkenntnis vom unterschiedenen Fleiße in allen Berufen herzustellen, ist eine hohe Aufgabe wahrer Volksbildung, eine Aufgabe für Lehrer und Prediger in Wort und Schrift. Wo ein Stand des anderen Arbeit kennt und die eigenartige Form des Fleißes wenigstens ahnt, der in jener Arbeit steckt, da wird er dem fremden Stand und Berufe auch gerecht werden — und nicht bloß in Sachen der Arbeit.

Erfolg, Gewinn und Profit

Wilhelm Heinrich Riehl

Jeder Beruf hat seinen angestammten Scharfblick und seine angestammte Borniertheit. Eine solche Borniertheit von Fach fanden wir bei den Bauern, Handarbeitern und Gelehrten darin, daß sie in ihrer Mehrzahl den Fleiß ganz äußerlich nach Arbeitszeit, Ruß und Schwielen abschätzen und weiter danach auch die sittliche Würde der Arbeit. Doch ist diese Borniertheit noch liebenswürdig gegenüber der zumeist der Kaufmannswelt eingeborenen, als ob der Gewinn die Ehre und Würde der Arbeit bedinge. Die genußsüchtigen Faulenzer aller Stände verfeinern dann diesen Grundsatz noch ein wenig und sagen: möglichst großer Gewinn bei möglichst kleinem Fleiß, das bezeichnet die nobelste und schönste Arbeit. Man flüstert das freilich nur in sich selbst hinein; denn das Volksgewissen ist gottlob jetzt wieder zu wach und scharf, als daß einer noch, wie vor hundert Jahren, im Ernste von den Dächern predigen könnte, nichts tun und viel gewinnen sei der vornehmste Beruf.

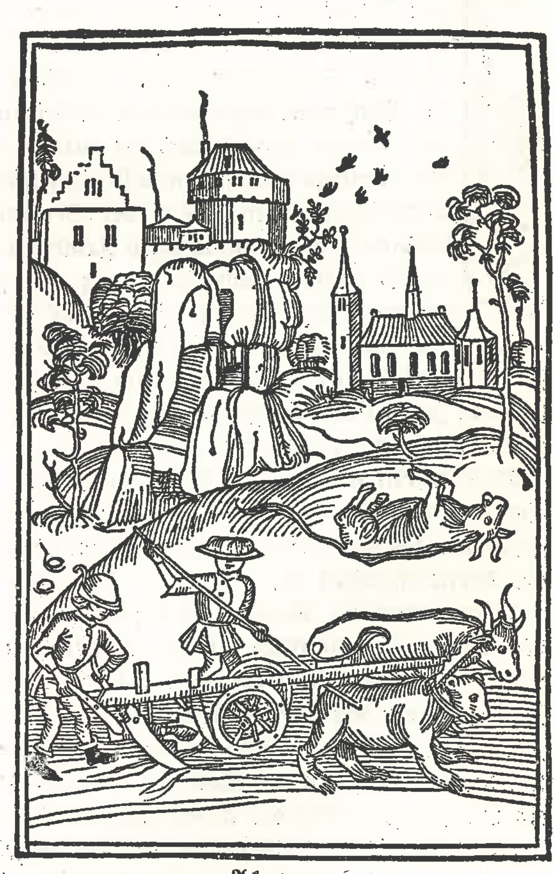
Doch kehren wir zu dem Vorurteil fleißiger — aber bornierter — Leute zurück, daß der Gewinn die Ehre der Arbeit bedinge. Es ist geradeso falsch und gefährlich als das mittelaltrige, daß nach der Rechtssphäre des Standes die Ehre der Arbeit abgestuft sei.

Wenn etwa ein Krämer behauptet, in den vierziger Jahren sei Eugen Sue der erste, in den höchsten Ehren der Arbeit stehende Schriftsteller Europas gewesen, weil er für seine Romane in kürzester Frist das meiste Geld eingenommen, so lachen wir darüber, finden aber doch bei einem Krämer ein solches Urteil sehr begreiflich. Dagegen lacht uns der Krämer aus, wenn wir behaupten, Kepler, der bei Lebzeiten oft kaum das tägliche Brot erarbeiten konnte, sei dennoch ein mit höchster Ehre der Arbeit und des Erfolges gekrönter Gelehrter gewesen.

Ein krämerischer Geist verwechselt die Begriffe des materiellen Gewinnes und des ideellen Erfolges der Arbeit und schätzt die Würde derselben nach dem Ge-

winne ab, wo er sie nach dem Erfolge schätzen sollte. Insofern die Arbeit unseren materiellen Bestand und zugleich die materiellen Güter des Volkes stützt und fördert, bringt sie privatwirtschaftlich und volkswirtschaftlich Gewinn; insofern sie uns aber geistig und sittlich höher hebt und zugleich zum geistigen und sittlichen Fortschritt des Volkes und der Menschheit mitwirkt, bringt sie Erfolg.

Dem Erfolge setzen wir Denkmale, der Erfolg schafft die irdische Unsterblichkeit, der Erfolg der Arbeit der Völker und der völkerbewegenden Individuen hat eine persönliche Geschichte — man nennt sie Kulturgeschichte; eine Geschichte des Gewinnes gibt es nicht. Denn wer etwa eine Geschichte des materiellen Nationalreichtums als eine Geschichte des Gewinnes schreiben wollte, der würde doch bloß ein totes, unwissenschaftliches Machwerk liefern, wenn er das Ganze nicht unter dem Gesichtspunkte der sittlichen Motive und des ideellen Fortschrittes der Völker darstellte, — das heißt als eine Geschichte des Erfolgs. Tiefangelegte, durchgebildete und geistig freie Menschen haben allezeit den Gewinn gering geachtet neben dem Erfolge, sie haben den Gewinn verschmäht und gehungert, um des Erfolges willen, der ihnen die Arbeit mehr als bezahlte. Häufig erlebten sie nicht einmal diesen Erfolg, der erst bei kommenden Generationen zutage trat. Dann war es die Ahnung künftigen Erfolges, welche sie ermutigte. Für die Nachwelt zu arbeiten ist ja der Gipfel des Erfolges, und was bedeutet uns gegenwärtiger Mangel und Mißerfolg, wenn wir nun gläubigen Hoffens die Palme der Unsterblichkeit winken sehen?



Ackersmann

Der bloße Handarbeiter kann freilich den Erfolg nicht so leicht mit Händen greifen wie der schöpferische Geist. Er ist sich des Erfolges seiner Arbeit wohl kaum bewußt und arbeitet zunächst nur auf den Gewinn. Dennoch darf man den untersten Handlanger auch hier nicht zu gering taxieren. Denn eine ver-

schleierte Ahnung des Erfolges ist jedem Arbeiter gegeben. Die Engel werden mutmaßlich bloß auf den Erfolg arbeiten und gar nicht auf den Gewinn. Menschlich dagegen ist es, auch auf den materiellen Gewinn zu arbeiten, aber die sittliche Weihe des Arbeitszieles liegt immer außerhalb des bloßen persönlichen Eigennutzes. Der Gewinn zielt über sich selbst hinaus; wir schaffen und gewinnen materielle Güter, um in Kraft, Behagen und Freiheit leiblich zu existieren, allein die menschliche Würde dieser Existenz ruht doch nur darin, daß Kraft, Behagen und Freiheit auch für unsere sittlichen Taten erwachse: der Gewinn dient dem Erfolg. Wir wirtschaften, um zu leben, aber wir leben nicht, um zu wirtschaften. Darum hat die Nationalökonomie in Sachen der Arbeit das erste Wort zu sprechen; das letzte Wort aber hat die Ethik, die Lehre von der Sitte und der Sittlichkeit. Wirtschaft und Sitte aber, sofern sie sich im historisch gegebenen Volksleben durchdringt und verkörpert, bildet den Inhalt der Gesellschaftskunde. Diese moderne Wissenschaft wird darum die Idee der Arbeit am allseitigsten und tiefsten zu erschöpfen haben.

Erfolg und Gewinn als Ziele der Arbeit sind tatsächlich oft untrennbar ineinander verschlungen; in der Theorie aber müssen sie geschieden werden. Je höher, geistiger und selbständiger die Arbeit ist, um so klarer sondern sich jene beiden Ziele auch schon im Leben, und je gebildeter der Arbeiter, um so bewußter lebt in ihm der Unterschied von Erfolg und Gewinn. Dem bildungslosen Hand- und Hilfsarbeiter liegt — in Leben und Lehre — der Gewinn vor der Nase, der Erfolg in nebliger Ferne. Die Bildung ist das Fernrohr, welches uns den Erfolg klar und hell vors Auge holt. Wer allen Arbeitern das Bewußtsein des Erfolges entzündet, der gründet die Harmonie der Arbeit im Volksgeiste. Die nackte Lehre vom Gewinn zerreißt den Frieden der Gesellschaft, denn sie kann bloß Härte, Ungerechtigkeit, Mißklang zwischen Besitz und Arbeit aufzeigen ohne das letzte versöhnende Wort. Darum sind die Sozialisten und Kommunisten ewige Friedensstörer, weil sie nur von dem ungleich und oft scheinbar ungerecht verteilten Gewinn reden, nicht von der versöhnenden göttlichen Gerechtigkeit des Erfolgs.

Je höher echte Kultur bei einem Volke sich entwickelt, um so klarer scheidet sich die Idee des Erfolges und Gewinns im allgemeinen Bewußtsein. Überschätzt eine gebildete Nation den Gewinn und vergißt die Weihe des Erfolges darüber, so wird sie krämerhaft. Krämergeist ist eine soziale Krankheit; die Juden haben schwer unter derselben gelitten; in Nordamerika herrscht sie endemisch, und der Yankee und sein Vetter, der Engländer, ward um dieser Krankheit willen sprichwörtlich wie der Jude. Begreift ein Volk den Unterschied von Erfolg und Gewinn in seiner ganzen Tiefe, dann wird es auch den Erfolg viel höher schätzen als den Gewinn. Hiermit erwächst dem Volksgeiste zugleich die höchste und reinste Idee der Ehre der Arbeit.

Übrigens zeigt ein tieferer Blick in den Organismus des Lohnes der Geistesarbeit, wie fein sich die Fäden von Erfolg und Gewinn verweben und wie schwer

es ist, vergleichend über den Lohn verschiedenartiger Arbeitsgruppen abzuurteilen. Man bedauert so oft das geringe Honorar bedeutender Schriftsteller. Der Werkführer einer Fabrik wird meist reicher gelohnt als berühmte Denker und Dichter für ihr literarisches Schaffen. Allein dieses Schaffen selber ist den Autoren Genuß, und dieser Genuß ist schon ein halber Lohn. Dazu wirkt der Erfolg so nahe und so persönlich auszeichnend, daß viele sogar ohne Gewinn, ja mit Verlust literarisch arbeiten. Opern komponieren gilt sprichwörtlich für das teuerste Vergnügen; ein Musiker, welcher mehrere Opern aufführen läßt, kann bankerott werden durch seinen Fleiß; dennoch sterben die Opernsetzer nicht aus. Der Volksvertreter arbeitet am Staate ohne Gewinn auf den Erfolg, und der Soldat ficht für Ehre und Vaterland, der Erfolg macht ihn bezahlt; denn für den bloßen Sold würde wohl niemand Leben und Glieder wagen. Selbst den alten Werbesoldaten, der seine Haut dem Meistbietenden verkaufte, lockte — wie den fahrenden Ritter — der Genuß der abenteuernden mannhaften Kriegsarbeit unter die Fahnen; nur Gesindel läßt sich für den bloßen Gewinn von Sold und Handgeld anwerben. Erfolg und Genuß der Arbeit wirken also ausgleichend zusammen mit dem Gewinn. Wenn ein Sozialist den Grundsatz aufstellt, daß in einer gerechten Welt nur das Maß der Arbeit das Maß des Besitzes bedingen dürfe, daß jeder nach seinem Schaffen materiell müsse gelohnt werden — so klingt das höchst bestechend. Allein der ideelle und materielle Lohn der Arbeit kreuzt und ergänzt sich im Leben; und nicht bloß Gewinn und Güterbesitz, auch Erfolg und Schaffensgenuß lohnen die Arbeit. Wenn nun die Sozialisten schon einigermaßen verlegen sein dürften, den allgerechten menschlichen Herrgott auszufinden, der in ihrer Phantasiegesellschaft Gewinn und Eigentum je nach Fähigkeit und Fleiß haarscharf den einzelnen abwägt, wie wollen sie gar noch Erfolg und Arbeitsgenuß als ausgleichende Zulage gerechter darauf messen, als es ohnedies von selber kraft der Naturgesetze der Arbeit geschieht! Sowie man eben die sittliche Seite des wirtschaftlichen Lebens beleuchtet, verblaßt der Sozialismus als ein wesenloses Gespenst.

Bei aller Ehre, welche wir dem Erfolg und Genusse der Arbeit geben, dürfen wir jedoch den Gewinn auch bei der höchsten und idealsten Arbeit beileibe nicht verachten. Der persönliche Gewinn soll nicht letztes Ziel und Zweck der Arbeit sein; er ist aber ein unentbehrlicher Regulator des Fleißes. Daher ist unentgeltliche Arbeit in der Regel nicht viel Schatzes wert, namentlich sofern die Aufgabe strengen Fleiß und Ausdauer fordert. Des zweifelhaften Wertes der reinen Ehrenämter gedachte ich bereits. Den Geist trägt die Zuversicht des Erfolges, aber das schwache Fleisch will auch durch die Zuversicht des Gewinnes gestützt sein, und in jeder Arbeit wirken Geist und Fleisch zusammen. Die Arbeit setzt nicht bloß Freiheit voraus, sondern auch den Zwang. Dieser Zwang, der uns zum raschen Zugreifen, zum gleichmäßigen, geordneten Fleiße und zur Ausdauer stachelt, ist eben die Notdurft des Erwerbs, die durch den Gewinn befriedigt wird. Der



Chodowiecki



Chodowiecki

reiche Mann, dem diese Notdurft fremd ist, findet aber auch in dem bloßen Spiele um den Gewinn einen Reiz des Zwanges, der durch alle Begeisterung nicht dauernd ersetzt wird. Liebhaberarbeit, das heißt ungleichmäßige, spielende Arbeit macht man auch ohne den Sporn des Gewinnes: Berufsarbeit setzt den Gewinn voraus. Darum nenne ich ihn den Regulator des Fleißes.

Arbeiten, deren Erfolg in weiter Ferne steht und von den Arbeitenden selbst nur dunkel geahnt wird, wie eben die niederen Hand- und Hilfsarbeiten, fordern den unmittelbarsten Sporn des Gewinnes; denn die Begeisterung für den Erfolg kann hier nur äußerst schwach sein, der Widerstand des Fleisches aber ist am stärksten. Man kann aus Begeisterung für das Wohl der Menschheit predigen und lehren, nicht aber Holz sägen und Steine klopfen. Hier muß der Zwang der Notdurft und der damit verknüpfte Reiz des Gewinnes fast allein jene natürliche Trägheit besiegen, die bei den höheren Berufen zum größten Teile schon durch die freie Begeisterung für die sittliche Tat der Arbeit und ihren Erfolg gebrochen wird. Und also tastet es auch die Ehre der Holzhauerarbeit nicht an, wenn schlechtweg fürs Geld gesägt und gehackt wird; wohl aber des Predigt- und Lehramtes, wollte jemand bloß fürs Geld predigen.

Keiner aber kann des Regulators für den Fleiß, des Gewinnes, ganz entbehren, weil der Mensch nun einmal nicht rein ein freier Geist ist, sondern gebunden an die Materie in und außer uns. Der Erfolg treibt uns zur Arbeit; der Gewinn treibt uns die Faulheit aus. Im vorgeahnten Jubel des Erfolges beginnen

wir: die stille Freude des Gewinnes aber schafft, daß wir das Begonnene stetig weiterführen. —

Der Sozialpolitiker erblickt das Volk in seinen natürlichen Gruppen nach Arbeit und Sitte gegliedert, und gerade diese Gliederung gibt ihm den Trost, daß eine gesunde, das heißt eine organisch gegliederte Nation nie ganz zum Krämer und nie ganz zum gewinnverachtenden Asketen werden kann. Die vorwärts drängende, ruhelose Arbeit des Städtebürgers hat in der schwerfälligen Bauernarbeit ihr Gegengewicht; die Jagd nach Gewinn in Industrie und Handel macht zugleich eine stets wachsende Fülle von Geistesarbeit zum Bedürfnis, diese aber schaut ihrer Natur nach mehr auf den Erfolg als auf den Gewinn und bildet, da sie gleichen Schrittes mit dem wachsenden Nationalreichtum mächtiger wird, das natürliche Sicherheitsventil gegen einen alles überflutenden Ausbruch des Krämergeistes. Mit dem Gewinn wächst der Reichtum, mit dem Reichtum die Bildung, mit der Bildung die Mißachtung des bloßen Gewinnes; an dieser Kette hängt das Sicherheitsventil! Der Profit bricht in diesem Kreislauf sich selber viel rascher die sittenverderbliche Spitze ab, als alle Sittenprediger der Welt vermöchten. Darum sind diese aber doch nicht überflüssig. Jede Arbeit hat einen sittlichen Inhalt, und wir bedürfen allezeit einer ausgesprochenen Moral der Wirtschaftspolitik. Der Moralist soll die Ehre des Erfolges hochheben, der Nationalökonom die Ehre des Gewinnes. Sie sollen sich dabei wacker zu Leibe rücken: indem sie sich befehden, ergänzen sie einander. Wehe dem Volke, welches durch krankhaften äußeren Zwang — denn auf natürlichem Wege ist dies unmöglich — derart nivelliert würde in seinen Ständen und Berufen, daß das Geistesschaffen der materiellen Arbeit, daß andererseits die Mächte des Beharrens den Mächten der Bewegung kein Gegengewicht mehr bieten könnten! Es würde zugrunde gehen an dem hitzigen Fieber der ruhelosen Krämerei oder an dem Faulfieber des bedürfnislosen Vegetierens. Der Umstand aber, daß wir im Punkte der Ehre jeglicher Arbeit so viel gerechter und feinfühliger geworden sind als die Vergangenheit, daß wir dazu Erfolg, Gewinn und Profit täglich schärfer scheiden lernen, spricht für das gleichmäßige Wachsen der Bildung in und mit dem materiellen Aufschwung, und das ist eben jene Sicherheitsklappe wider den Krämergeist. Dank den Männern der Gedankenarbeit — und die Nationalökonomen zählen, glaube ich, ebensogut zu diesen wie die Moralisten und Theologen — haben wir einen unendlich freieren Blick auf das große Ganze des wirtschaftlichen und sozialen Lebens gewonnen, und dieser Blick auf das Ganze erweckt denn doch zuletzt die reinste Idee einer nationalen Arbeit, die mit Bewußtsein auf den Erfolg zielt.

Gedanken über den Handel und den Betrieb des Handels*

Goethe



Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes. Welchen Überblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das einzelne verwirren zu lassen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen.

Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer sein, als sich alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Wagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie sie wechselweise zur Notdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblicks dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt

* Aus einem Gespräche zwischen dem mehr ideal veranlagten Wilhelm Meister und dem mehr praktisch angelegten Werner. Letzterer entwickelte die „Gedanken über den Handel und den Betrieb des Handels“.

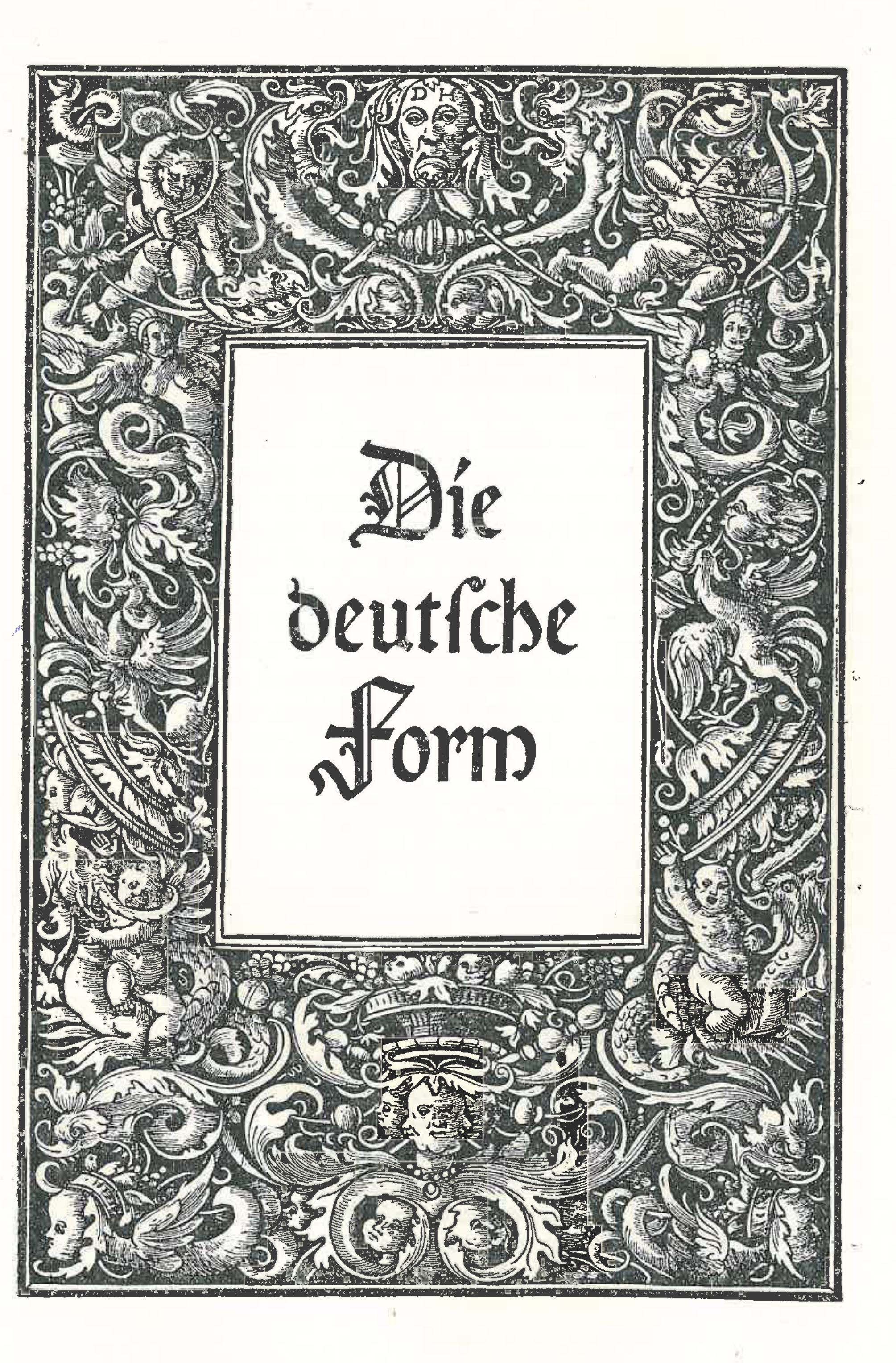


Sämann

sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget, sie leben in Herrlichkeit und Überfluß. Der kleinste Raum unseres Weltteils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestiget, Ämter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Teilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein lieber Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und auch recht sinnlich genießen.


Die
deutsche
Form

Entwicklung der Sprache

Jakob Grimm



Mit dem, was wir Bildung des menschlichen Geschlechts nennen, geht und steht diese Urvollendung der Sprachen gar nicht zusammen, ja sie ist ihr reiner Gegensatz. Die Bildung der Sprache sucht allmählich ihre Natur aufzuheben, d. h. anders zu stimmen. Wie die eine Seite steigt, sinkt die andere. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden, sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jene hat großen Reichtum an Wörtern und drückt selbst bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus, alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigsten Bewegung gehorchen, durch ihre Zusammensetzungen dringt noch der innere Sinn; diese gibt eine Wurzel nach der andern hin, ihr Ausdruck wird schärfer, bewußter, bestimmter, und ihre Mittel erscheinen von außen, sie setzt lieber zusammen, umschreibt und meint mit dem unumwundenen Worte anzustoßen, gleich als schäme sie sich der Nacktheit, z. B. man wird heutigentags in gewissen Beziehungen für edler halten zu sagen: das ist weniger gut, als das ist schlechter. Darum streben die Anomalien der Steigerung sich allmählich aufzulösen. —

Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht, und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener. Was ich aber durch das leibliche Sinken und geistige Aufsteigen der Sprache meine, ist ja nicht so zu nehmen, als ob beides, der leibliche oder geistige Vorteil oder Nachteil, in der Wirklichkeit von einander getrennt seyn könnten, sondern blos die beiderseitige Richtung soll damit ausgedrückt werden. Denn weder war die vollkommenste Form einer Sprache, die uns in der Geschichte aufgestellt ist, ganz von dem geistigen Prinzip entblößt, noch wird sich jemals die geistig gebildetste völlig von dem leiblichen losreißen, vielmehr sind beide notwendig vereinigt, nur nach verschiedenen Graden. Das Gesagte bewährt sich durch die Geschichte der Poesie, die noch von andern Einflüssen abhängt; wir erblicken unsre Dichtung vom achten bis zum elften Jahrhundert, hernach vom vierzehnten bis zum achtzehnten verwildert; dazwischen im zwölften, dreizehnten und achtzehnten aufblühend, also nicht gerade abhängig von der mehr oder minder vermögenden Sprache. Auch gibt es für die Poesie Übergänge, wo sich das Prinzip geistiger Sprach-

bildung mit ihr vermählt. An sich aber herrscht in der Poesie die gleiche entgegengesetzte Richtung: Fülle und Beweglichkeit des Epos auf der einen, geistige Kraft des Dramas auf der andern Seite. Die alte Sprache und Dichtung sind reiner, unbewußter, dem himmlischen Ursprung noch näher, darum großartiger; die neuen unter den Menschenhänden arm und verwickelt geworden. —

Die Sprache zeigt sich überall haushälterisch, sie wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht damit doch zu großen Dingen hin. Jeder Verlust wird aus der Mitte des Ganzen ersetzt, aber zugleich von dem Ganzen empfunden, so daß in dem Leben der Sprache zwar eine Änderung, doch nirgends eine Hemmung erfolgt. Sie hat also auch die andere mütterliche Eigenschaft, die Unermüdlichkeit, und gleicht nach A. W. Schlegels schöner Bemerkung einem Eisengerät, das, wenn es schon zerbrochen wird, nicht verloren geht, sondern aus den Stücken immer neu geschmiedet werden kann. Wäre sie verschwenderisch und verdrossen, so würde sie sich in kurzem erschöpfen, verwirren oder ermattet liegen bleiben. —

Ihr Gang ist langsam, aber unaufhaltbar, wie der der Natur. Stillstehen kann sie eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten. Doch hindert die Richtung, welche das Ganze genommen, einzelne Teile, Wörter und Formen nicht, gleichsam am Wege hinten zu bleiben und noch eine Zeitlang fort zu währen. Die Nachwelt schont solche Versteinerungen, die sie nicht mehr begreift, bis sie endlich auch zerfallen. Die Deklination der Kardinalzahl zwei mag zur Erläuterung dienen: bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt sich zween für das männliche, zwo für das weibliche Geschlecht, zwei für das Neutrum, heutzutag wird dieser durchaus richtige, gute Unterschied nicht mehr gefühlt und aus der Acht gelassen. Die Endung o im Plural des Femininums war seit vielen Jahrhunderten in allen andern Wörtern ausgestorben, nur in dem einzigen zwo geblieben. Jeder sein Zeitalter durchlebende Mensch wird sich gewisser Wörter, Bedeutungen und Wendungen besinnen, die noch in seiner Jugend üblich waren, nachher sich veränderten oder verloren. Man kann die Verschiedenheit in der Vergleichung der besten Schriftsteller von fünfzig zu fünfzig Jahren ziemlich wahrnehmen. Es wäre daher töricht zu glauben, daß unsere heutige Sprache in Zukunft bleiben würde wie sie jetzt ist; ihre Formen werden sich unverhinderlich weiter abschleifen und es ließen sich sogar Beispiele ausfinden, bei welchen dieses wahrscheinlich zunächst der Fall sein wird. Von diesem langsamen, ruhigen Gang unterscheide ich aber den durch äußere Ursachen herbeigeführten und beförderten Verfall einer Sprache.

Sendbrief von Dolmetschen

Martin Luther



an muß nicht die Buchstaben in den lateinischen Sprachen fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach verdolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: **Ex abundantia cordis os loquitur.** (Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund.) Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzen redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutscher verstehet solchs? Was ist Überfluß des Herzen für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer ein allzu groß Herz habe oder zuviel Herzens habe. Wiewohl das auch noch nicht recht ist. Denn Überfluß des Herzen ist kein Deutsch; so wenig als das deutsch ist: Überfluß des Hauses, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank, sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Das heißt gut Deutsch geredt; deß ich mich geflissen und leider nicht allewege erreicht noch getroffen habe. Denn die lateinischen Buchstaben hindern uns aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden. —

Item, da der Engel Mariam grüßet und spricht: „Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden, der Herr mit dir!“ Wohlan, so ists bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeutschet. Sage mir aber, ob solches auch gut Deutsch sei? Wo redet der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden? Und welcher Deutscher verstehet, was gesagt sei: voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darumb hab ichs verdeutscht: du Holdselige; damit doch ein Deutscher desto mehr hinzu kann denken, was der Engel meinet mit seinem Gruß... Und hätte ich das beste Deutsch hie sollen nehmen und so den Gruß also verdeutschen: Gott grüße dich, du liebe Maria (denn soviel will der Engel sagen und so würde er geredt haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen). —

Aber was frage ich darnach, sie toben oder rasen? Ich will nicht wehren, daß sie verdeutschen, wie sie wollen; ich will aber auch verdeutschen, nicht wie sie wollen, sondern wie ich will. Wer es nicht haben will, der laß mir's stehen und halt seine Meisterschaft bei sich; denn ich will ihr' weder sehen noch hören. Sie dürfen für mein Dolmetschen nicht Antwort geben noch Rechenschaft thun. Das

hörest du wohl, ich will sagen: du holdselige Maria, du liebe Maria; und lasse sie sagen: du voll Gnaden Maria. Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und gnugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden müge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unsrer Sprache. —

Was Dolmetschen für Kunst, Mühe und Arbeit sei, das hab ich wohl erfahren... Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen; der Teufel dank ihm, wers ungerne hat oder ohn mein Willen und Wissen meistert. Solls gemeistert werden, so will ichs selber thun; wo ichs selber nicht thu, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein Jeglicher, was er will, für sich selbs und habe ihm ein gut Jahr.

Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß drinnen erzeigt und nie kein falsche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; so hab ich meine Ehre drinnen nit gemeinet, das weiß Gott und mein Herr, sondern habs zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunde so viel Guts thut, daß, wenn ich tausendmal so viel und so fleißig dolmetscht, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuren Bluts und sauren Schweißes, darumb solls auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudler, wohlan, so loben mich die frommen Christen samt ihrem Herrn Christo, und ich bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einiger Christ für einen treuen Arbeiter erkennt... Ihr Lästern ist mein höchster Ruhm und Ehr. Ich will doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor sein, und sie sollen mir den Namen nicht nehmen, bis an den jüngsten Tag, das weiß ich fürwahr. — Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen. Es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz, darum halt ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne.

Der Deutsche und die Sprache

Adam Müller



Der größte Redner der deutschen Nation, Friedrich Schiller, der die dichterische Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poesie eine Art von Publikum in Deutschland hatte, die Beredsamkeit aber keines — klagt über eine gewisse Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewisses Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, daß die Seele, wenn das Wort ausgesprochen werde, schon weit über dem Worte oder weit voran vor dem Worte sei. „Spricht die Seele," sagt er, „so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr." — Das ist in wenigen Silben das Unglück einer Nation wie die deutsche, die lange in sich und auf ernste und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, daß sie das äußere Leben, Vaterland und Gesellschaft versäumt hat; daß ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; daß sie viel mehr besitzt, als sie mitzuteilen imstande ist — während sie zu fühlen anfängt, daß die Fähigkeit ihn mitzuteilen den Besitz erst zum Besitze, daß die Fähigkeit ihn auszusprechen den Gedanken erst zum Gedanken macht und der wahre Ernst und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, daß er sich mit dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben verträgt.

Es gibt in Deutschland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermeßlichen in Worte, ein unglückliches aber rührendes Bestreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Grenzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der einzelne mit seinem Gedanken weit vorausgelaufen ist der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beschränkten Kräften seiner Brust ausdrücken will, wohin er erst die Nation erheben muß, damit er es sagen könne. Der Gesichtskreis der Deutschen, so habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, ist unendlich größer als unser Wirkungskreis: unser Gedanke reicht weiter als unsre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele usw. gelten also nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, sondern von der dermaligen deutschen; die Seele ist nicht etwa an sich vornehmer und größer als die Sprache, sondern die Sprache ist das göttliche Siegel, wodurch alle sonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menschen erst zu ernsthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das schönste, was die Seele in ihrem einsamen Bezirke hegt, bleibt Vision und Traum und ohne Einfluß auf die Welt, also ohne freundliche Bestätigung von außen, bis es deutlich gesagt werden kann, d. h. bis ein überschwengliches Wesen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte

und alle Geschlechter bis auf den Einzelnen, Ärmsten das schönste Erbteil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache, es bestätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Mensch zum Menschen wird. Kurz, es ist mit dem Besitz der Seele wie mit allem Besitz; er ist nicht eher sicher als bis er zum Gemeingut geworden; und dies wird er durch die Sprache. —

Der Deutsche ist in einem unbequemen Verhältnis zur Sprache, er ringt mit ihr, sage ich, er zwingt sie, wozu sie nicht geneigt ist, und sie ihrerseits zwingt ihn durch das ewige Gesetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutsche Gelehrte auf dem Papier den Staat, gibt Gesetze, verbessert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Gesetze und Sitten nur immer feindseliger gestellt, von den äußeren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerrissen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick hantieren wir mit der Sprache despotisch und eigenmächtig, als wenn sie ein erfundenes Wesen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkürlich verändert, wenn der Schlüssel in Feindes Hände gefallen ist; in dem andern Augenblick hantiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unsern Willen die Gedanken unter unsern Händen, zähmt sie, bändigt sie.

Deutsche Sprache

Ernst Moritz Arndt



Eines muß ich hier sagen, was unserer Sprache widerfahren ist. Sie ist freilich in den letzten achtzig Jahren sehr ausgebildet und besonders zum wissenschaftlichen Gebrauche geschickt gemacht worden; aber diese Ausbildung und Bearbeitung geschah fast bloß nach der einen Seite hin, sie geschah fast allein von Gelehrten und — was schlimmer ist — von sogenannten Stubengelehrten. Erst in den letzten dreißig Jahren ist es hie und da anders geworden. Von den höheren Ständen war die Muttersprache als eine gemeine Magd fast ganz ausgeschlossen, und im Volke unten war das Leben kein fröhliches, schöpferisches, sich selbst fühlendes und erkennendes Leben mehr. So ist sie denn durch diese Verhältnisse, möchte man sagen, oft zu fein und zu geistig geworden, in vieler Hinsicht fast zu dünn und luftig für das unmittelbare Leben der Dichtkunst und Rede, sie hat an Fülle, Gediegenheit und Schwere verloren, was sie an Gewandtheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit gewonnen hat: sie ist für eine Sprache des un-

mittelbaren Seins mehr eine Sprache des vermittelnden Begriffs geworden. Dies Schicksal hat die deutsche Sprache mit mehreren andern Sprachen gemein. Wann das Zugesellige und Zuwissenschaftliche sich einer Sprache bemächtigt, verschwindet der feste Kern, die kühne Fülle und die unbewußte Tiefe und sinkt wieder in den Schoß des einfältigen Volkes zurück. So ist es uns auch geschehen. Was für diesen Kreis zu voll und zu schwer war, ist wieder zum Volke versunken; auch das wage ich ohne Übertreibung zu sagen, daß wegen des im ganzen armen, trüben, unlustigen, bedingten, einseitigen und abgeschiedenen deutschen Lebens, welches sich in dem letzten Jahrhundert gemacht hat, viel köstlicher Klang und Sang und viele der herrlichsten Sprichwörter, Redensarten und Wörter ganz aus der Gemeinschaft des Lebens entwichen sind, eben weil das Leben kein gemeinsames deutsches Leben war, und weil diejenigen Klassen, welche die Sprache vorzugsweise erhalten und weiterführen sollten, zu hoch über — oder man will — zu tief unter dem Volke standen, und weil also nicht aus dem großen Urborn die ganze, volle Flut der Gefühle, Bilder und Anschauungen des Lebens und seines Urbildes der Sprache von dem Volke zu ihnen immer hin und her flutete.

Wenn die Deutschen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß sie es erlangen werden, wenn sie ein öffentliches Leben erlangen, das die meisten Polizeistuben und Schreibstuben zuschließt und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinwesen, wo man oft zweifeln konnte, ob sie auch in irdischen Leibern steckten, in Männer der Tat und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Klassen des Volkes in ihrem Kreise mitgehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die tote Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkommt, wo es Volksfreuden, Volksjubel und Volksfeste gibt, wo alle Stände, alle Klassen sich zusammenleben und zusammenlieben, dann ist ein neuer Tag für die teure Muttersprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unsichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche tote Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich sage es zum dritten und vierten Male: Je frischer das Volk strebet und blühet, desto frischer strebet und blühet auch die Sprache. Den Trost haben wir wenigstens immer, einen gewaltigen Trost für unser Dasein und für unsere geistige Bildung, daß die Wurzeln unserer Sprache bei uns selbst liegen und durch die lebendige Flut, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbraust, begossen und erfrischt und zum Triebe neuer Blättter und Blüten gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichtum und welche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüte eines jeden verschiedenen deutschen Volksstammes! Und das von den Alpen bis zu den Küsten Norwegens und Islands hinab.

Deutscher Geist

Johann Gottlieb Fichte



ch führte an, daß das Volk der lebendigen Sprache Fleiß und Ernst haben und Mühe anwenden werde in allen Dingen, dagegen das der toten Sprache die geistige Beschäftigung mehr für ein genialisches Spiel halte und im Geleite seiner glücklichen Natur sich gehen lasse. Dieser Umstand ergibt sich von selbst. Beim Volke der lebendigen Sprache geht die Untersuchung aus von einem Bedürfnis des Lebens, welches durch sie befriedigt werden soll, und erhält so alle die nötigen Antriebe, die das Leben selbst bei sich führt. Bei dem der toten will sie weiter nichts, denn die Zeit auf eine angenehme und dem Sinne fürs Schöne angemessene Weise hinbringen, und sie hat ihren Zweck vollständig erreicht, wenn sie dies getan hat. Bei den Ausländern ist das letzte fast notwendig; beim Deutschen, wo diese Erscheinung sich einstellt, ist das Pochen auf Genie und glückliche Natur eine seiner unwürdige Ausländerei, die so wie alle Ausländerei aus der Sucht, vornehm zu tun, entsteht.

Ebenso gehen die Untersuchungen des Volkes einer lebendigen Sprache bis auf die Wurzel der Ausströmung der Begriffe aus der geistigen Natur selbst, dagegen die einer toten Sprache nur einen fremden Begriff zu durchdringen und sich begreiflich zu machen suchen und so in der Tat nur geschichtlich und auslegend, jene ersten aber wahrhaft philosophisch sind. Es begreift sich, daß eine Untersuchung von der letzten Art eher und leichter abgeschlossen werden möge denn eine von der ersten.

Nach allem wird der ausländische Genius die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen bestreuen und der Lebensweisheit, die leicht ihm für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutsche Geist neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen. Der ausländische Genius wird sein ein lieblicher Sylphe, der mit leichtem Fluge über den seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und sich niederläßt auf dieselben, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in sich zieht; oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt und ihn in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt; der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt.

Deutsche Kultur

Johann Gottlieb Fichte



Es gibt Völker, die, indem sie selbst ihre Eigentümlichkeit beibehalten und dieselbe geehrt wissen wollen, auch den andern Völkern die ihrigen zugestehen und sie ihnen gönnen und verstatten; zu diesen gehören ohne Zweifel die Deutschen, und es ist dieser Zug in ihrem ganzen vergangenen und gegenwärtigen Weltleben so tief begründet, daß sie sehr oft, um gerecht zu sein sowohl gegen das gleichzeitige Ausland als gegen das Altertum, ungerecht gewesen sind gegen sich selbst. Wiederum gibt es andere Völker, denen ihr eng in sich selbst verwachsenes Selbst niemals die Freiheit gestattet, sich zu kalter und ruhiger Betrachtung des Fremden abzusondern, und die daher zu glauben genötigt sind, es gebe nur eine einzige mögliche Weise, als gebildeter Mensch zu bestehen, und dies sei jedesmal die, welche in diesem Zeitpunkte gerade ihnen irgendein Zufall angeworfen; alle übrigen Menschen in der Welt hätten keine andere Bestimmung, denn also zu werden, wie sie sind, und sie hätten ihnen den größten Dank abzustatten, wenn sie die Mühe über sich nehmen wollten, sie also zu bilden. Zwischen Völkern der ersten Art findet eine der Ausbildung zum Menschen überhaupt höchst wohltätige Wechselwirkung der gegenseitigen Bildung und Erziehung statt und eine Durchdringung, bei welcher dennoch jeder mit dem guten Willen des andern sich selbst gleichbleibt. Völker von der zweiten Art vermögen nichts zu bilden, denn sie vermögen nichts in seinem vorhandenen Sein anzufassen; sie wollen nur alles Bestehende vernichten und außer sich allenthalben eine leere Stätte hervorbringen, in der sie nur immer die eigne Gestalt wiederholen können; selbst ihr anfängliches scheinbares Hineingeben in fremde Sitte ist nur die gutmütige Herablassung des Erziehers zum jetzt noch schwachen, aber gute Hoffnung gebenden Lehrlinge; selbst die Gestalten der vollendeten Vorwelt gefallen ihnen nicht, bis sie dieselben in ihr Gewand gehüllt haben, und sie würden, wenn sie könnten, dieselben aus den Gräbern aufwecken, um sie nach ihrer Weise zu erziehen.



Die deutsche Nation

Joseph Freiherr von Eichendorff



ie deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat. Wenn aber die Tat nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeschichte gemacht hat. Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigentliche Beruf der germanischen Stämme zu sein. An ihrem tiefen Freiheitsgefühl ist das römische Weltreich, in welchem die anderen mehr oder minder aufgingen, einst zusammengebrochen. Die germanischen Völker waren es, die das Christentum, da es unter den Byzantinern kränkelnd zu Hofe ging, zuerst in seiner vollen Würde erkannten und ihm seine weltgeschichtliche Wirksamkeit gaben. In den Kreuzzügen waren allerdings die Franzosen und Engländer weit voraus; aber die Deutschen, als sie endlich dem allgemeinen Zuge folgten, bewahrten diesen Kämpfen, die bei jenen immer politischer wurden, am getreuesten ihr ursprüngliches religiöses Gepräge. Die Minnehöfe blühten in Deutschland weniger; aber ihre Minne war ernster und keuscher als an den welschen Minnehöfen. So hat diese Nation später sich ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst erdacht; sie hat das Pulver erfunden, womit dann die Franzosen ihre schönsten Burgen sprengten; sie hat endlich die Reformation erzeugt und das neue Weltkind in ihrem eigenen Herzblut ausgebadet. Die Idee ist ihr Schwert, die Literatur ihr Schlachtfeld.

Ideen lassen sich aber nicht in Provinzen einfangen und begrenzen; sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutsche Volk auch, auf Unkosten seines Vaterlands- und Nationalgefühls, einen beständigen Zug nach dem Weltbürgertum verspürt. Sehr begreiflich; wir wollen die ganze Wahrheit und finden sie natürlicherweise weder bei uns noch bei unseren Stammesverwandten genügend ausgeprägt; wir greifen daher, wo irgendein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde, und lassen diese ebenso bald wieder fallen, wenn wir uns getäuscht oder noch immer nicht vollkommen befriedigt sehen. Darüber gehen freilich oft ganze Geschlechter in täppischer und lächerlicher Nachäfferei zugrunde, wie die Geschichte unserer Dichtung, die bald mit der römischen Toga, bald in rasselndem Ritterharnisch, dann wieder in arkadischer Schäfertracht oder mit Haarbeutel und Stahldegen einherschritt, hinreichend nachweist. Aber wer fragt bei Eroberungs-

zügen und Weltschlachten nach dem verlorenen Pulverfutter? Aus jedem dieser Einfälle ins Ausland und in die verschiedensten Zeiten ist uns doch immer irgendeine Beute geblieben, und so haben wir ohne Zweifel in Kunst und Wissenschaft nach und nach einen weitschichtigen Besitz und eine allgemeine Umschau erfochten wie keines der mitlebenden Völker. Wir sind die geistigen Erben fast aller gebildeten Nationen.

Lebendige Überlieferung

Johann Gottfried Herder

„Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst."



us ältern Zeiten haben wir durchaus keine lebende Dichterei, auf der unsere neuere Dichtkunst wie Sprosse auf dem Stamm der Nation gewachsen wäre; dahingegen andere Nationen mit den Jahrhunderten fortgegangen sind und sich auf dem eigenen Grunde, aus Nationalprodukten, auf dem Glauben und Geschmack des Volks, aus Resten alter Zeiten gebildet haben. Dadurch ist ihre Dichtkunst und Sprache national worden, Stimme des Volks ist genutzet und geschätzt, sie haben in diesen Dingen weit mehr ein Publikum bekommen, als wir haben. Wir arme Deutsche sind von jeher bestimmt gewesen, nie unser zu bleiben: immer die Gesetzgeber und Diener fremder Nationen, ihre Schicksalsentscheider und ihre verkaufte, blutende, ausgesogne Sklaven,

— Jordan, Po und Tiber,
wie strömten oft sie deutsches Blut
und deutsche Seelen —

und so mußte freilich, wie alles, auch der deutsche Gesang werden

— ein Pangeschrei! ein Wiederhall
vom Schilfe Jordans und der Tiber
und Tems' und Sein' —

wie alles, auch der deutsche Geist werden

— Ein Mietlingsgeist, der wiederkäut,
was Andrer Fuß zertrat —

Der schöne fette Ölbaum, der süße Weinstock und Feigenbaum ging, als ob er Dornbusch wäre, hin, daß er über den Bäumen schwebe, und wo ist also seine gute Art und Frucht? seine Kraft, Fette und Süße? Sie wird und ward in fremden Ländern zertreten.

Hohe, edle Sprache! großes, starkes Volk! Es gab ganz Europa Sitten, Gesetze, Erfindungen, Regenten — und nimmt von ganz Europa Regentschaft an.

Wer hat's wert gehalten, seine Materialien zu nutzen, sich in ihnen zu bilden, wie wir sind? Bei uns wächst alles a priori, unsere Dichtkunst und klassische Bildung ist vom Himmel geregnet. Als man im vorigen Jahrhunderte Sprache und Dichtkunst zu bilden anfing — im vorigen Jahrhunderte? — und was hätte man denn wohl mehr tun können, wenn's Zweck gewesen wäre, die letzten Züge von Nationalgeist würklich auszurotten, als man heuer und itzt würklich getan hat? Und itzt, da wir uns schon auf so hohem Gipfel der Verehrung andrer Völker wähnen, itzt, da uns die Franzosen, die wir so lang' nachgeahmt haben, Gott Lob und Dank! wieder nachahmen und ihren eignen Unrat fressen, itzt, da wir das Glück genießen, daß deutsche Höfe schon anfangen, deutsch zu buchstabieren und ein paar deutsche Namen zu nennen — Himmel, was sind wir nun für Leute! Wer sich nun noch ums rohe Volk bekümmern wollte, um ihre Grundsuppe von Märchen, Vorurteilen, Liedern, rauher Sprache: welch ein Barbar wäre er! er käme, unsre klassische, silbenzählende Literatur zu beschmitzen, wie eine Nachteule unter die schönen buntgekleideten, singenden Gefieder! —

Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Teil von Literatur, der sich auf's Volk beziehet, volksmäßig sein muß, oder er ist klassische Luftblase. Doch bleibts immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezensenten, aus deren Munde und Magen wir's denn zurückempfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlet. Unsre klassische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde...

Großes Reich, Reich von zehn Völkern, Deutschland! Du hast keinen Shakespeare, hast du auch keine Gesänge deiner Vorfahren, deren du dich rühmen könntest? Schweizer, Schwaben, Franken, Bayern, Westfäler, Sachsen, Wenden, Preußen, ihr habt allesamt nichts? Die Stimme eurer Väter ist verklungen und schweigt im Staube? Volk von tapfrer Sitte, von edler Tugend und Sprache, du hast keine Abdrücke deiner Seele die Zeiten hinunter?

Kein Zweifel! Sie sind gewesen, sie sind vielleicht noch da; nur sie liegen unter Schlamm, sind verkannt und verachtet... Nur wir müssen Hand anlegen, aufnehmen, suchen, ehe wir alle klassisch gebildet dastehn, französische Lieder singen, wie französische Menuetts tanzen oder gar allesamt Hexameter und Horazische Oden schreiben. Das Licht der sogenannten Kultur will jedes Winkelchen erleuchten, und Sachen der Art liegen nur im Winkel. Legt also Hand an, meine Brüder, und zeigt unsrer Nation, was sie ist und nicht ist, wie sie dachte und fühlte, oder wie sie denkt und fühlt! Welche herrliche Stücke haben da die Eng-

länder bei ihrem Suchen gefunden! Freilich nicht fürs Papier gemacht und auf ihm kaum lesbar; aber dafür voll lebendigen Geistes, im vollen Kreise des Volkes entsprungen, unter ihnen lebend und würkend. Wer hat nicht von den Wundern der Barden und Skalden, von den Würkungen der Troubadours, Minstrels und Meistersänger gehört oder gelesen? Wie das Volk dastand und horchte! was es alles in dem Liede hatte und zu haben glaubte! wie heilig es also die Gesänge und Geschichten erhielt, Sprache, Denkart, Sitten, Taten an ihnen mit erhielt und fortpflanzte! Hier war zwar einfältiger, aber starker, rührender, wahrer Sang und Klang, voll Gang und Handlung, ein Notdrang ans Herz, schwere Akzente oder scharfe Pfeile für die offne, wahrheittrunkne Seele.

Wandlungen des Bildungsideals

Friedrich Paulsen



Nacheinander ist das Bildungsideal des deutschen Volkes beherrscht worden von dem Bildungsideal des ersten Standes, des Klerus, sodann von dem Bildungsideal des zweiten Standes, des Adels, und darauf von dem Bildungsideal des dritten Standes, des Bürgertums. Ich will die einzelnen Entwicklungsphasen mit wenigen Strichen charakterisieren. Zuerst das klerikale, das kirchlich lateinische. Es ist herrschend das ganze Mittelalter hindurch bis in das 17. Jahrhundert hinein. Es hängt zusammen mit der Konstitution des Gesamtlebens unseres Volkes. Im Mittelalter ist der führende, der erste Stand zweifellos der Klerus. Die Kirche ist die große Erzieherin des deutschen Volkes wie aller abendländischen Völker. Die ganze geistige Bildung des Mittelalters ist kirchlich, die Wissenschaft ist kirchlich, die herrschende Wissenschaft ist die Theologie; die Sprache der Kirche, die lateinische, ist die Sprache des öffentlichen Lebens. Die Kirche ist die große, universelle, allumfassende Lebensform, in der das ganze Leben beschlossen ist. Selbstverständlich ist in einer solchen Zeit das gesamte Bildungswesen kirchlich. Im Mittelalter gelten schon die Anfänge der Bildung, die wir jetzt als Elementarbildung bezeichnen, Lesen und Schreiben, für kirchliche Künste, artes clericales nennt man sie im Mittelalter. Auch der Zuschnitt des sittlichen Lebens wird gegeben durch die vita religiosa, die ihre vollkommene Form hat im klösterlichen Leben. Das ist das anerkannte Ideal, nach dem alle Welt sich streckt, nicht alle Welt lebt, das ist zu keiner Zeit gewesen. Das Ideal ist etwas, was über uns steht und sich nicht ohne Rest durchsetzt.

Allerdings haben sich schon im Mittelalter Regungen eines weltlichen Bildungsideals daneben hervorgetan. Ich erinnere an die ritterliche Bildung als die Bildung des neuen Herrenstandes seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ich erinnere an die Universitäten, die seit dem 12. Jahrhundert in ganz Europa aufkommen, eine weltlich-wissenschaftliche Bildung wenigstens vorbereitend, wenn auch noch nicht darstellend; sie haben wesentlich kirchlichen Charakter. Ich erinnere an die Renaissance, in der zum ersten Male ein rein weltliches Ideal zur Erscheinung kommt in Anlehnung an die antike Bildung. Ich erinnere an die Reformation mit ihrem doppelten Verhältnis zu diesem Gegensatz. Einerseits tragen die Reformatoren das religiöse Leben in die Welt hinein, in gewisser Weise unser Leben säkularisierend. Anderseits liegt namentlich im Anfang ein anderer Zug in der Reformation, die Reaktion gegen die Renaissance, gegen die Wiedererweckung des heidnisch-klassischen Bildungsideals, wie es sich in den Spitzen der Gesellschaft durchgesetzt hatte. Leo X. ist der Repräsentant der höchsten und feinsten weltlichen Bildung seiner Zeit, Luther ein Mann, der aus dem Volk geboren ist, dessen ursprüngliche Tendenz gerichtet ist auf die Wiederherstellung eines vollen religiösen Lebens der Gesamtheit, durchaus nicht auf Verweltlichung des Lebens und der Bildung. Daß die Reformation einen anderen Charakter hatte als die Renaissance, das tritt uns auch in den Wirkungen entgegen, die sie auf die Gestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens gehabt hat. Am Ende des 16. Jahrhunderts ist nicht die Renaissance durchgedrungen, von ihr ist nur die formale Seite, nur die lateinische und griechische Sprache, übernommen, sondern durchgedrungen ist die religiöse Erneuerung, und sie beherrschte den Unterricht in den Schulen. Der erste Unterrichtsgegenstand ist in allen Schulen die Religion, was sie nicht einmal im Mittelalter war. Wir können also sagen: die Bildungstendenz, die auf dem kirchlichen Leben, auf dem religiösen Leben sich aufbaut, ist herrschend geblieben bis tief ins 17. Jahrhundert.

Dann tritt eine Wandlung ein: das zweite Bildungsideal, das höfische, dringt von Westen her vor. Das hängt in sichtbarer Weise zusammen mit den großen Wandlungen im Gesellschaftsleben, die sich seit dem 17. Jahrhundert vollzogen haben. Der Staat tritt an die erste Stelle, er wird jetzt zu dem universellen, das ganze Leben umfassenden Institut. Die Kirche wird zurückgedrängt auf das engere Gebiet der Seelsorge und Predigt. Mit diesen Wandlungen hängt die Wandlung in den sozialen Verhältnissen zusammen. Seit dem 17. Jahrhundert gewinnt der Adel die Stellung des Herrenstandes, er bildet jetzt die Gesellschaft, von der die bürgerliche Welt ausgeschlossen ist. Die geistige Bildung tritt nun durchaus unter den Einfluß dieser sozialen Wandlung, oder man kann sagen: es spiegelt sich in ihr die Wandlung der Gesellschaft. Die Theologie tritt jetzt zurück hinter neue, weltliche Wissenschaften: Mathematik und Naturwissenschaft. Diese werden die führenden Wissenschaften, die Philosophie erhält aus ihnen die stärksten Impulse. Die neue Kosmologie wird zur Unterlage der gesamten Welt-

bildung. Und wenn wir in die Welt der Kunst und Literatur hineinblicken, so tritt uns dieselbe Säkularisierung des geistigen Lebens entgegen. Denken Sie an die Malerei und Plastik. Im Mittelalter waren es die großen religiösen Gegenstände, die fast ausschließlich die Kunst beschäftigten. Im 17. Jahrhundert treten an Stelle der Heiligenbilder die Bilder von Fürsten und Herren, an die Stelle der Passionsbilder Jagdbilder und Seeschlachten. Auch das Erziehungswesen nimmt die Säkularisierungstendenz in sich auf. Das 17. Jahrhundert hat eine neue Schulform hervorgebracht, die sogenannten Ritterakademien. Auf diesen haben wir die adlige Jugend, sie empfängt hier die standesgemäße Bildung. Was die Unterrichtsgegenstände anlangt, so tritt beherrschend hervor die moderne Wissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaft mit der Anwendung auf die Technik. Die modernen Sprachen drängen die lateinische zurück; die französische Sprache wird unentbehrliche Ausstattung, auch die italienische wird viel gelehrt. Dazu kommen die Künste, mit denen man sich in der vornehmen Welt als Gebildeter darstellt. Tanzen, Fechten, Voltigieren wird geübt, die höfischen Sitten und Manieren, die Konduite, wie sie bei Hof notwendig ist: die Zeit hat für dieses Bildungsideal, das sich auf diesen Bildungsanstalten zu verwirklichen sucht, einen neuen Ausdruck geprägt. Der vollkommen gebildete Mann ist der galant homme, der vollkommene Kavalier, der sich durch sein Benehmen, seine Sitten, seine Fertigkeiten und Wissenschaften qualifiziert für den Hof- und Herrendienst, für die Zivil- und Militärstellen des modernen Staates.

Diese Bildung der vornehmen Gesellschaft beherrscht das 18. Jahrhundert. Auch die Universitäten haben unter diesem Einfluß eine neue Gestalt angenommen. Die neuen Universitäten — Göttingen und Halle — sind weltmännische Universitäten. Sie ziehen die Leute von Welt an, die juristische Fakultät ist tonangebend, der Student spielt den Kavalier. Auf den mittelalterlichen ging er als Kleriker einher mit langem Talar, hier dagegen tritt er im Tressenrock auf, den Degen an der Seite. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnen die modernen Unterrichtsgegenstände in die Gymnasien einzudringen. Bis dahin wurde Latein ausschließlich gelehrt, jetzt treten das Französische und die Mathematik, die beiden modernen Bildungsgegenstände, hinzu.

Eine neue Wandlung tritt ein auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Ein bürgerliches Bildungsideal dringt vor auf Kosten des höfisch-adligen Bildungsideals. Das hängt wieder zusammen mit der Wandlung im gesellschaftlichen und politischen Leben. Das Bürgertum kommt jetzt in die Höhe, zunächst in der geistigen Welt, in der Literatur; Namen wie Goethe, Schiller, Klopstock und Lessing bezeichnen diese Wandlung. Das sind Männer aus dem Bürgertum mit entschieden bürgerlicher Gesinnung, die die neue Literatur der alten höfisch-französischen gegenüber begründet haben. Sie sind am Ende des 18. Jahrhunderts die beherrschenden Namen. Und mit der Wandlung in der geistigen Welt hängt zusammen oder tritt gleichzeitig ein eine Wandlung des gesellschaftlichen

Lebens. Die Städte kommen wieder empor, die niedergedrückt waren durch den großen Krieg, die städtische Hantierung blüht auf das Bürgertum gelangt zu Reichtum und gewinnt im 19. Jahrhundert allmählich politischen Einfluß. In der Mitte des Jahrhunderts hat es sich als wesentlicher Faktor auch des politischen Lebens durchgesetzt. Es hängt diese Wandlung in Deutschland aufs engste zusammen mit den Wandlungen in England und Frankreich. In England hatte sich der Adel nicht zur Abschließung von der übrigen Bevölkerung entwickelt. England und die englische Literatur drangen gleichzeitig mit der Literatur, die im Sturm und Drang die geistige Welt in Deutschland eroberte, ein. Shakespeare ist das Vorbild der neuen Literatur. Dann kommt die französische Revolution mit ihrem Streben, das Bürgertum zum leitenden Faktor im öffentlichen Leben zu machen.

Dementsprechend herrscht im 19. Jahrhundert das bürgerliche Bildungsideal, das Stichwort ist Humanitätsbildung. Herder ist es, der diesen Ausdruck geprägt hat. Humanitätsbildung, Bildung des Menschen von innen heraus zu vollkommener menschlicher Gestalt. Der Sinn des Ausdrucks wird uns deutlicher, wenn wir ihn durch zwei Gegensätze bestimmen, durch den Gegensatz einerseits zu dem herrschenden Bildungsideal der höfischen Gesellschaft, des galant homme, dann zu dem älteren Bildungsideal, das im Pietismus am Anfang des 18. Jahrhunderts noch vorhanden ist, dem alten kirchlichen Bildungsideal. Das humanistisch-hellenistische Bildungsideal ist das Bildungsideal des Bürgertums. Die Bildungsanstalten stehen im 19. Jahrhundert durchaus unter dem Einfluß dieser herrschenden Tendenz. Die Anstalt, die recht eigentlich sich ihre Verwirklichung zur Aufgabe setzt, ist das Gymnasium. Die Anschauung ist: in Griechenland ist die Idee des Menschen Fleich geworden, und nach diesem Bilde strebt nun das Gymnasium seine Schüler zu formen: Entwicklung aller menschlichen Kräfte, der intellektuellen, der sittlichen und vor allem der ästhetischen Bildungstriebe, die in der Natur liegen. Die Volksschule schlägt unter dem Einfluß von Pestalozzis Ideen eine ähnliche Richtung ein; auch hier wird als Aufgabe die vollkommene Entwicklung aller natürlichen Kräfte und Anlagen zur vollendeten menschlichen Bildung aufgefaßt. Auch hier ist das Ideal bestimmt durch angrenzende Gegensätze. Im 17. und 18. Jahrhundert ist für die Volksschule das Ziel gesetzt: brauchbare Glieder des Staates zu bilden, tüchtige Untertanen, das ist das Interesse des Staates an der Förderung des Volksschulwesens; daneben bleibt: gläubige Glieder der Kirche zu bilden. Jetzt setzt sich die Volksschule die Aufgabe, den Menschen um seiner selbst willen zu bilden, alle Seiten des menschlichen Wesens, leibliche, geistige, sittliche Kräfte zu vollkommener harmonischer Bildung zu entwickeln. Auf den Universitäten haben wir diesen bürgerlichen Zug repräsentiert durch die burschenschaftliche Bewegung.

Das wäre, mit ein paar groben Grundlinien gezeichnet, der Entwicklungsgang in der Vergangenheit. Welche Wandlung wird die Zukunft bringen? Ver-

mutungen über den ferneren Weg der Entwicklung unseres Bildungswesens zu gewinnen, gibt es kein anderes Mittel, als das man sich die herrschenden Tendenzen unserer Zeit vergegenwärtigt. Wenn ich mich nicht täusche, kann man drei große, herrschende Tendenzen in der Entwicklung der jüngsten Vergangenheit erkennen. Wir wollen sie nennen die nationale Tendenz, die volkstümlich-demokratische Tendenz und die realistische Tendenz.

Die nationale Tendenz wird bestimmt durch zwei Stücke, einerseits durch das Bestreben, die Bildung der Jugend dem Eigenleben des Volkes zu entnehmen, anderseits durch das Streben, alle Glieder des Volkes heranzuziehen zur Einheit des nationalen Lebens. Ich meine deutlich zu erkennen, daß diese Tendenz die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts in starkem Maße beeinflußt. Die Sache hängt offenbar wieder zusammen mit den Verhältnissen des öffentlichen, vor allen Dingen des politischen Lebens. Im politischen Leben des 19. Jahrhunderts herrscht das Bestreben, den nationalen Staat zu bilden. Die Nationalisierungstendenz durchdringt aber auch das geistige Leben. Es ist kein Zweifel, daß das geistige Leben am Ende des 19. Jahrhunderts viel mehr nationalisiert ist, als es am Ende des 18. noch war. Die nationalen Sprachen haben sich eigentlich erst im 19. Jahrhundert in der Mitte und im Osten Europas als Literatursprache durchgesetzt. Am Ende des 18. Jahrhunderts galt als Sprache der Gesellschaft, der Literatur und als internationale Verkehrssprache das Französische. Diesen Bestrebungen, die auf Nationalisierung des gesamten Lebens gerichtet sind, entspricht der nationale Zug im Erziehungswesen. An zwei Punkten tritt die Sache deutlich hervor. Im Gebiete der Volksschule sichtbar darin, daß die Volksschule in den Dienst der nationalen Idee gestellt wird. Die Volksschule soll alle Glieder des Volkes mit nationaler Gesinnung durchdringen, eine Forderung, die alle Welt an die Volksschule stellt, nicht nur Deutschland, sondern ebenso andere Länder, vielleicht noch mehr.

In Frankreich ist das Nationale fast an die Stelle des Moments getreten, das früher das herrschende in der Volksschule war, an Stelle des Religiösen, la France an Stelle des lieben Gottes. In den Elementarbüchern ist das Vaterland das letzte und höchste; mit Beziehung auf dieses höchste und letzte Gut die Kräfte und Gesinnungen der heranwachsenden Jugend auszubilden, ist die eigentliche Aufgabe. Wir haben etwas mehr Ehrfurcht vor dem, der über den Nationen ist, und ich glaube, das deutsche Volk hat Grund, sich zu beglückwünschen, daß es diese Ehrfurcht nicht so ganz abgestreift hat.

In anderer Weise begegnet uns derselbe Zug in den Gelehrtenschulen. Die alten Sprachen treten mehr und mehr gegen die Sprache des eigenen Volkes zurück. Der erste große Sturm gegen die Herrschaft der lateinischen Sprache in Deutschland geschah in den Revolutionsjahren 1848/49. Die Unterrichtsverwaltung hat damals nicht nachgegeben, erst seit 1870 ist die Sache in Deutschland deutlicher erkennbar. Seit den Lehrplänen von 1882 haben wir offensichtlich

die Zurückdrängung der alten Sprachen gegen die deutsche Sprache, das Deutsche ist an die erste Stelle getreten, die alten Sprachen sind vielfach eingeengt.

Die zweite Tendenz war die volkstümlich-demokratische. Ich weise nur hin auf die aufsteigende Entwicklung des Volksschulwesens, auf die Fortbildungs- und Fachschulen aller Art, die das Bedürfnis nach Weiterbildung wecken und befriedigen; auf die mannigfachen öffentlichen und privaten Veranstaltungen, den Erwachsenen Bildungsmittel durch Büchersammlungen, Vorträge, Aufführungen zuzuführen; auf die Entwicklung des Zeitungswesens, das heutzutage alle Welt zum Lesen und Urteilen heranzieht. Kein Zweifel, daß die Bildung in der letzten Hälfte des Jahrhunderts ungeheuer in die Breite gegangen ist.

Die dritte Tendenz, die ich zu erkennen glaube, ist die realistische. Auch sie hängt offensichtlich zusammen mit der Entwicklung des öffentlichen, politischen und sozialen Lebens. Im politischen Leben haben zwei große Realpolitiker, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Napoleon, in der zweiten Bismarck, den Ton angegeben. Daß der Staat Macht ist, das ist den Deutschen zuerst durch Napoleon in einer sehr unerfreulichen Weise einleuchtend gemacht worden. Bismarck hat dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts uns aufs neue diese Lehre eingeschärft: der Staat ist Macht, und nur durch Entwicklung seiner Machtmittel kann er sich durchsetzen. Eine entsprechende Entwicklung hat sich auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens vollzogen. Die Entwicklung der Technik hat die Natur in den Dienst des Menschen gestellt in einem Maße, wie es vor hundert Jahren völlig unglaublich und unmöglich erschienen wäre. Auch die Wissenschaften lassen die Rückwirkung dieser Strömung deutlich erkennen: es sind vor allem die auf Technik und Naturbeherrschung gerichteten, die die Führung gewonnen haben; die Naturwissenschaft und die Medizin stehen an erster Stelle; am Anfang des Jahrhunderts waren es Philosophie und Philologie, Wissenschaften, die in der Betrachtung ihr Ziel haben. Dementsprechend ist das Sinnen und Denken der Menschen am Ende des 19. Jahrhunderts anders orientiert als am Anfang. Am Anfang sind es Ideen, die alle Welt anziehen und beherrschen. Am Ende des Jahrhunderts ist mit einem Stichwort, das vom Nietzsche geprägt ist, das Herrschende der Wille zur Macht. Unter diesem Einflusse hat sich unser Erziehungswesen im letzten Jahrhundert entwickelt. Neben der alten Gelehrtenschule sind realistische Anstalten, Realgymnasien, Realschulen, Fachschulen aller Art entstanden; neben den humanistischen Disziplinen haben sich die realistischen mit immer stärkerem Übergewicht geltend gemacht. Auch in der Volksschule haben wir dieselbe Wandlung, die Realien treten hervor auf Kosten der dem Ideellen zugewandten Lehrfächer; Mathematik, Naturwissenschaft, Rechnen, Geographie haben breiten Raum gewonnen. Also überall ein Vordringen des realen Faktors gegenüber dem Gedankenhaften, dem ideellen Faktor. Es ist kein Zweifel, daß dieser Entwicklung die Stimmung der Jugend entgegenkommt. Unsere Jugend ist eine andere, wir können uns darüber nicht täuschen, als sie vor einem Men-

schenalter war, als sie am Anfang des 19. Jahrhunderts war. Unsere Jugend hat Sinn für alles, was Macht gibt, der Sinn für das Ideelle ist im Rückgang. Es wird nicht leicht geschehen, daß heutzutage ein Knabe für Klopstock schwärmt, um Werther Tränen vergießt. Die sentimentale Begeisterung für das Altertum, wie sie im Anfang des 19. Jahrhunderts in Schulen so häufig war, wird nicht leicht zu finden sein. Unsere Jugend interessiert sich nicht für die Irrfahrten des Odysseus, sondern für die jüngste Durchquerung Afrikas, für Nordpolfahrten. Sie fragt nach den Künsten des Altertums, nach dem Bogenschuß des Odysseus, der früher die Jugend beschäftigte, sehr wenig, der letzte Weltrekord ist für sie unermeßlich wichtiger.

Kehren wir nun zu unserer Frage zurück. Welche Weiterentwicklung versprechen diese Tendenzen? Lassen sich jene drei Momente denken als konvergierend gegen das Ziel, auf das wir durch unsere Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung uns hingelenkt fanden, auf das Ziel einer allgemeinen, das Ganze umfassenden, alle Glieder des Volkes durchdringenden Bildung, die auch den vierten Stand mit in die nationale Bildungseinheit aufnimmt? Ich meine, die drei Tendenzen konvergieren gegen ein derartiges Bildungsziel. Vor allem der demokratische, volkstümliche Zug in unserer Bildung erhebt die Masse empor zur Teilnahme an der Gesamtbildung des Volkes, das ist auf allen Punkten sichtbar. Aber auch die nationale Bildung wirkt in diesem Sinne; die Bildung einer vornehmen Klasse, die sich über die Masse erhebt, hat immer die Tendenz zur Internationalität. Im 18. Jahrhundert war die höfisch-französische Bildung international, die bürgerlich-hellenistische ist in gewissem Sinne auch noch international; das moderne Bildungsziel, dem wir zustreben, ist durch seine nationale Richtung zugleich volkstümlich, gerichtet auf Einheit der Volksbildung, auf Heranziehung aller Glieder des Volkes zur Teilnahme an dieser Einheit des Volkslebens. Und die realistische Richtung weist uns ebendahin. Kein Zweifel, eine Bildung, die auf Tat und praktisches Leben gerichtet ist, steht der Masse des Volkes näher als die ästhetische, spekulative am Anfang des 19. Jahrhunderts. So dürfen wir sagen: es weisen diese Richtungslinien, die ich gezogen habe, auf eine Bildung unseres Volkes, die allen Gliedern des Volkes gemeinsam ist, die aus dem Eigenleben des deutschen Volkes gestaltet ist, die die Gesamtheit seiner Glieder zur vollen Teilnahme an dem gesamten geistigen Leben des Volkes zu erziehen trachtet.



Bildung zur deutschen Kultur

Paul de Lagarde



roße historische Erscheinungen gehen allemal auf eine überirdische Kraft zurück: aber jene Geschichte bewegende Kraft wirkt auf Menschen, spiegelt sich in Menschen, auch daraufhin ist jede Zeitepoche zu betrachten, ob sie denn hören und sehen kann, was der Genius ihr sagt.

Jedes Gewissen erhält seine Bestimmtheit durch sein Verhältnis zu der sittlichen Anschauung einer Gemeinschaft. Das der Chinesen und Botokuden ist ein anderes als das der Franzosen, und unter den Franzosen hatten Arnauld und Pascal ein anderes, als die roués am Hofe des Regenten. Das Gewissen steht nie und nirgends auf einer Stufe mit der Fähigkeit zu essen, zu trinken und zu verdauen, welche jeder Mensch von Natur mit sich hat: das Gewissen ist nur da in geschichtlich gewordenen Zuständen, unter dem Einflusse des Geistes der Epoche, den es eben dadurch im Ganzen anerkennt, daß es ihn in einzelnen Punkten bekämpft. Gewissensbedenken empfindet der Mensch stets nur bei einem Konflikte, in welchem ihm heilige Pflichten mit andern ebenso heiligen in Kampf geraten: das Gewissen ist nichts als die Fähigkeit zu solchem Konflikte. Daraus folgt, daß vom Gewissen und seiner Freiheit stets nur da die Rede sein kann, wo Pflichten, und zwar in ein System zusammengefaßte Pflichten anerkannt werden.

Die Quelle des Fortschrittes in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Jeder, der energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerke zu spüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, das heißt ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt: er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und freilebt, Mittelpunkt für andere wird und weiteren Kreisen wenigstens einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines inneren, nirgends als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt: jeder Mensch soll eine Vermehrung des Besitzes der Menschheit sein und nebenbei auch eine Vermehrung dieses Besitzes bewirken. Wer immer in der Geschichte förderlich gewesen, ist zuerst Ketzer und Störenfried, danach eine kurze Weile großer Mann und schließlich trivial gewesen. Es muß jedem Volke daran liegen, alle irgend auftauchenden Ketzereien sofort in einen Brennpunkt zu sammeln: denn in diesen Ketzereien, noch genauer gesprochen, in den Personen der Ketzer, liegt die Gewähr des Fortschrittes, und zwar die einzige Gewähr desselben.

Wer ernstlich sucht, was wahr ist und mutig ausspricht, was für wahr zu halten er Grund zu haben glaubt, der mag sich auf das Los Ismaels gefaßt machen, daß jedermanns Hand wider ihn, und seine Hand wider jedermann ist.

Bildung ist die Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und jenes ernst zu nehmen.

Ich lehre meine Schüler, es mag sich handeln um was es wolle, den Weg kennen, auf dem die gelehrte Welt dazu gelangt ist, zu wissen... Wir haben, nachdem sie über den Stand der Forschung orientiert sind, vor allen Dingen ihnen den Pfad zu weisen, der ihren Vorgängern als zu einem Ziele führend sich bewährt hat: sie sollen gehen und suchen, nicht genießen, neues erwerben, nicht altes besitzen.

Ich schreibe, was ich schreibe, mit dem Herzen und habe ein persönliches Verhältnis zu den Männern, die mir für meine Studien geholfen oder aber sie gehemmt haben: ich wünsche, daß meine Schüler meine Vorgänger alle und mich als Menschen ansehen lernen, nicht als Skribenten ansehen, oder, wenn das Glück gut will, als Gelehrte.

Jeder, der die Wissenschaft kennt, weiß, daß sie ihren Zweck lediglich in sich hat, darum ihre Methode sich selbst sucht, und von keiner Macht im Himmel und auf Erden Vorschriften, Gesetze, Zielpunkte annimmt. Sie will wissen, nichts als wissen, und zwar nur um zu wissen. Sie weiß, daß sie nichts weiß, wo sie nicht bewiesen hat. Es ist jedem Mann der Wissenschaft vollständig gleichgültig, was bei seinen Untersuchungen herauskommt, wenn nur etwas dabei herauskommt, das heißt wenn nur neue Wahrheiten entdeckt werden. Die Wissenschaft gestattet jedem, die von ihr gefundenen Ergebnisse aufs neue zu prüfen, und wirft rückhaltlos fort, was eine solche Prüfung nicht besteht. Sie fordert von jedem, der die zum Urteilen nötigen Vorkenntnisse hat, daß er das ihm Bewiesene annehme und anerkenne, oder auf den Namen eines ehrlichen Mannes verzichte.

Die Wissenschaft weiß am Anfang ihrer Untersuchungen nie, wo dieselben enden werden: sie lehnt durchaus ab, sich im voraus die Flügel binden und den Zielort ihres Fluges angeben zu lassen.

Jeder Gelehrte ist zunächst darauf angewiesen, einzelne Tatsachen, wenn man will, Notizen zu sammeln, an denen als den festen Punkten allmählich das Bild ganzer Vorgänge sich aufbaut, nur ist er nicht darauf angewiesen als auf das Wesentliche, sondern als auf Mittel zum Zwecke, nicht als auf ein Letztes, sondern als auf ein Erstes.

Die jetzt im Mannesalter stehenden Gelehrten sind so gut wie alle in einer religionslosen Atmosphäre aufgewachsen, die Religion aber ist es, welche dem Menschen eine Lebens- und Weltanschauung gibt, und es ist sehr schwer, daß jemand, der nicht schon als Jüngling eine Lebens- und Weltanschauung irgend-

welcher Art besessen hat, als Älterer sich eine solche verschaffe. Jene Gelehrten haben infolge des beregten Mangels ihrer Erziehung niemals das Bedürfnis nach einer Weltanschauung empfunden und sind so auf leicht erklärbare Weise dazu gelangt, die einzelnen Fakta und deren Ordnung als das allein Notwendige und das in diesem unverständlichen Leben allein zu Erreichende anzusehen.

Daraus ist weiter die antichristliche und irreligiöse Färbung der deutschen Gelehrsamkeit entsprungen. Wer eine Weltanschauung sein nennt, besitzt sie entweder als ein Geschenk der Religion seiner Kindheit oder als einen Erwerb der harten Kämpfe, welche er als Mann um einen neuen Glauben geführt hat. Jede Weltanschauung ist religiös, weil die Welt nur als ein durch eine überwaltende Natur oder einen höchsten, klarsten, reinsten Willen Gesetztes und Zusammengefaßtes ein Ganzes ist: jede religiöse Anschauung erhebt den Anspruch, die ausschließlich richtige und genügende oder aber eine unbedingt richtige und wichtige Seite eines noch nicht bekannten Ganzen zu sein. Die heutzutage im Mannesalter stehenden Gelehrten werden nicht leugnen, daß ihnen jedem nicht liberal gesinnten Gelehrten gegenüber, und wäre derselbe der freidenkendste, wohlwollendste, tüchtigste Mensch, in voller Seele unbehaglich zumute wird: jede Gesamtanschauung schmeckt ihnen nach dem Mittelalter. Sie mögen in der Theorie dem Christentume und der Religion noch soviel Gerechtigkeit widerfahren lassen, im Herzen sind sie Heiden und sogar froh darüber, Heiden zu sein. Das ist aber ein Rückschritt: man hat das Recht, über das Christentum hinauszugehn, aber nicht das Recht, hinter ihm zurückzubleiben.

Buchstaben haben Wert nur im Worte und Wörter nur im Satze: wem die Element: und Gesetze der Natur nicht in ein philosophisches System gehören, dessen Lehren auf dem ethischen Gebiete im Einklang mit den auf dem physischen geltenden sind, der versteht weder vom Geiste noch von der Natur etwas.

Nur bei den Wärtern der Laboratorien haben Mikroskope, Wagen und Reagenzgläser einen höheren Wert als die mit Hilfe jener gefundenen Gesetze.

Die liberalen Wortführer werden nichts dawider haben, wenn man die Behauptung aufstellt, Kultur sei der höchste Schatz des deutschen Volkes und Bildung die Form, in welcher die Kultur von den Individuen besessen werde.

Aber Kultur ist kein Ideal für einen einzelnen und ebensowenig ein Ideal für ein Volk: dem einzelnen und ganzen Nationen Kultur als Ideal empfehlen, heißt beiden gestatten ohne Ideal zu sein.

Der einzelne wird sein Leben lang die Pflicht haben, anderen zu dienen, wo er kann, und diese dienende Liebe ist eins der Mittel, durch welche er sich bildet: aber der Zweck seines Daseins ist lediglich der, dem Gedanken Gottes, welcher in ihm und nur in ihm liegt, zur vollen Darlebung zu verhelfen, ganz er selbst zu sein, frei von aller Sklaverei, so wie Gott ihn wollte. Alles übrige geht Gott an.

Kultur im höheren Verstande des Wortes ist dazu so gut nur Mittel, wie Kultur im niederen Sinne nur Mittel und nicht Zweck des physischen Lebens ist. Die Kultur als Selbstzweck ansehen, heißt Götzendienst treiben, heißt Sklave sein.

Was vom Individuum, gilt auch von den Nationen. Denn auch Nationen sind Persönlichkeiten und haben eine Idee, welcher zu leben ihre alleinige Pflicht ist.

Kultur ist die Gesamtheit des irdischen Materials, des dauernd erworbenen Könnens und der festgewonnenen Einsicht früherer Zeiten, mit welcher die Menschheit, die Nationen, die einzelnen arbeiten. Kultur hat gar keine Beziehung auf Gott: mindestens hat sie eine solche nicht als fertige, sondern einmal als werdende, sodann als für neue Ziele verwendete. Kultur als Ideal der Menschheit oder eines Volkes ist so passend gewählt, wie das Farbenreiben und Pinselauswaschen passend wäre, das Ideal eines Malers zu sein, oder wie man den Mist als Ideal der Landwirtschaft betrachten könnte.

Kultur ist ein Gut, wie individuelle Begabung und persönlicher Reichtum Güter sind. Ethisches Leben besteht aber nicht im Besitze der Kultur, der Begabung, des Reichtums, sondern in etwas ganz anderem: es kommt nicht auf jene drei, sondern auf das an, was mittels jener drei gearbeitet, geschafft und geworben wird.

Wenn man bitter sein wollte, könnte man fragen, ob es denn in dem ganzen weiten Deutschland keine Seele gibt, die Einspruch gegen das Glück erhebt, Erbin von fünf und mehr Jahrtausenden zu sein? Keine, die fühlt, daß dieser überkommene Reichtum uns arm macht, weil er uns erdrückt, weil er uns fast nötigt, nicht wir selbst zu sein? Keine, die einsieht, daß etwas weniger Kultur recht viel mehr geschichtliche Kraft bedeuten würde? Was helfen der Nation diese Buchhalter- und Magazinaufseherexistenzen, welche wir Gebildete nennen, die, unfähig, den notwendigen Besitz (Freiheit, Einheit, Religion) auch nur zu vermissen, in Bewegung immer erst zu bringen sind, wenn irgend jemand an ihnen von vorne zerrt, und zu gleicher Zeit von hinten durch seine Bedienten schieben läßt?

Allgemeine Bildung ist die spezifisch deutsche Gestalt der Zivilisation, Zivilisation aber ist nicht viel mehr als die Anerkennung, welche die Menge den Momenten der Kultur zu zollen sich darum gedrungen fühlt, weil sie wünscht, um den Preis der äußeren Anerkennung derselben von diesen Momenten innerlich unberührt zu bleiben: Zivilisation ist mithin wesentlich Schein und Lüge, und darum der grimmigste Feind aller Religion.

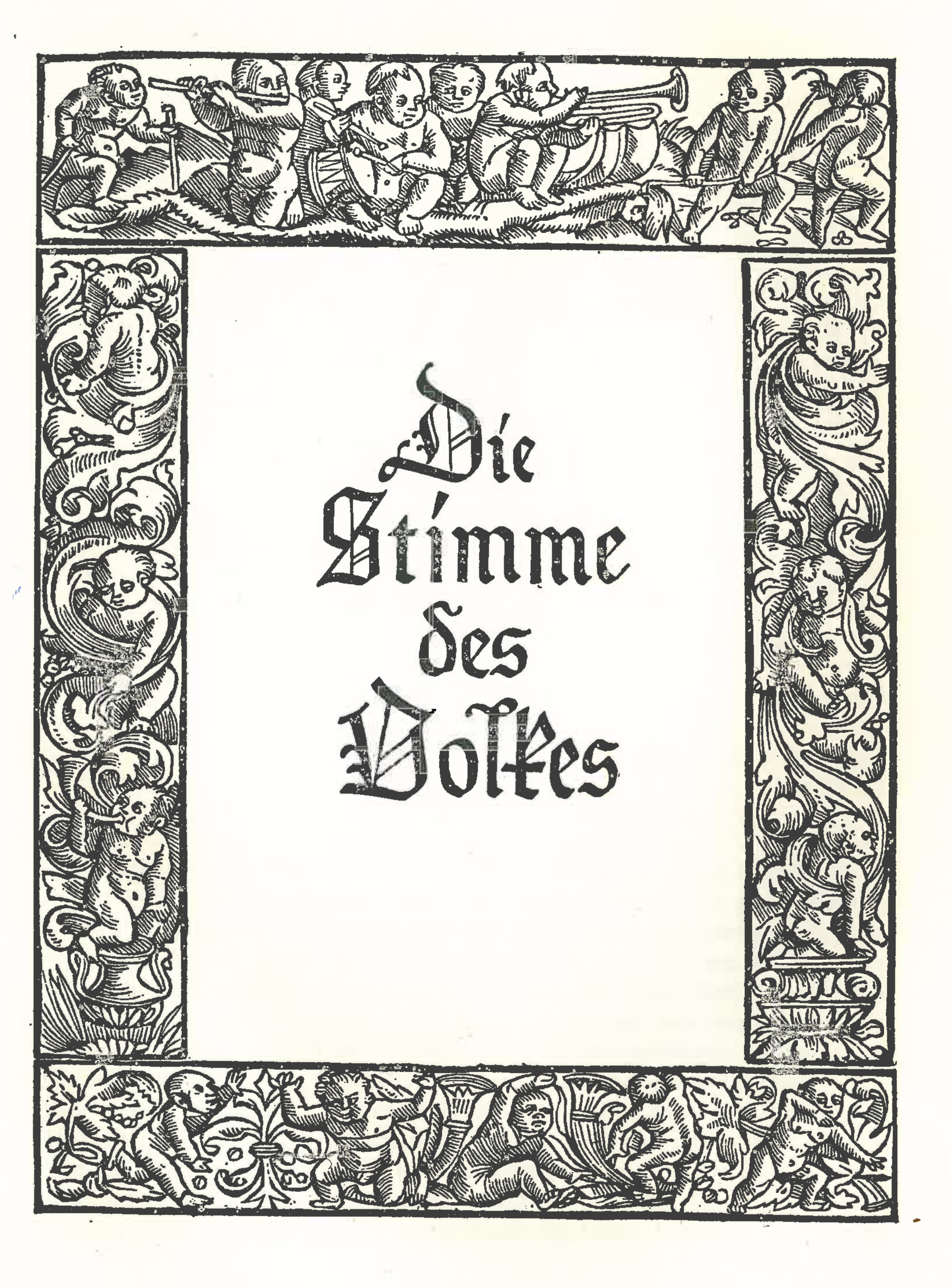
Dadurch, daß einerseits traurige politische Verhältnisse die Mehrzahl der Deutschen von der Teilnahme an der Geschichte ihres Vaterlandes ganz ausgeschlossen und darum verdumpfen ließen, daß andererseits immer von neuem fremde Stoffe (Religion, Recht, Kunst) eindrangen und nur von wenigen einigermaßen verarbeitet werden konnten, ist Deutschland dahin gekommen, unter Bildung

die Aufnahme eines bereits fertigen Bildungsstoffes, wie man zu sagen pflegt, zu verstehn, also in betreff des einzelnen Menschen genau in den Fehler zu verfallen, welchen das Christentum mit seiner Anschauung von der Geschichte und dem ausschließlichen Werte einmal geschehener Tatsachen in betreff des ganzen Menschengeschlechtes begangen hatte. Daraus ergab sich, daß man Bildung von oben her verbreiten konnte, daß sie sich in Schulen mitteilen ließ, und daß man den Menschen nach dem beurteilte, was er wußte, statt ihn nach dem zu beurteilen, was er war, daß mit einem Worte Bildung mit Reichtum an Kenntnissen und Fertigkeiten gleichbedeutend wurde.

Diese Ansicht ist, obgleich sie für liberal gilt, in der widerlichsten Weise junkerhaft: denn sie schließt die Armen, die Handwerker von der Bildung aus oder verurteilt sie zu einem Papageientume, das sehr komisch wirken würde, wenn es nicht so tieftraurig wäre.

Jeder Mensch ist einzig in seiner Art, denn er ist das Resultat eines nie wieder vorkommenden Prozesses einziger Art: darum ist schlechthin jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines Geschlechtes und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen nur eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann. So gefaßt ist Bildung eine fortwährende Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation. Auf sie hat jeder ein Recht, der geboren wird: ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als die Gemeinschaft so gebildeter Menschen, deren jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben darauf einrichtet ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt, eine Gemeinschaft von Menschen, welche nicht in Stände zerfallen, weil sie gar nicht nach dem Materiale, mit dem sie arbeiten, und dem äußerlichen Ergebnisse ihrer Tätigkeit, sondern nur nach der Treue beurteilt werden, mit der sie an dem ihnen zuerteilten Stoffe das selbst werden, was sie werden können. Bildung ist jedem zugänglich, der den einzigen Satz festhält, daß er jeden Abend besser zu Bett gehen muß, als er morgens aufgestanden ist.

Diese Anschauung der Sache setzt fortdauernde geistige Arbeit voraus, und darum hat sie keine Aussicht auf weitere Verbreitung. Aber Nationen bestehen nicht (die entgegengesetzte Ansicht ist freilich die herrschende) aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt, und darum imstande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen: aus diesem Grunde genügt es, wenn die Besten des deutschen Volkes die eben ausgesprochene Ansicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Besten sein soll, sie zur Richtschnur seiner Einrichtungen nimmt. Wir besitzen nur, was wir täglich neu erwerben: wir vermehren unsern Besitz nur, wenn wir durch Abstoßen des verbrauchten Materials früherer Tage seinem Wachstume Platz schaffen.


Die
Stimme
des
Volkes



Ludwig Richter — Gruselige Geschichten

Das Wesen der Sage

Jakob Grimm

Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinanderstehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahezubringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgendeine Be-

dingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde.

Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigentümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangengeblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung sozusagen in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Teile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand), während in den Liedern und Sagen unseres Volkes so viele einzelne, beinahe trockene Namen, Örter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst zum Nachdenken fordern. Über den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen ineinandergreifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen; aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder.

Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlechte Durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses

Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen! Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Notwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht und nicht anders als mit einer gewissen zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austeilt. Noch geht sie an Örter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann; vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander, nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

Über Kinder- und Hausmärchen

Wilhelm Grimm

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig ge-

bunden und höher geachtet als ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichtum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten, und dann sehen, daß von so vielem nichts lebendig sich erhalten, selbst die Erinnerung daran verloren war, und nur Volkslieder und diese unschuldigen Hausmärchen übriggeblieben sind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir diese Sammlung übersehen; anfangs glaubten wir auch hier schon vieles zugrund gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa selbst bewußt, und die nur abweichend, wie es immer geschieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerksam auf alles, was von der Poesie wirklich noch da ist, wollten wir auch dieses Abweichende kennen, und da zeigte sich dennoch manches Neue, und ohne eben imstand zu sein, sehr weit herum zu fragen, wuchs unsre Sammlung von Jahr zu Jahr, daß sie uns jetzt, nachdem etwa sechse verflossen, reich erscheint; dabei begreifen wir, daß uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das meiste und beste zu besitzen. Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Überlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich allen Dank, die teil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden (freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen), denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch sowenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung verteidigen: jenes bloße Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und



Ludwig Richter Hänsel und Gretel

wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenrot schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulichweißen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen), die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, daß viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müssen ihre Kinder in dieser Not verstoßen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie leiden und möchte sie gar zugrunde gehen lassen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Tieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten geblieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldnen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen; die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hilfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wonach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich, und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne ist golden und mit Perlen bestreut, selbst goldne Menschen leben hier, das Unglück aber eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch wieder besiegt wird, da eine gute Frau zur Seite steht, welche die Not glücklich abzuwenden weiß, und dieses Epos endigt immer, indem es eine endlose Freude auftut. Das Böse auch ist kein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, Schwarzes, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf; ebenso furchtbar die Strafe desselben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muß es sich zu Tode tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in sich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes

mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen, und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst, und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Träne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren; oder die weltliche Klugheit wird gedemütigt, und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte ohne Zutun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, daß sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

So erscheint uns das Wesen dieser Dichtungen; in ihrer äußeren Natur gleichen sie aller volks- und sagenmäßigen: nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde, sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund. Indessen unterscheiden sie sich sehr bestimmt von den eigentlich lokalen Volkssagen, die an leibhafte Örter oder Helden der Geschichte gebunden sind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele gesammelt haben, und die wir ein andermal herauszugeben denken. Mehrere Äußerungen einer und derselben Sage wegen ihrer angenehmen und eigentümlichen Abweichungen haben wir einigemal mitgeteilt, das minder Bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber so genau gesammelt, als uns möglich war. Gewiß ist auch, daß sich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beständig neu erzeugt, eben darum aber muß ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber außer Zweifel, daß sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten direkte Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergibt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Tierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

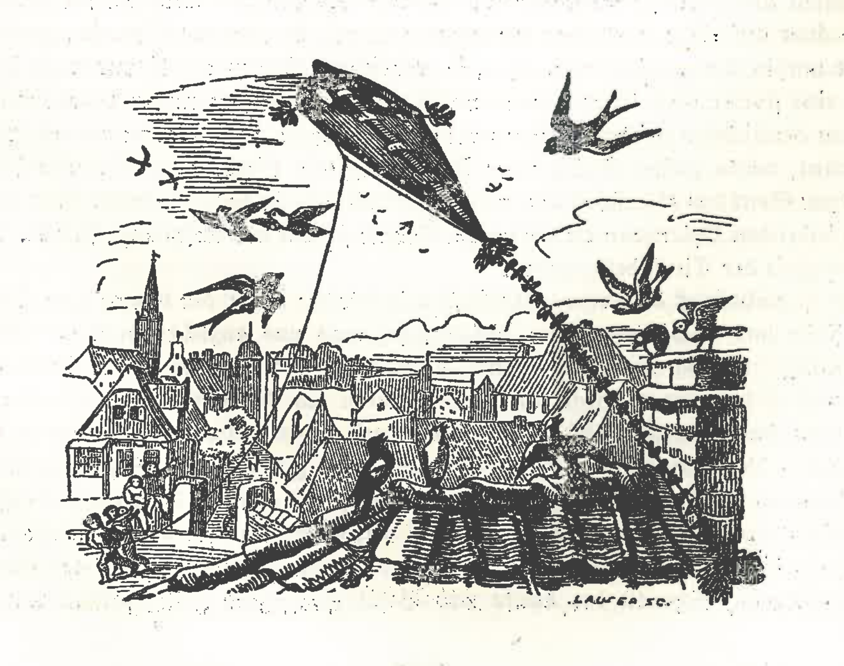
Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nahe liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es gibt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (man wird dies Zeugnis am Ende finden bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewußt, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme wert ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein anderer höchst merk-

würdiger Umstand erklärt sich daraus, nämlich die große Ausbreitung dieser deutschen. Sie erreichen hierin nicht bloß die Heldensagen von Siegfried dem Drachentöter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so daß sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die dänischen Kämpe-Viser, die vieles Hierhergehörige enthalten, wenngleich schon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder paßt, weil es gesungen sein will, doch läßt sich hier die Grenze ebensowenig genau angeben als zu der ernsthafteren historischen Sage, und es gibt allerdings Vereinigungspunkte. England besitzt die Tabartische eben nicht sehr reiche Sammlung, aber welche Reichtümer von mündlicher Sage müssen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden sein, ersteres hat in seinem (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weise sind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die südlichen Länder; aus Spanien ist uns nichts bewußt, doch läßt eine Stelle des Cervantes über das Dasein und Erzählen der Märchen keinen Zweifel. Frankreich hat gewiß noch jetzt mehr, als was Charles Perrault mitteilte, der allein sie noch als Kindermärchen behandelte (nicht seine schlechteren Nachahmer, die Aulnoy, Murat); er gibt nur neun, freilich die bekanntesten, die auch zu den schönsten gehören. Sein Verdienst besteht darin, daß er nichts hinzugesetzt und die Sachen an sich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelassen; seine Darstellung verdient nur das Lob, so einfach zu sein, als es ihm möglich war; an sich ist der französischen Sprache, die sich ihrer jetzigen Bildung nach fast wie von selbst zu epigrammatischen Wendungen und feingeschnitztem Dialog zusammenkräuselt (man sehe nur das Gespräch zwischen Riquet à la houppe und der dummen Prinzessin, sowie das Ende von petit poucet), wohl nichts schwerer, als naiv und gerad, das heißt in der Tat nicht mit der Prätension darauf, Kindermärchen zu erzählen; außerdem sind sie manchmal unnötig gedehnt und breit. Eine Analyse, die vor einer Ausgabe steht, sieht es so an, als habe Perrault sie zuerst erfunden und von ihm (geb. 1633, gest. 1703) seien sie zuerst unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird sogar eine absichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Not des Odysseus beim Polyphem habe verständlich machen wollen; eine bessere Ansicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen sind ältere italienische Sammlungen, erstlich in den Nächten des Straparola, die manches Gute enthalten, dann aber besonders im Pentamerone des Basile, einem in Italien ebenso bekannten und beliebten, als in Deutschland seltenen und unbekannten, in neapolitanischem Dialekt geschriebenen und in jeder Hinsicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt ist fast ohne Lücke und falschen Zusatz, der Stil überfließend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu übersetzen gehörte ein Fischart und seit Zeitalter dazu.

Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein, als möglich war, aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden,

die sogar manchmal deutlich alliterieren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiszenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existiert noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu machen, die willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst wert sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen, und ihnen nichts dafür gaben. Selbst wer an sie gedacht, konnte es doch nicht lassen, Manieren, welche die Zeitpoesie gab, hineinzumischen; fast immer hat es auch an Fleiß beim Sammeln gefehlt und ein paar wenige, zufällig etwa aufgefaßte, wurden sogleich mitgeteilt. Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben; es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird, und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden und nicht mehr fest an den Kern sich schließe.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.





Wilhelm von Kaulbach — Reineke Fuchs

Wesen der Tierfabel

Jakob Grimm

Die Poesie, nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Tiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

Ersten Anlaß hierzu entdeckten wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache, indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Tieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mittätige Geschöpfe in dem Stilleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Notwendigkeit der Tierfabel gegeben.

Es ist nicht bloß die äußere Menschähnlichkeit der Tiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaße, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfalten Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt, in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen, ihn in ein so empfindbares Verhältnis zu jenen bringt, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüts auf das Tier, und tierische Äußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft tut es uns das Tier zuvor, in Schärfe des Gesichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; sollten wir ihm



Wilhelm von Kaulbach — Reineke Fuchs

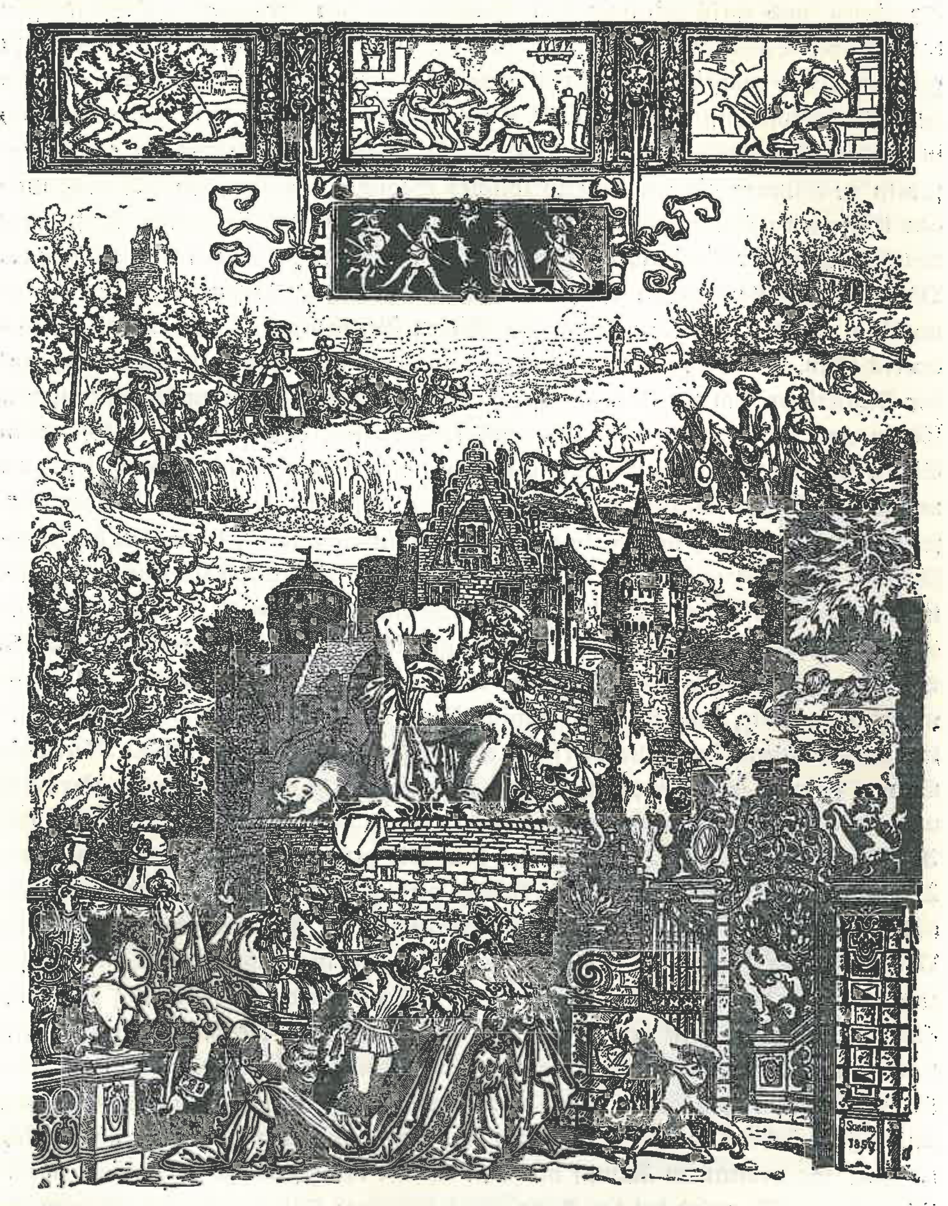
nicht zugestehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles atmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirten sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Tieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geschwächter Beziehungen zu den Tieren entwickelt, von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubtiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwischen Mensch und Tier eintreten mußte, gingen diese Bezüge aus. Für Tiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war, oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehn für ratsam erachtet wurde, entsprangen außer den gewöhnlichen Appellativen besondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältnis einer wenigstens unvollkommen gelungenen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Tiere beinahe für seinesgleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Altertum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menschen in Tiere, der Tiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rat und Hilfe einiger Tiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Übel und Nachteil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit sich führt,

allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Tiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Tiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Tiere sind Anführer auswandernder Ansiedlungen. Tiere werden, zur Deutung der Gestirne, an Himmel versetzt, Tiere versehen Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Tiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Tiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Tierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgendeinen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Tiere und ihr Verhältnis zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüte des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Tiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können. Sobald einmal um diesen Zusammenhang des tierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückschoben, mußte sich da nicht eine eigentümliche Reihe von Überlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Tierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Tieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Tieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Teilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständnis ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Tiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Tiere sprachen“, mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandenen engeren Verkehrs mit den Tieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Tiere nachher verstummt, oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Tierfabel gründet sich also auf nichts anders als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltne, zähe Überlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos,



Moritz von Schwind — Der gestiefelte Kater

in nie stillstehendem Wachstum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus und wird nur noch in brödelhafter Volkssage dahingetragen. Es ist ebenso widerstrebend, echte Tierfabeln zu ersinnen als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und festigen... Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht erteilt, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Tieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Tiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Tierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem tierischen Element setze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Tiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren, der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Tieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen tierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geschichten er-

sinnen wollte, in denen die Tiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehene Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der tierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Tierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Tieren ihr Eigentümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben: er muß, den tierischen Leib beibehaltend, ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.

Von Volksliedern

Ludwig Achim von Arnim

Wo ich zuerst die volle, tateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

„Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da,
wir ziehen über Land und Meer
ins heiße Afrika.“

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie des Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beiden tauget — —

Was von den Sizilianern erzählt wird, die spielende Freudigkeit, in der alles zum Liede wird und ohne die nichts ein Lied, die findet sich fast dort allein, wo ein Blatt mit Reimen jung und alt erfreut. Als zwei eigentümliche Widerklänge

dieses Sinns sind die tiefgefühlten Berglieder der Bayrischen und Tiroler Alpen zu hören, so auch die rein witzigen Lieder, wie sie zur Zeit des Faschings in den Tanzkellern der Wiener Vorstädte umgehen, die kommen und gehen wie die Wünsche, wie die Sorgen der Zeit, ohne der Ewigkeit eingedruckt zu werden.

Vom Tanze verlassen in der Sommereinsamkeit, zu einfach anderer Kunst singt der Hirte an den Quellen des Rheins dem ewigen Schnee zu:

Ist noch ein Mensch auf Erden,
so möcht' ich bei ihm sein.

So klingen die Quellen des Rheins hinunter, dann immer neuen Quellen und Tönen verbunden, vom lustigen Neckar angerauscht, ein mächtiger Strom, der von Mainz mit dem weinfröhlichen, singenden Main verbunden, nur geschieden von ihm durch Farbe, doppelstimmig die vergangene Zeit in heutiger Frische umschlingt, eine sinnreiche Erinnerung für uns. Staunend saß ich da unter den lustigen Zechern im vollen Marktschiffe, sah drei wunderlichen Musikern mit immer neuem Liede zu, jeder ihrer Züge eine alte, ausgespielte Saite, jeder ihrer Töne ein ausgebissen Trinkglas, ewig hin und zurück geht das Schiff, ihre Wiege, ihr Thron, sie sind's, die diese arme, wüste Marktwelt (wie Kraut und Rüben untereinandergeworfen) zu einem wechselnden, lauten und stillen Gedankenchore verbinden, daß neben ihnen die ruhigen, reichern Dörfer wie unerreichbare Sterne und Monden, ohne Sehnsucht, ohne Preis vorüberschwimmen. Das Wunderbare hat immer einen fremden Übergang, der Zauberstab unterscheidet sich erst von einem gewöhnlichen Stabe nur durch die Farbe, so mag auch diese Kunst uns nur vorbereiten auf jene höhere am Rheine, der, endlich ermüdet vom wechselnden Reiz, wie das Gold im Sande sich verliert. Hier zwischen den Bergen beim Ostein leben noch alle die hochherzigen Romanzen, die Herder gesammelt, viel schönere noch, die eben nur selten gehört werden, weil sie nur selten wahrhaft sich fügen; sie sind in dem Munde der meisten Schiffer und Weinbauern. Wie die Jacht mit den Reisenden durch das Wasser schäumt, in jeder Uferkrümmung von den Trümmern der Vorzeit einen Widerhall aufruft, so wechseln die Lieder, und wo sie aussteigen:

Der Kuckuck mit seinem Schreien
macht fröhlich jedermann,
des Abends fröhlich reihen
die Maidlein wohlgetan,
spazieren zu den Brunnen,
bekränzen sie zur Zeit,
all Volk sucht Freud' und Blumen,
mit Reisen fern und weit.

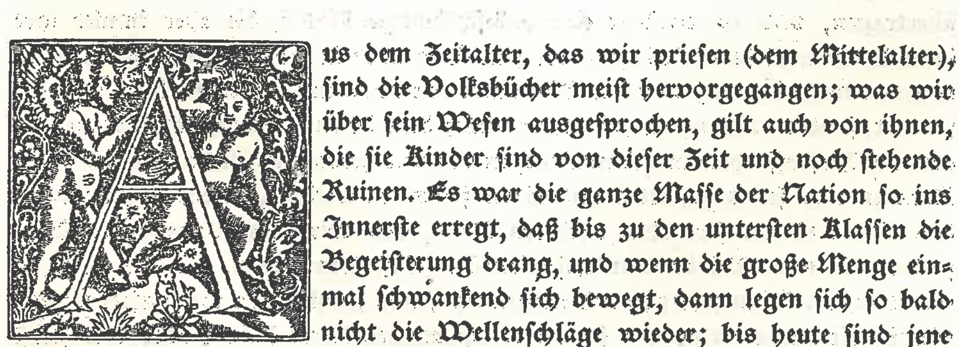
Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen? Italien ist entdeckt, wo der Wein reift an allen Orten. Und als ich im Mittelländischen Meer schiffte, der Schiffer sein Lied sang auf alles, was uns traf, Windstille und Seekrankheit, bis ihm der Sturm das Lied von der Lippe blies, da floß der Rhein. Ganz besonders ist es aber der Rhein, wenn sich die Winzer zur schönsten aller Ernten im alten Zauberschlosse der Gisella nachts versammeln, da flammt der Herd, die Gesänge schallen, der Boden bebt vom Tanz:

> Da droben am Hügel,
> wo die Nachtigall singt,
> da tanzt der Einsiedel,
> daß die Kutt' in die Höh' springt.

Viele Singweisen deuten auf einen untergegangenen Tanz, wie die Trümmer des Schlosses auf eine Zauberformel deuten, die einmal hervortreten wird, wenn sie getroffen und gelöst. Durch die lustige Schar der Winzer zieht dann wohl ein Frankfurter mit der Gitarre, sie sammeln sich um ihn, sie staunen dem König von Thule, der Becher stürzt in den Rhein, der Ernst ihres Lebens wird ihnen klar, wie wir klar sehen in wunderbaren Gedanken durch dunkle Nacht. Wo Deutschland sich wiedergebiert, wer kann es sagen; wer es in sich trägt, der fühlt es mächtig sich regen.

Die deutschen Volksbücher

Josef Goerres



us dem Zeitalter, das wir priesen (dem Mittelalter), sind die Volksbücher meist hervorgegangen; was wir über sein Wesen ausgesprochen, gilt auch von ihnen, die sie Kinder sind von dieser Zeit und noch stehende Ruinen. Es war die ganze Masse der Nation so ins Innerste erregt, daß bis zu den untersten Klassen die Begeisterung drang, und wenn die große Menge einmal schwankend sich bewegt, dann legen sich so bald nicht die Wellenschläge wieder; bis heute sind jene Gesangeswellen dem Volke nicht zergangen, während zu ihrer Schande jene, die sich die Gelehrten nennen, rein das Andenken verloren hatten an die ganze Zauberwelt, in der ihre Vorfahren gewandelt waren. Und so reich war diese Welt, daß nicht die Vornehmen bloß reiche, zierliche Kleider zu ihrem Anteil

bekommen hatten und schöne, goldgestickte Wat, in dem sie prangen mochten; auch der gemeinste im Volke erhielt ein weißes, reines Gewand zum Feierkleid, und man muß dem Volke Zeugnis geben, daß es die Gabe wohlbewahrt, sorgfältig sie in seine Schränke eingeschlossen und noch jetzt ihrer an seltnen Tagen sich erfreut; während die höheren Stände alle ihre Pracht sündlich versäumt und hingegeben haben, weil sie, immer nur der Mode frönend, kein Herz für den alten Plunder haben konnten. So hat die alte Zeit, verbannt beim Volke, sich verbergen müssen, und das Volk ist rein auch allein vom Schimpfe der bösen Zeiten geblieben, die sie verdrängten.

Wollt ihr suchen die Verwiesenen, ihr müßt sie beim Volke suchen, wo sie noch im Leben gehen, und im Staube der Bibliotheken, wo sie schon viele Jahrhunderte Winterschlaf gehalten haben!

Wecken wir sie denn aus dem langen Schlummer auf, sie werden Wunder staunen, in welchem Zustand sie die Enkel finden; die kleine Schamröte mögen wir immerhin über uns ergehen lassen. Und wenn sie denn nun wachen, und wenn sie unserer sich angenommen haben: dann, ums Himmels willen! laßt uns das alte Affenspiel nicht wieder auch mit ihnen treiben und wie Knaben hinter ihnen ziehen und grimassierend, voll Affektation und hohlem, taubem Enthusiasmus ihre Haltung und ihr Gebärdenspiel und alles ihnen nachstümpern, daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist. Ernst und würdig sind die Gestalten, zu edel für eine solche Mummerei; wenn wir sie dafür mißbrauchen wollen, dann lassen wir sie lieber unten schlafen. Nimmer läßt sich, was eigentümlich einer Zeit und einer Bildungsstufe ist, in einer andern unmittelbar objektiv erreichen. Es kann wohl das Genie das Vergangene eben auch zum Objekte seiner bildenden Tätigkeit erwählen, es wird alsdann das Wesen des Neuen in die alte Form übertragen, und es entsteht eine halbschlächtige Natur, die aber immer ihre innerste Wurzel in der Gegenwart hat. Das aber ist's nicht, was vorderhand uns not tut, nicht daß wir das Alte umbilden nach uns selbst, wird an uns gefordert, sondern daß wir uns in etwas nach dem Alten bildeten; daß wir an ihm aus der Zerflossenheit uns sammlten, in der wir zerronnen sind; daß wir einen Kern in uns selbst gestalten und einen festen Widerhalt, damit in uns nicht das eigene Selbst fernerhin verloren bleibt, das wird uns angemutet. Ernst sollen wir und Würde von diesen ernsten Gestalten lernen, die uns beide so unendlich im Leben fehlen; im Vertrauen auf uns selbst sollen wir unsere Eigentümlichkeit ausarbeiten, wie sie die ihrige ausgearbeitet haben, aber wir selbst aus unserm eignen innern Lebensgrund hervor, nicht wie dummes Blei uns abermal in ihre Formen umgießen lassen; in unser Inneres sollen wir einkehren, und dort, wo's beim Anschlagen so hohl und hölzern klingt, wieder Natur und Innigkeit und gediegne Festigkeit zurückrufen; jenes unmäßigen Affengenies sollen

wir in ihrem Angesicht uns schämen und unserer leeren Ziererei, unseres prahlerischen Renommierens: dann werden auch die Götter gnädig sein und bessere Zeiten senden.

So ist denn unsere Zeit, nachdem es Abend vielmal und Morgen geworden, auch geworden, und Gott sah, daß sie gut war in ihrer Schlechtigkeit. Kraftlos nicht, aber unendlich betriebsam und verständig hat in ihr der Erdgeist zwischen Gold und Eisen sich geteilt; mit dem Stahle wühlt sie in den eigenen Eingeweiden nach dem Bezoar, der sie heilen soll; denn Leichenblässe liegt auf ihrem Angesicht, und Krämpfe durchzucken ihr Gebein; wie sollte sie Gesang und Saitenspiel da mögen! Und es ist rührend, wie immer noch nicht die Sänger weichen wollen; alles Laub ist gelb geworden, jeder Windhauch löst mehr und mehr der dürren verspäteten Blätter ab, und sie fallen langsam traurig zu den andern Leichen nieder; immer aber sitzen jene noch auf den kahlen Zweigen und singen unverdrossen fort und hoffen, harren, klagen, und immer tiefer sinkt die Sonne, länger weilt nach jedem Tag die Nacht, und die kalten dunkeln Mächte greifen immer tiefer in das Leben ein. Fliegt nach ihren Städten, laßt euch haschen, singt im Käfig, sie streuen euch dafür euer Winterfutter. Nachdem wir viel Hoffart und Übermut getrieben, nachdem wir in Opium unseres Lebens innern Stoff versoffen, ist die Zeit der elegischen Stimmung nun gekommen, und wir werden viel tun in der Gattung, ohne daß es irgend besser würde. Aber das werden wir gewonnen haben, daß wir in der Zerknirschung wieder achten lernen die Geister und die Zeiten, die vor uns gewesen, die auch gestritten und getrachtet und gekämpft, und die uns unter andern auch die Ehre zum Erbteil hinterlassen haben, die uns verkommen ist. Wir standen so hoch und waren in unserer Höhe von Wonneseligkeit so trunken; es war eine gesegnete Zeit, an der alle vorhergegangenen Jahrhunderte keuchend trugen wie Atlas an der Himmelskugel; es war so dunkel, ach so fürchterlich dunkel hinter uns in diesem Mittelalter, und um uns her so licht und unaussprechlich klar; es war ein so stolzes Gefühl, mit den Überbleibseln dieser barbarischen Zeit unser eigen Werk zu vergleichen und das kindische Lallen der rohen ungeschliffenen Naturmenschen anzuhören, und wie sie schwer und mit gebundenen Füßen nach der Schönheit gingen, die unsere Journale in kinderleichtem Spiel wegpflücken; wir wußten alles und aus allen Zeiten besser und dauerhafter in unserem eigenen Vaterlande zu vollenden und konnten unsern poetischen Staat zum geschlossenen Staate machen: da kam der Widersacher und versuchte uns, das war ein greuelvoller Anblick, der uns versinken machte, und wir schielen nun nach dem Himmel hin, ob der sich nicht erbarmen möchte. So ist die Hoffart zu Fall gekommen, und so wird's ewig sein, bläht euch, treibt euch hohl von innen auf, ihr gewinnt an Breite wohl, aber alle Ge-

diegenheit ist hin, und ein Spott der Winde schwankt ihr ängstlich da; reißt gewaltsam aus dem Leben euch heraus, es wird euch verlassen, wenn es am nötigsten euch täte, und wenn ihr eben gerüstet steht zum Kampfe um alles und um eure Existenz, dann wird der fatale Schwindel kommen, und ihr seid impotent und lahm.

So wäre es daher verständig wohl, nicht ferner mehr so sehr zu pochen auf das, was wir geleistet, und bei unsern Vätern anzufragen, daß sie in unserer Misere uns ihren Geist nicht vorenthalten und uns erquicken in unserer Not, mit dem, was Gutes und Schönes sie gebildet; sie sind immer die Nächsten uns und werden es uns nicht entgelten lassen, was wir in den Tagen des Stolzes gegen sie verbrochen haben.




Von
deutscher
Kunst

Poesie — Leidenschaft

Johann Georg Hamann



icht Leier! — Noch Pinsel! — Eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! — Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als Schrift; Gesang — als Deklamation; Gleichnisse — als Schlüsse; Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers; — — die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte· Es werde Licht! Hiermit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. —

Rede, daß ich dich sehe! — — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern. Ihre Losung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. —

Reden ist übersetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt Gedanken in Worte — Sachen in Namen, Bilder in Zeichen.

Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumutet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstraktionen aufgelegt. Wagt euch also nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu sein. Die Sinne aber sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften; — alte Pflegeeltern der schönen Natur.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrscht, das ist Tag. Seht ihr anstatt dieser einzigen so viel als Sand am Ufer des Meeres, hiernächst ein klein Licht, das jenes ganze Sonnenheer an Glanz übertrifft, das ist eine Nacht, in die sich Poeten und Diebe verlieben. — —

Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, sobald ihr jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erstickt. Ist der Bauch euer Gott, so stehen selbst die Haare

eures Hauptes unter seiner Vormundschaft. Jede Kreatur wird wechselsweise euer Schlachtopfer und euer Götze. Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, seufzet sie unter dem Dienst oder über die Eitelkeit; sie tut ihr Bestes, euer Tyrannei zu entwischen, und sehnt sich unter den brünstigsten Umarmungen nach derjenigen Freiheit, womit die Tiere Adam huldigten, da Gott sie zu dem Menschen brachte, daß er sähe, wie er sie nennte, denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen.

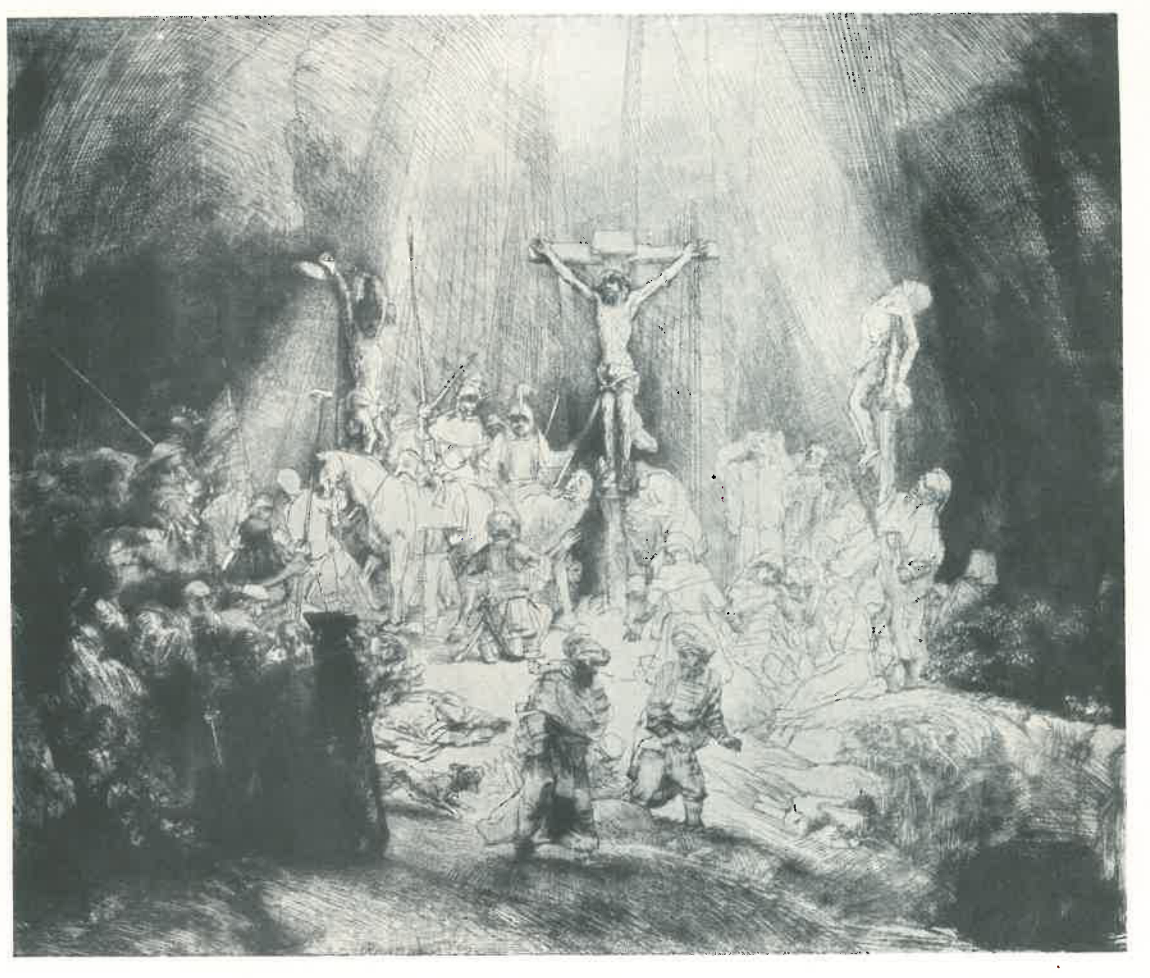
Diese Analogie des Menschen zum Schöpfer erteilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüt ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Kreatur ist Brief und Siegel von unserm Anteil an der Göttlichen Natur, und daß wir seines Geschlechts sind... Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? Versteht ihr den Buchstaben der Vernunft klüger als jener allegorische Kämmerer der alexandrinischen Kirche (Origines), der sich selbst zum Verschnittenen machte um des Himmelreichs willen? —

Leidenschaft allein gibt Abstraktionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. — — Wo sind schnellere Schlüsse? — Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Geselle — der einsilbige Blitz!

Warum soll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwissende Leser, ein Wort durch unendliche umschreiben, da Sie die Erscheinungen der Leidenschaften allenthalben in der menschlichen Gesellschaft selbst beobachten können; wie alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüt im Affekt mit einer besonderen Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den ganzen Umkreis aller äußeren Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinen Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans... und ein Plan, geraumer als das Hemisphär, erhält die Spitze eines Sehpunkts. — — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängnis und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; — die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schoße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben.



Rembrandt / Christus die Kranken heilend (Hundertguldenblatt)



Rembrandt / Die drei Kreuze

Die Blütezeiten der deutschen Literatur

Wilhelm Scherer



an pflegt zwei Blütezeiten unserer Literatur anzunehmen. Vermutlich aber hat es drei gegeben. Aus der ersten besitzen wir allerdings nur ein Bruchstück eines einzigen Liedes; aber verlorene Gedichte sind ebenso wichtig wie erhaltene, wenn man ihre Existenz beweisen und ihre Nachwirkungen feststellen kann. Jene erste Blütezeit war so erfindungsreich wie keine folgende; sie hat Gestalten geschaffen, welche aus den tiefsten Kreisen der sittlichen Welt ihren Lebensatem ziehen und uns genau bekannt sind, obgleich wir die Lieder, in denen sie zuerst erschienen, niemals wiederfinden werden. Aber kann es einen stärkeren Beweis von der schöpferischen Macht des Wortes geben, als wenn dichterische Gebilde ohne schriftliche Fixierung und doch wesentlich unverändert fortleben, ja wenn sie für lange Zeiten verschwunden scheinen, um nachher doch wieder aufzuleben und abermals die Herzen des Volkes zu gewinnen? Die Poesien jener ersten Blütezeit haben im 12. und 13. Jahrhundert mit bedeutenden Veränderungen der Form, mit geringen des Gehaltes, von neuem ihren Platz in unserer Literatur eingenommen: das Nibelungenlied, die Gudrun, Hug- und Wolfdietrich, kurz die epischen Gedichte, deren Stoff wir als die deutsche Heldensage bezeichnen.

Der große Umriß unserer Literaturgeschichte bekommt eine außerordentliche Klarheit, wenn man sich gegenwärtig hält, daß sie drei Höhepunkte erklommen hat, welche ungefähr je 600 Jahre voneinander abstehen.

Um das Jahr 600 nach Christi Geburt — es sei gestattet, eine solche bestimmte Zahl zu nennen, welche nur ganz ungefähr zu nehmen ist —, um das Jahr 600 also, nachdem die gewaltige Umwälzung Europas vollzogen ist, die Germanen auf die Völkerwanderung zurückblicken und zugleich die geistige Macht des besiegten Römertums fühlen, erlebt das germanische Nationalepos seine Blüte. Glücklicher als die Deutschen, besitzen die Engländer in ihrem Beowulf ein schönes und wohlerhaltenes Probestück dessen, was germanische Dichtkunst damals vermochte.

Um das Jahr 1200 kommen, wie gesagt, jene in der Zwischenzeit halbvergessenen Stoffe der Heldensage wieder in Aufnahme, und die uns bekannten Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun entstehen. Zugleich aber wirken Epiker und Lyriker vom ersten Range, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, deren künstlerische Bildung zum Teil wenigstens auf französischen Mustern beruht.

Um das Jahr 1800 besitzt Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller, deren dichterische und gelehrte Genossen und Nachfolger, welche die Bildungszuflüsse aus französischen, englischen, antiken und älteren einheimischen Quellen in sich vereinigen, läutern und dem nationalen Leben zuführen. Und wieder stehen die alten Heldenlieder auf: die Nibelungen erlangen neuen Ruhm; neue Poeten ergreifen den Stoff, und die Brüder Grimm werden die Führer einer neuen Wissenschaft, welche die entschwundenen Schöpfungen der Vorzeit mit sorglicher Hand für die Gegenwart zu retten sucht.

Wenn wir von Höhepunkten der Entwicklung sprechen, so setzt dies voraus, daß ein Streben zu diesen Punkten hin, ein Emporsteigen und nachher ein Herabsinken stattfinde. Die Höhepunkte sind gleichsam Wellenberge, und den Wellenbergen müssen Wellentäler entsprechen. Der tiefste Stand der deutschen Literatur, soweit wir ihren Verlauf beobachten können, fällt in das 10. und 16. Jahrhundert. Da ist unsere dichterische Bildung am geringsten, die Poesie verschwindet von der Tagesordnung, sie ist keine allgemeine Angelegenheit des Volkes, sie wird zu einem Agitationsmittel, zu einem Werkzeuge praktischer Tendenzen oder zu einem Mittel rohester Unterhaltung. Sie ist nicht ohne produktives Vermögen in bezug auf die Erfindung, sie verbraucht massenhaften Stoff und schafft einzelne moralische Typen, meist Resultate des Hasses oder Scherzes, oft von großartigem Wurfe; aber es fehlt ihr der Zauber der Form; sie ist zu flüchtig, zu gleichgültig gegen äußere Schönheit; sie mag sich nicht vertiefen, um auszubilden und zu verfeinern; sie überliefert das Beste, was sie hat, einem glücklicheren Geschlecht als gestaltlosen Stoff.

Wiederum stehen die Zeiten des tiefsten Verfalls um 600 Jahre voneinander ab. Der Gang unserer Literaturgeschichte läßt sich daher auf ein merkwürdig einfaches Schema bringen: drei große Wellen, Berg und Tal, in regelmäßiger Abfolge.

Ach, nur zu regelmäßig! Wertvolle Errungenschaften, kaum gewonnen, gehen regelmäßig wieder verloren, und wir müssen von vorn anfangen. Das 9. Jahrhundert liefert gute geistliche Epen, die geistliche Poesie des 12. Jahrhunderts weiß nichts mehr davon. Die Formvollendung des 13. Jahrhunderts ist schon im 15. wie weggeblasen; aus der grauenhaften Roheit des 16. kämpfen sich talentlose Dichter langsam wieder zu einer anständigen Sprache und einem gebildeten Verse durch. Wir selbst fühlen unmittelbar, wie die Nation aus den Idealen herauszuwachsen droht, welche zu Goethes Zeit unseren Stolz und unsere Größe ausmachten. Andere Völker sind darin glücklicher und wissen ihre literarische Tradition besser zu wahren. Sie verstehen es, die ästhetische Bildung gleichsam in große Kapitalien zu vereinigen, welche sorgfältig beisammengehalten und als Fideikommisse auf künftige Generationen vererbt werden. In Deutschland verschwinden große Vermögen sehr rasch; das Resultat ist nicht allgemeine Wohlhabenheit, sondern allgemeine Armut. Und aus bitterer Not müssen sich dann

strebende Menschen wieder mühsam herausarbeiten. Was wir darin leisten, ist wahrhaft staunenswert. Wie die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert sich aus dem Unvermögen plötzlich zur höchsten Höhe schwingt, das ist ein Phänomen, welches auf dem geistigen Gebiete kaum seinesgleichen hat, auf dem politischen nur mit den Taten gewaltiger Eroberer wie Alexanders des Großen verglichen werden kann. Aber das Reich, welches Lessing und Goethe gründeten, war ebensowenig von Dauer wie das Reich des Königs der Mazedonier.

Maßlosigkeit scheint der Fluch unserer geistigen Entwicklung. Wir fliegen hoch und sinken um so tiefer. Wir gleichen jenem Germanen, der im Würfelspiel all sein Besitztum verloren hat und auf den letzten Wurf seine eigene Freiheit setzt und auch die verliert und sich willig als Sklave verkaufen läßt. „So groß" — fügt Tacitus, der es erzählt, hinzu — „ist selbst in schlechter Sache die germanische Hartnäckigkeit; sie selbst nennen es Treue."

Treue! Hartnäckigkeit im Guten wie im Schlimmen! Vielleicht gibt es keinen Begriff, der für uns charakteristischer wäre. Wohl sind wir unseren Idealen treu, solange sie uns beherrschen; aber zuweilen verspielen wir die Freiheit, und dann bekommen wir einen anderen Herrn. Der Schönheit haben wir nicht oft und nie lange gedient; aber es ist kein Zweifel, daß uns ihr Dienst stets sittlich gehoben hat.

In der zweiten wie in der dritten Blüteperiode gewahren wir ein freies Umherblicken, das alle Vorurteile überwindet und im Adel der Seele das wahre Glück des Menschen sucht. Unabhängig von politischen Entzweiungen wächst die Achtung auswärtiger Nationen; zwar sucht ein patriotisches Streben mit ihnen zu wetteifern und sie zu überbieten, vor allem aber von ihnen zu lernen; man ist großherzig genug, um nicht die Anerkennung der Fremden für eine Sünde gegen den Nationalstolz zu halten, und so kommt uns der ausgebildetere romanische Formsinn zu Hilfe, läutert unseren Geschmack, verlockt uns zur Nachahmung, und, indem er uns zu unterwerfen schien, hat er uns selbständig gemacht.

Mit der Toleranz der Nationalitäten geht die Toleranz der Religionen Hand in Hand. Und werden wir duldsamer im sittlichen Urteil, so herrscht dafür ein feineres Gefühl von Ehre und leitet zu edler Menschlichkeit. Der Starke mißbraucht nicht seine Übermacht, um den Schwachen zu schädigen, der Sieger achtet den unterlegenen Feind; dem Armen kommt Mitleid entgegen, dem Kranken willige Pflege; die grausamen Regungen des Egoismus sind zurückgedrängt; der Mächtige will nicht Furcht einjagen, sondern Liebe gewinnen; der Wunsch, in heitere, zufriedene, dankbare Gesichter zu schauen, beseelt viele Menschen und gibt ihnen schöne Taten ein, und die Huldigungen zu empfangen, womit man der Liebenswürdigkeit den Weg bestreut, erregt höhere Lust als über die Köpfe von zitternden Sklaven dahinzuschreiten. Das Individuum ist von starkem Selbstgefühle geschwellt, aber dieses entspringt aus dem Bewußtsein eines reinen Wollens. Den niedrigen Leidenschaften ist in guter Gesellschaft Schweigen auferlegt.

Den Frauen bringt man einen geläuterten Enthusiasmus, ja einen wahren Kultus entgegen. „Ehret die Frauen!“ mahnt Schiller, und Walther von der Vogelweide singt: „Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen; nichts gleicht der Wonne, sie zu schauen, nichts in Lüften noch auf Erden noch in allen Auen.“

Die Frauen selbst bilden ihr besonderes Wesen mit Sorgfalt aus. Sie suchen nicht ihre Schwäche in einen blinkenden Panzer zu stecken, um sie für Kraft auszugeben, aber sie weben das feine, unzerreißbare Netz, worin sich die Kraft wohl fangen läßt. Sie treten nicht an die Öffentlichkeit, um ins Allgemeine zu wirken, aber sie wirken auf den Mann und durch ihn auf die Welt. Ihr Lächeln lohnt dem Tapferen, dem Gewandten, dem Schönredenden, dem Dichter. Sie sind der Hort der guten Sitte, sie verlangen maßvolle Haltung und gebildete Form. In ihrem Dienste wendet sich Poesie vorzugsweise dem Seelenleben zu und leistet in Epos, Roman, Lyrik das Beste

Über die deutsche Literatur

Friedrich der Große

(Auszug aus der Abhandlung von 1780)



Werfen wir einen Blick auf unser Vaterland! Ich höre da eine Sprache reden, die jedes Reizes ermangelt und die jeder nach seiner Laune handhabt: ich höre wahllos gebrauchte Ausdrücke; man vernachlässigt die passendsten und ausdrucksvollsten Worte, und der Sinn geht in einem Meer von Nebensachen unter. Ich suche eifrig unsern Homer, Virgil, Anakreon, Demosthenes, Cicero, Thucydides, Titus Livius zu entdecken; ich finde nichts; meine Mühe ist verloren. Seien wir doch aufrichtig und gestehen wir geradeaus, daß bisher die schönen Wissenschaften auf unserm Boden nicht gediehen sind! Deutschland hat Philosophen gehabt, die den Vergleich mit den antiken aushalten, ja die sie sogar auf mehr als einem Gebiet übertroffen haben; ich behalte mir vor, sie in der Folge zu erwähnen. In bezug auf die schönen Wissenschaften aber müssen wir unsere Armut zugestehn. Alles, was ich zugeben kann, ohne mich zu einem faden Schmeichler meiner Volksgenossen zu machen, ist das, daß wir in der kleinen Gattung der Fabeln einen Gellert besessen haben, der sich an die Seite von Phädrus und Äsop stellen kann; die Dichtungen von Canitz sind erträglich, nicht in bezug auf den Stil, sondern mehr dadurch, daß er Horaz schwach nachahmt. Ich will auch die Idyllen von Geßner nicht übergehn, die einige Anhänger finden.

Immerhin muß man mir gestatten, ihnen die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorzuziehen...

Ich habe schon gesagt, man muß mit der Vervollkommnung der Sprache beginnen: Sie hat es nötig, gefeilt, gehobelt und durch geschickte Hände gehandhabt zu werden. Klarheit ist die erste Regel, die sich die vorschreiben müssen, die reden und schreiben, weil es sich darum handelt, seine Gedanken zu malen und seine Ideen durch Worte auszudrücken. Wozu dienen die richtigsten, schärfsten, glänzendsten Gedanken, wenn man sie nicht verständlich macht? Viele unsrer Schriftsteller gefallen sich in einem verworrenen Stil, sie häufen Parenthese über Parenthese, und oft findet man erst am Ende einer ganzen Seite das Wort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt; nichts verdunkelt mehr die Konstruktion. Sie sind träge, statt ausführlich zu sein, und man würde leichter das Rätsel der Sphinx als ihren Gedankengang erraten...

Das gilt in demselben Maße von der Exaktheit der bildlichen Ausdrücke; denn ich erinnere mich in meiner Jugend in einem Widmungsbriefe eines Professors Heineccius an eine Königin diese schönen Worte gelesen zu haben: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Kann man etwas Schlechteres sagen? Warum ein Karfunkel? Hat die Zeit einen Finger? Wenn man sie abbildet, malt man sie mit Flügeln, weil sie ohne Aufenthalt dahineilt, mit einer Wasseruhr, weil die Stunden sie einteilen, und man gibt ihr eine Sichel in die Hand, um anzudeuten, daß sie alles, was besteht, abmäht oder zerstört. Wenn Professoren sich in einem so niedrigen und lächerlichen Stil ausdrücken, was soll man von ihren Schülern erwarten?...

Noch einen Fehler darf ich nicht übergehn, den niedriger und trivialer Vergleiche, die der Redeweise des Volkes entlehnt sind. So drückte sich zum Beispiel ein Dichter, der seine Werke ich weiß nicht welchem Beschützer widmete, folgendermaßen aus: „Schieß, großer Gönner, schieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder." Was soll man zu diesen armdicken Strahlen sagen? Hätte man diesem Dichter nicht sagen müssen: „Guter Freund, lerne erst denken, ehe du dich ans Schriftstellern machst?" Ahmen wir doch nicht den Armen nach, die für reich gelten wollen; geben wir doch unsere Armut gutwillig zu! Möge uns das vielmehr dazu ermutigen, durch unsere Bemühungen die Schätze der Literatur zu gewinnen, deren Besitz den Ruhm der Nation vollständig machen wird!...

Um sich davon zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch in unsrer Zeit in Deutschland herrscht, muß man sich nur in unsre öffentlichen Schauspielhäuser begeben. Man wird dort die in unsre Sprache übersetzten erbärmlichen Stücke Shakespeares aufführen und die ganze Zuhörerschaft vor Freuden außer sich sehen, wenn sie diese lächerlichen Possen anhört, die würdig der Wilden von Kanada sind. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen. Diese Regeln sind nicht willkürlich; sie finden sich in der Poetik von Aristoteles, wo die Einheit des Orts, die Einheit der Zeit und die Einheit des Interesses als

einzige Mittel, die Trauerspiele interessant zu machen, vorgeschrieben werden; statt dessen umfaßt in diesen englischen Stücken das Schauspiel den Zeitraum von einigen Jahren. Wo ist da die Wahrscheinlichkeit? Da erscheinen Lastträger und Totengräber und halten Reden, die ihrer würdig sind; dann kommen Fürsten und Könige. Wie kann diese bizarre Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Possenreißerei und Tragik rühren und gefallen? Man kann Shakespeare diese seltsamen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals der Zeitpunkt ihrer Reife. Aber da erscheint jetzt noch ein „Götz von Berlichingen" auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke; und das Parterre applaudiert und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher geschmacklosen Plattheiten. Ich weiß, daß man über den Geschmack nicht streiten soll; doch muß man mir erlauben zu sagen, daß diejenigen, die ebensoviel Vergnügen an Seiltänzern und Puppenspielen finden wie an den Tragödien Racines, nur die Zeit totschlagen wollen; sie ziehen das, was zu ihren Augen spricht, dem vor, was zu ihrem Geiste spricht, und das, was nur eine Schaustellung ist, dem, was das Herz rührt...

Es ist noch nicht lange her, daß die Männer der Wissenschaft die Kühnheit gehabt haben, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und daß sie nicht mehr erröten, Deutsche zu sein. Man weiß, daß vor noch nicht langer Zeit das erste bekannte Wörterbuch der deutschen Sprache erschienen ist. Ich erröte darüber, daß ein so nützliches Werk mir nicht um ein Jahrhundert vorausgegangen ist. Indessen fängt man jetzt an wahrzunehmen, daß sich eine Umwandlung der Geister vorbereitet, der nationale Ruhm macht sich vernehmlich, man wetteifert, sich zur Höhe seiner Nachbarn zu erheben, und will sich den Weg zum Parnaß wie den zum Nachruhm bahnen...

Um endlich nichts zu übergehn, was unsre Fortschritte verzögert hat, füge ich noch hinzu den geringen Gebrauch, den man an den meisten deutschen Höfen von der deutschen Sprache gemacht hat. Unter der Regierung des Kaisers Joseph sprach man in Wien nur italienisch; das Spanische herrschte unter Karl IV. vor; und während der Herrschaft Franz I., eines geborenen Lothringers, sprach man an seinem Hofe ungezwungener französisch als deutsch, und so war es auch an den Höfen der Kurfürsten. Was war wohl der Grund davon? Ich wiederhole, die spanische Sprache, die italienische und die französische waren feststehende Sprachen, und die unsere war es nicht. Aber trösten wir uns: in Frankreich ist es ebenso gegangen. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. sprach man in der guten Gesellschaft mehr spanisch und italienisch als französisch: und die nationale Sprache kam erst in Aufnahme, nachdem sie geglättet, klar, elegant wurde und nachdem eine große Menge klassischer Bücher sie durch ihre bilderreichen Ausdrücke verschönert und zu gleicher Zeit ihre grammatische Grundlinie festgelegt hatte. Unter der Regierung Ludwigs XIV. verbreitete sich das Französische in ganz Europa, und das teilweise aus Vorliebe für die guten Autoren, die damals in

der Blüte standen, auch wegen der guten Übersetzung der Alten, die man hier vorfand. Und jetzt ist diese Sprache ein Passepartout geworden, der einen in alle Häuser und in alle Städte einführt. Man reise von Lissabon nach Petersburg und von Stockholm nach Neapel, überall kann man sich mit Französisch verständlich machen. Durch dieses einzige Idiom erspart man sich eine Menge von Sprachen, die man können müßte, die das Gedächtnis mit Worten überladen würden, an deren Stelle man es mit Dingen füllen kann, was weit mehr vorzuziehen ist.

Das sind die verschiedenen Hindernisse, die uns nicht erlaubten, ebenso rasch voranzukommen wie unsere Nachbarn. Jedoch überholen die, die als die letzten marschieren, manchmal ihre Vorgänger; das könnte sich bei uns rascher, als man glaubt, ereignen, wenn die Souveräne Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie diejenigen aufmuntern, die sich die Sache angelegen sein lassen, wenn sie diejenigen loben und belohnen, die den besten Erfolg haben: wenn wir Medicis hätten, würden wir auch Genies aufstehen sehen. Ein Augustus bringt auch einen Virgil hervor. Wir werden unsre klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um davon Nutzen zu haben; unsre Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann kommen, daß unsre fein und vollendet gewordene Sprache sich aus Vorliebe für unsre guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich kündige sie an, sie sind im Begriffe zu erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir die Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten...

Über die deutsche Sprache und Literatur

Justus Möser

(aus Anlaß der Schrift Friedrichs des Großen)

Edler, lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsere deutsche Literatur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahre damit beschäftigt, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen, so wagte er es, in seinem Werke über die Vaterlandsliebe* dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist,

* Lettres sur l'amour de la patrie ou correspondance d'Anapistémon et de Philopatros (1779).

kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den letzteren, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen oder, wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befasset haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früh die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Notwendigen und Nützlichen verweilet und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit wert geschätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausvater, und Sie haben, meiner Meinung nach, recht zu fragen, ob wir nicht selbst unsere Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen und so wenig in den Ästen sohren (verdorren) als vom Moose bekümmert werden, oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln und unsere Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen sollen. Mit andern Worten: ob wir nicht besser tun, unsre Götze von Berlichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen als ganz zu verwerfen oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren.

Indes bleibt es doch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei. Hieran hat der König natürlicherweise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde, und hier bin ich in der Tat verlegener als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Jedoch dieses beiseite und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind, so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen, und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden; denn alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götz von Berlichingen ist immer ein edles und schönes Produkt unsers Bodens; es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe und welche er auf seiner Tafel

nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Wert noch nicht. Der Jungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute beiseitesetzen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken oder solange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaft überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren töricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug zu denken, daß die Italiener mit uns in unsern in feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte, und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden. Goethes Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unsrer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hilfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht und diejenigen Gemälde zusammengeordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen, und diese stehen zusammen wie die Gemälde vieler großer Landschaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Daneben sollten diese Partien wahre, einheimische Volksstücke sein; er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde, gelehrte Hilfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässiget oder wider das Kostüm gefehlet habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet und keine Epopöe oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partien würde auch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Goethe unschuldig.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, soweit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zuwenig Geschmack bewiesen und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammengestellet haben, wie es Shakespeare nach dem Urteile des Herrn von Voltaire getan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht jemand höher schätzen kann, als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte — so kommt es doch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat.

Der Weg, welchen die Italiener und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt und die Mannigfaltigkeit verlorengegangen. Der Deutsche hingegen hat wie der Engländer die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, nebeneinander stellet. Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bittres, böses, wildes und wütendes Volk und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsars, sondern Cinna der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit ge-

rade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was tut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus und gibt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seinesgleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben, so vergleichen Sie, mein Freund, einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie eben wie in Shakespears Stücken Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften und unendliche Mannigfaltigkeiten wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt; in diesem hingegen schöne, gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche, schöne Obstbäume, paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und alles ist so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen sogleich alle Einteilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der englische Gärtner will lieber zur Wildnis übergehen als mit dem Franzosen in Berceaux (Lauben) und Charmilles (Weißbuchenhecken) eingeschlossen sein. Fast ebenso verhalten sich die Italiener und Deutschen, außer daß jene sich in ihrer Art den Franzosen und diese den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wohl der beste sein? Der Weg zur Einförmigkeit und Armut in der Kunst, welchen uns der Konventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unstreitige Wahrheit, daß tausend Mannigfaltigkeiten, zur Einheit gestimmt, mehr Wirkung tun als eine Einheit, worin nur fünfe versammelt sind, und daß ein zweichöriges Heilig von Bach etwas ganz anderes sei als die schönste Arie, diese mag noch so lieblich klingen.



Einwirkungen Goethes

Feuchtersleben

Goethes große Eigentümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche und dabei, wie immer, eitle Narren, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponierte – suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten, von diesen letzten Äußerlichkeiten etwas an sich zu bringen –

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt";

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, taten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; – ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! Es war ihnen ganz genial zumute, und sie gedachten vorderhand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen. Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte – aber die Narrheit blieb oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig und war vornehmer geworden. Nun setzten jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie taten, als sei ihnen ebenso ruhig zumute wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden ebensoviel Sinn als hinter den seinen. Dies war das abscheuliche Unheil der Goethe-Tuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. – Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethes Wesen in sich fühlten oder, von vornherein jeder Übermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur

wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethes Eigentümlichkeit und Verhältnis zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wirkung, welche dieselbe eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdischen Vegetation ausübt: Jedes dieser Gewächse gedeiht nach dem Maßstabe, der ihm eingeboren ist. Und so kam durch Goethes Anregung, aber ohne seinen Zwang, mancher treffliche Geist zum Bewußtsein seiner selbst und der Sphäre, in welcher er für sich etwas darstellen konnte, was, in demselben Kreise, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geistes, wirkte Goethe gar nicht; denn sein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geschilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erschienenen Korrespondenzen interessante, der Menschenbeobachter darf wohl sagen, instruktive Beispiele. Uns ist es, indem wir uns von den odiosen, uns leider nur zu gegenwärtigen der ersten und zweiten Art abwenden, nur darum zu tun, an der stillen Betrachtung zweier reinen, ans Wunderbare grenzenden Verhältnisse der dritten Art unser Denkvermögen zu üben und unsern innern Sinn aufzubauen. Nichts scheint mir unserer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts scheint sie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Echte, das Tiefe, das sich in ihr bewegt, ans Licht gezogen und — nicht im Posaunenton wieder zu Grabe geblasen — sondern erkannt und durch Erkenntnis der dürstenden Menschheit angeeignet werde.

Brief über Goethes Wahlverwandtschaften

Solger

Wenn ich meine vorläufige Meinung über die „Wahlverwandtschaften" sagen soll, so muß ich schon diesmal nach Art der Rezensenten, die freilich nicht meine Lieblingsart ist, mit etwas allgemeiner Theorie anfangen. Doch bitte ich recht sehr, dies nur als ein vorläufiges Wort anzusehen. Es ist hier wieder ein unerschöpferisches Kunstwerk, ein **immensum infinitumque**, und ich kann noch bloß vom ersten Eindruck sprechen...

Ich möchte die Hoffnung fassen, daß aus diesem Werke, dergleichen ich lange eins gewünscht habe, den Menschen einmal ein Licht aufgehen werde über das Schicksal überhaupt, und besonders in der antiken Kunst, worüber alle neueren Kunstrichter unaufhörlich sprechen, und das keiner so verstanden hat wie ich.

Was ich aber darüber denke, ziehe ich nicht bloß aus der Gestalt der Kunstwerke ab, sondern ich sehe es in seinen innersten Gründen ein, welche ich hier nicht entwickeln kann.

Die ganze alte Welt ist die Welt der Gattung als eins und aus einem Stücke. Das Ebenbild Gottes in ihr ist als die Idee der gesamten Menschheit erschienen, und es gab nur Menschen innerhalb der Nationen. Es gab also auch nur ein Geschick der Menschheit: denn diese war die erste Erzeugung Gottes, die zweite erst setzte einzelne Menschen ab. Diese einzelnen konnten daher nur bestehen, solange sie das Geschick der Menschheit zu dem ihrigen machten: wollten sie ihr eigenes für sich haben, so wurden sie von jenem allgemeinen ergriffen und zertrümmert. Dies beweist nicht allein die Kunst, welche es in seinen tiefsten Keimen darstellt, sondern auch die Geschichte in den höchsten Resultaten mit ihren Verbannungen, Ostrazismen usw. Kein großer Mann Griechenlands, der es durch seine Individualität war, ist anders als im Elende gestorben.

Was ist nun aber jenes allgemeine Geschick der Menschheit? Äußerlich, was das Geschlecht begrenzt, die physischen Gebrechen, denen jeder unterworfen ist; innerlich die notwendige Art zu denken, die unwillkürliche Verknüpfung der Gedanken, die in dem Großen und Kleinen, dem Edlen und Schlechten dieselbe ist. Und daß er diesen allgemeinen Gesetzen nicht entweichen kann, das stürzt eben den einzelnen. Das Drama ist die wahrste Darstellung der Gattung als des Erstgebornen und des Individuums als des Zweiten. Die alte Kunst ist also in ihren innersten Gründen dramatisch; selbst in der Erzählung, wie bekannt, im Homer.

Ich übergehe die sogenannte romantische Welt, welches mich zu weit führen würde, und komme auf die moderne. Hier ist das Erstgeborne das Individuum, welches das Ebenbild Gottes in sich trägt. Und zwar trägt es dasselbe in sich nicht als das Allgemeine oder als den absoluten Gott, sondern als das, welches gerade diesen bestimmten Punkt endlicher Erscheinung (welchen wir eben Individuum nennen) mit seinem eigenen, durchaus nur ihm gehörigen Wesen beseelt. Es kann also heutzutage jeder seinen Gott nur in sich selbst finden und auch seine Philosophie und seine Kunst, oder wie ihr es nennen wollt. Das Zweite ist die Gattung, und um kurz zu sein, sage ich nur, der Mensch lebt in der Gattung durch Anschauung aller übrigen Individualitäten, welches das System der Ehre und der zweckmäßigen Staatseinrichtungen bildet. Sein Geschick aber ist seine Individualität, oder (recht verstanden) sein Charakter, und der Ausdruck dieses Geschicks die Liebe und Freundschaft. Nur dadurch kann ihm das Ebenbild Gottes in ihm zugleich wirklich werden. Der Mensch hat jetzt kein anderes Geschick als die Liebe. Wer seiner Individualität sein Verhältnis zu der Gattung unterwirft, oder dies mit ihr vereinigt, der kommt durch. Und das stellt die Kunst im Roman dar. Alle heutige Kunst beruht auf dem Roman, selbst das Drama (Iphigenie, Tasso). Wer seine Individualität falsch versteht und meistert, oder die Stimme

des Gewissens überhört und dem klügelnden Verstande folgt, der geht unter. Und das ist der Gipfel der heutigen Kunst, der tragische Roman. Bei den Alten gibt es dagegen eine (sozusagen) romantische Tragödie, wo der Charakter gerechtfertigt und im Sturze selbst verklärt wird (Oedipus in Kolonos).

Alles dies ist von mir sehr roh hingestellt. Ihr werdet euch das Wahre herausfühlen. Die protarchos ate liegt hier nicht bloß in dem Entschlusse, den Hauptmann und Ottilien kommen zu lassen, sondern schon in dem schwankenden Zustande, in dem die weislich von Gott getrennte Verbindung Eduards und seiner ehemaligen Geliebten, die ihm noch dazu selbst Ottilien bestimmte, doch geschlossen wird. Aber hier sind eben die Motive gerade ineinandergewirrt, wie es sein muß, wo Unheil entstehen soll. Ich denke, niemand wird hier verkennen, wie im Verlaufe der Handlung selbst alles von den Individualitäten ausgeht und diese immer einseitiger werden (besonders Eduard), je mehr sie gegen die Umgebungen zu kämpfen haben. Diese Betrachtung, daß sie dadurch einseitiger werden, rechtfertigt mir auch den Eduard, der mir sonst zuwenig seiner selbst mächtig ist. Und doch bin ich nicht ganz mit ihm zufrieden. Ich glaube, alles würde gewonnen haben, wenn er innerlich größer wäre und doch fallen müßte. Aber das Größte und Heiligste darin ist wahrlich die so tief innerliche Ottilie, die ihr keusches Inneres herausgeben muß an den Tag des Schicksals, der dieser Sturm ihre Knospe aufweht und ihren heiligen Blütenstaub verstreut. Und göttlich ist es, daß auch ihr erhabener Vorsatz und ihr Gelübde nichts mehr hilft. Sie kann ihre eigene innere Macht nur noch dazu anwenden, sich durch sich selbst zu vernichten. So ist es gründlich durchgeführt.

Die vielen Reflexionen und Beobachtungen sind recht charakteristisch. Sie gehen immer auf Beobachtung und Untersuchung menschlicher Individualität, selbst wenn sie von der Natur ausgehen. Seht, wohin selbst das Studium der Natur diesen wahrhaften Dichter des Zeitalters geführt hat! In der Natur selbst erkennt er die Liebe, das sind die Wahlverwandtschaften. Eben dazu gehören die Details der Umgebungen, wovon ich mir auch nicht ein Jota rauben lasse. Gerade diese sind das sichtbare Kleid der Persönlichkeiten. Und sie haben noch eine andere hohe Bedeutung. Sie sind das tägliche Leben, worin sich die Persönlichkeit ausdrückt, sofern sie mit andern in äußere Berührung kommt und sich von ihnen unterscheidet. Diese bleiben immer der eigentümliche, gleichartige Ausdruck desselben, während das Innere sich gewaltsam umkehrt. Diese Umkehrung ist eben schrecklich einleuchtend, wenn einmal der Blick zugleich auf die eigentümlichen Umgebungen fällt, die immer dieselben blieben oder gleichartig fortschritten.

Es könnte vielleicht scheinen, als wenn manches von dem, was ich zuerst gesagt habe, einen Widerspruch erlitte durch die Art, wie hier die Natur behandelt ist, ja wie sich dieses ganze Buch auf die Natur gründet. Der geheime innere Zusammenhang zwischen Eduard und Ottilien, „die sich sogar in den Kopfschmerz geteilt haben“, der zuletzt, wo sie so still nebeneinander zu sitzen pflegen, zur

wahren Anziehungskraft wird, Ottiliens Auffinden des Steinkohlenlagers durch bloße hohe Sensibilität, die Tätigkeit des Pendels in ihrer Hand, endlich überhaupt die Wahlverwandtschaften selbst zeigen deutlich, daß hier die allgemeine Verwandtschaft der Natur mit sich selbst das Schicksal ist, welches alles hervorbringt. Nun könnte man sagen: also geht es nicht von den Individuen aus, sondern von jener allgemeinen Macht.

Aber bei tieferer Ansicht wird jeder entdecken, daß dieser Macht in der Hervorbringung der einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Verhältnisse auch nicht der geringste Spielraum verstattet ist, sondern sie nur im Hintergrunde liegt, nicht als wirkliche Erscheinung hervortritt, sondern als das Wesen, welches innerhalb der Erscheinung ist. Und wie das durchgeführt ist, das ist wieder eine der alleraußerordentlichsten Vollendungen der Kunst, der fast nichts aus irgendeiner Zeit vorgezogen werden darf. Jede einzelne Regung oder Bewegung in dem ganzen Verlaufe ist unmittelbar in dem Charakter der Personen gegründet, und wo jenes Naturverhältnis ausdrücklich erwähnt wird, erscheint es entweder als zufällig bemerkt oder gar als Folge der persönlichen Verhältnisse, wie eben jene gegenseitige Anziehung der beiden Liebenden. Ich muß noch einmal zurückgehn auf die Vergleichung mit den Alten. Bei ihnen beruht das Geschick nicht auf Gesetzen der sogenannten physischen Natur, sondern der sittlichen, und diese sondert sich auch schon ganz als Prinzip des Schicksals von jener ab. Bei ihnen werden auch die Handlungen der einzelnen Personen gänzlich vom Geschick selbst hervorgebracht, und der Charakter der Menschen suppliert jenes erst; hier ist es gerade umgekehrt.

Die Größe des Gegenstandes und die erhabene und reine Ansicht desselben hat eine solche Einfachheit der äußeren Hilfsmittel der Darstellung hervorgebracht, daß sich auch hierin das Werk der alten Tragödie sehr nähert, und daß man nach gemeiner Ansicht die Geschichte selbst fast nur das Gerippe eines Romans nennen könnte. Daher rührt auch die große Kürze der Erzählung gegen die langen und häufigen Reflexionen, und auch dieses, daß die Erzählung oft in das Präsens übergeht und mit kurzen, auf den ersten Anblick hart scheinenden Zügen Zustände der Personen umreißt.

Über die Details der Umgebungen habe ich mich schon geäußert. So wie diese das ganze tägliche wirkliche Leben der Personen immer in gleicher Schwebung erhalten und gleichsam als Folie dienen, so verhält sich die Einflechtung von allem, was jetzt Mode ist, als Gartenkunst, Liebhaberei an der Kunst des Mittelalters, Darstellung von Gemälden durch lebende Personen und was sonst dahin gehört, zu dem Leben der Leser und des gesamten Zeitalters. In der Behandlung dieser Dinge liegt ebenfalls eine Kunst, die ich nicht genug bewundern kann. Sie sind als vollkommen gültig, wahr und in der Zeit lebendig aufgefaßt und von dem höchsten und reinsten Standpunkt aus dargestellt. Sie sind sogar in die Handlung selbst als bedeutend verflochten: wenn zum Beispiel der Architekt am Ende



Rembrandt / Die Verkündigung



Rembrandt / Kreuzabnahme bei Fackelschein

beim Sarge Ottiliens dieselbe Stellung annimmt, die er einst als Hirte in dem Gemälde halten mußte, so sind wir ganz auf einheimischem und frischem Boden der Zeit. In diesem Roman ist, wie im alten Epos, alles, was die Zeit Bedeutendes und Besonderes hat, enthalten, und nach einigen Jahrhunderten würde man sich hieraus ein vollkommenes Bild von unserm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.

Eben dazu gehören die überall ausgestreuten Reflexionen. Es ist heutzutage fast kein anderes Mittel da, auf Menschen zu wirken und in höherem Sinne in der menschlichen Gesellschaft gesellig zu leben, als eben das Privatgespräch und die Reflexionen darin. Wir müssen jetzt wahrlich unsere ganze Welt und unsere ganze Lebenstätigkeit hauptsächlich darin suchen. Diese aber sind auch hier wieder recht, was sie im gemeinen Leben sein sollen, Betrachtungen über das Nächste, was in den täglichen Sitten liegt, Betrachtungen aber, welche nie in Philosophie übergehen und doch im wirklichen Leben selbst allemal tief in das Wesentliche und wahrhaft Bedeutende eingreifen. Ja, diese Reflexionen sind eigentlich das wahre Leben, das wir führen, insofern wir uns über das ganz Gemeine und Sinnliche erheben. Es trägt also in ihrer Darstellung recht die höchste Aufgabe der Kunst, nämlich das Tiefe und Innere in den Gestaltungen der reinen Wirklichkeit selbst zum Sein zu bringen. Und wie vollkommen ist sie hier gelöst! Diese Reflexionen sind das Element, worin das einzelne atmet, sie sind das Akkompagnement zu den Arien der Begebenheiten und Handlungen. Wer aber nicht einen Sinn hat, gebildet für Goethe und durch ihn, der wird sie ohne Zweifel sehr langweilig finden.



Goethe über Schiller

I.



Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen", sagte er, „war stolz, nur die Augen waren sanft." — „Ja," sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah ihn so an und so und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an; eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten...

Daß ich dagegen oft zuviel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie ist eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnisszene, wo diesem das Urteil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und

Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu „Rameaus Neffen", welche die französische Literatur jener Zeit darstellen und die er Schillern in Manuskript zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen," sagte Goethe, „wie sein Urteil treffend und beisammen ist und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai."

Wir betrachteten den Brief wechselweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens...

Aus Eckermanns Gesprächen, d. 18. Januar 1825.

II

Wir sprachen ... über Schillers „Fiesco", der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „Ich habe das Stück zum ersten Male gesehen", sagte ich, „und es hat mich nun sehr beschäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen."

„Sie haben ganz recht, es geht nicht", erwiderte Goethe, „Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nicht spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltsamen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genötigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen, wie sie waren."

„Es ist schade darum," sagte ich, „denn trotz aller Roheiten sind sie mir doch tausendmal lieber als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter."

„Das wollte ich meinen", sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.

„Aber ich habe doch Personen gekannt," fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst, und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers ‚Räuber', und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen,' sagte er, ‚im Begriff die Welt zu schaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.'" Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu?" sagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man sich kaum erklären konnte."

„Von dieser Abneigung", versetzte ich, „haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, gar nichts. Die trefflichsten, reichsten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man sieht von jungen Leuten und Studierenden weniger oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder Schillers ‚Fiesco', und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt." — „Das war", versetzte Goethe, „vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmack fortschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reifern Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Aus Eckermanns Gesprächen, d. 17. Januar 1827.

III.

„Ich habe niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehn der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem ‚Tell' von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte.

Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er sowenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. — — Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andre Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiterging und selbst ein andrer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle...

Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend soviel zu schaffen machte, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, größernteils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.

Dann aber in seinem reifern Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hieherkunft einen Gehalt von tausend Talern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.' Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehn."

Aus Eckermanns Gesprächen, d. 18. Januar 1827.

IV.

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab;

was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß: der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralysiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Aus Eckermanns Gesprächen, d. 11. September 1828.

Über Schillers Geistestätigkeit

Wilhelm v. Humboldt



as jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgendeiner leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die

Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbsttätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte.

Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Teil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung...

Nachruf auf Karoline von Günderode

Achim v. Arnim



Wir stiegen ans Land und sahen einander stillschweigend an und wiesen auf die Landzunge, die im Strom versunken. Ein edles, musenheiliges Leben sank da in schuldlosem Wahn, und der Strom hat den geweihten Ort ausgetilgt und an sich gerissen, daß er nicht entheiligt werde. Arme Sängerin, können die Deutschen unsrer Zeit nichts als das Schöne verschweigen, das Ausgezeichnete vergessen und den Ernst entheiligen? Wo sind deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren deines Lebens und deiner Begeisterung gesammelt; die Furcht vor dem Tadel der Heillosen hat sie alle gelähmt. Nun erst verstehe ich die Schrift auf deinem Grabe, die von den Tränen des Himmels jetzt fast ausgelöscht ist; nun weiß ich, warum du die Deinen alle nennst, nur die Menschen nicht! — Und wir gedachten mit Rührung dieser Inschrift, und einer sagte sie dem andern, der sie vergessen hatte:

Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der
Lufthauch, / heiliges Feuer, mir Freund, und du,
o Bruder, der Bergstrom, / und mein Vater, der
Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht / freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebet,
und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend,
lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und
Mutter, lebt wohl!

Hyperion und Diotima

Friedrich Hölderlin

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid. Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des korinthischen Isthmus, und wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Besonders der eine der beiden Meerbusen hätte mich freuen sollen, wär' ich ein Jahrtausend früher hier gestanden.

Wie ein siegender Halbgott wallte da zwischen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnaß, wo das Morgenrot um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und schüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor seiner Lieblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Schakals, der unter den Steinhaufen des Altertums sein wildes Grablied singt, schreckt ja aus meinen Träumen mich auf. Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und siehe, mein Bellarmin! Wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Träne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt so gerade recht ist, ihre Sprüche anzubringen, die taten dann sich gütlich, ließen sich beigehn, mir zu sagen: Klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! Um wie manche Hoffnung wär ich reicher! — Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! Und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sei mein eigen.

Fern und tot sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer

des Jägers, der uns Griechen wie das Wild des Waldes sich zur Lust hält. Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiß es nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht. Eines zu sein mit allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe wie ein Fremdling vor ihr und verstehe sie nicht.

Ach! Wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunterfolgte, von der ich jugendlich töricht die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

Oh! ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

An Diotima

Homburg, um Ostern 1799

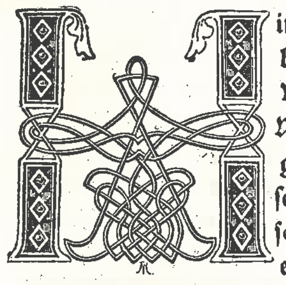
Hier unsern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mir's, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehmals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebste! Alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär es schnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz sich in Tränen und am hellen Tage und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt. — Es ist wohl der Tränen alle wert, die wir seit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, daß wir beide mit unsern besten Kräften vielleicht vergehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! Das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muß vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief — es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest, — und ich Knabe kann nur weinen drüber! — Was ist besser, sage mir's, daß wir's verschweigen, was in unsern Herzen ist, oder daß wir uns es sagen! — Immer hab' ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, — habe immer getan, als könnt' ich mich in alles schicken, als wär' ich so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein festes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlüge, teuerstes Leben! Habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mir manchmal versagt und verleugnet; nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schicksal durchzuleben, — Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! Um Ruhe zu haben, hast mit Heldenkraft geduldet, und verschwiegen, was nicht zu ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmert's oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst; dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam töten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet. Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verleugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns stark, daß wir entschieden der Hoffnung das Lebewohl sagten...

(Hier bricht das Schreiben mitten auf dem Bogen ab. Auf der Rückseite, später geschrieben:)

Reines Herzens zu sein,
Das ist das Höchste,
Was Weise ersannen,
Weisere taten.

Nachruf am Grabe Mörikes

Friedrich Theodor Vischer



Hinabgesunken, teurer Freund, ist nun dein Irdisches, und du bist ganz Geist geworden und webst unkörperlich im Weiten, in den Geistern und Herzen der Menschen. Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir bei deiner Geburt die sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnet und meint, wenn er aus Licht und Äther magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgespinst, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es gibt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständnis, und du wirst ihnen nicht ferne sein in der stillen Himmelsenge,

> Wo Lieb' und Freundschaft unseres Herzens Segen
> Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit dir sein, dir ins Auge sehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas

anderes als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in alles und jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten.

Dieses Versetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Torheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging.

Gut — weich — auch etwa zu weich, — aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

> Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keusche Scheue ist vor eitler Selbstbespiegelung in sich und andern, eine strenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir sind, auch zu spielen, oder gar zu spielen, was wir nicht sind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt schwarz zu sehen. Mein letztes Gespräch mit ihm galt jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der schönen Täuschung über die Übel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Festes zerstörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, weil es unsichtbar ist. Und so, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun ins Gedächtnis geschrieben

Wir sehen dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in deine weiche Hand die unsrige legen; das Herz steht still, das die Welt so innig in sich hereinzog und so innig in sie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unversehrt erhalten, dieses Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebst du, bis auch unsere Augen sich schließen.

Leb wohl, lebenschaffender Dichter, der den Schatz der geistigen Güter unserer Nation um echte Perlen vermehrt hat; leb wohl, bejahender reicher Geist, leb wohl, du lebendiger, du guter Mensch, teurer, lieber Freund leb wohl!

Von deutscher Baukunst

Goethe

D. M. Ervini a Steinbach



Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: **Anno domini** 1318. **XVI.** Kal. Febr. **obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis,** und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's ewig schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere; so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiener, und geht vorbei. Kindereien lallt der Franzose nach und schnellt triumphierend auf seine Dose **à la Grecque.**

Was habt ihr getan, daß ihr verachten dürft? Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Welscher! Krochst an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linien von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstauntest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's taten und es schön ist; notwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wolltest auch ihrer brauchen und mauertest sie ein, wolltest auch Säulenreihen haben und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnötige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu prostituieren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vor'm Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen; der Reisebeschreiber gafft, und unsre schönen Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Märchen Prinzipien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und echte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben. Er ist der erste, aus dessen Seele die Teile, in Ein ewiges Ganzes zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntnis und Tätigkeit. Was soll uns das, du neu-französischer philosophierender Kenner, daß der erste zum Bedürfnis erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband und Äste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unsrer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum First, ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberg erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinställe abstrahieren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben, sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt. Die Säule liegt dir sehr am Herzen und in andrer Weltgegend wärst du Prophet. Du sagst: Die Säule ist der erste, wesentliche Be-

standteil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehn! Nur hütet euch, sie ungehörig zu brauchen; ihre Natur ist, freizustehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandteil unsrer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen, und wo ihr sie anflickt, sind sie belastender Überfluß. Eben das gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer rings um der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen.

Unter die Rubrik gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gotisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierat erdrückt!" und so graute mir's im Gehen vor'm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den

Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all' war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabnen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens dazustehn scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig dasteht, ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Fäserchen, alles Gestalt und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut!

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandnen Worte gotisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können, das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Goten schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden

werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht dartust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungner und mißlungner Versuche und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm', genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein treffliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, teurer Jüngling, gesell' ich mich, der du bewegt dastehst und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seien entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr sein könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die Schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig beweist, wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Cocos, seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genug tut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi.

Und unser aevum? hat auf seinen Genius verziehen, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölben seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unsrer Künstler, als er ersucht ward, zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsre geschminkten Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogne Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner.

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eignen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst, das mutige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbst seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und wert bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, wert an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebar — nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit' er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Der Kölner Dom

Georg Forster



Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh' ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er in so mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolierten Gedanken bis auf das äußerste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß.

Ich erzähle dir nichts von den heiligen drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Ziste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ziselierten Arbeit, die man heutigentages schwerlich nachzuahmen imstande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann, der zum erstenmal in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. Oh, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da im Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos tätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen.

Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer

Wackenroder

von einem kunstliebenden Klosterbruder



Nürnberg! du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unserer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist. Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte: — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit seinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und so viel andre hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht! Wie oft ist sie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmerlicht der kleinen rundscheibigen Fenster saß und über den Folianten des wackern Hans Sachs oder

über anderem alten, gelben, wurmgefressenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düstern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemalte Fenster all das Bildwerk und die Malereien der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder und sehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne sie ja, die Myrtenwälder Italiens, — ich kenne sie ja, die himmlische Glut in den begeisterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimat der schönsten Stunden meines Lebens ist! — ihr, die ihr überall Grenzen sehet, wo keine sind! Liegt Rom und Deutschland nicht auf einer Erde? Hat der himmlische Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Westen nach Osten über den Erdkreis geführt? Ist ein Menschenleben zu kurz? Sind die Alpen unübersteiglich? — Nun, so muß auch mehr als eine Liebe in der Brust des Menschen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein trauernder Geist auf der geweihten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einst die Zierde von Deutschland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergessenen Gebeine unsers alten Albrecht Dürers, um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin.

Wenigen muß es gegeben sein, die Seele in deinen Bildern so zu verstehen und das Eigne und Besondere darin mit solcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben scheinet; denn ich sehe mich um und finde wenige, die mit so herzlicher Liebe, mit solcher Verehrung vor dir verweilten als ich.

Ist es nicht, als wenn die Figuren in diesen deinen Bildern wirkliche Menschen wären, welche zusammen redeten? Ein jeglicher ist so eigentümlich gestempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher so aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfters bei sehr zierlichen Bildern neuerer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leben ergriffen und so auf die Tafel hingestellt. Wer klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt; wer beten soll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt sich unnütz oder bloß zum Augenspiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles spricht uns gleichsam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht fest im Gemüte fassen. Wir glauben alles, was der kunstreiche Mann uns darstellt; und es verwischt sich nie aus unserm Gedächtnis.

Wie ist's, daß mir die heutigen Künstler unsers Vaterlands so anders erscheinen als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein

geliebter Dürer? Wie ist's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Malerkunst weit ernsthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet als diese zierlichen Künstler unsrer Tage? Mich dünkt, ich sehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde stehet, — wie die Vorstellung, die ihr sichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorschwebt, — wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuschauer wohl am stärksten und sichersten ergreifen und seine Seele beim Ansehen am mächtigsten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Teilnahme und freundlichem Ernst, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Wesen auf die Tafel treu und langsam auftraget. — Aber die Neueren scheinen gar nicht zu wollen, daß man ernsthaft an dem, was sie uns vorstellen, teilnehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht gerührt und veredelt, sondern aufs Höchste geblendet und gekitzelt sein wollten; sie bestreben sich, ihr Gemälde zu einem Probestück von recht vielen lieblichen und täuschenden Farben zu machen; sie prüfen ihren Witz in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Menschenfiguren scheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte sagen, als ein notwendiges Übel im Bilde zu stehen.

Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachlässigt und artige Farben und allerhand Künstlichkeit mit Lichtern der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unserm Albrecht sehr hochgeschätzten und verteidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern gestehe, einiges aus Wißbegier wohl gelesen habe, und in welchen viel Gutes verbergen sein mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüt kommt.

Denn es behauptet dieser Mann irgendwo ganz dreist und ausdrücklich: daß nächst der Theologie unter allen Wissenschaften und Künsten des menschlichen Geistes die Musik den ersten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieser kühne Ausspruch meine Blicke sehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein solcher Ausspruch kommen konnte, mußte für die Kunst gerade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in so wenigen Gemütern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch so sehr natürlich und so bedeutend ist.

Wenn nun die Kunst (ich meine, ihr Haupt- und wesentlicher Teil) wirklich von solcher Wichtigkeit ist, so ist es sehr unwürdig und leichtsinnig, sich von den sprechenden und lehrreichen Menschenfiguren unsers alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil sie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchste in der Kunst hält, ausgestattet sind. Es verrät nicht ein ganz gesundes und reines Gemüt, wenn sich jemand vor einer

geistlichen Betrachtung, welche an sich triftig und eindringend ist, die Ohren zuhält, weil der Redner seine Worte nicht in zierlicher Ordnung stellet, oder weil er eine üble, fremde Aussprache oder ein schlechtes Spiel mit Händen an sich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, diese äußere und sozusagen bloß körperliche Schönheit der Kunst, wo ich sie finde, nach Verdienst zu schätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verstoß angerechnet, daß du deine Menschenfiguren nur so bequem nebeneinander hinstellst, ohne sie künstlich durcheinander zu verschränken, daß sie ein methodisches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieser deiner unbefangenen Einfalt und hefte mein Auge unwillkürlich zuerst auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menschen, ohne daß mir dergleichen Tadelsucht nur in den Sinn kommt. Viele Personen aber scheinen von derselben, wie von einem bösen quälenden Geiste, so geplagt, daß sie dadurch zu verachten und zu verhöhnen angereizt werden, ehe sie ruhig betrachten können — und am allerwenigsten über die Schranken der Gegenwart sich in die Vorzeit hinüberzusetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zusammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verstand; spricht aber sein eigener Geist aus dem Knaben oder nicht vielmehr die Kunstweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunst fassen nur einzelne auserwählte Geister auf einmal, mag auch schon die Führung des Pinsels noch sehr mangelhaft sein; alle die Außenwerke der Kunst hingegen werden nach und nach, durch Erfindung, Übung und Nachdenken, zur Vollkommenheit gebracht. Es ist aber eine schnöde und betrauernswerte Eitelkeit, die das Verdienst der Zeiten ihrem eigenen schwachen Haupte zur Krone aufsetzt und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verstecken will. Hinweg, ihr weisen Knaben, von dem alten Künstler von Nürnberg! — und daß keiner verspottend ihn zu richten sich vermesse, der noch kindisch darüber naserümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeistern hatte, oder daß man zu seiner Zeit so seltsam altfränkische Kleidung trug!

Denn auch um deswillen wollen die heutigen Lehrer ihn, so wie manchen andern guten Maler seines Jahrhunderts, nicht schön und edel nennen, weil sie die Geschichte aller Völker und wohl selbst die geistlichen Historien unserer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabei, wie doch ein jeder Künstler, der die Wesen vergangener Jahrhunderte durch seine Brust gehen läßt, sie mit dem Geist und Atem seines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich ist, daß die Schöpfungskraft des Menschen alles Fremde und Entfernte, und also auch selbst die himmlischen Wesen, sich liebend nahebringt und in die wohlbekannten und geliebten Formen seiner Welt und seines Gesichtskreises hüllt.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war der Deutsche auf dem Völkerschauplatz unsers Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von

festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Äußeren, sondern auch im inneren Geiste dieses ernsthafte, grade und kräftige Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich eingeprägt. In unsern Zeiten ist dieser festbestimmte deutsche Charakter und ebenso die deutsche Kunst verlorengegangen. Der junge Deutsche lernt die Sprachen aller Völker Europas und soll prüfend und richtend aus dem Geiste aller Nationen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunst wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels und die Farben der venezianischen Schule und die Wahrheit der Niederländer und das Zauberlicht des Correggio, alles zusammen nachahmen und auf diesem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen solle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit und jedes Vorzügliche aller großen Künstler der Erde zusammensetzen und durch das Betrachten aller und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben ihrer aller Geist in sich vereinigen und sie alle besiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft ist vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zusammensetzen das versagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterlose Werke sind die Frucht. — Die deutsche Kunst war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt, unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun sie älter ist, ist sie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinstädtischen Sitten zugleich sein Gefühl und sein eigentümliches Gepräge von der Seele weggewischt hat.

Ich möchte um alles nicht, daß der zauberhafte Correggio oder der prächtige Paolo Veronese oder der gewaltige Buonarroti ebenso gemalt hätten als Raffael. Und eben auch stimme ich keineswegs in die Redensarten derer mit ein, welche sprechen: „Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine Zeitlang gehauset und die echte Schönheit und das Idealische vom Raffael abgelernt, so wäre er ein großer Maler geworden; man muß ihn bedauern und sich nur wundern, wie er es in seiner Lage noch so weit gebracht hat." Ich finde hier nichts zu bedauern, sondern freue mich, daß das Schicksal dem deutschen Boden an diesem Manne einen echt vaterländischen Maler gegönnt hat. Er würde nicht er selber geblieben sein; sein Blut war kein italienisches Blut. Er war für das Idealische und die erhabene Hoheit eines Raffael nicht geboren; er hatte daran seine Lust, uns die Menschen zu zeigen, wie sie um ihn herum wirklich waren, und es ist ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen jüngern Jahren die ersten Gemälde vom Raffael sowohl als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergalerie sah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Malern, die ich kannte, diese beiden eine ganz besonders nahe Verwandtschaft zu meinem Herzen hätten. Bei beiden gefiel es mir so sehr, daß sie so einfach und gerade, ohne die zierlichen Umschweife anderer Maler, uns die Menschheit in voller Seele so klar und deutlich vor Augen stellen. Allein ich getraute mich damals nicht, meine Mei-

nung jemandem zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die mehresten in dem alten deutschen Maler nichts als etwas sehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indes an dem Tage, da ich jene Bildergalerie gesehen hatte, so voll von diesem neuen Gedanken, daß ich damit einschlief und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgesicht vorkam, welches mich noch fester in meinem Glauben bestärkte. Es dünkte mich nämlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schlosses, worin ich schlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergalerie zuginge. Als ich an die Tür kam, hörte ich drinnen ein leises Gemurmel; — ich öffnete sie, — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem seltsamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemälden standen ihre ehrwürdigen Meister in leibhafter Gestalt da und in ihrer alten Tracht, wie ich sie in Bildnissen gesehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, sagte mir, daß sie manche Nacht vom Himmel herunterstiegen und hier und dort auf Erden in Bildersälen bei der nächtlichen Stille umherwankten und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italienische Maler erkannt' ich; von Niederländern sah ich sehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwischen ihnen durch; — und siehe! da standen, abgesondert von allen, Raffael und Albrecht Dürer Hand in Hand leibhaftig vor meinen Augen und sahen in freundlicher Ruhe schweigend ihre beisammenhängenden Gemälde an. Den göttlichen Raffael anzureden hatte ich nicht den Mut; eine heimliche ehrerbietige Furcht verschloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich soeben begrüßen und meine Liebe vor ihm ausschütten; — allein in dem Augenblick verwirrte sich mit einem Getöse alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieses Traumgesicht hatte meinem Gemüt innige Freude gemacht, und diese ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vasari las, wie die beiden herrlichen Künstler auch bei ihren Lebzeiten wirklich, ohne sich zu kennen, durch ihre Werke Freunde gewesen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutschen vom Raffael mit Wohlgefallen angesehen wären und er sie seiner Liebe nicht unwert geachtet hätte.

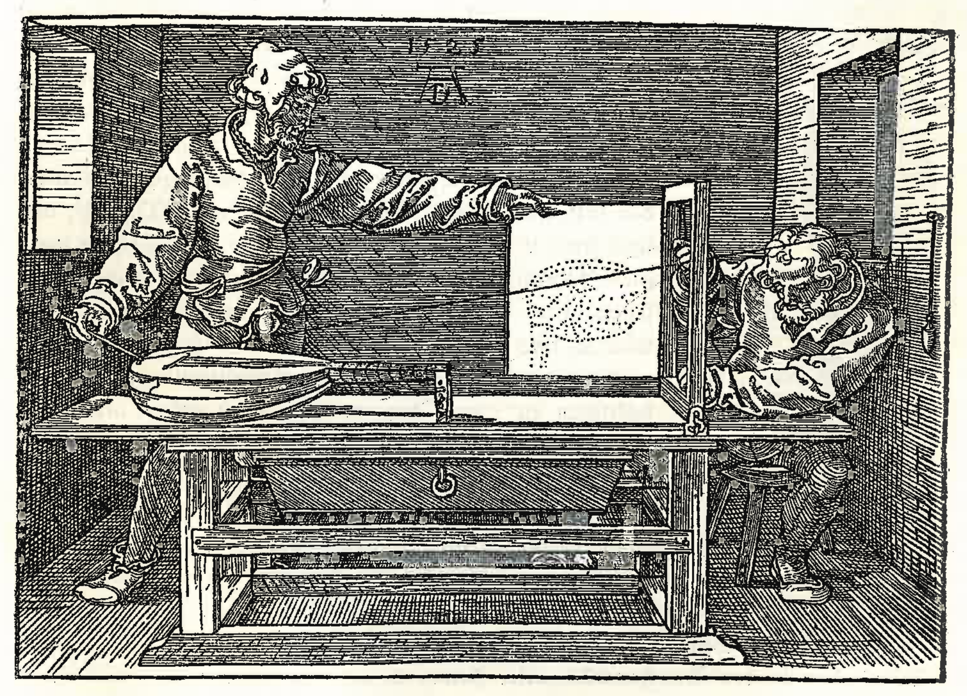
Das aber kann ich freilich nicht verschweigen, daß mir nachher bei den Werken der beiden Maler immer so wie in jenem Traum zumute war, daß ich nämlich bei denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran versuchte, ihr echtes Verdienst jemandem zu erklären und über ihre Vortrefflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bei den Werken Raffaels aber immer von der himmlischen Schönheit so überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden noch jemandem deutlich auseinandersetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchtete.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unser

Auge nicht zugleich seitwärts auf andere Schönheit blickt. Der Himmel hat seine Gaben unter die großen Künstler der Erde so verteilet, daß wir durchaus genötiget werden, vor einem jeglichen stille zu stehen und jeglichem seinen Anteil unsrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gotischen Türmen wächst wahre Kunst hervor.

Friede sei mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! und möchtest du wissen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen, dir fremden Welt der Herold deines Namens bin. — Gesegnet sei mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte. — Aber die schönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg und verschwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels wegziehn. Sie sind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen sie aus innerer Liebe in ihr Gemüt zurück, aus bestäubten Büchern und bleibenden Werken der Kunst.



A. Dürer — Meßapparat, um eine Laute richtig zu zeichnen

Vorsatz des Malers

Philipp Otto Runge

Im Februar 1802. (Dresden)

Lange schon nimmt die Kunstausstellung in Weimar und das ganze Verfahren dort einen ganz falschen Weg, auf welchem es unmöglich ist, irgend etwas Gutes zu bewürken. Die Aufgabe des Achill's auf Skyros, wie sie sie da gaben, ist etwas Unerreichbares, die Motive, die so verwickelt sind, alle anschaulich zu machen in einem Moment, ist etwas, das bei der Römischen Schule wohl bisweilen erreicht worden, aber wo das Sujet nicht ein aufgegebenes war. Hoffmanns Komposition ist ein Schwall von Figuren und verliert sich ungeheuer in Nebensachen, wodurch das Ganze nur mehr verwirrt wird; die Herren sind durch die Ausführung vielleicht bestochen worden. Das Zersprengen der Perlenschnur ist nichts Charakteristisches von dem Achill, und nur eine Rarität in der Komposition. — Der Achill und Skamander, samt den Sachen, wie das nach und nach zur Vollendung gebracht werden soll, ist doch am Ende ein vergeblicher Wunsch; wir sind keine Griechen mehr, können das Ganze schon nicht mehr so fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunstwerke sehen, viel weniger selbst solche hervorbringen, und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern? — Die neue Aufgabe „läßt viel Empfindung und Symbolisches zu"; nun können wir sitzen gehen und empfinden, das heißt uns: beim verkehrten Ende anfangen. — Der Tiresias ist „eine neue Entdeckung in der Komposition", — ja die Leute jagen nach Sujets, als wenn die Kunst darin stäke, oder als wenn sie nichts Lebendiges in sich hätten. Muß denn so etwas von außen kommen? haben nicht alle Künstler, die noch ein schönes Kunstwerk hervorbrachten, erst ein Gefühl gehabt? haben sie sich zu dem Gefühl nicht das passende Sujet gewählt?

Wir sehen in den Kunstwerken aller Zeiten es am deutlichsten, wie das Menschengeschlecht sich verändert hat, wie niemals dieselbe Zeit wiedergekommen ist,



M. v. Schwind — Künstlerwanderung

die einmal da war; wie können wir denn auf den unseligen Einfall kommen, die alte Kunst wieder zurückrufen zu wollen? In der ägyptischen Kunst sehen wir das Harte, Eiserne und Rohe des Menschengeschlechts. Die Griechen empfanden ihre Religion, und sie lösete sich in Kunstwerke auf. Michelangelo war der höchste Punkt in der Komposition, das Jüngste Gericht ist der Grenzstein der historischen Komposition, schon Raffael hat sehr vieles nicht rein historisch Komponiertes geliefert, die Madonna in Dresden ist offenbar nur eine Empfindung, die er durch die so wohlbekannten Gestalten ausgedrückt hat, nach ihm ist eigentlich nichts Historisches mehr entstanden, alle schönen Kompositionen neigen sich zur Landschaft hin, — die Aurora von Guido; es hat noch keinen Landschafter gegeben, der eigentliche Bedeutung in seinen Landschaften hätte, der Allegorien und deutliche schöne Gedanken in eine Landschaft gebracht hätte. Wer sieht nicht Geister auf den Wolken beim Untergang der Sonne? Wem schweben nicht die deutlichsten Gedanken vor die Seele? Entsteht nicht ein Kunstwerk nur in dem Moment, wann ich deutlich einen Zusammenhang mit dem Universum vernehme? Kann ich den fliehenden Mond nicht ebenso festhalten wie eine fliehende Gestalt, die einen Gedanken bei mir erweckt, und wird jenes nicht ebenso ein Kunstwerk? Und welcher Künstler, der dieses in sich fühlt, den die Natur, die wir nur noch in uns selbst, in unsrer Liebe, und an dem Himmel, rein sehen, erweckt, wird nicht nach dem rechten Gegenstande greifen, um diese Empfindung an den Tag zu legen? Wie könnte ihm da der Gegenstand mangeln? Solch ein Gefühl muß also dem Gegenstande noch vorausgehen; wie ungereimt also eine Aufgabe? — Wie können wir nur denken, die alte Kunst wieder zu erlangen? Die Griechen haben die Schönheit der Formen und Gestalten aufs höchste gebracht in der Zeit, da ihre Götter zugrunde gingen; die neuern Römer brachten die historische Darstellung am weitesten, als die katholische Religion zugrunde ging: bei uns geht wieder etwas zugrunde, wir stehen am Rande aller Religionen, die aus der katholischen entsprangen, die Abstraktionen gehen zugrunde, alles ist luftiger und leichter als das Bisherige, es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anzufangen? sie greifen falsch wieder zur Historie und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? der vielleicht noch schöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie würklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsre Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen.

Vom Bildermalen

Hans Thoma



Ein geborener Realist, wollte ich nichts anders malen, als was ich selber gesehen, ja selber gelebt hatte — wo ich hinschaute, sah ich auch Schönes genug. — Menschen, Tiere, Landschaften, im harmonischen Lichte vereinigt, schwebten mir vor. — Ahnungen, Möglichkeiten zu schönen Bildern — wenn ich nur einmal die Bilder so machen könnte, wie ich sie mir vorstellte. Programm hatte ich keines, auch keine Sorge, wie die Sache werden sollte; ich dachte, daß, wenn ich einmal Bilder annähernd so malte, wie sie mich traumartig umgaukelten, dieselben auch aller Welt gefallen müßten. Jedermann würde sich daran freuen, wie ich selber an diesen eingefangenen Gebilden. Freilich habe ich da die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie ich Jahrzehnte hindurch erfahren mußte.

Zuerst trat ich mit einem kleinen Bildchen: das braune Bernauer Bächlein im moosgrünen Tannenwald, an die Öffentlichkeit des Kunstvereins; die Kritik war sehr günstig, es wurde genannt: „Ein Anklang an Hebel, voll Seele" — auch ein zweites Bild, der „Bienenvater", wurde ebenso günstig beurteilt — beide wurden auch angekauft. Wie fühlte ich mich da glücklich, von der Gunst des Publikums getragen.

Ach ja, „die Seele", das ist ein merkwürdig Ding in der Kunst und ist gar schwer zu sehen. Gar bald sah man diese „Seele" nicht mehr in dem, was ich machte — es sah halt doch ganz anders aus, als was man im Kunstverein zu sehen verlangte und vielleicht auch als Seele zu kaufen wünschte.

Im Jahre 1866 wußte ich nicht, wie es in Karlsruhe weitergehen sollte. Ein Freund, Hermann Schumm, hatte in Basel eine Lehrerstelle an einer kunstgewerblichen Anstalt inne, er vermeinte, mir dort nun auch eine Zeichenlehrerstelle verschaffen zu können, und ich hoffte sehr darauf, um auch endlich meinen paar Angehörigen eine bessere Existenzsicherheit gründen zu können; ich ging nach Basel und betrieb die Sache — aber es schlug alles gänzlich fehl, und die Not wurde für uns alle größer denn je.

Nach Karlsruhe zurück wollte ich nicht; da half mir mein Freund so weit nach, daß ich auf gut Glück nach Düsseldorf gehen konnte. Einige Empfehlungen von Karlsruhe aus sollten dort wirksam sein.

In einem kleinen Atelier arbeitete ich in Düsseldorf nun recht fleißig, mit dem guten Gefühl, in einer richtigen Malerstadt zu sein; ich stellte auch einiges aus, aber die Bilder waren Fremdlinge, und die Kunsthändler wußten nichts damit anzufangen — sie bewegten sich so gar nicht auf der Linie Achenbach-Vautier.

Die Karlsruher Empfehlungen versagten auf eine fast komisch zu nennende Art. Die Situation wurde ernst — sehr ernst —, ich bat einen befreundeten Maler, daß er einen Winkelkunsthändler, der sogenannten Kitsch für ein paar Taler in den Ateliers kaufte, zu mir schicken solle. Eine ganze Reihe kleiner Bilder wurde aufgestellt, als er kam; er sah sie lange an, ich stand erwartungsvoll dahinter — wie wichtig war mir die zu erwartende Kritik —, endlich sagte er: „Ich kann Ihre Bilder nicht brauchen für das Publikum, mit dem ich meine Geschäfte mache — das sind gute Bilder, aber nicht verkäuflich, ich kann sie nicht brauchen.“ Ich wollte auf jeden Preis eingehen, den er mir bieten wolle, er zog sich zurück, indem er sagte: „Ihre Bilder sind zu gut für mich und mein Publikum.“ Ich rief ihm unter der Türe noch nach, daß meine Bilder so schlecht seien wie irgendwelche — aber es half nichts.

Wie so oft im Leben, kam die Hilfe in der Not von ganz unerwarteter Seite; von einem Unbekannten wurde ein bei einer Kunsthandlung ausgestelltes Bild für 150 Taler gekauft — da war ich schön heraus.

Auf Empfehlungen gebe ich gar nichts, ich habe später nie mehr mir welche geben lassen. Es sind unnötige Belästigungen und haben nur für den alleräußerlichsten gesellschaftlichen Verkehr einigen Zweck. Die Menschen muß man selber finden, und man findet sie auch; so fand ich in Düsseldorf den Frankfurter Maler Otto Scholderer, von dem ich hörte, daß er sich mit größter Lebhaftigkeit über den Wert, den er meinen Bildern beilegte, aussprach. Wir wurden nun sehr befreundet; er hatte viel gesehen und hatte einen hohen Begriff von Kunst; seine weitgehende Sympathie für meine Arbeiten gewährte mir in dieser Zeit der Verlassenheit einen guten Halt. — Für die Düsseldorfer waren meine Bilder ganz und gar nicht; abfällige Kritik suchte sich lustig darüber zu machen. Ein berühmter Mann sprach es aus, daß er einen Zug von Melancholie in denselben finde, der ja in der Kunst auch sein Recht habe — in diesem Zusammenhang prophezeite man, daß, wenn ich so fortmale, mir nichts anderes übrig bleibe, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Im „Malkasten“ wurden Karikaturen von meinen Bildern gemacht, es herrschte das große Hallo, das minderwertige Menschen immer anstimmen, wenn eine neue ungewohnte Erscheinung sie beunruhigt. Ein mir wohlgesinnter Maler namens Rainer Dahlen ärgerte sich über die Spötter und sagte ihnen: Übt euch nur einstweilen darauf ein, es kommt euch zugut, wenn die Zeit kommt, wo ihr die Bilder im Ernst nachahmt.

Derartige Gehässigkeiten haben mich zum Glück nie viel berührt — ich war eine fröhliche Natur, hatte auch stets das Gefühl von Talent und Können — und es steckte stets so viel Übermut in mir, daß ich mich über manchen Kunstfex lustig machen konnte — so konnte ich gar vieles als Komik empfinden, von dem andere meinten, es müßte mich niederdrücken. Ich war zwei Winter in Düsseldorf, habe auch bei dem dort entwickelten Kunsthandel einige Bilder verkauft, so daß ich fröhlich still weiter malen konnte. Das lustige Treiben im „Malkasten“

machte ich gar gerne mit. Im ganzen habe ich mich in Düsseldorf wohlbefunden und denke gerne an den Aufenthalt zurück.

Im Frühling 1868 ging ich mit Scholderer nach Paris. Im Louvre sah ich zum erstenmal große Kunst, und alles Düsseldorferische war verschwunden, ich wußte nun, daß ich im tiefsten Grund meiner Seele recht habe. — Auch die neuere französische Malerei in ihrer Kühnheit und Freiheit sprach sehr zu mir, besonders Delacroix. Intim berührten mich Millet, Rousseau, Corot usw. Vor allem aber zog mich der stürmisch revolutionäre Courbet an — was auch wohl erklärlich ist nach der dumpfigen Malluft, in der ich in Düsseldorf mich zwei Jahre befunden habe. Courbet hatte eine eigene große Ausstellung, ich habe ihn auch im Atelier besucht, da er Scholderer von Frankfurt her kannte, wo ja Courbet einige Zeit lebte.

Die Erinnerung, die ich von Paris, wo ich nur dies eine Mal die paar Wochen über war, hatte, ist mir eine gar schöne geblieben — eine Stadt voll Lebensfreude, voll Kunst, voll Licht mit einem so schönen silberlichthellen Wolkenhimmel darüber, es war im Mai, als ich dort war. — Die Eindrücke, die ich dort hatte, haben mich mächtig erregt, es war für mich eine Erweiterung des Lebenselementes. Ich ging von dort den Sommer über nach Bernau, und ich fühlte den Gewinn von Paris schon daraus, daß mir das früher einmal für unmalerisch geltende Bernau nun großartig schön erschien, so daß ich mich an ihm freuen konnte wie an einer wiedergefundenen Geliebten.

Es begann eine schaffensfrohe Zeit; ich grundierte große Leinwande und malte Bilder im Freien, Figuren und Landschaften direkt nach der Natur — alles wurde lebendige Gegenwart, es bewegte mich keine Vergangenheit, es kümmerte mich keine Zukunft. Freund Lugo, den man in Karlsruhe so gerne das Extrem von mir nannte, kam auch nach Bernau, und wir Extreme freuten uns, daß wir so einig waren in all dem Genießen der Schönheiten der Natur, wie sie dem Künstler in den schönsten Stunden seines Daseins gegeben sind. — Ein Felsentälchen mit rauschendem Bach und blumigen Wiesen nannte Lugo „das Tal der tausend Freuden“. Das Bächlein hatte gutes Gefäll, und seine Kraft wird jetzt industriell ausgenützt — es hat dadurch sehr verloren.

Im Herbst wollte ich mit meinen neuen Bildern wieder nach Düsseldorf — eine ganz richtige Idee; — aber unterwegs in Karlsruhe wollte ich doch meine Bilder zeigen. Die Professoren der Kunstschule redeten mir, als sie die Bilder gesehen, zu, wieder in Karlsruhe zu bleiben, denn es sei ein Gewinn, wenn ich der Kunstschule erhalten bliebe, — ich ließ mich gerne überreden — und hatte dadurch ein recht schweres Jahr zu durchleben.

Meine Bilder, die ich so nach und nach im Kunstverein ausstellte, wurden als etwas Unerhörtes betrachtet. Die Kunstfreunde sind allerorts, und so auch in Karlsruhe, sehr lebhafter Art — die öffentliche Kunstmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zusammen, und so fuhr man mit Zorn, mit Spott und Hohn

darüber her — so was! — chinesisch, japanisch nannte man die Bilder, was heutzutag freilich nicht mehr für so schimpflich gilt wie im Jahre 1869. Eine Anzahl dieser Kunstvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorstand, daß man mir das Ausstellen durch einen Beschluß ein für allemal verbieten solle. Der Kunstschulprofessor, der mir dies mitteilte, war sehr erregt, sagte auch, daß dies beim Vorstand natürlich nicht durchgegangen wäre, ermahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte, und daß ich doch so malen sollte, wie gebildete Menschen es verlangten; bei meinem großen Talent müsse mir dies auch nicht schwerfallen.

Wenn man dies liest, so könnte man etwa meinen, daß eine solche Entrüstung des braven Bürgergefühls daher gekommen sei, weil die Bilder etwa gegenständlich Unpassendes enthalten hätten — und ich muß, um nicht etwa diesen Verdacht aufkommen zu lassen, ausdrücklich sagen, daß es die unschuldigsten Gegenstände von der Welt waren: Blumen, Landschaften, Tiere und Menschen — sie waren von solider Zeichnung und Ausführung und ruhig harmonischer Farbe — ein tiefes sattes Grün mag vorherrschend gewesen sein. Ich sah ein, daß ich nicht länger in Karlsruhe bleiben durfte; die Gesellschaft nannte einen gewissen Salat Thomasalat, ich wußte die Zeichen der Zeit wohl zu deuten; wohin gehen, wußte ich freilich jetzt wieder nicht. Sich wehren gegen diese öffentliche Meinung wäre Unsinn gewesen — dumm war ich gerade nie — und still aus dem Wege gehen war das richtigste. Ich machte die „Faust im Sack"; das will heißen, ich machte mir hier und da ein Epigramm, womit ich mir Luft machte — die ich aber niemand zeigte; hier setze ich eines derselben hin, das einem Kunstfreund galt, den meine grünen Bilder auf das heftigste erregt hatten; man ersehe daraus, daß ich doch nicht ganz so harmlos gewesen bin, wie manche Beurteiler es dahinstellen könnten; es heißt „Farbenwirkungen":

Vor rotem Tuche wird der Ochse wild,
Du wurdest es, weil grün mein Bild.

Im allgemeinen übte ich die Tugend des Schweigens — durch solches Schweigen werden aber doch viele hinters Licht geführt, solche, die aus der Beharrlichkeit des Tuns nichts merken können — geschieht ihnen ganz recht.

Heutzutage scheint es mit dem Kunsturteil besser zu sein, man scheint etwas vorsichtiger zu sein: damals hielt es jeder für eine Schmach, wenn er merkte, daß man seinem gesunden, im Kunstverein gebildeten Menschenverstand, seinen zwei Augen nicht zutrauen wollte, daß er das volle Verständnis für alle Kunst habe. — Einmal, als ich Rembrandt nur so erwähnte, um etwas über Farbenharmonie zu erklären, schrie mich einer an: „Ich sehe es ja mit meinen gesunden Augen, daß so ein Rembrandt mit Dreck gemalt hat, und untendurch ist, wenn man ihn mit unsren farbenfreudigen Bildern vergleicht, wie sie jeden Sonntag im Kunstverein sind." — Da war ich schön still; — denn wenn einer an seinen

gesunden Menschenverstand, an seine eignen Augen appelliert, zieht er sich auf ein Gebiet zurück, auf das ihm ein Kluger nicht folgt — sonst kann ja nur noch die Prügelei losgehen. So ein gesunder Menschenverstand begreift alles, nur begreift er oft nicht, daß es Dinge geben sollte, die er nicht begreift.

Im Frühling 1870 ging ich still und, wie ich dachte, für immer von Karlsruhe fort; aber daß es doch nicht für immer war, daran war eine Prophezeiung, die mir im Jahre 1859 in St. Blasien von einem sehr alten Mann gemacht wurde, schuld — die gewissermaßen über mir schwebte und an die ich erst wieder dachte, als ich im Jahr 1899 gegen alles Erwarten und Denken als Direktor nach Karlsruhe berufen wurde ...

Den Sommer über war ich bei Mutter und Schwester in Säckingen. Die volle Ruhe, die der Künstler braucht, kam wieder über mich — ich war nicht verbittert, ich hatte anderes zu tun, als mich um Kunstvereinsmitgliedermeinungen zu kümmern, ich lebte wieder mit der Natur zusammen und sah überall viel Schönes; ich brachte es zustande, wunschlos, d. h. ohne allen Ehrgeiz, zu sein. Ein schöner Trotz kam als Trost über mich, ein Lebensmut, der mich nie mehr verlassen sollte. Ein Gefühl der Genügsamkeit kam dazu — wozu sollte ich danach streben, in der Welt das, was man Bedeutung nennt, zu erlangen — ich fühlte eine ganz besondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung.

Daß dieser Zustand des Zurückziehens auch seine Gefahren in sich trägt, weiß ich sehr wohl — vor der Verbitterung, von der man gewöhnlich annimmt, daß sie im Gefolge sein müsse, hat mich eine gute Gottesgabe bewahrt — ich hatte Humor — ein Ding, das in unserer modernen Errungenschaftsjagd immer mehr in Deutschland zu verschwinden scheint; bösartig bissiger Witz wird ihn niemals ersetzen.

Es gibt Güter, die man ererbt, ohne daß man sich deren bewußt wird — aber sie begleiten doch unser Leben wie geheimnisvolle Mächte. Meine Mutter war eine fromme Frau — in aller Not, mit der sie oft heldenhaft zu kämpfen hatte, war sie voll gläubigen Gottvertrauens. Das Evangelium war in ihrem einfach schlichten Sinn lebendig geworden. Ich war ja ein Kind der Zeit, nicht in ihrem Sinne gläubig, aber auch mich leitete etwas wie Glaubensstärke und Gottvertrauen, und wenn ich dies mit modernen Ansichten anders nennen mußte, jetzt sehe ich, daß es nur umgewortet war und im Wesen doch das gleiche war. Es ist eine Kraft des Lebens, die im Gottesbewußtsein, im Bewußtsein des Zusammenhangs aller Weltgeschehnisse und alles Weltdaseins beruht. — Ich war getrost: Trost und Trotz sind gewiß nahe Verwandte. Es gibt Lagen im Leben, in denen man sich nur durch Trotz behaupten kann, durch Bejahung seines eigensten Wesens — man wird dann freilich eigensinnig gescholten — aber das soll es ja auch sein. Es fehlt uns so oft das Unabhängigkeitsgefühl, wir sind meist feig und träg und fürchten uns vor dem einfältigsten Allerweltnachbarnurteil —

so daß es gar nichts schadet, wenn man einen Stoß erleidet, der einen in Harnisch bringt. Da ich ein Deutscher bin, leide auch ich sehr unter diesem Abhängigkeitsgefühl, aber der Stoß brachte es mit sich, daß ich mich meiner Haut, meiner Kunst wehren mußte.

Stolz wie ein Engländer konnte ich freilich nicht sagen: „Mein Haus ist meine Burg“, aber ich schwang mich diesen Begebenheiten und all den spätern Zurückweisungen und giftigen Kritiken gegenüber so weit auf oder auch zurück, daß ich sagte: Diese Leinwand habe ich gekauft und bezahlt, sie ist mein, also kann ich sie bemalen, wie ich es will! — Dieser Standpunkt des Zurückziehens war gut für mich, ich hatte eine Verteidigungsstellung, die uneinnehmbar war, aus der mich kein Kritiker mit seiner Feder herauskitzeln konnte.

Wenn der kritische Kunstfreund mit seinem Verständnis in die Enge getrieben, ins Unsichere, sich auf seinen gesunden Menschenverstand beruft, denselben gleichsam zu einem festen Halt materialisierend, ihn für einen unwandelbaren Standpunkt haltend, so sei es auch dem Maler vergönnt, sich auf das Eigentumsrecht an seinen Leinwanden zu stützen und daraus einen Stützpunkt zu finden auf dem schlüpfrigen, mit Meinungen gepflasterten Wege, der an den Abgründen der Kunstphilosophie sich hinzieht.

Vermächtnis

Anselm Feuerbach

Rom, dieser gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens, habe ich so viel zu danken. Es ist mir in Wahrheit eine zweite Heimat geworden; und immer, wenn mein künstlerisches Denkvermögen in Deutschland brachgelegt wurde, durfte ich nur die italienische Grenze überschreiten, und eine Welt von Bildern stieg in mir auf.

Ich fing an, das Alleinsein zu lieben, das ich früher so schwer ertragen hatte. Meinen Bekannten, die sich über diesen Hang beunruhigten, führte ich zu Gemüte, daß ich mich nie langweile, außer in langweiliger oder schlechter Gesellschaft.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Deutsche in Rom sich aller Romantik entkleiden muß. Rom weist einem jeden diejenige Stelle an, für die er berufen ist. Eine heiße und klare Sonne beleuchtet diese Trümmer im schärfsten Detail, so daß unser so leicht phantastisch erregtes Gemüt oft sehr derb an die Wahrheit anrennt und sich nicht selten daran stößt, wie sie denn überhaupt fast immer eine bittere Arznei ist.

Das, was wir Poesie nennen, können wir nicht brauchen; es kommen Zeiten der Ratlosigkeit und Niedergeschlagenheit; doch nach und nach wachsen die empfangenen Eindrücke in der Seele und füllen sie aus; dieselbe Sonne beginnt unser Inneres zu beleuchten und zu erwärmen. Ich habe dies an mir selbst erlebt. Mit unverdorbenem Herzen, unklar aber bildungsfähig, war ich nach Rom gekommen. Raffaels und der Antike Schönheit, auf deutschen Kathedern vorgetragen, in deutschen Kunstgeschichten niedergeschrieben, war auf mich nicht angewendet. Vielleicht gerade deshalb, weil meine Natur wahrhaftig war, mußte mir das verschlossen bleiben, wofür man jetzt schon in den Kinderschuhen schwärmt.

Um so kräftiger und unwiderstehlicher war das Erwachen des neuen Geistes in mir. Schon in Venedig verkündigte sich das Tagesgrauen, in Florenz brach die Morgenröte herein, in Rom aber vollzog sich das Wunder, welches man eine vollkommene Seelenwandlung und Erleuchtung nennen kann — eine Offenbarung.

Der lange römische Aufenthalt ist eine Zeit fortwährenden passiven Widerstandes gegen moderne Oberflächlichkeit und Existenzsorgen für mich gewesen; zwei Feinde, von denen einer stark genug ist, die Künstlerseele zu entmutigen. Von der Heimat geächtet und verbannt, kann ich das Rätsel des Nichtverkommenseins nur in meinem biegsamen und doch starken Naturell gelöst finden, oder besser, die Rasse hat mich gerettet und — die Kunst ...

Was ich konnte und was ich zu lernen hatte, wußte ich genau, und demgemäß habe ich zum Erschöpfen eines Gegenstandes unendliche Studien als notwendig erachtet. Daß mir bei Bildern, wie die Iphigenie und die Kindergruppen eine einzige Seite nicht genügend dünkte, ist der Grund, weshalb viele in der Auffassung sich ähnelnde Werke eines und desselben Grundgedankens periodenweise entstanden, welche doch, jedes für sich betrachtet, ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen.

Von dieser Strenge datiert sich die Erscheinung, daß an den besten meiner Bilder nicht ein Jota zu ändern ist und die meisten den Gegenstand erschöpfen, während bei vielen modernen Malern gewöhnlich alles eben so gut auch anders sein könnte.

Meine anfängliche Formlosigkeit erfüllte mich mit Entsetzen. Unermüdliche Mache bei strengster Beobachtung haben es dahin gebracht, daß ich die kleinsten Mängel auf den ersten Blick leicht erkenne.

Alle meine Werke sind aus der Verschmelzung irgendeiner seelischen Veranlagung mit einer zufälligen Anschauung entstanden. Das Ausgabebedürfnis war so stark, daß immer zuerst die Gestalten da waren, ehe ich den richtigen Namen für sie fand.

Der Ursprung meiner Pietà war auf den Stufen der Peterskirche gefunden: eine Frau vom Lande, ob schlafend oder weinend, wußte ich nicht.

Hafis am Brunnen haftet sich an eine mit wilden Rosen überrankte Mauer zwischen Baden-Baden und Lichtental.

Bei dem Symposion war die bacchische Gruppe des Alkibiades lange schon vorhanden; erst bei dem Suchen eines ihr entsprechenden Gegengewichtes fiel mir in plötzlicher Eingebung das Gastmahl des Platon ein.

Auch bei den Titanen war wieder der lachende Poseidon die Figur, welche mir zuerst vorschwebte und an die sich dann unmittelbar die übrige Komposition rhythmisch anreiht

Gewisse Haltungen und Bewegungen habe ich jahrelang mit mir herumgetragen, ehe sie Verwendung fanden.

Ich muß es noch einmal wiederholen: wer nach Rom kommt und sich einbildet, Form zu haben, der wird, wenn er ein einsichtiger Mensch ist, alsbald finden, daß er von neuem sehen lernen muß

Im Positiven die Poesie festzuhalten, scheint mir die Aufgabe des Künstlers zu sein.

Man pflegt mich einen Idealisten zu nennen, und doch hat vielleicht kein jetzt Lebender so viel und stets nach der Natur gearbeitet. Eine schablonenhafte Handschrift, Schönschreiberei sich anzugewöhnen, mit der man alles schreibt und nichts sagt, war mir von früh an ein Greuel.

Die Schreibseligkeit in der Kunst habe ich nur in der ersten Jugend getrieben. Alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erscheinung erkannt hatte, war ich mir auch sofort bewußt, daß ich mehr als andere zu studieren habe, um der Natur gegenüber den heiligen Respekt zu bewahren und mich zugleich **a forza del lavoro** (kraft der Arbeit) zur Gedankenfreiheit aufzuschwingen.

Der wahre Stil kommt dann, wenn der Mensch, selbst groß angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur, die Sicherheit erlangt hat, in das Große zu gehen.

Mit einem Worte: Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen.

Der sogenannte Realist bleibt immer im Detail stecken. Realismus ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst das Leben nur kopiert, dann brauchen wir sie nicht.



Rembrandt

Musik

Jean Paul

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich aneinanderreihen, um dir nun eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint, wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Tränen wieder.

Mozart an den Baron

(Prag. Herbst 1790)



Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stännerl will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem, (ich bitte Sie herzlich und ein Baron kann das schon thun) dem versetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watschen. Ich wollte ja immer immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musik machen wie ich will und kann, und wo ich mir selbst was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgenden Post schreibe ich schon wieder an Hofmeister, und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott, wär' ich ein großer Herr, so spräch' ich: Mozart, schreibe du mir, aber was du willst und so gut du kannst; eher kriegst du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig hast, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuscript ab, und sollst nicht damit gehen um wie ein Fratschelweib. O Gott, wie mich das alles zwischendurch traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, wo dann freylich manches geschieht, was nicht geschehen sollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, so ist es, und nicht wie Ihnen dumme oder böse Lumpen mögen gesagt haben.

Doch dieses a **Cassa del diavolo**, und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nämlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das, denn ich weiß selbst nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin, und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim spazieren, und in der

Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und sumse sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich nun fest, so kömmt mir bald eins nach dem Andern bey, wozu so ein Brocken zu brauchen wär, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente etc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild, oder einen hübschen Menschen, im Geiste übersehe, und es auch garnicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir wie in einem schönen starken Traum vor. Aber das Überhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergeß ich nicht so leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hinein gesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig, und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beym Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherley vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabey plaudern, nemlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel u. d. gl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie Mozartisch sind, und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bey andern Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben; es ist ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehen haben, auch verschieden von einander aussehen wie von außen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig als das Andere gegeben habe.

Damit lassen Sie mich aus für immer und ewig, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus anderen Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß.



Fastnachtsrede von Florestan, gehalten nach einer Aufführung der letzten Symphonie von Beethoven

Robert Schumann

Florestan stieg auf den Flügel und sprach: Versammelte Davidsbündler, d. i. Jünglinge und Männer, die ihr totschlagen sollet die Philister, musikalische und sonstige, vorzüglich die längsten. —

Ich schwärme nie, Beste! — Wahrhaftig, ich kenne die Symphonie besser als mich. Kein Wort verlier' ich drüber. Es klingt alles so todledern darauf, Davidsbündler. Ordentliche Ovidische Tristien feierte ich, hörte anthropologische Kollegien. Man kann schwerlich wild über manches sein, schwerlich viele Satiren mit dem Gesichte malen, schwerlich tief genug als Jean Paul'scher Giannozzo im Luftballon sitzen, damit die Menschen nur nicht glauben, man bekümmerte sich um selbige, so tief, tief unten ziehen zweibeinige Gestalten, die man so heißt, durch eine sehr enge Schlucht, die man allenfalls das Leben nennen könnte. — Gewiß, ich ärgerte mich gar nicht, so wenig als ich hörte. Hauptsächlich lachte ich über Eusebius. Ein rechter Schelm war er, als er einen dicken Mann so anfuhr. Der hatte ihn nämlich während des Adagios geheimnisvoll gefragt: „Hat Beethoven nicht auch eine Schlachtsymphonie geschrieben, Herr?" — „Das ist eben die Pastoralsymphonie, Herr", sagte unser Euseb gleichgültig. — „Ah, ah, richtig —", dehnte der Dicke fort, sich besinnend.

Der Mensch muß wohl Nasen verdienen, sonst hätte ihm Gott keine gegeben. Viel vertragen sie, diese Publikums, worüber ich die herrlichsten Dinge berichten könnte; z. B. als Ihr, Kniff, mir einmal umwendetet im Konzert bei einem Fieldschen Notturno. Das Publikum besah sich zur Hälfte schon inwendig, es schlief nämlich. Unglücklicherweise erwisch' ich auf einem der abgelebtesten Flügelschweife, der sich je in eine Zuhörerschaft schwang, statt des Pedals den Janitscharenzug, glücklicherweise piano genug, als daß ich mir den Wink des Zufalls konnte entgehen

lassen, das Publikum glauben zu machen, es ließe sich in der Ferne eine Art Marsch hören, den ich von Zeit zu Zeit in leisen Schlägen wiederholte. Natürlich trug Eusebius das seinige zur Verbreitung bei; das Publikum rauchte aber vor Lob. —

Ähnliche Geschichten fielen mir während des Adagios eine Menge ein, als der erste Akkord im Endsatz einbrach. Was ist er weiter, Kantor (sagte ich zu einem Zitternden neben mir), als ein Dreiklang mit vorgehaltener Quinte in einer etwas verzwickten Versetzung, weil man nicht weiß, ob man das Pauken-A oder das Fagotten-F für Baßton nehmen soll? Sehen Sie nur Türk, 19ter Teil, S. 7! — „Ah, Herr, Sie sprechen sehr laut und spaßen bestimmt." Mit leiser, fürchterlicher Stimme sagte ich ihm ins Ohr: Kantor, nehmen Sie sich vor den Gewittern in acht! der Blitz schickt keinen Livreebedienten, eh' er einschlägt, höchstens einen Sturm vorher und drauf einen Donnerkeil. Das ist so seine Manier. — „Vorbereitet müssen solche Dissonanzen dennoch" — da stürzte schon die andere herein. Kantor, die schöne Trompetenseptime vergibt euch. —

Ganz erschöpft von meiner Sanftmut war ich, ich hatte gut mit meinen Fäusten gestreichelt. —

Jetzt gabst du mir eine schöne Minute, Musikdirektor, als du das Tempo des tiefen Themas in den Bässen so herrlich auf der Linie trafst, daß ich vieles vergaß vom Ärger am ersten Satz, in dem trotz des bescheidenen Verhüllens in der Überschrift „un poco maestoso" die ganze langsam schreitende Majestät eines Gottes spricht.

„Was mag wohl Beethoven sich unter den Bässen gedacht haben?" — Herr, antwortete ich, schwerlich genug; Genies pflegen Spaß zu machen — es scheint eine Art Nachtwächtergesang: — — Weg war die schöne Minute und der Satan wieder los. Und wie ich nun diese Beethovener ansah, wie sie dastanden mit glotzenden Augen und sagten: „Das ist von unserm Beethoven, das ist ein deutsches Werk — im letzten Satz befindet sich eine Doppelfuge — man hat ihm vorgeworfen, er prästiere dergleichen nicht — aber wie hat er es getan — ja, das ist unser Beethoven." Ein anderer Chor fiel ein: „Es scheinen im Werk die Dichtgattungen enthalten zu sein, im ersten Satz das Epos, im zweiten der Humor, im dritten die Lyrik, im vierten (die Vermischung aller) das Drama." Wieder ein anderer legte sich geradezu aufs Loben: ein gigantisches Werk wär' es, kolossal, den ägyptischen Pyramiden vergleichbar. Noch andere malten: die Symphonie stellte die Entstehungsgeschichte des Menschen dar — erst Chaos — dann der Ruf der Gottheit: „Es werde Licht!" — nun ginge die Sonne auf über den ersten Menschen, der entzückt wäre über solche Herrlichkeit — kurz, das ganze erste Kapitel des Pentateuchs sei sie. — Ich ward toller und stiller. Und wie sie eifrig nachlasen im Text und endlich klatschten, da packte ich Eusebius beim Arm und zog ihn die hellen Treppen hinunter mit ringsum lächelnden Gesichtern.

Unten im Laternendunkel sagte Eusebius wie vor sich hin: „Beethoven — was liegt in diesem Wort! schon der tiefe Klang der Silben wie in eine Ewigkeit

hineintönend. Es ist, als könne es kein anderes Schriftzeichen für diesen Namen geben.“ Eusebius, sagte ich wirklich ruhig, unterstehst du dich auch, Beethoven zu loben? Wie ein Löwe würde er sich vor euch aufgerichtet und gefragt haben: wer seid ihr denn, die ihr das wagt? — Ich rede nicht zu dir, Eusebius, du bist ein Guter — muß denn aber ein großer Mann immer tausend Zwerge im Gefolge haben? Ihn, der so strebte, der so rang unter unzähligen Kämpfen, glauben sie zu verstehen, wenn sie lächeln und klatschen? Sie, die mir nicht Rechenschaft vom einfachsten musikalischen Gesetz geben können, wollen sich anmaßen, einen Meister im ganzen zu beurteilen? Diese, die ich sämtlich in die Flucht schlage, laß’ ich nur das Wort Kontrapunkt fallen, — diese, die ihm vielleicht das und jenes nachempfinden und nun gleich ausrufen: o, das ist so recht auf unser Korpus gemacht — diese, die über Ausnahmen reden wollen, deren Regeln sie nicht kennen — diese, die an ihm nicht das Maß bei sonst gigantischen Kräften, sondern eben das Übermaß schätzen — seichte Weltmenschen — wandelnde Werthers Leiden — rechte verlebte, großtuige Knaben — diese wollen ihn lieben, ja loben? — —

Davidsbündler, im Augenblick wüßt’ ich niemanden, der das dürfte, als einen schlesischen Landedelmann, der vor kurzem so an einen Musikhändler schrieb: „Geehrter Herr, nun bin ich bald mit meinem Musikschrank in Ordnung. Sie sollten ihn sehen, wie er prächtig ist. Innen Alabastersäulen, Spiegel mit seidenen Vorhängen, Büsten von Komponisten, kurz prächtig. Um ihn aber auf das Köstlichste zu schmücken, bitte ich mir noch sämtliche Werke von Beethoven zu schicken, da ich diesen sehr gern habe.“ Was ich aber sonst noch zu sagen hätte, wüßt’ ich meines Erachtens kaum. —

Beethoven an Goethe

Ew. Exzellenz! Wien, am 8. Februar 1823

Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unsterblichen, nie veralternden Werken und die glücklichen, in Ihrer Nähe verlebten Stunden nie vergessend, tritt doch der Fall ein, daß auch ich mich einmal in Ihr Gedächtnis zurückrufen muß. — Ich hoffe, Sie werden die Zueignung an Ew. Exzellenz von „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“, in Töne gebracht von mir, erhalten haben. Beide schienen mir ihres Kontrastes wegen sehr geeignet, auch diesen durch Musik mitteilen zu können. Wie lieb würde es mir sein zu wissen, ob ich passend meine Harmonie mit der Ihrigen verbunden! Auch Belehrung, welche gleichsam als Wahrheit zu betrachten, würde mir äußerst willkommen sein; denn letztere liebe ich über alles, und es wird nie bei mir heißen: veritas odium parit. — Es dürften vielleicht mehrere Ihrer immer einzig bleibenden Gedichte, in Töne gebracht von mir, erscheinen, worunter auch „Rastlose Liebe“ sich befindet. Wie hoch würde ich eine allgemeine Anmerkung überhaupt über das

Komponieren oder In-Musik-setzen Ihrer Gedichte achten! — Nun eine Bitte an Ew. Exzellenz. Ich habe eine große Messe geschrieben, welche ich aber noch nicht herausgeben will, sondern nur bestimmt ist, an die vorzüglichsten Höfe gelangen zu machen. Das Honorar beträgt nur 50 Kreuzer. Ich habe mich in dieser Absicht an die Großherzoglich Weimarische Gesandtschaft gewendet, welche das Gesuch an Seine Großherzogliche Durchlaucht auch angenommen und versprochen hat, es an selbe gelangen zu machen. Die Messe ist auch als Oratorium gleichfalls aufzuführen, und wer weiß nicht, daß heutiges Tages die Vereine für die Armut dergleichen benötigt sind! Meine Bitte besteht darin, daß Ew. Exzellenz Seine Großherzogliche Durchlaucht hierauf aufmerksam machen möchten, damit Höchstdieselben auch hierauf subskribierten. Die Großherzoglich Weimarische Gesandtschaft eröffnete mir, daß es sehr zuträglich sein würde, wenn der Großherzog vorher schon dafür gestimmt würde. Ich habe so vieles geschrieben, aber erschrieben — — beinahe gar nichts. Nun aber bin ich nicht mehr allein; schon über sechs Jahre bin ich Vater eines Knaben meines verstorbenen Bruders, eines hoffnungsvollen Jünglings im sechzehnten Jahre, den Wissenschaften ganz angehörig und in den reichen Schachten der Griechheit schon ganz zu Hause. Allein in diesen Ländern kostet dergleichen sehr viel, und bei studierenden Jünglingen muß nicht allein an die Gegenwart, sondern selbst an die Zukunft gedacht werden, und so sehr ich sonst bloß nur nach oben gedacht, so müssen doch jetzt meine Blicke auch sich nach unten erstrecken. — Mein Gehalt ist ohne Gehalt. — Meine Kränklichkeit seit mehreren Jahren ließ es nicht zu, Kunstreisen zu machen und überhaupt alles das zu ergreifen, was zum Erwerb führt. — Sollte ich meine gänzliche Gesundheit wiedererhalten, so dürfte ich wohl noch manches andere Bessere erwarten dürfen. — Ew. Exzellenz dürfen aber nicht denken, daß ich wegen der jetzt gebetenen Verwendung für mich Ihnen „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt" gewidmet hätte. Dies geschah schon im Mai 1822, und die Messe auf diese Weise bekannt zu machen, daran ward noch nicht gedacht bis jetzt vor einigen Wochen. — Die Verehrung, Liebe und Hochachtung, welche ich für den einzigen, unsterblichen Goethe von meinen Jünglingsjahren schon hatte, ist immer mir geblieben. So was läßt sich nicht wohl in Worte fassen, besonders von einem solchen Stümper wie ich, der nur immer gedacht hat, die Töne sich zu eigen zu machen. Allein ein eigenes Gefühl treibt mich immer, Ihnen so viel zu sagen, indem ich in Ihren Schriften lebe. — Ich weiß, Sie werden nicht ermangeln, einem Künstler, der nur zu sehr gefühlt, wie weit der bloße Erwerb von ihr entfernt, einmal sich für ihn zu verwenden, wo Not ihn zwingt, auch wegen andern für andere zu walten, zu wirken. — Das Gute ist uns allzeit deutlich, und so weiß ich, daß Ew. Exzellenz meine Bitte nicht abschlagen werden. — Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückseligkeit über mich verbreiten. — Ew. Exzellenz mit der innigsten, unbegrenztesten Hochachtung verharrender Beethoven.

Das Heiligenstädter Testament

Beethoven



Von der Sorge gepeinigt, sein Gehör ganz zu verlieren und dem seelischen Tode der Taubheit zu verfallen, sucht Beethoven Ruhe in der Einsamkeit von Heiligenstadt. Dort schreibt er im Oktober 1802 sein erschütterndes Testament nieder:

Für meine Brüder Karl und (Johann)* Beethoven.

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt; aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines daurenden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauren wird oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wär' es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei anderen sein sollte, eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben. — Oh, ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, dürfen feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben. Ganz allein fast, nur so viel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, soviel als möglich mein

* Dieser Name ist von Beethoven aus unbekannten Gründen nicht hinzugeschrieben.

Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte. Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung: es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. — Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen: ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt. — Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahre gezwungen, Philosoph zu werden, es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es; du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles gut getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Karl und (Johann), sobald ich tot bin, und Professor Schmidt[1] lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget Ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens soviel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Teilt es redlich und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider getan, das wißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir, Bruder Karl, danke ich noch insbesondre für Deine in dieser letztern, spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß Euch ein besseres, sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend: sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld; ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky[2] und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst Lichnowsky wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entstehe deswegen kein Streit unter Euch. Sobald sie Euch aber zu was Nützlicherm dienen

---

[1] Der „vernünftige Arzt" Beethovens, Professor an der Wiener Universität.

[2] Freund und Schüler Mozarts, eifrigster Förderer Beethovens, dem er ein kostbares Streichquartett schenkte.

können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe Euch nützen kann! —

So wär's geschehen. — Mit Freuden eil' ich dem Tode entgegen. — Kömmt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. — Doch auch dann bin ich zufrieden: befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — Komm, wann du willst: ich gehe dir mutig entgegen. — Lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode. Ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, Euch glücklich zu machen; seid es! —

Heiligenstadt, am 6. Oktober 1802.

Ludwig van Beethoven.

Nachtrag:

Heiligenstadt, am 10. Oktober. — So nehme ich denn Abschied von Dir* — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung — die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr geworden. Fast wie ich hierher kam, gehe ich fort — selbst der hohe Mut — der mich oft in den schönen Sommertägen beseelt — er ist verschwunden. — O Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! — So lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. — O wann, o wann, o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen! — Nie? — nein — oh, es wäre zu hart! —

* Vermutlich Beethovens Schülerin, die schöne Gräfin Giulietta Guicciardi.



Reden am Grabe Beethovens

Grillparzer



Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrigblieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Müse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß,

der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Sechs Monden sind's, da standen wir hier an demselben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbesegeltes Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsre Enkel wissen, wo sie hinzuknien haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen

Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Ärgerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

Zwei Briefe

Franz Schubert

An seinen Bruder Ferdinand

Den 12. Sept. 1825, Gmunden



Von Neumarkt, welches die letzte Post vor Salzburg ist, sieht man schon Bergesspitzen aus dem Salzburger Tal herausschauen, die eben mit Schnee bedeckt waren. Ungefähr eine Stunde von Neumarkt wird die Gegend schon wunderschön. Der Waller-See, welcher rechts von der Straße sein helles blaugrünes Wasser ausbreitet, belebt diese anmutige Gegend auf das herrlichste. Die Lage ist sehr hoch, und von nun an geht es immer abwärts bis nach Salzburg. Die Berge steigen immer mehr in die Höhe, besonders ragt der fabelhafte Untersberg wie zauberhaft aus den übrigen hervor. Die Dörfer zeigen Spuren von ehemaligem Reichtum. An den gemeinsten Bauernhäusern findet man überall marmorne Fenster- und Türstöcke, auch sogar manchmal Stiegen von rotem Marmor. Die Sonne verdunkelt sich, und die schweren Wolken ziehen über die schwarzen Berge wie Nebelgeister dahin; doch berühren sie den Scheitel des Untersberges nicht, sie schleichen an ihm vorüber, als fürchteten sie seinen grauenvollen Inhalt. Das weite Tal, welches mit einzelnen Schlössern, Kirchen und Bauernhöfen wie angesäet ist, wird dem entzückten Auge immer sichtbarer. Türme und Paläste zeigen sich nach und nach; man fährt endlich an dem Kapuzinerberge vorbei, dessen ungeheure Felswand hart an der Straße senkrecht in die Höhe ragt und fürchterlich auf den Wanderer herabblickt. Der Untersberg mit seinem Gefolge wird riesenhaft, ihre Größe will uns fast erdrücken. Und nun geht es durch einige herrliche Alleen in die Stadt selbst hinein. Festungswerke aus lauter Quadersteinen um-

Die Singer.



Jost Amman

geben diesen so berühmten Sitz der ehemaligen Kurfürsten. Die Tore der Stadt verkünden mit ihren Inschriften die verschwundene Macht des Pfaffentums. Lauter Häuser von 4 bis 5 Stockwerken erfüllen die ziemlich breiten Gassen, und an dem wunderlich verzierten Hause des Theophrastus Paracelsus vorbei geht es über die Brücke der Salzach, die trüb und dunkel mächtig vorüberbraust. Die Stadt selbst machte einen etwas düstern Eindruck auf mich, indem ein trübes Wetter die alten Gebäude noch mehr verfinsterte, und überdies die Festung, die auf dem höchsten Gipfel des Mönchberges liegt, in allen Gassen der Stadt ihren Geistergruß herabwinkt...

Von hier gingen wir in das Kloster zu St. Peter, wo Michael Haydn residiert hat. Auch diese Kirche ist wunderschön. Hier befindet sich, wie Du weißt, auch das Monument des M. Haydn. Es ist recht hübsch, aber steht auf keinem guten Platz, sondern in einem abgelegenen Winkel. Auch lassen diese herumliegenden Zettelchen etwas kindisch; in der Urne befindet sich sein Haupt. Es wehe auf mich, dachte ich mir, dein ruhiger, klarer Geist, du guter Haydn, und wenn ich auch nicht so ruhig und klar sein kann, so verehrt dich doch gewiß niemand auf Erden so innig als ich. (Eine schwere Träne entfiel meinen Augen, und wir gingen weiter.) Mittags... bestiegen wir den zwar nicht hohen, aber die allerschönste Aussicht gewährenden Nonnenberg. Man übersieht nämlich das hintere Salzburger Tal. Dir die Lieblichkeit dieses Tals zu beschreiben, ist beinahe unmöglich.

Denke Dir einen Garten, der mehrere Meilen im Umfange hat, in diesem unzählige Schlösser und Güter, die aus den Bäumen heraus- oder durchschauen, denke Dir einen Fluß, der sich auf die mannigfaltigste Weise durchschlängelt, denke Dir Wiesen und Äcker, wie ebenso viele Teppiche von den schönsten Farben, dann die herrlichen Wasser, die sich wie Bänder um sie herumschlingen, und endlich stundenlange Alleen von ungeheuren Bäumen, dieses alles von einer unabsehbaren Reihe von den höchsten Bergen umschlossen, als wären sie die Wächter dieses himmlischen Tals, denke Dir dieses, so hast Du einen schwachen Begriff von seiner unaussprechlichen Schönheit.

Den 21. September, Steyer

Harpffen vnd Lauten.



Jost Amman

...Der folgende Morgen war... der schönste Tag von der Welt und in der Welt. Der Untersberg, oder eigentlich der Oberste glänzte und blitzte mit seinem Geschwader und dem gemeinen Gesinde der übrigen Berge herrlich in oder eigentlich neben der Sonne. Wir fuhren durch das oben beschriebene Tal, wie durchs Elysium, welches aber vor jenem Paradies noch das voraus hat, daß wir in einer scharmanten Kutsche saßen, welche Bequemlichkeit Adam und Eva nicht hatten. Statt der wilden Tiere begegneten uns manche allerliebste Mädchen —. Es ist gar nicht recht, daß ich in einer so schönen Gegend so miserable Späße mache, aber ich kann heut einmal nicht ernsthaft sein. So steuerten wir denn, in Wonne versunken über den schönen Tag und über die noch schönere Gegend, gemächlich fort, wo uns nichts auffiel als ein niedliches Gebäude, welches Monat-Schlößchen heißt, weil es ein Kurfürst in einem Monat für seine Schöne aufbauen ließ. Das weiß hier jeder Mensch, doch stößt sich niemand daran. Eine Toleranz zum Entzücken. Auch dieses Gebäudchen sucht durch seine Reize das Tal zu verherrlichen. Nach einigen Stunden gelangten wir in die zwar merkwürdige, aber äußerst schmutzige und grausliche Stadt Hallein. Die Einwohner sehen alle wie Gespenster aus, blaß, hohläugig und mager zum Anzünden. Dieser schreckliche Kontrast, den dieser Anblick des Natzenstadtls usw. auf jenes Tal erzeugt, machte einen höchst fatalen Eindruck auf mich. Es ist, als wenn man von dem Himmel auf einen Misthaufen fiele, oder nach einer Mozartschen Musik ein Stück von dem unsterblichen A. hörte... Wir fuhren also weiter über Golling, wo sich schon die ersten hohen, unübersteigbaren Berge zeigten, durch deren fürchterliche Schluchten der Paß Lueg führt. Nachdem wir dann über einen großen Berg langsam hinaufkrallten, vor unserer Nase sowie zu den beiden Seiten schreckliche Berge, so daß man glauben könnte, die Welt sei hier mit Brettern vernagelt, so sieht man plötzlich, indem der höchste Punkt des Berges erreicht ist, in eine entsetzliche Schlucht hinab, und es droht einem im ersten Augenblick einigermaßen das Herz zu schüttern. Nachdem man sich etwas von dem ersten Schreck erholt hat, sieht man diese rasend hohen Felswände, die

sich in einiger Entfernung zu schließen scheinen, wie eine Sackgasse, und man studiert umsonst, wo hier der Ausgang sei. In dieser schreckenvollen Natur hat auch der Mensch seine noch schreckenvollere Bestialität zu verewigen gesucht. Denn hier war es, wo auf der einen Seite die Bayern, und die Tiroler auf der andern Seite der Salzach, die sich tief, tief unten brausend den Weg bahnt, jenes grauenvolle Morden vollbrachten, indem die Tiroler, in den Felsenhöhen verborgen, auf die Bayern, welche den Paß gewinnen wollten, mit höllischem Lustgeschrei herabfeuerten, welche getroffen in die Tiefe herabstürzten, ohne je sehen zu können, woher die Schüsse kamen. Dieses höchst schändliche Beginnen, welches mehrere Tage und Wochen fortgesetzt wurde, suchte man durch eine Kapelle auf der Bayern Seite und durch ein rotes Kreuz in dem Felsen auf der Tiroler Seite zum Teil zu bezeichnen, und zum Teil durch solche heilige Zeichen zu sühnen. Du herrlicher Christus, zu wieviel Schandtaten mußt du dein Bild herleihen. Du selbst das gräßlichste Denkmal der menschlichen Verworfenheit, da stellen sie dein Bild auf, als wollten sie sagen: Seht! die vollendetste Schöpfung des großen Gottes haben wir mit frechen Füßen zertreten, sollte es uns etwa Mühe kosten, das übrige Ungeziefer, genannt Menschen, mit leichtem Herzen zu vernichten?

Rede an Webers letzter Ruhestätte

Richard Wagner

Dezember 1844 in Dresden



Hier ruhe denn! Hier sei die prunklose Stätte, die uns deine teure Hülle bewahre! Und hätte sie dort* in Fürstengrüften geprangt, im stolzesten Münster einer stolzen Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß du ein bescheidenes Grab in deutschem Boden dir lieber zur letzten Ruhestätte erwählt. — Du gehörtest ja nicht jenen kalten Ruhmsüchtigen an, die kein Vaterland haben, denen das Land der Erde das liebste ist, in welchem ihr Ehrgeiz den üppigsten Boden für sein Gedeihen findet. — Zog dich ein verhängnisvoller Drang dorthin, wo selbst das Genie sich zu Markte bringen muß, um zu gelten, so wandtest du zeitig genug sehnsuchtsvoll deine Blicke nach dem heimatlichen Herde zurück, nach dem bescheidenen ländlichen Sitze, wo dir an der Seite deines trauten Weibes Lied auf Lied aus dem Herzen quoll. „Ach, wäre ich wieder bei euch, ihr Lieben!" das war wohl dein letzter Seufzer, mit dem du dort dahinschiedest!

* Karl Maria v. Weber war 1826 in London gestorben.

Der Organist.



Drey Pfeiffer.



Heertrummel.



Drey Geiger.



Jost Amman

Warst nun du ein so gemütvoller Schwärmer, wer will uns tadeln, wenn wir gerade dir mit gleicher Neigung begegnen, wenn auch wir diese Schwärmerei recht innig teilten und gern dem stillen Wunsche nachhingen, dich wieder bei uns in der lieben Heimat zu haben? Oh, diese Schwärmerei, sie hat dich mit sympathetischer Gewalt zum Liebling deines Volkes gemacht! Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du! Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht. Ja, diese Kindlichkeit war es, die deinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn stets rein und keusch bewahrte; und in dieser Keuschheit lag deine Eigentümlichkeit: wie du diese herrliche Tugend stets ungetrübt erhieltest, brauchtest du nichts zu erdenken, nichts zu erfinden, — du brauchtest nur zu empfinden, so hattest du auch das Ursprünglichste erfunden. Du bewahrtest sie bis an den Tod, diese höchste Tugend, du konntest sie nie opfern, dieses schönen Erbmals deiner deutschen Abkunft dich nie entäußern, du konntest uns nie verraten! — Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen, — wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Asche auch ein Teil seiner Erde, der lieben deutschen Erde, sein sollte?

Noch einmal, scheltet uns nicht, ihr, die ihr die Eigentümlichkeit des deutschen Herzens verkanntet, dieses Herzens, das so gern schwärmt, da, wo es liebt! War es Schwärmerei, mit der wir nach der teuren Hülle unseres lieben Weber verlangten, so war es die Schwärmerei, die uns ihm so verwandt sein läßt, die Schwärmerei, der all die herrlichen Blüten seines Geistes entkeimten, um deretwillen die Welt ihn bewundert und wir ihn lieben.

Ein Werk der Liebe glauben wir nun zu verrichten, wenn wir dich, lieber Weber, der du nie Bewunderung, sondern nur Liebe suchtest, den Augen der Bewunderung entziehen, um dich den Armen der Liebe zuzuführen. Aus der Welt, vor der du glänztest, geleiten wir dich zurück in die Heimat, in den Schoß deiner Familie! Fragt den Helden, der zum Siegen auszog, was ihn am meisten beglückt nach den ruhmvollen Tagen auf dem Felde der Ehre? Gewiß, die Heimkehr in das Vaterhaus, wo sein Weib, seine Kinder seiner harren. Und sieh, wir brauchen hier nicht bildlich zu reden: dein Weib, deine Kinder harren deiner in Wirklichkeit. Bald vernimmst du über dieser Ruhestätte den Tritt des treuen Weibes, das so lange, so lange deiner Wiederkunft harrte, und das jetzt an der Seite des teuren Sohnes die heißesten Liebestränen dem zurückgekehrten Herzensfreunde weint. Sie gehört der Welt der Lebenden, — du bist ein seliger Geist geworden, nicht Aug' in Auge kann sie dich begrüßen; — da sandte Gott einen Boten aus, der dich ganz nah', Aug' in Auge bei deiner Heimkehr begrüßen und

dir Zeugnis geben sollte von der unvergänglichen Liebe deiner Treuen. Dein jüngster Sohn ward zu dieser Sendung auserwählt, das Band zwischen Lebenden und Dahingeschiedenen zu knüpfen; ein Engel des Lichtes, schwebt er jetzt zwischen euch und bringt euch gegenseitige Liebeskunde. — Wo ist nun Tod? Wo ist Leben? Wo beide sich in so wunderbar schönem Bund vereinen, da ist des ewigen Lebens Keim!

Laß auch uns, du teurer Dahingeschiedener, mit in diesen Bund treten! Wir kennen dann nicht Tod, nicht Verwesung mehr, nur Blüte und Gedeihen. Der Stein, der deine Hülle umschließt, wird uns dann zu dem Fels der Wüste, dem der Gewaltige einst den frischen Quell entschlug: aus ihm ergießt sich in die fernsten Zeiten ein herrlicher Strom stets verjüngten, schaffenden Lebens! — Du Quell alles Daseins, laß uns dieses Bundes stets eingedenk und würdig sein!

Bayreuth

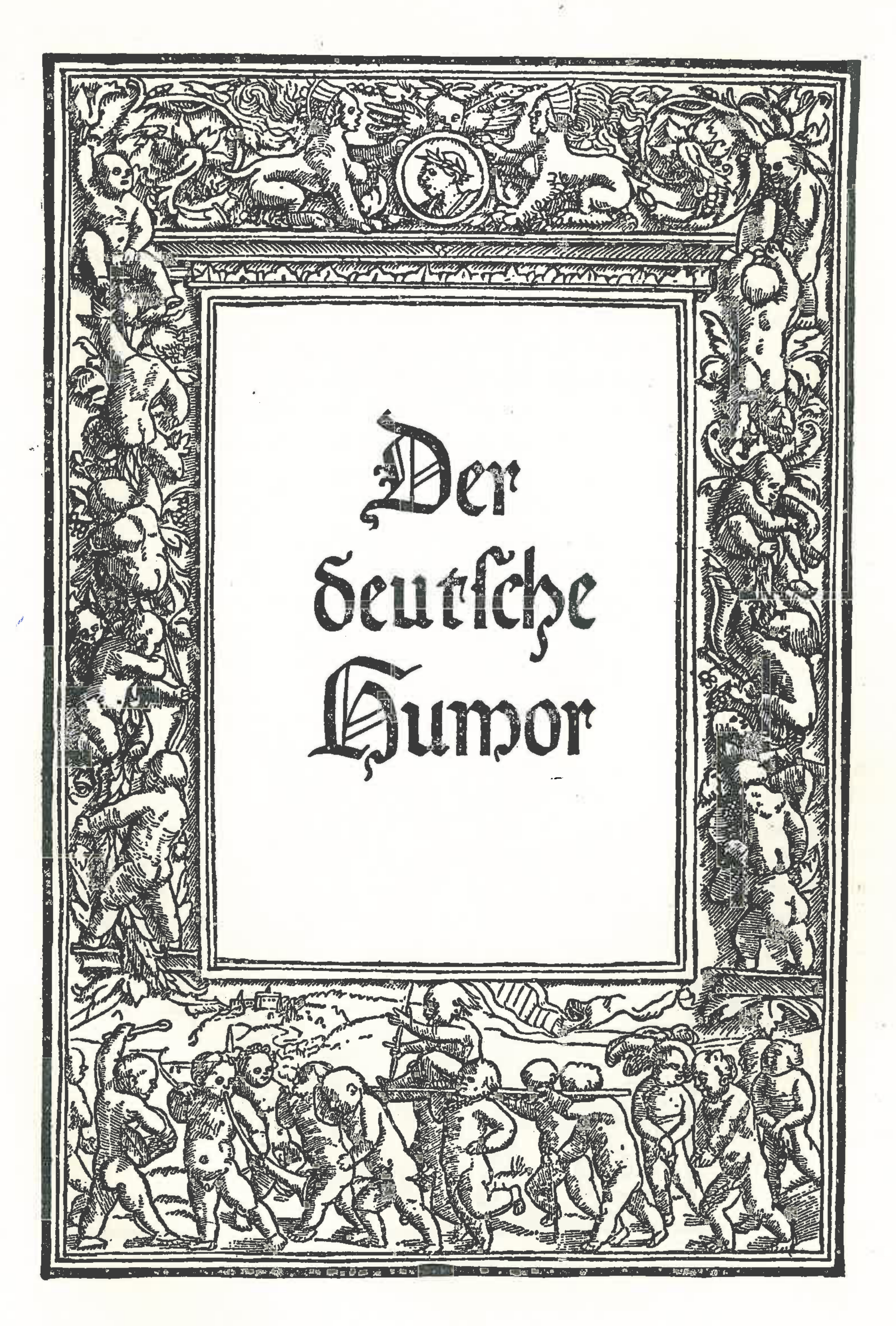
Malwida von Meysenbug



Im Monat Juli des Jahres 1879 begab ich mich von Italien auf die Reise nach Deutschland, zu den ersten Aufführungen im Theater von Bayreuth. So war es nun wirklich geschehen! Der Theaterbau, bei dessen Grundsteinlegung wir, die wir Wagners Idee verstanden und mit Begeisterung erfaßt hatten, voll freudiger Hoffnung zugegen gewesen waren, denkend, daß das deutsche Volk seinem großen Meister mit bereitwilligster Hilfe entgegenkommen werde — wir, die wir dann jahrelang mit tiefem Unmut die dumpfe Gleichgültigkeit von der einen, die gehässige Bosheit und den kleinlichen Neid von der andern Seite angesehen hatten, so daß wir beinahe am Gelingen des Werks in bitterm Schmerz verzweifelt wären, — wir sahen uns nun am Ziel. Die hohe Gesinnung eines großherzigen Fürsten hatte auch hier wieder helfend eingegriffen, da die Anzahl der gezeichneten Anteilscheine die nötige Summe nicht eingebracht hatte, und die erste Aufführung im Theater von Bayreuth, die Tetralogie der „Nibelungen", war gesichert. Mit wahrem Glücksgefühl zog ich der kleinen deutschen Stadt wieder zu, die ich mir zur letzten Heimat hatte wählen wollen, woran mich indessen die Ungunst des Klimas gehindert hatte. Sie prangte nun im festlichen Schmuck und in der Hoffnung einer leuchtenden, ganz einzig dastehenden Zukunft, die ihr der Genius mit seiner Wahl zu verheißen schien. Wie durch einen Zauber war dies vergessene Heim der geistvollen Schwester Friedrichs des

Großen, der Markgräfin Wilhelmine, wieder zum Leben gerufen, und zu welchem Leben! Hier sollte ein Kulturwerk entstehen, wie die moderne Geschichte nichts Ähnliches aufzuweisen hatte, ein Kulturwerk im griechischen Geist, wo nur einmal im Jahr, losgelöst von den Fesseln der Alltäglichkeit, das deutsche Volk sich versammeln und im Spiegelbild höchster Kunstschöpfungen sein eigenes edelstes Selbst verklärt erkennen sollte. So wenigstens hatte ich Bayreuth verstanden, so wenigstens, glaube ich, verstand es Friedrich Nietzsche damals und die kleine Anzahl derer, die sich mit Begeisterung von Anfang an um den Meister geschart hatten. — — —

Wer vermöchte den Eindruck, die freudige Rührung und Ergriffenheit zu beschreiben, die man empfand, als sich zum ersten Male die Räume dieses künstlerisch erdachten, so einfach und so edel vornehm ausgeführten Baues öffneten; als man sogleich begriff, wie nur so ein großes Kunstwerk würdig anzuhören sei, indem ein jeder Sitz im Haus nur die Bühne als Augenziel hatte und nicht eine hell erleuchtete Logenreihe mit geputzten Zuschauern darin; als dann die Lampen erloschen, das unsichtbare Orchester seine wunderbaren Töne wie aus einer Geisterwelt hervorsandte, und als endlich der Vorhang auseinanderging und über den „mystischen Abgrund" hinüber, wie Liszt den tiefen Raum zwischen der Bühne und den Zuschauern genannt hatte, die Szene wie ein Traumbild sichtbar wurde und Handlung und Musik die Sinne so gefangen nahmen, daß man, der Alltagswelt entrückt, eine höhere Wirklichkeit erlebte! Nur wer ihn mit erlebt hat, diesen ersten, entzückenden Eindruck der kaum für möglich gehaltenen Verwirklichung eines erhabenen Schöpfungsgedankens, kann es begreifen, mit welcher Inbrunst sich das Herz an die Hoffnung hingab, daß ein neues Kulturzeitalter, so wie unsere größten Geister es geträumt, für Deutschland emporkeimen werde, daß die äußere, durch die Waffen gewonnene Macht sich verklären könne in dem, was des deutschen Geistes bestes Erbteil ist. Kein späterer Erfolg des Bayreuther Unternehmens kam jemals wieder dem Glück dieser Hoffnung gleich; denn wie Hohes auch erreicht wurde und noch wird, diese Hoffnung schlug doch fehl: das deutsche Volk blieb hinter seiner Aufgabe zurück.


Der
deutsche
Humor

Eulenspiegel und die drei Schneiderknechte

Zu Brandenburg, nahe dem Markte, da war Eulenspiegel zur Herberge wohl vierzehn Tage. Und hart daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Gesellen sitzen auf einem Laden, die näheten. Und wenn Eulenspiegel an ihnen vorbeiging, so spotteten sie sein oder warfen ihm einen Fetzen nach. Eulenspiegel schwieg einstweilen still. Doch an einem Tage, als der Markt voller Leute war, hatte Eulenspiegel in der Nacht vorher die Ladenpfosten unten abgesägt, ließ sie aber ruhig auf den Steinen stehen.

Des Morgens legten die Schneiderknechte den Laden auf die Pfosten und setzten sich darauf und näheten. Als nun der Schweinehirt ausblies, daß jedermann seine Schweine austreiben ließe, da kamen des Schneiders Schweine auch aus seinem Hause und gingen unter das Fenster und begannen sich zu reiben an den Ladenpfosten, so daß die Pfosten von dem Reiben von dem Fenster weggedrängt wurden und die drei Schneiderknechte unter dem Fenster auf die Gasse kugelten. Und Eulenspiegel gab auf sie acht, und da sie fielen, begann er laut zu rufen: „Sieh', sieh', der Wind weht drei Schneider vom Fenster"; er rief so laut, daß man das über den ganzen Markt hörte. Und die Leute liefen herzu und lachten und spotteten, und die Gesellen schämten sich; sie waren sich nicht bewußt, wie sie von dem Fenster gekommen waren. Zuletzt wurden sie gewahr, daß die Ladenpfosten abgesägt waren, und nun merkten sie, daß es Eulenspiegel getan hätte. Sie schlugen andere Pfähle darunter und wagten seiner nicht mehr zu verspotten.



Straßburger Eulenspiegeldruck von 1515

Die Schildbürger verbergen ihre Glocken in den See



Auf eine Zeit, als Kriegsgeschrei einfiel, fürchteten die Schildbürger ihrer Hab und Güter sehr, daß ihnen die von den Feinden nicht geraubt und hinweggeführt würden; sonderlich aber war ihnen angst für eine Glocke, welche auf ihrem Rathaus hing, gedachten, man würde ihnen dieselbe hinwegnehmen und Büchsen daraus gießen. Also wurden sie nach langem Ratschlag eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken, und sie alsdann, wann der Krieg vorüber und der Feind hinweg wäre, wiederum herauszuziehen und wieder aufzuhängen, tragen sie derowegen in ein Schiff und führen's auf den See.

Als sie aber die Glocke wöllen hineinwerfen, sagt einer ungefähr: „Wie wöllen wir aber den Ort wiederfinden, da wir sie ausgeworfen haben, wann wir sie gern wieder hätten?“

„Da lasse dir“, sprach der Schultheiß, „kein graues Haar wachsen“, ging damit hinzu, und mit einem Messer schnitt er einen Kerb in dem Schiff, an dem Ort, da sie die Glocke hinausgeworfen, sprechend: „Hier bei diesem Schnitt wollen wir sie wiederfinden.“ Ward also die Glocke hinausgeworfen und versenkt.

Nachdem aber der Krieg aus war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, aber die Glocke konnten sie darum nicht finden, noch den Ort im Wasser, da sie solche hineingesenkt. Mangeln sie also noch heutigentags ihrer guten Glocke.



An seine Tischgenossen in Wittenberg

Luther

Koburg, den 28. April 1530



nade und Friede in Christo Jesu, lieben Herren und Freunde!

Ich hab Euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß Ihr wiederum vernehmet, wie es hier stehet, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag gekommen. Es ist ein Rubet (Wäldchen) gleich vor unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solches Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen möge. Und möcht gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären. Mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammelt.

Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen; aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer vor unseren Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe alle schwarz und alle gleich grauaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nicht nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es sind große mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor, einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Taten tun.

Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reiches so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.

Ich halte aber, es sei nicht anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihren Predigten und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür zu kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört; denn sie hat dem April nicht wöllen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewest, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April 1530.

Simplex und der Einsiedel

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

Ich entschlief und erwachte nicht wieder bis wohl in den Tag hinein, da der Einsiedel vor mir stund und sagte: „Auf, Kleiner, ich will dir Essen geben und alsdann den Weg durch den Wald weisen, damit du wieder zu den Leuten und noch vor Nacht in das nächste Dorf kommst." Ich fragte ihn: „Was sind das für Dinger, Leuten und Dorf?" Er sagte: „Bist du denn niemalen in keinem Dorf gewesen und weißt auch nicht, was Leute oder Menschen sind?" „Nein," sagte ich, „nirgends als hier bin ich gewesen; aber sage mir doch, was sind Leute, Menschen und Dorf?" „Behüte Gott!" antwortete der Einsiedel, „bist du närrisch oder gescheit?" „Nein," sagte ich, „meiner Meuder und meines Knäns Bub bin ich und nicht der Närrisch oder Gescheit." Der Einsiedel verwunderte sich mit Seufzen und Bekreuzigung und sagte: „Wohl, liebes Kind, ich bin gehalten, dich um Gottes willen besser zu unterrichten." Darauf fielen unsre Reden und Gegenreden, wie folgendes ausweist.

Einsiedel: Wie heißt du?

Simplex: Ich heiße Bub.

Einsiedel: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen?

Simplex: Ich habe keinen Vater und Mutter gehabt.

Einsiedel: Wer hat dir denn das Hemd geben?

Simplex: Ei, mein Meuder.

Einsiedel: Wie hieß dich denn dein Meuder?

Simplex: Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rülz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel.

Einsiedel: Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen?

Simplex: Niemand.

Einsiedel: Bei wem hat deine Mutter des Nachts geschlafen?
Simplex: Bei meinem Knän.
Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knän geheißen?
Simplex: Er hat mich auch Bub genennet.
Einsiedel: Wie heißt aber dein Knän?
Simplex: Er heißt Knän.
Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen?
Simplex: Knän, und auch Meister.
Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genennt?
Simplex: Ja, sie hat. Einsiedel: Wie dann?
Simplex: Rülp, grober Bengel, volle Sau, alter Scheißer, und noch wohl anders, wenn sie haderte.
Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eignen Namen nicht weißt.
Simplex: Eia, weißt du's doch auch nicht.
Einsiedel: Kannst du auch beten??
Simplex: Nein, unser Ann und mein Meuder haben als das Bette gemacht.
Einsiedel: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vaterunser kannst?
Simplex: Ja ich.
Einsiedel: Nun so sprich's dann.
Simplex: Unser lieber Vater, der du bist Himmel, heiliget werde Nam, zu kommes dein Reich, dein Will scheh Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Versucha, sondern erlös uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama.
Einsiedel: Bist du nie in die Kirchen gangen?
Simplex: Ja, ich kann wacker steigen und hab als ein ganzen Busem voll Kirschen gebrochen.
Einsiedel: Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen?
Simplex: Haha, Kriechen! Gelt, es sind so kleine Pfläumlein? Gelt du?
Einsiedel: Ach daß Gott walte, weißt du nichts von unserm Herrn Gott?
Simplex: Ja, er ist daheim an unsrer Stubentür gestanden auf dem Helgen (Heiligenbild). Mein Meuder hat ihn mitgebracht und hingekleibt.
Einsiedel: Ach, gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für eine große Gnade und Wohltat es ist, wem du deine Erkenntnis mitteilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst. Ach, Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnade so eifrig zu danken, als du freigebig gewesen, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplici, denn anders kann ich dich nicht nennen, wenn du das Vaterunser betest, so mußt du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heut, und

Simplex: Gelt, du, auch Käs dazu?

Einsiedel: Ach, liebes Kind, schweig und lerne, solches ist dir viel nötiger als Käs. Du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat. Solchen Buben, wie du bist, steht nicht an, einem alten Mann in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich wieder hinbringen und sie lehren, wie sie Kinder erziehen sollten.

Simplex: Ich weiß nicht, wo ich hin soll: unser Haus ist verbrannt und mein Meuder hinweggelofen und wiederkommen mit dem Ursele, und mein Knän auch, und unsre Magd ist krank gewesen und ist im Stall gelegen; die hat mich fortlaufen heißen — was gist do, was host („Was gibst du, was hast du“).

Einsiedel: Wer hat denn das Haus verbrannt?

Simplex: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die sind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselben Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen, Ofen und Fenster eingeschlagen, und da bin ich auch weggelofen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewesen.

Einsiedel: Wo war denn dein Knän?

Simplex: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unser alte Geiß die Füße geleckt, da hat mein Knän lachen müssen und hat denselben eisernen Männern viel Weißpfennige (Silbermünzen) geben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne klitzerechte Dinger und hübsche Schnüre voll weiße Küglein.

Einsiedel: Wann ist dies geschehen?

Simplex: Ei, wie ich der Schafe habe hüten sollen; sie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen.

Einsiedel: Wann hast du der Schafe sollen hüten?

Simplex: Ei, hörst du es nicht? Da die eisern Männer kommen sind, und darnach hat unser strobelköpfigte Ann gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen; sie hat aber die eisernen Männer gemeint, und da bin ich weggelofen und bin hieherkommen.

Einsiedel: Wo hinaus willst du aber jetzt?

Simplex: Ich weiß wahrlich nit! Ich will bei dir hier bleiben.

Einsiedel: Dich hier zu behalten, ist weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen.

Simplex: Ei, so sage mir denn auch, was Leute für Dinger sind?

Einsiedel: Leute sind Menschen wie ich und du; dein Knän, deine Meuder und eure Ann sind Menschen, und wenn deren viel beieinander sind, so werden sie Leute genennt.

Simplex: Haha!

Einsiedel: Nun geh und iß! —

Ich fing an zu essen und hörte auf zu pappeln, welches nicht länger währte, als bis ich nach Notdurft gefuttert hatte und mich der Alte fortgehen hieß.

Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Scribenten

Christian Ludwig Liscow

Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes; aber der Ausgang hat gewiesen, daß sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um alle geschehen. Sie würde es wohl gelassen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt hätte oder nur so gesinnet gewesen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lacht man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten Schnitzer begangen hat, ist sie immer weiter verfallen; und unsere Feinde bekennen selbst, daß sie durch den Fehltritt, wozu sie unsere Stammutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden ist. Sie muß also, nach ihrem eigenen Geständnisse, nichts nützen. Ich weiß wohl, unsere Feinde sagen, man müsse sich bestreben, sie auszubessern, und wieder zu der ersten Vollkommenheit zu bringen. Aber man hat nunmehro beinahe 6000 Jahre daran curiret, und noch ist niemand, der das Herz hätte, zu sagen daß es sich zur Besserung anlasse. Ich gebe also einem Jeden zu bedenken: ob es nicht klüger gehandelt sei, wenn man sich an eine Eigenschaft der Seele, die in einem so verzweifelten Zustande ist, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit seine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Ein sehr altes scytisches Sprichwort sagt, daß es eine größere Kunst sei, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich deucht, daß also, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig

ist, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher und mehr zu bewundern ist, als einer, der wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hilfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es gibt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertigt, und doch so wohl geraten sind, daß selbst unsere Feinde darüber erstaunen. Ist es möglich, schreien sie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ich versichere sie aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas Leichtes ist, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu schreiben. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir mit unsern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: so würden sie erst über unsere Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unserer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen und ohne Zeitverlust ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist.

Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu nöthig ist, mit Buchstaben bemalen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben heraus kömmt, wenn man sie zusammensetzt, vernünftig ist oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir Alles nach der Vernunft abmessen: so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg und nützet doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft unsere Feinde unsere Schriften lesen, sprechen sie: Der Mensch kann nicht denken, und dennoch können sie unmöglich läugnen, daß dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe, weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabei. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, ist einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieses mögen wir nicht von uns gesaget wissen und brauchen also unsere Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsere Feinde die Gemächlichkeiten, welche diese Schreibart mit sich führet, einzusehen fähig wären: würden sie uns gewiß beneiden. Ein guter Scribent muß seine besten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben: weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht bis die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer stechen lassen, und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl an-

gewandt und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben, als er immer will: so wird er doch allezeit gestehen, daß einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er verstehet, nicht ohne vorhergegangene Überlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen Alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauf los und kehren uns an nichts. Wir entdecken eine unsägliche Menge der gefährlichsten Irrthümer, die unsere Feinde gemeiniglich übersehen, und das in Schriften, die wir nicht gelesen haben, und die wir, wenn wir sie lesen, kaum verstehen.

Wir sind mit der Ehre, welche uns unsere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht so glücklich, daß wir den Beifall der guten Scribenten erhalten: so müssen wir uns damit trösten, daß es allezeit noch so billige Gemüther gibt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unseren Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unseren Feinden herrühret, und sich dadurch nicht abschrecken lassen, unsere Schriften zu lesen. Unsere Schriften mögen also beschaffen sein, wie sie wollen, so finden sie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leser. Man frage nur die Buchhändler.

Münchhausen

Gottfried August Bürger

Aus Bürgers „Vorrede zur deutschen Übersetzung"

Es ist in der Tat eine etwas sonderliche Erscheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutschem Grund und Boden erzeugt sind und in mannigfaltiger Gestalt und Tracht ihr Vaterland durchwandert haben, endlich im Auslande gesammelt und durch den Druck bekannt gemacht zu sehen. Vielleicht war auch hier Deutschland gegen eigene Verdienste ungerecht. Genug, wir befanden uns, trotz aller Spekulation unserer lauersamen Schriftsteller in dem Falle, ein eigenes Produkt aus der Fremde einführen zu müssen.

Diese kleine Sammlung hat übrigens in beiden Ländern ihr Glück gemacht. Während das englische Original fünf Auflagen erlebte, so fand man sich veranlaßt, auch von der deutschen Übersetzung eine neue Ausgabe zu veranstalten. Man hat dieses Werkchen bei seiner zweiten deutschen Ausgabe, ebenso wie bei der ersten, nicht sowohl als anvertrautes Gut, sondern vielmehr als Eigentum behandelt, über das man nach eigenem Gutdünken zu schalten berechtigt ist.

Des Freiherrn von Münchhausen eigene Erzählung



ch trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche, nach der Beschreibung aller Reisenden, fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher, wohlfürsorgender Landesregierungen, ausbessern müßte. Ich reisete zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist. Denn man riskiert alsdann weder mit irgend einem höflichen deutschen Postmeister eine Affaire d'honneur zu bekommen, noch von seinem durstigen Postillion vor jede Schenke geschleppt zu werden. Ich ritt, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war, und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlaf nach und nach, sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturms gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode ist, des Winters zu Pferde zu reisen. Wie es nun immer meine Maxime ist, mich nach dem bekannten: ländlich, sittlich zu richten, so nahm ich dort einen kleinen Rennschlitten auf ein einzelnes Pferd und fuhr wohlgemut auf St. Petersburg los. — — — — — — — — — — — — —



Hans Sebald Beham — Kirchweihvergnügen

Eines Morgens sah ich durch das Fenster meines Schlafgemachs, daß ein großer Teich, der nicht weit davon lag, mit wilden Enten gleichsam überdeckt war. Flugs nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel, sprang zur Treppe hinab, und das so über Hals und Kopf, daß ich unvorsichtigerweise mit dem Gesicht gegen die Türpfoste rannte. Feuer und Funken stoben mir aus den Augen; aber das hielt mich keinen Augenblick zurück. Ich kam bald zum Schuß; allein wie ich anlegte, wurde ich zu meinem großen Verdrusse gewahr, daß durch den soeben empfangenen heftigen Stoß sogar der Stein von dem Flintenhahne abgesprungen war. Was sollte ich nun tun? denn Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicherweise fiel mir ein, was sich soeben mit meinen Augen zugetragen hatte. Ich riß also die Pfanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an und ballte die Faust gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schlage flogen

wieder Funken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein Paar Wasserhühner. Gegenwart des Geistes ist die Seele namhafter Taten. Wenn Soldaten und Seeleute öfters dadurch glücklich davon kommen, so dankt der Weidmann ihr nicht seltener sein gutes Glück.

So schwammen einst auf einem Landsee, an welchen ich auf einer Jagdstreiferei geriet, einige Dutzend wilder Enten allzu weit voneinander zerstreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich sie gern alle gehabt, weil ich nächstens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir zu bewirten willens war.

Da besann ich mich auf ein Stückchen Schinkenspeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtasche noch übriggeblieben war. Dies befestigte ich an eine ziemlich lange Hundsleine, die ich aufdrehte und so wenigstens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgesträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen zu sehen, wie die nächste Ente hurtig herbeischwamm und ihn verschlang. Der ersten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdauet hinten wieder herauskam, so verschlang ihn die nächste, und so immer weiter. Kurz der Brocken machte die Reise durch alle Enten samt und sonders hindurch, ohne von seinem Faden loszureißen. So saßen sie denn alle daran wie Perlen an der Schnur. Ich zog sie gar allerliebst ans Land, schlang mir die Schnur ein halbes dutzendmal um Schulter und Leib und ging meines Wegs nach Hause zu.

Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Last von einer solchen Menge Enten ziemlich beschwerlich fiel, so wollte es mir fast leid tun, ihrer allzu viele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein seltsamer Vorfall zustatten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit setzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als sie von der ersten Bestürzung sich erholt hatten, gar mächtig an mit den Flügeln zu schlagen und sich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre bei manchem wohl guter Rat teuer gewesen. Allein ich benutzte diesen Umstand, so gut ich konnte, zu meinem Vorteil, und ruderte mich mit meinen Rockschößen nach der Gegend meiner Behausung durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunterzulassen, so drückte ich einer Ente nach der andern den Kopf ein, sank dadurch ganz sanft und allmählich gerade durch den Schornstein meines Hauses mitten auf den Küchenherd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen meines Koches.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre jammerschade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotschusse zu durchlöchern. Herr Reineke stand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe,

lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte, und traf so günstig, daß ich seine Lunte fest an den Baum nagelte. Nun ging ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmesser, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, so fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beide hindurch gefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrissen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehengeblieben. Ich begriff daher das übriggebliebene Endchen von des Frischlings Schwanze und leitete daran das alte hilflose Tier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

Sie haben unstreitig, meine Herren, von dem heiligen Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem stattlichen Hirsche gehört, der ihm einst im Walde aufstieß, und welcher das heilige Kreuz zwischen seinem Geweih trug. Diesem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Gesellschaft dargebracht, und den Hirsch wohl tausendmal sowohl in Kirchen abgemalt, als auch in die Sterne seiner Ritter gestickt gesehen, so daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Weidmanns kaum zu sagen weiß, ob es entweder nicht vorzeiten solche Kreuzhirsche gegeben habe, oder wohl gar noch heutigestags gebe. Doch lassen Sie sich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir, ganz wider mein Vermuten, der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte mir so mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirschsteine, wovon ich, so hurtig sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweih. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte —, machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in eben demselben Walde auf der Jagd: und siehe! zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweih. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsch als mein längst wohlerworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirschtunke zugleich geriet; denn der Baum hing reichlich

voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte. Wer kann nun wohl sagen, ob nicht irgendein passionierter heiliger Weidmann, ein jagdlustiger Abt oder Bischof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Hubertus' Hirsch zwischen das Gehörn gepflanzt habe? Denn diese Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und — Hörnerpflanzens berühmt, und sind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. — —

Ich will mich hier nicht auf Partikularitäten von meinen Pferde- und Hundeställen oder meiner Gewehrkammer einlassen, wie Stall-, Jagd- und Hunde-Junker sonst wohl zu tun pflegen; aber zwei von meinen Hunden zeichneten sich so sehr in meinen Diensten aus, daß ich sie nie vergessen kann, und ihrer bei dieser Gelegenheit mit wenigem erwähnen muß. Der eine war ein Hühnerhund, so unermüdet, so aufmerksam, so vorsichtig, daß jeder, der ihn sah, mich darum beneidete. Tag und Nacht konnte ich ihn gebrauchen: wurde es Nacht, so hing ich ihm eine Laterne an den Schwanz, und nun jagte ich so gut, oder noch besser mit ihm, als am hellen Tage.

Ich jagte einstmals zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein, hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und viere auf dem Rücken. Waren die zwei untern Paar müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dies Tierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert, und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leib weglief und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Qualität es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Ich gedenke dieser wunderbaren Hündin mit eben dem Vergnügen als eines vortrefflichen litauischen Pferdes, welches nicht mit Geld zu bezahlen war. Ein Pferd, so gefügig, so mutvoll und feurig — Lamm und Buzephal zugleich —

mußte mich allezeit an die Pflichten eines braven Soldaten und an die erstaunlichen Taten erinnern, welche der junge Alexander verrichtet hatte.

Wir zogen zu Felde, um die Ehre der russischen Waffen, welche in dem Feldzuge unter Zar Peter am Pruth ein wenig gelitten hatte, wieder herzustellen. Dies gelang uns auch vollkommen durch verschiedene, zwar müselige, aber doch rühmliche Feldzüge.

Einem Manne, meine Herren, der einen Gaul, wie mein Litauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl ein Voltigier- und Reiterstückchen zutrauen, welches außerdem vielleicht ein wenig fabelhaft klingen möchte. Wir belagerten nämlich, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung ständen. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hineinzugelangen. Auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm, dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich darauf hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, wovon die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieser Freiheit untertänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast.

Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde als Sklave verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte sich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. — Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle andere Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohnen aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Axt. So wie ich nun eine Strecke hinuntergegleitet war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn herunter gelangte. Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger

Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland großes Ungemach.

Ich mußte, weil mein Litauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornenhecken kamen, so erinnerte ich den Postillion, mit seinem Horn ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der Tat für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war. Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen nebst den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche, eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen anderen Rücksprung gelangte ich, als die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unseren Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke tat, so verriet es durch sein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillion hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal ging's: Tereng! tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillion sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren, und kamen nun, sowie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmannes heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit der herrlichsten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den Preußischen Marsch — Ohne Lieb' und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich dann dieser Tauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.



Trinkgelage und Würfelspiel

Eine sonderbare Wirtszeche

Johann Peter Hebel

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen und doch nicht wie Schelmen davonschleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre und noch ebensolang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja," sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Stickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte —, „ja, Frau Wirtin, das müssen

wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin,“ sagte einer, „es steht diemal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorliebgenommen, stellte sich aber unvermerkt vor die Stubentür und bat, die Herren möchten nur so gut sein und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldiggeblieben seien, weil doch alles schon einmal so gewesen sei, wie es wiederkomme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wiederkommen und besser als jetzt bei Batzen seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirtshaus zu Segringen.

Des Feldpredigers Attila Schmelzle Selbstverteidigung

Jean Paul

Nichts ist wohl lächerlicher, meine werten Freunde, als wenn man einen Mann für einen Hasen ausgibt, der vielleicht gerade mit den entgegengesetzten Fehlern eines Löwen kämpft, wiewohl nun auch der afrikanische Leu seit Sparmanns Reise als ein Feigling zirkuliert. Ich bin indes in diesem Falle, Freunde. Ihr freilich wißt alle, daß ich gerade umgekehrt den Mut und den Waghals (ist er nur sonst kein Grobian) vergötterte, z. B. meinen Schwager, den Dragoner, der wohl nie in seinem Leben einen Menschen allein ausgeprügelt, sondern immer einen ganzen geselligen Zirkel zugleich. Wie furchtbar war nicht meine Phantasie

schon in der Kindheit, wo ich, wenn der Pfarrer die stumme Kirche in einem fort anredete, mir oft den Gedanken: „wie, wenn du jetzt geradezu aus dem Kirchenstuhle hinaufschriest: ich bin auch da, Herr Pfarrer!“ so glühend ausmalte, daß ich vor Grausen hinaus mußte! — So etwas wie Rugendas Schlachtstücke — entsetzliches Mordgetümmel — Seetreffen und Landstürme bei Toulon — auffliegende Flotten — und in der Kindheit Prager Schlachten auf Klavieren — und kurz, jede Karte von einem reichen Kriegsschauplatz; dies sind vielleicht zu sehr meine Liebhabereien, und ich lese — und kaufe nichts lieber. — Es ist bekannt, daß ich immer, wenigstens zehn Äcker weit, von jedem Ufer voll Badgäste und Wasserschwimmer fern spazieren gehe, um für mein Leben zu sorgen, bloß weil ich gewiß voraussehe, daß ich, falls einer davon ertrinken wollte, ohne weiteres (denn das Herz überflügelte den Kopf) ihm, dem Narren, rettend nachspringen würde, in irgendeine bodenlose Tiefe hinein, wo wir beide ersöffen. — Und wenn das Träumen der Widerschein des Wachens ist, so frag' ich euch Treue, erinnert ihr euch nicht mehr, daß ich euch Träume von mir erzählt habe, deren sich kein Cäsar, Alexander und Luther schämen darf? Hab' ich nicht — um nur an einige zu erinnern — Rom gestürmt und mich mit dem Papste und dem Elefantenorden des Kardinal-Kollegiums zugleich duelliert? Bin ich nicht zu Pferde, worauf ich als Revue-Zuschauer gesessen, in ein bataillon carré eingebrochen, und habe in Aachen die Perücke Karls des Großen, wofür die Stadt jährlich zehn Rthlr. Frisiergeld zahlt, und darauf in Halberstadt von Gleim Friedrichs Hut erobert, und beide aufeinander aufgesetzt, und habe mich doch noch umgekehrt, nachdem ich vorher auf einem erstürmten Walle die Kanonen gegen den Kanonier selber umgekehrt? — Habe ich nicht mich beschneiden und doch als Jude mich zählen lassen, und mit Schinken bewirten, wiewohl's Affenschinken am Orinoko waren (nach Humboldt)? Und tausend dergleichen.

Doch genug! Es ist Zeit, mit wenigem die Verleumdung meines Feldpredigeramtes, die leider auch in Flätz umläuft, bloß dadurch, wie ein Cäsar den Alexander zu zerstäuben, daß ich sie berühre. Es laufen nämlich im Flätzischen unsinnige Gerüchte um, daß ich aus bedeutenden Schlachten Reißaus genommen (so pöbelhaft spricht man), und daß nachher, als man Feldprediger zu Dank- und Sieges-Predigten gesucht, nichts zu haben gewesen. Das Lächerliche davon erhellt wohl am besten, wenn ich sage, daß ich in gar keinem Treffen gewesen bin, sondern mehrere Stunden vor demselben mich so viele Meilen rückwärts dahin gezogen habe, wo mich unsere Leute, sobald sie geschlagen worden, notwendig treffen mußten. Zu keiner Zeit ist der Rückzug wohl so gut — ein guter aber wird für das Meisterstück der Kriegskunst gehalten — und mit solcher Ordnung, Stärke und Sicherheit zu machen, als eben vor dem Treffen, wo man ja noch nicht geschlagen ist. — —

Ordentlich als wäre der Patengeist des Taufnamen Attila mehr, als sich's gehört, in mich gefahren, ist mir daran gelegen, immer nur meinen Mut zu

beweisen, was ich denn hier wieder mit einigen Zeilen tun will, teuerste Freunde! Ich könnte die Beweise schon durch bloße Schlüsse und gelehrte Zitate führen. Z. B. wenn Galen bemerkt, daß Tiere mit großen Hinterbacken schüchtern sind: so brauch' ich bloß mich umzuwenden und dem Feinde nur den Rücken — und was darunter ist — zu zeigen, wenn er sehen soll, daß es mir nicht an Tapferkeit fehlt, sondern an Fleisch. — Wenn nach bekannten Erfahrungen Fleischspeisen herzhaft machen: so kann ich dartun, daß ich hierin keinem Offizier nachstehe, welcher bei seinem Speisewirt große Bratenrechnungen nicht nur machen, sondern auch unsaldiert bestehen läßt. Hier entsinn' ich mich vergnügt eines wackern Sous-Lieutenants, der bei mir beichtete — wiewohl er mir noch das Beichtgeld schuldig ist, so wie noch besser seinen Wirtinnen das Sündengeld — welcher in Rücksicht der Herzhaftigkeit vielleicht etwas von jenem indischen Hunde hatte, den Alexander geschenkt bekommen, als einen Hunds-Alexander. Der Mazedonier ließ zur Probe auf den Wunderhund andere Helden- oder Wappen-Tiere anlaufen — erstlich einen Hirschen — aber der Hund ruhte; — dann eine Sau — er ruhte; — sogar einen Bären — er ruhte: jetzt wollt' ihn Alexander verurteilen, als man endlich einen Löwen einließ; da stand der Hund auf und zerriß den Löwen. Ebenso der Sous-Lieutenant. Ein Duellant, ein Auswärts-Feind, ein Franzose ist ihm nur Hirsch und Sau und Bär, und er bleibt liegen; aber nun komme und klopfe an sein ältester stärkster Feind, sein Gläubiger, und fordere ihm für verjährte Freuden jetziges Schmerzens-Geld ab, und woll' ihm so Vergangenheit und Zukunft zugleich abrauben: der Lieutenant fährt auf und wirft den Gläubiger die Treppe hinab. Leider steh' ich auch erst bei der Sau und werde natürlich verkannt.

Quo — sagt Livius XII, 5 mit Recht — quo timoris minus est, eo minus ferme periculi est, oder zu deutsch: Je weniger man Furcht hat, desto weniger Gefahr ist fast dabei; ich kehre den Satz ebenso richtig um: Je weniger Gefahr, desto kleiner die Furcht; ja, es kann Lagen geben, wo man ganz und gar von Furcht nichts weiß — worunter meine gehört. Und desto verhaßter muß mir jede Afterrede über Hasenherzigkeit erscheinen.

Ich schicke meiner Ferienreise noch einige Tatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht — d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Hamster gleichen will, der sich sogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünsche übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalses, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Fakta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Helden-Arm ohne ein Helden-Auge? Jener wächset leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht so bald wie Gläser schärfer. Indeß aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger ins Auge (ja mehr ins Lächerliche) als die des Mutes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirme gehen sieht: dem komm' ich wahrscheinlich so lange lächer-

lich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarus'sche; ich trage auf einem langen Spazierstocke das wachstuchene Sturmdach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und verteilt. Mit diesem Paradonner (**paratonnerre portatif**) in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. Indeß deckt diese Taucherglocke noch gegen etwas anderes — gegen Kugeln. Denn wer gibt mir im Herbst Schwarz auf Weiß, daß kein versteckter Narr von Jäger irgendwo, wenn ich die Natur genieße und durchstreife, seine Kugelbüchse in einem Winkel von 45° so abdrückt, daß sie im Herunterfallen bloß auf meinem Scheitel aufzuschlagen braucht, damit es so gut ist, als würd' ich seitwärts ins Gehirn geschossen?

Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem innern Mute oft außen dem Pöbel erscheinet. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Mietspferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit mir durchging und zwar — leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich tat endlich auf dem Selbststreitroß Notschuß auf Notschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute, um Gotteswillen aufgehalten, mein Gaul geht durch!" Aber da die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, wie den Reichshofrats-Prozeß und den ordinären Postwagen: so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: „haltet doch auf, ihr Pinsel und Pensel, seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?" Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges schrittlings ausziehendes Pferd lächerlich vor — halb Wien bekam ich dadurch wie einen Bartstern-Schwanz hinter meinen Roß-Schweif und Zopf nach — Fürst Kaunitz, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen), hielt an, um mir zu folgen — ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treib-Eis auf dem Honig-Schimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchging. — Ein vieleckiger rockschößiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stockwerken ab und kam mir stets mit satirischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog. — Der Schwanzschleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Wassertonne über die Straße fährt, und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt) fuhr ungemein bequem den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischern zu bedürfen. — Ich geriet auf meinem höllischen trojanischen Pferd (nur war ich selber das untergehende Troja, das ritt) nach

Malzleinsdorf (einer Wiener Vorstadt), oder waren's für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gassen? — Endlich mußte ich abends spät nach dem Retraiteschuß des Praters im letztern zu meinem Abscheu und gegen alle Polizeigesetze auf dem gesetzlosen Honigschimmel noch herum reiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaule gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fing das Vieh — tat die lustige Frage: warum ich nicht voltigiert hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht — und holte mich herab — und so kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

Zeitgemäßer guter Rat

Hermann von Pückler-Muskau



In unserm Anti-Midasschen Zeitalter, das alles Gold in Papier verwandelt, bleibt keine lohnende Spekulation mehr übrig, als — wiederum aus Papier Gold zu machen. Dies kann geschehen entweder durch Schreiben, ein weites Feld, oder durch Anlegung von Papiermühlen.

Beides empfehle ich aus eigener Erfahrung, besonders aber meinen lieben Kollegen und Landsleuten, den Gutsbesitzern, das letztere. Denn ich und viele derselben wissen wohl, daß seit der glücklichen Epoche des schwer erkämpften allgemeinen Weltfriedens und der dadurch erlangten respektiven Freiheit, dieser hohen Wohltat der heiligen Allianz, dennoch sonderbarerweise die Welt immer ärmer werden will, vor allem aber die (freilich für den Staat am wenigsten wichtigen) Grundbesitzer ihre Einnahmen fortwährend in demselben Verhältnis schmelzen sehen, wie auf der andern Seite ihre Abgaben sich vermehren und gleich Unkraut lustig emporwuchern. Nur ein Zweig gutsherrlichen Besitztums machte davon immer die rühmlichste Ausnahme und entschädigte reichlich — eben jene nie genug zu preisenden Papiermühlen, wahre Retter in der Not, die uns auch beweisen, welchen eminenten Platz alte und neue Lumpen jederzeit bei uns einzunehmen berufen sind.

Billig aber ist es zugleich, die hohe hierbei obwaltende Weisheit der Regierung anzuerkennen, denn Weisheit kann gewiß niemals darin bestehen, Veraltetes völlig umzustoßen, um ein junges Neue zu schaffen, sondern nur darin: das Vorhandene klug zum langsamen Vorwärtsschreiten auf demselben Wege zu benutzen; gewissermaßen altbacknes Brot (das man nicht wegwerfen darf) so lange

wieder aufzubacken, bis es einen ganz andern Geschmack erhält, und doch immer noch dasselbe bleibt. So lehren es wenigstens unsre geschicktesten Staatsmänner. Es muß also begründet sein. — Was aber ist, wenn wir die Sache aufs genaueste beleuchten wollen, unter dem jetzt bei uns Vorhandenen wohl die Hauptsache? — Ohne allen Zweifel Papier und Schreiber. — Was ist damit ferner zu erlangen? Nichts dringender, als noch mehr Papier und noch mehr Schreiber. Das übrige wird sich dann schon von selbst finden. — Ich glaube, dieses Räsonnement ist ebenso einfach als logisch. Wenn also unsre Behörden Rieße auf Rieße häufen, Ströme von Tinte, aber keinen Blutstropfen mehr vergießen; wenn sie wenig handeln, dagegen aber zwanzigmal mehr schreiben als vonnöten scheint, so werden sie dadurch nur die Wohltäter derer, welche dem Zeitgeiste zu folgen verstehen und unter denen die Papiermüller eine der ersten Stellen einnehmen. Der tiefe Denker ahnt aber noch einen größeren, ja einen mystischen Zweck. Dürfte ich nur eine Ecke des Vorhanges lüften, ich würde sagen: Bedenket, zu welchen unzähligen Dingen Papier zu gebrauchen ist, bedenket, daß aus Dünger die Saat hervorgehet. Doch genug! Sapienti sat!

Laßt uns wieder deutlicher sprechen. Jedem Unparteiischen muß unser Zustand beneidenswert erscheinen. Wir sind zwar arm, aber wir haben teure Regierungen, und ist nicht das Teuerste immer das Beste, nur das Schlechteste wohlfeil? — Wir haben Regierungen, die unaufhörlich, unermüdlich, Tag und Nacht regieren, und ist diese Tätigkeit nicht ein wahrer Segen, im höchsten Grade lobenswert? Ihr Personal übersteigt, mit musterhafter Vorsicht, die Notdurft doppelt und dreifach. Wir werden also nie Mangel leiden am Regiertwerden, ein großes Glück für alle Nationen, da keine des Gängelbandes entbehren kann.

So erfreulich ist schon die Gegenwart, aber zu wieviel herrlicheren Hoffnungen berechtigt uns, bei dieser Richtung der Kultur, nicht noch die Zukunft! Eine große, eine philosophische Zeit beginnt ihre Knospen zu entfalten. Statt Krieg: Diplomatie; — statt Kanonenschüsse: Tintenklexe; — statt der Jury: Dampfschreiber; — statt einer Konstitution: Papier ohne Ende, die erhabenste Erfindung unseres Jahrhunderts. Es fehlt nur noch eins. Gelingt es einem unsrer Minister noch, aus Akten und Makulatur Kuchen zu backen, so ist das Ideal erreicht. Der Einbildungskraft schwindelt fast vor den Resultaten, die dem Vaterlande hieraus ersprießen könnten. Das Huhn im Topfe wäre überflügelt. Dann wäre mehr noch als die gewünschte Gleichheit da: Schon sehe ich im Geiste einen ewigen Sonntag uns umleuchten, die ganze Nation geadelt oder geheimratet, ja selbst das Vaterunser einer Veredelung fähig, indem wir, statt wie jetzt um Brot zu bitten und dennoch Hunger zu leiden, künftig, mit Zuversicht der Erfüllung, beten könnten: Herr! gib uns unsren Kuchen täglich. — Bis dahin aber, Patrioten, begnügt euch mit dem Schwarzbrote, was ihr noch habt, oder auch nicht habt. Im letztern Falle schreibt oder werdet Papiermacher! Probatum est.

Stroheliana

Wilhelm Raabe

(Aus der „Chronik der Sperlingsgasse“)



Drei Uhr. Ich habe mir eine Zigarre angezündet, den Bogen neben mich ins Fenster gelegt und beginne meine Beobachtungen. Zuerst bringe ich zu Papier natürlich das Wetter: das holdseligste Himmelblau, den prächtigsten Sonnenschein. Hätte ich nur einen Funken poetischen Feuers in mir, so würde ich mir beide durch ein junges, schönes Paar personifizieren, welches da hoch oben im Himmelszelt auf seinem weißen, weichen Wolkendivan tändelt und kost und total vergessen hat, daß noch soviel hunderttausend deutsche Hausfrauen auf — Märzschnee warten zum Seifekochen! Wahrhaftig, da ist ja eine Fliege! Welch ein Fund für einen Chronikenschreiber! Summend stößt sie gegen die sonnebeschienenen Scheiben, die wir schnell schließen wollen, um das arme Tierchen zu seinem Besten vor dem heuchlerischen Frühling da draußen zu bewahren. Sie scheint auch jetzt ihre Torheit einzusehen, sie läßt ab und umfliegt mich. Halt, jetzt setzt sie sich auf mein Knie, nach mehreren vergeblichen Angriffen auf meine Nasenspitze; sie nimmt den Kopf zwischen beide Vorderbeine, kratzt sich hinter den Ohren und — — — kleiner . . .! — Dahin geht sie, eine Spur hinterlassend auf meinem Knie und — in der Chronik der Sperlingsgasse. Ich wollte, es gäbe ein Sprichwort: „Schämt euch vor den Fliegen an der Wand.“ Um wieviel menschliche Tollheiten und Torheiten schnurren diese winzigen Flügelwesen! Wer weiß, was der Punkt, den der kleine Tourist da eben niedergelegt hat, eigentlich bedeutet! Wer weiß, ob es nicht ein deponiertes Tagebuch ist, voll der geistreichsten Bemerkungen; ein Tagebuch, das man nur aufzurollen und zu entziffern brauchte wie einen ägyptischen Papyrus, um wunderbare, unerhörte Dinge zu erfahren. Welch eine Revolution würde es hervorbringen, wenn dem so wäre; wenn man sich vor den Fliegen an der Wand schämen müßte! Wie würden die Fliegenklatschen in Gang kommen! Arme Fliegen! Kein „redlicher Greis in gestreifter kalmankener Jacke“ würde euch mehr verschonen „zur Wintergesellschaft“. Wie den Vogel Dudu würde man euch ausrotten, und höchstens — einige in Uniform gesteckt, mit einer Kokarde auf jedem Flügel, als Regierungsbeamte besolden. Es wäre schrecklich, und ich breche ab. —

Dreieinviertel Uhr. — Welche Reisegedanken dieser blaue Himmel schon wieder in mir erweckt! An solchen Vorfrühlingstagen, wo der Geist die Last des Winters noch nicht ganz abgeschüttelt hat, ist's, wo die Sehnsucht nach der Ferne

uns am mächtigsten ergreift. Es ist ein sonderbares Ding um diese Sehnsucht, die wir nie verlieren, so alt wir sein mögen. Da zupft etwas an unserm tiefsten Innern: Komm heraus, komm heraus, was sitzest du so still, du Tor, und hältst Maulaffen feil? Hier findest du nicht, worüber du grübelst, wonach du dich sehnst, ohne es zu kennen. Sieh, wie blau, wie duftig die Ferne! Viel, viel weiter liegt's! Komm heraus, heraus!

Bah, diese blaue, duftige Ferne; wie oft hab' ich mich von ihr verlocken lassen. Die Erde läßt uns ja nicht los; wir sind ihre Kinder, und sie ist nichts ohne uns, wir nichts ohne sie. — Folge jetzt der lockenden Stimme, deine Füße werden schon in dem weichen Boden versinken; närrische Sprünge wirst du mit den Erdklößen an den Stiefeln machen! Fühle, daß zur Zeit, wo die Sehnsucht am stärksten ist, auch die Fesseln am stärksten sind; kehre um, ziehe Pantoffeln an und nimm die gestrige Zeitung vor die Nase: das Glück liegt nicht in der Ferne, nicht über dem wechselnden Mond! —

Dreieinhalb Uhr. — Da höre ich eben unten in der Gasse eine merkwürdige Redensart aus dem Munde eines Tagelöhners, der einen andern, sehr übelgelaunt Aussehenden mit den Worten auf die Schulter klopft: „Man muß nie verzweifeln; kommt's nicht gut, so kommt's doch schlecht heraus!" In demselben Augenblick öffnet sich nebenan ein Fenster. Eine beschmierte rote Sammetmütze auf einem Wald schwarzer Haare beugt sich hervor; es ist mein würdiger Freund Monsieur Anastase Tourbillon, seines Zeichens ein französischer Sprachlehrer. Er scheint die Redensart drunten auch gehört und — verstanden zu haben und gähnt: „Ah, ouf, quelle bête allemande! Eh vogue la galère, jusqu'à la mort tout est vie!"

Da habt ihr die beiden Nationen und.... Wetter! — da gebe ich nicht acht und — meine Fliege von vorhin entschlüpft summend aus dem wiedergeöffneten Fenster! Nie mehr wird sie wieder meinen Freund Wacholder umschwirren, nie mehr auf dem Rande der Zuckerdose umherspazieren oder gegen die Scheiben stoßen! Sie hat, was sie wollte — unbegrenzte Freiheit, aber ach — heute abend — keinen warmen Ofen mehr, sich daran zu wärmen; in den Rinnsteinen der Sperlingsgasse fließt weder Milch noch Honig! — Verflucht sei die Freiheit! Amen!

Dreidreiviertel Uhr. Die meisten Dichterwerke der neuesten Zeit gleichen dem Bild jenes italienischen Meisters, der seine Geliebte malte als Herodias und sich in dem Kopfe des Täufers auf der Schüssel porträtierte. Da pinseln uns die Herren ein Weibsbild, Tendenz genannt, hin, welches anzubeten sie heucheln, und welches auf dem Präsentierteller, hochachtungsvoll und ergebenst, uns das verzerrte Haupt des werten Schriftstellers selbst überreicht. Die Nützlichkeit solchen Treibens läßt sich nicht abstreiten, also — nur immer zu! — Wie komm ich darauf? —

Vier Uhr. — Es ist merkwürdig; seit ich dieses Blatt bemale, ist dieselbe Traumseligkeit über mich gekommen, welche dieser Chronik ein so zerfetztes, zerlumptes Ansehen gegeben hat. Wacholder hat recht, es ist ein eigentümlich behagliches Gefühl, seinen Gedankenspielen sich so ganz und gar hinzugeben, ohne sich geistherausquälend im Kreise zu drehen wie ein hartleibiger Pudel.

Wo war ich eben, als das Kindergeschrei drunten auf der Straße mich aufweckte? Ich will versuchen, es der Chronik einzuverleiben, worin zugleich für meinen ehrenwerten Freund Wacholder die größte Genugtuung für meine vorigen Reden liegen wird.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juli, als ich auf braunschweigischem Grund und Boden am Uferrand der Weser lag und hinüberblickte nach dem jenseitigen Westfalen. Früh vor Sonnenaufgang war ich, über Berg und Tal streifend, mit dem ersten Strahl im Osten, in ein gleichgültiges Dorf hinabgestiegen. Ich hatte Kaffee getrunken unter der Linde vor dem Dorfkrug, hatte behaglich das Treiben des Sonntagmorgens im Dorf belauscht und andächtig der kleinen Glocke zugehört, die in dem spitzen schiefergedeckten Kirchturm läutete. Manchem hübschen, drallen, niedersächsischen Mädchen, das sich über den sonderbaren, plötzlich ins Dorf geschneiten Fremdling wunderte, hatte ich lächelnd zugenickt; ich hatte Bekanntschaft mit der gesamten Kinder-, Gänse- und Entenwelt des „Krugs“ gemacht, dem weißen Spitz den Pelz gestreichelt und manche Frage über „Woher und Wohin“ beantwortet. Mit meinem Wirt (der zugleich Ortsvorsteher war) hatte ich das Bienenhaus besucht; darauf die Gemeinde, den Kantor und Pastor in die Kirche gehen sehen, und hatte mich zuletzt allein im Hofe unter der Linde gefunden, nur umgeben von der quakenden, piepsenden, geflügelten Schar des Federviehs. Aus diesem dolce far niente hatte mich plötzlich das Schreien eines Kindes aufgeschreckt. Es drang aus dem Haus hinter mir und bewog mich, aufzustehen und in das niedere, vom Weinstock umsponnene Fenster zu sehen. Eine alte Frau war eben beschäftigt, einen widerspenstigen, heulenden, strampelnden Bengel von vier Jahren mit Wasser, Seife und einem wollenen Lappen tüchtig zu waschen, welcher Prozedur drei bis vier andere kleine „Blaen“ angstvoll zusahen, wartend, bis die Reihe an sie kommen würde.

„Nun, Mutter“, sagte ich, mich auf die Fensterbank lehnend, „und Ihr seid nicht in der Kirche?“

Die Alte sah auf und sagte lachend: „Et geit nich immer, ek mott düsse lüttgen Panzen waschen un antrecken — Herre — Kinderschrieen is ok een Gesangbauksversch!“

Ich nahm den Hut ab und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Welch eine wunderbar schöne Predigt lag in den fünf Worten des alten Weibes! Eine Schwalbe beschrieb eben ihren Bogen um mich, ihrem Neste unter dem niedrigen Dachrande zu, und klammerte sich, ihre Beute im Schnabel, an die Tür ihrer

kleinen Wohnung, begrüßt von dem jubelnden Gezwitscher der federlosen Brut. Ich konnte der alten Frau kein Wort mehr sagen.

„Kinderschrieen is ok een Gesangbauksversch!“ murmelte ich leise, zu meinem Tisch unter der Linde zurückgehend. Ich riß ein Blatt aus meiner Brieftasche, schrieb darauf: Kinderschrieen is ok een Gesangbauksversch, und zog es mit einem Strauß Waldblumen unter das Hutband.

Träumend schritt ich dann durch die Tür des Dorfkirchhofs, vorüber an den bunten, geputzten Gräbern, zu dem offenen Kirchtor (auf dem Lande braucht der Protestantismus seine Kirche während des Gottesdienstes noch nicht zu schließen) und lehnte andächtig an der Esche davor. Mit großer Freude hörte ich, wie der junge Pastor eine Gellertsche Fabel in das Gleichnis aus dem fernen Orient schlang, während die Schwalben in dem heiligen Gebäude hin und her schossen und ein verirrter Schmetterling seinen Weg durch die geöffnete Kirchtür eben wieder zurückfand.

„Kinderschrieen is ok een Gesangbauksversch!“ rief ich, über die niedere Mauer in das freie Feld springend und durch die gelben Kornwogen, mit ihrem Kranz von Flatterrosen am Rande, der Weser zuwandernd. Da hatte ich mich ins Gras unter einen Weidenbusch geworfen und träumte in das Murren des alten Stromes neben mir hinein, während drüben im katholischen Lande eine Prozession singend den Kapellenberg zu dem Marienbild hinaufzog, und hinter mir die protestantischen Orgeltöne leise verklangen. Welch ein wundervoller, blauer, lächelnder Himmel über beiden Ufern, über beiden Religionen, welch eine wogende Gefühlswelt im Busen, anknüpfend an die fünf Worte der alten Bäuerin! Ich war damals jünger als jetzt und legte das Gesicht in die Hände:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
dafür! Gefühl ist alles“ — — — —

Ein näher kommender Gesang weckte mich plötzlich; ich blickte auf. Brausend und schnaufend, die gelben Fluten gewaltig peitschend, kam der „Hermann“ die Weser herunter. Der Kapitän stand auf dem Räderkasten und griff grüßend an den Hut, als das Schiff vorbeischoß. Hunderte von Auswanderern trug der Dampfer an mir vorüber, hinunter den Strom, der einst so viele Römerleichen der Nordsee zugewälzt hatte. Ein Männerchor sang: „Was ist des Deutschen Vaterland“, und die alten Eichen schienen traurig die Wipfel zu schütteln; sie wußten keine Antwort darauf zu geben, und das Schiff flog weiter. Die Weser trägt keine fremden Leichen mehr zur Nordsee hinab; wohl aber murrend und grollend ihre eigenen unglücklichen Söhne und Töchter! — Ich verließ meinen Ruheplatz und ging durch den Buchenwald den nächsten Berg hinauf bis zu einer freien Stelle, von wo aus der Blick weit hinausschweifen konnte ins schöne Land des Sachsengaus. Welch eine Scholle deutscher Erde! Dort jene blauen

Höhenzüge — der Teutoburger Wald! Dort jene schlanken Türme — die große germanische Kulturstätte, das Kloster Corvey! Dort jene Berggruppe — der Ith! **cui Idistaviso nomen,** sagt Tacitus. Ich bevölkerte die Gegend mit den Gestalten der Vorzeit. Ich sah die achtzehnte, neunzehnte und zwanzigste Legion unter dem Prokonsul Varus gegen die Weser ziehen und lauschte ihrem fern verhallenden Todesschrei. Ich sah den Germanicus denselben Weg kommen und lauschte dem Schlachtlärm am Idistavisus, bis der große Arminius, der „**turbator Germaniae**", durch die Legionen und den Urwald sein weißes Roß spornte, das Gesicht unkenntlich durch das eigene herabrieselnde Blut, geschlagen, todmüde. Ich sah, wie er die Cherusker von neuem aufrief zum neuen Kampf gegen die „**urbs**"; wie das Volk zu den Waffen griff: **pugnam volunt, arma rapiunt; plebes, primores, juventus, senes!**

Aber wo ist denn die Puppe? kam mir damit plötzlich in den Sinn. Ich schleuderte den Tacitus ins Gras, stellte mich auf die Zehen, reckte den Hals aus, so lang als möglich, und schaute hinüber nach dem Teutoburger Walde. Da eine vorliegende „Bergdruffel" (wie Joach. Heinr. Campe sagt) mir einen Teil der fernen blauen Höhen verbarg, gab ich mir sogar die Mühe, in eine hohe Buche hinaufzusteigen, wo ich auch das Fernglas zu Hilfe nahm. Vergeblich; — nirgends eine Spur vom Hermannsbild! Alles, was ich zu sehen bekam, war der große Christoffel bei Kassel, und mit einem leisen Fluch kletterte ich wieder hinunter von meinem lustigen Auslug. Hatte ich aber einen leisen Segenswunsch von mir gegeben, so ließ ich jetzt einen um so lauteren los. Ich sah schön aus! „Das hat man davon," brummte ich, während ich mir das Blut aus dem aufgeritzten Daumen sog, „das hat man davon, wenn man sich nach deutscher Größe umguckt: einen Dorn stößt man sich in den Finger, die Hosen zerreißt man, und zu sehen kriegt man nichts als — den großen Christoffel." Ärgerlich schob ich mein Fernglas zusammen, steckte den Tacitus zurück in die Tasche und ging hinkend den Berg hinunter, wieder der Weser zu. Ärgerlich warf ich mich, am Rande des Flusses angekommen, abermals ins Gras. Was hatte sich alles zwischen die gefühlselige Stimmung von vorhin und den jetzigen Augenblick gedrängt! Der Himmel war noch ebenso blau, die Berge noch ebenso grün, der Papierstreifen von vorhin steckte noch neben den Waldblumen an meinem Hute, und doch — wie verändert blickte mich das alles an! Hätte das Dampfschiff mit seinen Auswanderern nicht später kommen können, da es doch sonst immer lange genug auf sich warten läßt?! Hätte ich Narr nicht unterlassen können, nach dem Hermannsbild auszuschauen? Wie ruhig könnte ich dann jetzt im Grase meinen Mittagsschlaf halten, ohne mich über den großen Christoffel, den so viele brave Katten mit ihrem Blute bezahlt haben, zu ärgern! — Ich versuchte mancherlei, um meinen Gleichmut wieder zu gewinnen; ich kitzelte mich mit einem Grashalm am Nasenwinkel, ich porträtierte einen dicken, gemütlichen Frosch, der sich unter einem Klettenbusch sonnte, — es half alles nichts! — Der Dämon Mißmut ließ

mich nicht los, wütend sprang ich auf, schrie: Hole der Henker die Wirtschaft! und marschierte brummend auf Rühle zu. — — — — — — — —

Wetter, was ist das für ein Lärm in der Sperlingsgasse? Heda, — da ist ein Hundefuhrwerk in einen Viktualienkeller hinabgepoltert, und ich — ich, der Karikaturenzeichner Ulrich Strobel, sitze hier und schmiere Unsinn zusammen! Hol' der Henker auch die Chronik der Sperlingsgasse! — Adieu, Wacholder!





Das deutsche Leid



Ludwig Richter — G. Jördens sc. — Bürgerstunde

Pedanterie

Jacob Grimm

Das Pedantische aber, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt, in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlung leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete; es kann keine andere als die der deutschen Gesandten sein, und unsere Nachbarn haben ihren Vorteil daraus zu ziehn lange schon verstanden. Eben das ist Pedanterie, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft, daher auch im Lustspiel der Pedant jedesmal der Braut, um die er geworben hat, verlustig geht. Er hat für das Neue keinen Enthusiasmus, nur Krittelei, für das Hergekommene taube Beschönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu sehn.

In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungnen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen. Alle

grammatischen Ausnahmen scheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantische Ansicht der Grammatik schaut über die Schranke der sie befangenden Gegenwart weder zurück noch hinaus, mit gleich verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören.

Bismarck an Roon / Besserwisserei

Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernten Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele gibt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andere und deshalb sich bescheiden und schweigen.

Schopenhauer / Schwerfälligkeit

Der wahre Nationalcharakter der Deutschen ist Schwerfälligkeit: sie leuchtet hervor aus ihrem Gange, ihrem Tun und Treiben, ihrer Sprache, ihrem Reden, Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber aus ihrem Stil im Schreiben, aus dem Vergnügen, welches sie an langen, schwerfälligen, verstrickten Perioden haben, bei welchen das Gedächtnis ganz allein, fünf Minuten lang, geduldig die ihm aufgelegte Lektion lernt, bis zuletzt, am Schluß der Periode, der Verstand zum Schluß kommt und die Rätsel gelöst werden.

Hans Meyer / Die deutsche Philisterei

Ihre höchste Blüte entfaltet die deutsche Empfindlichkeit im deutschen Philister, und die übrigen ungeselligen Untugenden blühen daneben üppig in ihm mit. In ihm haben sich Familien- und Heimsinn zur beschränkten Familiensimpelei und zu engem Lokalinteresse verkehrt, in ihm ist der deutsche Idealismus größtenteils vom persönlichen Egoismus überwuchert; der deutsche Individualismus hat sich in ihm zur einseitigen bornierten Selbstüberhebung verhärtet. Unfähig, die Dinge und Personen objektiv zu betrachten, und immer nur imstande, an die Welt und ihre Geschehnisse den kleinen Maßstab seines lieben Ich anzulegen und sie danach zu beurteilen und zu bewerten, sieht der deutsche Philister an den Menschen und Dingen auch nur das Kleine, Unzulängliche, Fehlerhafte, und wenn er sich der Größe einer Erscheinung nicht verschließen kann, so setzt



Johann Gottfried Schadow — Raucher

und zieht er sie bewußt und unbewußt herab, nur um sein kleines Selbst darüber erheben zu können und sein maßlos gesteigertes Selbstgefühl zu befriedigen. Kein Volk behandelt seine Genies so schlecht wie das deutsche, und daran ist vor allem der deutsche Philister schuld. Mit Neid betrachtet er den Nächsten, dem der Erfolg größere oder doch scheinbar größere Tüchtigkeit beilegt als ihm selbst, mit Schadenfreude begleitet er des anderen Mißerfolg. Mit Argwohn schaut er um sich, ob jemand den faden Kern hinter der dicken harten Schale errate, und seine Empfindlichkeit sucht in Grobheit Stärke vorzutäuschen, wenn er das Geheimnis seiner inneren Schwäche angetastet glaubt.

Anmaßend, überhebend, dogmatisch ist der deutsche Philister gegen jeden, den er für geistig oder gesellschaftlich unter ihm stehend hält; zanksüchtig, hämisch und rechthaberisch ist er gegen seine Standesgenossen, aber schmeichlerisch und unterwürfig gegen jeden Höherstehenden, weil er davon für sich persönlichen Gewinn erhofft und im Verkehr mit Höherstehenden nicht nur direkt Befriedigung seiner Eitelkeit findet, sondern auch indirekt dadurch, daß er ihm neuen Anlaß zur Selbstüberhebung über diejenigen gibt, die dieses Verkehrs nicht teilhaftig sind. Urteilslos wie er ist, beruft sich der Philister gern auf die Heiligkeit seiner moralischen Überzeugung und meint damit doch nur seinen eigensinnigen Dogmatismus. Habe er auch noch so unrecht, immer will er die seiner Würde gebührende Rücksicht gewahrt wissen und beantwortet die Verletzung dieser Rücksicht mit Empfindlichkeit. Er hat deshalb auch keinen Humor und duldet ihn nicht; denn dieser läßt andere gutmütig über sich lachen und lacht mit. Wo so

die nationalen Tugenden in lauter nationale Fehler übertrieben werden und umschlagen, da gibt es natürlich auch kein nationales Empfinden, ja sogar der Patriotismus des Philisters ist anmaßend, leer und windig, weil ohne tiefes Gemüt und ohne Ideal.

Die deutsche Philisterei, welche die Kehrseite der nationalen Tugenden und insbesondere die Ausartung des deutschen Individualismus darstellt, ist nach Art und Verbreitung ein sehr wesentlicher Bestandteil des deutschen Volkstums. In allen Stufen der Entwicklung und Ausbildung durchschlingt sie das deutsche Volksleben, und sie würde dem Zusammenleben und der gemeinsamen Arbeit noch schädlicher sein, als sie es schon ist, wenn sie nicht wieder vielfach wettgemacht würde durch die beiden Kräfte des deutschen Volkstums, die unbesiegbar sind, den Idealismus und das Gemüt; diese schlagen verbindende Brücken über die gefährlichen Klüfte, die der starre Individualismus und die bornierte Philisterei aufreißen.

Bogumil Goltz / Der Philister

Nicht die Kleinstaaterei hat die Deutschen kleinstädtisch und philiströs gemacht, sondern die angeborene Philisterei, d. h. die Mikrologie, die Kleinmeisterei, die Kleinigkeitskrämerei, die Mikroskopie, die Winkelpoesie, die Behaglichkeit in der kleinsten Sphäre, die Absonderungssucht, das Sonderlingswesen, die Originalität im kleinsten Stil, der angeborene Partikularismus, der Individualismus, in Summa die Qualitäten und Talente, welche der Deutsche mit der jüdischen Rasse gemein hat, haben die kleinsten Staaten und die Kleinstaaterei großgeheckt; haben dem Deutschen die Winkelstaaten, die Winkelwirtschaften, die Winkelpolitik, die Winkelreligion, die Winkelphilosophie, das Winkelrecht, die Winkelsitten und Winkelkritik, die Winkelpoeten, die Winkelpropheten und -autoritäten so liebgemacht, daß man sie ihm schwerlich abwendigmachen kann, ohne ihm das Eingeweide im Leibe herumzuwenden...

Die deutsche Philisterexistenz spiegelt außer diesen Karikaturprozessen auch ein historisches Kulturelement heraus; sie birgt nicht nur einen gesunden Kern von Menschenverstand und Sitte, sondern beruht auf dem Prinzip, in welchem das Grundwesen der deutschen Rasse besteht, auf dem Individualismus, der sich nicht der großen Welt und ihren Formen dienstbar machen will wie der Romane und Slawe, sondern sich von der Persönlichkeit und dem Familienleben zur Welt bildet und diesen Prozeß da abzuschneiden pflegt, wo das Außenleben die individuelle Natur zu absorbieren und das Gemüt zu beeinträchtigen droht. — Wenn man dagegen einwenden will, daß eben der Eigensinn und Mechanismus, mit welchem der deutsche Bürger und Kleinstädter den politischen und kosmopolitischen Bildungsprozeß inhibiert, seine garstige Borniertheit und Trivialität verschuldet, so ist außer acht gelassen, daß nicht nur Starrsinn und Beschränktheit,



Rembrandt / Tod der Maria



Rembrandt / Bettlerfamilie

sondern daß die anerkannte Notwendigkeit einer Abschließung von Verwicklungen mit Geschichte und Politik, mit idealen Lebenskreisen, mit Künsten und Wissenschaften jene philisterhafte Lebensart diktieren, und daß man nur nach Frankreich gehen darf, um sich zu überzeugen, daß in diesen Ländern die Weltbildung der Massen eine Affektation, eine Frechheit und Lüge, daß sie mit Unsittlichkeit und Irreligiosität gepaart ist, daß sie die Innigkeit des Familienlebens absorbiert hat, während die sogenannte Philisterei aus der Liebe zum deutschen Familienleben, zur Wahrhaftigkeit hervorgeht, mit der natürlichen Bescheidenheit und Schämigkeit, mit der Abneigung vor der Öffentlichkeit und Ostentation zusammenhängt und auf diese Weise die natürliche Schutzwehr gegen hohle Weltbürgerlichkeit und falsche Aufklärerei geworden ist.

Der Philister ist ein Gewohnheitsmensch, wie der Pedant ein Formenrigorist; aber wir Deutsche sollten nie vergessen, daß wir der tyrannischen und trivialen Gewohnheit auch die Gewohnheiten und die Treue des Herzens, daß wir ihr die konstant gewordenen historischen Gefühle, die Repetitionen der Vergangenheit, mit einem Worte: das Gemüt und Gewissen, als die Grundlage der Charakterstabilität und der Religiosität, der besten deutschen Tugenden verdanken; daß ohne Gewissen und Stabilität in Formen weder eine Geschäftsordnung noch eine solide Kunstbildung und förmliche Wissenschaft möglich ist; daß Philisterei und Pedanterie die deutsche Exzentrizität, die Phantasiestücke, die Geniestreiche und den deutschen Idealismus neutralisieren.



Der deutsche Durst

Luther



Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, Welschland seinen, Frankreich seinen, unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein, muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellig ist, das mit so großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden, und wird solcher ewiger Durst Deutschlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den Jüngsten Tag. („Wider Hans Worst“, 1541.) Und in einer Predigt aus dem Jahre 1525: Darum ist ja Deutschland ein arm, gestraft und geplagt Land mit diesem Saufteufel und gar ersäuft in diesem Laster, daß es sein Leib und Leben und dazu Gut und Ehre schändlich verzehrt und durchaus eitel Säuleben führt, daß, wenn man es malen sollt, so müßt man es einer Sau gleich malen!

Bismarck / Zeitrotschlagen

Bei uns Deutschen wird mit wenigem soviel Zeit totgeschlagen wie mit Biertrinken. Wer beim Frühschoppen sitzt oder beim Abendschoppen und gar noch dazu raucht und Zeitungen liest, hält sich für voll ausreichend beschäftigt und geht mit gutem Gewissen nach Haus in dem Bewußtsein, das seinige geleistet zu haben.



Die Lästerzungen

Bogumil Goltz



Man hat dem Deutschen nicht mit Unrecht die Lästerzunge vorgeworfen. Er versteht es in Wirtshäusern und in Boudoirs, in vertrauten Mitteilungen und in Schandkritiken, die Leute zugleich naiv und kritisch abzutun, die ihm widerwärtig oder unbequem sind. Der Franzose plaudert und treibt Spaß, der Pole macht seinen Affekten Luft, der Italiener verfolgt und intrigiert bis auf den Tod, oder er klatscht aus Langeweile wie ein altes Weib, er lästert aus Mangel an reellem Stoff und getrieben von seinem lebhaften Geist. Der gebildete Russe wie der Spanier strebt mit der Verlästerung einen bestimmten Zweck an; der Gegner wird moralisch oder körperlich aus dem Wege geräumt; die Lästerung ist nur das Mittel dazu und wird eben Intrige, indem sie ein letztes Ziel und einen bestimmten Gegenstand ins Auge faßt. Der Franzose, der Pole, der Italiener, der Spanier, sie alle fühlen sich nur vorübergehend und bei bestimmter Veranlassung zu Verunglimpfungen aufgelegt, die schon darum in die Klasse der Mokerien gehören, weil sie gewöhnlich aus Laune und Geist, um des Amüsements und des Witzes willen verschuldet werden.

Der Deutsche aber macht aus giftigen Bemerkungen und Zwischenträgereien sehr oft eine witzlose und langweilige Lebensart, eine permanente Herzenserleichterung, die so sehr zur andern Natur wird, daß er sie um ihrer selbst willen, wie den Genuß starker Getränke, wie irgendeine Hausmedizin brauchen muß, wenn er nicht die letzten Sprungfedern seiner geistigen Regsamkeit und seine Lebenslust verlieren soll. Man kann ihm leichter Schnupf- und Rauchtabak verbieten. Er verleumdet zu gründlich, zu scharfsinnig, ruhig, ernst und überlegt, um ein bloßer Klätscher, Plauderer oder so einer zu sein, der für eine ihm widerfahrene Unbill augenblicklich Revanche nehmen muß. Es handelt sich bei der deutschen Lästerung um eine tief eingewurzelte chronische Lebensart, um ein Lebensbedürfnis, eine Gesundheitsmaßregel, Diät, Berauschung, um ein Opiat.

Der Deutsche kann ohne diesen Stimulus nicht sein. Er will niemand vernichten, will nur schaden, wenn er in Person angegriffen ist, aber er will räsonieren, er braucht Persönlichkeiten, die er bemakeln und zergliedern kann. Er ist ein geborner Physiolog und Psycholog, auch wenn er nicht Philosophie studiert hat. Er muß also den Leuten ins Eingeweide greifen, er muß es herauswenden; er muß sich und andere im Reflektieren, Mokieren und Interpretieren deutlich machen, wie der Nebenmensch organisiert, was er eigentlich wert ist und wie-



Dörfliches Wirtshaus, Augsburger Holzschnitt von 1537

viel in der vergleichenden Anatomie, oder wenn man ihn an eine Norm hält, noch von ihm übrigbleibt. — Der Deutsche ist ein gründlicher, ein unergründlicher, ein abgründlicher Mensch. Er ist alles ganz und gar; er ist also auch so gründlich, närrisch oder gemütlich in der Verlästerung; nicht weil er Unheil stiften, sondern weil er seine Naturanlagen, sein Talent und seinen Drang entwickeln will; und zu diesem Drange gehört auch das Räsonieren, die Kritik, das Taxieren, das Ab- und Auswägen bis auf ein Haar; gehört die vergleichende Methode auch in der Blasphemie. Der Deutsche urteilt über seinen Mitchristen, trotz des Christentums (oder vielmehr erst durch dasselbe gestärkt, geharnischt und potenziert), mit demselben Eifer, mit derselben Beharrlichkeit ab, wie wenn von seiner Sentenz das Wohl und Wehe der Weltgeschichte und Wissenschaft abhängig wäre. Er ist ein geborner Schulmeister und Schülermensch; er schreibt also Zensuren mit dem Munde, solange er lebt. Da sich dies nicht mit Gründlichkeit und Bequemlichkeit den Leuten ins Gesicht machen läßt, so geschieht's im Rücken; das ist die Naturgeschichte der deutschen Verlästerung. Sie ist unserm Menschenschlage so sehr eine andre Natur, daß diese Sünde uns nicht einmal Gewissensbeschwerden macht, wiewohl wir zur gewissenhaftesten Rasse des Erdbodens gehören. Die Lästersucht ist die zur Leidenschaft gewordene Kritik, und diese selbst geht beim Deutschen aus einer Urteilskraft hervor, deren Entwicklung bei keinem andern Volke sich als einen so vorherrschenden Prozeß darlegt.



Das Schlaraffenland

Die politische Unfähigkeit

Im tiefsten Gefühl, in der überschüssigen Seele liegt nicht nur die politische Unfähigkeit des Deutschen, liegen nicht nur seine Dummheiten und Miseren, sondern auch der heilige Grund seines Gemütslebens, seines Humors, seiner humanen schönen Bildung, Sitte und Religiosität. — Von der Zeit an, da man aus der deutschen Literatur und Kunst, aus den deutschen Lebensarten und Humoren nicht mehr den sentimentalen Faktor extrahieren, sondern das deutsche Sündenregister mit ihm beginnen wird, werden freilich die deutschen Dummheiten und Tölpeleien, wird die politische Unmündigkeit, aber auch die deutsche Natur und Übernatur, die Seite des deutschen Wesens verschwunden sein, um derentwillen es überhaupt lohnt, daß ein deutsches Volk existiert.

Martin Luther / Neuerungssucht

Wir Deutschen sind solche Gesellen, was neu ist, da fallen wir auf, und hangen daran wie die Narren, und wer uns wehret, der macht uns noch toller darauf; wenn aber niemand wehret, so werden wir selbst bald müde und satt, gaffen darnach auf ein anders Neues, so hat der Teufel das Vortheil, daß keine Lehr noch Traum so ungeschickt kann aufkommen, er findet Schüler darzu, und je ungeschickter, je eher.

Meiners / Nachahmungssucht

Die deutsche Nation machte sich unter allen Völkern der Erde durch die meisten und wichtigsten Erfindungen um das menschliche Geschlecht verdient; und diese erfindungsreiche Nation ahmte zwei Jahrhunderte blindlings französische und seit einem Menschenalter englische Moden nach. War dann oder ist dann der Deutschen Erfindungsgeist von den höheren Ständen, als Mustern der Mode, oder von den Künstlern und Künstlerinnen gewichen, welche für die Beherrscher und Beherrscherinnen der Mode arbeiten? Unsre Verfassungen, Verwaltungen und Gesetze, unsere Gewerbe, Künste und Wissenschaften, unsere Schul- und Lehranstalten hatten von jeher und haben auch jetzt ein deutsches Gepräge: warum die Bedeckungen und Verzierungen des Körpers nicht? Unsere Künstler und künstlichen Arbeiter wurden schon lange in ganz Europa bewundert und belohnt. Unsere Schriftsteller liest man in allen Ländern und übersetzt man in alle Sprachen. Alle unsere bisherigen Nebenbuhler gestehen uns in den meisten Wissenschaften den ersten Rang zu; und wir sollten noch immer in Kleidung und Putz knechtische Nachahmer sein?

Dostojewski (1877) / Leichtsinn

Begeisterung für sich selber, Stolz und unanfechtbarer Glaube an ihre unumschränkte Macht haben ja alle Deutschen ohne Ausnahme wie trunken gemacht. Dieses Volk, das ungewöhnlich selten gesiegt hat, dafür aber bis zur Seltsamkeit oft besiegt worden ist, — dieses Volk besiegte plötzlich einen Feind, der fast immer und überall Sieger gewesen. Da es aber nun einmal klar war, daß es ihn nicht n i c h t-besiegen konnte, infolge der mustergültigen Organisation seiner großen Armee und der eigenartigen Umgestaltung derselben nach völlig neuen Grundsätzen, und außerdem, da es so geniale Führer an der Spitze hatte, so war es für den Deutschen natürlich ganz unmöglich, darauf nicht bis zur Trunkenheit stolz zu werden. Hier braucht man gar nicht den uralten Zug des deutschen Charakters, die selbstzufriedene Prahlerei eines jeden Deutschen, in Betracht zu ziehen. Anderseits: aus dem so kürzlich noch zerstückelten staatlichen Organismus entstand plötzlich solch ein festes Ganzes, daß der Deutsche nicht gut auch hierüber in Zweifel geraten konnte und daher einwandlos glaubte, die Einigung sei tatsächlich und für immer vollbracht, und für den deutschen Organismus bräche nun ein neue, glänzende und große Phase der Entwicklung an. Und so wuchsen denn nicht nur Stolz und Chauvinismus, sondern es schoß sogar ein richtiger Leichtsinn auf. Was konnte es noch für Fragen geben, — nicht nur für irgendeinen kriegerischen Ladenjüngling oder Bäckergesellen, sondern selbst für einen Professor oder Minister?“



Prahlhans

Karl Hillebrand / Dünkel

Ein geistreicher italienischer Politiker, der uns vortrefflich kennt, sagte einst dem Schreiber dieser Zeilen: „Nein, eitel seid ihr nicht, aber hochmütig"; und oft mußte der deutsche Freund dieser Worte gedenken während der letzten Jahre. Schon vor unsern politischen Erfolgen regte sich jener Hochmutsteufel in der deutschen Wissenschaft und suchte für das Germanentum die Rolle des erwählten Volkes zu beanspruchen. Schon früherhin mochte man hin und wieder von unserer ganz absonderlichen kulturhistorischen Mission hören; schon in den vierziger Jahren begann, im Gegensatze zu den humanitarischen Ansichten des 18. Jahrhunderts und unserer klassischen Literaturperiode, das Gerede von den

„deutschen Tugenden“ selbst im Munde bedeutender Männer aufzukommen, und die übertriebene Bescheidenheit der früheren Tage einem etwas anmaßlichen Selbstgefühl Platz zu machen. Deutscher Fleiß und deutsche Treue, deutsche Redlichkeit und deutsche Frömmigkeit, deutsche Offenheit und deutsche Gewissenhaftigkeit, deutscher Wille und deutscher Familiensinn, deutsche Tiefe und deutsches Gemüt namentlich hörte man schon damals gar vielfach preisen, als wären sie Monopole deutscher Nation. Schon begann man hie und da herabzusehen auf Romanen und Slawen mit dem den Engländern eigentümlichen Überlegenheitsbewußtsein Irländern oder Indern gegenüber ... Die geschmackvolle Zitation von Paracelsus' Worten in der Antwort deutscher Professoren auf die Adresse der Dubliner Universität: „Engländer, Franzosen, Italiener uns nach, nicht wir euch“, war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbstüberwachung, eines Gefühles, das sich in gar manche deutsche Gelehrtenbrust eingenistet hatte.

Titelsucht

Price Collier



In Deutschland geht nicht nur ein wahrer Regen von Titeln auf die Bevölkerung nieder, sondern es wird auch amtlich und ganz deutlich festgestellt, mit welchem Titel der Titelinhaber angeredet werden soll. Bei einem mir bekannten Fall versäumte es eine Dame, sich in einem Brief an einen der kleinen auf ihrem Gut tätigen Beamten als „Ihre sehr ergebene ...“ zu unterschreiben, worauf der Betreffende sich sofort schriftlich ausbat, man möchte die an ihn gerichteten Briefe in der üblichen Weise unterzeichnen. Man zog einen Rechtsanwalt zu Rate, und dieser erklärte, ihm sei schon einmal ein solcher Fall vorgekommen, der zugunsten des in seiner Eitelkeit verletzten Klägers entschieden worden wäre.

Einen herz- und mannhaften Gegensatz gegen eine solche Lebensauffassung bietet das Beispiel des Admirals X. Er hatte lange und mit Ehren gedient, und kurz ehe er in den Ruhestand trat, sagte ein Freund zu ihm: „Ich höre, daß man Sie in den Adelstand erheben will.“ — „Bei Gott, Herr, nicht ohne Kriegsgericht!“ lautete die umgehende Antwort. In England ist es nämlich schon so weit gekommen, daß ein wahrhaft vornehmer und gebildeter Gentleman aus guter Familie es als eine Beleidigung oder einen schlechten Witz auffaßt, wenn man ihm den Adel anträgt.

Bei unseren deutschen Freunden ist das anders: sie haben einen wahren Hunger auf diese flüchtigen Bescheinigungen vorübergehender Anerkennung. Ich



Chodowiecki | Landpartie nach Franz.-Buchholz

habe an vielen, sehr vielen gastlichen Tafeln in Berlin gesessen, wo keine Brust der Medaillen bar war und nur die einzige Feldzugsmedaille, die einer der Gäste besaß, sorgfältig verpackt bei ihm zu Hause lag. Und was nun gar die Titel anbelangt, so ist in einem kleinen Bande, wie dem vorliegenden, kein Raum, um sie alle aufzuzählen. Und die Frauen führen die Titel ihrer Gatten und nennen sich „Frau Oberpostassistent", „Frau Regierungsassessor", bis hinauf zu der Frau des Reichskanzlers, deren Titel und Würden man ihr übrigens am Gesicht und der Haltung ansieht. Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung die Todesanzeige einer achtzigjährigen Frau, die von den Hinterbliebenen ernsthaft mit dem Titel einer Tierarztwitwe beehrt wurde.

Nachahmungssucht

Wolfgang Menzel

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutschen herrscht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man schätzt sich glücklich und wirft es sich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu stottern. Man streitet sich seit mehr als tausend Jahren über ein Phänomen in unserm Nationalcharakter, wie über eine Neigung

des Herzens, welche die Moral zu verbieten scheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutschland: Nachahmer und Puristen. Verächtlich sind die Affen, die immer nur nach fremden roten Lappen springen, verächtlich die Entarteten, die sich schämen, Deutsche zu sein. Das Vorurteil, daß die deutsche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Rustizität sei, die schlechterdings eines fremden Tanzmeisters bedürfe, hat sich nur bei solchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebejisch geartet waren. Lächerlich aber sind die Toren, die ein Urdeutschtum von allen fremden Schlacken reinigen und um die deutschen Grenzen ein moralisches Mautsystem einrichten, ja der Sonne selbst gebieten möchten, nur über Deutschland zu leuchten...

Abgesehen... von dem notwendigen, in der Natur begründeten und in der Geschichte uralten, wechselseitigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltenes Geschick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichem Vergessen des eigenen Wertes führen.

Die tiefste Quelle jener Neigung ist die Humanität des deutschen Charakters. Wir sind durchaus Kosmopoliten. Unsere Nationalität ist, keine haben zu wollen, sondern gegen nationelle Besonderheit etwas allgemeingültiges Menschliches geltend zu machen. Wir haben ein beständiges Bedürfnis, in uns das Ideal eines philosophischen Normalvolkes zu verwirklichen. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüten des menschlichen Geistes uns aneignen. Diese Neigung ist stärker als unser Nationalstolz, solange wir nicht eben in ihr unsern Nationalstolz suchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk sein, und ohne diesen Glauben gäbe es gar keinen Nationalstolz, aber sie wollen keineswegs sich verleugnen, sondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker schätzen das Fremde, aber sie werfen sich selbst dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe ist immer eine starke Selbstverleugnung eigentümlich. Dem Interesse für das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entspringt, schadet nichts mehr als der Egoismus, der Kultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine gewisse Resignation ist notwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden wollen. Untersuchen wir die Hindernisse, welche bei so vielen Völkern die Fortschritte der Kultur aufgehalten haben, so werden wir sie weniger in der Roheit derselben als in der Selbstzufriedenheit und in den Vorurteilen ihres Nationalstolzes finden. Immer aber sind ja die edelsten Völker zugleich die tolerantesten gewesen, und die niedrigsten immer die eitelsten.

Es ist indes nicht nur jene philosophische Richtung unseres Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, sondern auch eine poetische Richtung, ein romantischer Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetische Illusion schwebt verschönend um alles Fremde und nimmt die Phantasie gefangen. Was nur fremd ist, erweckt eine romantische

Stimmung in uns, selbst wenn es schlechter ist, als was wir längst selbst haben. Darum nehmen wir so vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unsrer Entwicklung weiterbringt, und die Einbildung macht erst eine Neigung verderblich, die der Verstand billigen muß, indem er sie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, so begehen wir immer zwei Fehler zugleich: den der blinden sklavischen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unsrer selbst. Wir besitzen die poetische Gabe, uns zu mystifizieren, gleichsam in dramatische Personen zu verwandeln und einer fremden Illusion hinzugeben. Viele Gelehrte denken sich so ins Griechische, viele Romantiker so ins Mittelalter, viele Politiker so ins Französische, viele Theologen so in die Bibel hinein, daß sie von allem, was um sie vorgeht, nichts mehr zu wissen scheinen. Dieser Zustand hat einige Ähnlichkeit mit Wahnsinn und führt oft zu Wahnsinn. Den auf diese Weise Besessenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutschen Gesinnung und Sprache zu Hilfe... Gäbe es außer uns nur noch ein Volk, so würden wir uns wahrscheinlich ganz in dasselbe hineinstudieren, bis nichts mehr von uns übrigbliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nacheinander nachahmen, und da sie miteinander in Widerspruch stehen, so wird das Gleichgewicht immer wiederhergestellt*.

Absage an die Deutschen

Hölderlin

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing und schöne Seelen ihm begegneten. — Wie anders ging es mir.

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung

* Ähnlich sagt Stendhal in seinen „Bekenntnissen eines Egoisten" (1808): „Der Deutsche ist das Gegenteil vom Franzosen. Anstatt alles sich anzupassen, paßt er sich allem andern an. Wenn er über die Geschichte Assyriens gerät, ist er Assyrier. Liest er die Abenteuer des Cortez, so ist er Spanier oder Mexikaner. Wenn er ins Nachdenken verfällt, dann hat in seinen Augen alle Welt recht; darum vermag er zwanzig Jahre lang über etwas zu träumen und kommt doch oft nie ganz damit zum Schluß. Der Franzose ist behende, er beurteilt ein Volk samt seinen physischen und moralischen Gebräuchen in einer Minute. Der Italiener beobachtet lange und lernt die Eigentümlichkeiten eines Volkes und seine Gewohnheiten auf der Jagd nach dem Glücke vollkommen verstehen."

So sagt auch Simrock:

„In Rom, Athen und bei den Lappen
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus."

und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' er's mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und sowenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke!

Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und weiter nichts; denn Notwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt; ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir, es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders: denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich wie die Kinder sind, — wenn selbst

die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze sich nicht machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! — — — — — Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulysses, da er in Bettlergestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wuchsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volke heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlassenen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und übervoll von kalter, stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt. Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Höheres sie nicht kennen als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt...

Deutsche Siege

Ulrich von Hutten

Dann greifen sie auch alles mit großem Ungestüm an, aber führen selten etwas durch. — „Das ist allerdings ein Fehler an diesem Volke, wie du sagst; aber Kriegsübung haben sie wie heutzutage keine ander Nation, und in Waffen sind sie unüberwindlich. Zum Herrschen sind sie dagegen weniger geschickt. So mögen und können sie wohl Reiche erobern, sie zu behalten aber und zu decken, sind sie nicht bedacht, und es trifft bei ihnen zu, daß sie zwar zu siegen, nicht aber den Sieg zu benutzen verstehen."

Dieser päpstliche Legat wird der erste sein, der leer heimkommt, zum großen Schrecken der Heiligen Stadt, wo man nie geglaubt hätte, daß die Barbaren sich das unterstehen würden. — „So gehören demnach die Deutschen noch zu den Barbaren?“ — „Nach der Römer Urteil. Sieht man aber auf gute Sitten und freundlichen Verkehr, auf Fleiß in allen Tugenden, auf Beständigkeit und Redlichkeit des Gemüts, so sind sie das gebildetste Volk, dagegen die Römer die greulichsten Barbaren.“

Dämmerungen für Deutschland

Jean Paul



er Franzose liebt seine Volkbrüder feurig, wo er sie finde, und noch dabei, — vielleicht eben darum — seinen Beherrscher; er verficht heldenmüthig seinen Waffenbruder und seinen Fürsten. — In Deutschland aber läuft der Epheu der Vaterlandliebe mehr am Throne empor als auf dem Boden umher; nämlich wir haben immer einen großen Fürsten — groß entweder geographisch, oder heroisch, oder sittlich — vonnöthen, um erst an ihm das Vaterland zu lieben. Noch hat uns das Unglück nicht so viel Vaterlandliebe gegeben, als das Glück den Franzosen davon gelassen, ja zugelegt. Oder soll unser geschriebenes und gemurmeltes Geklage über Mangel an Geld, an Handel, an Kriegglück, an Kriegverstand, an Patriotismus ein Zeuge des Patriotismus sein, indeß er sich nicht mit seinen beseelenden Flammen, nämlich mit einer selbst-vergessenen Aufopferung für Gesammtheiten, Bürgerschaften u. s. w. thätig erweist? Anstatt z. B. unter die Kriegslast der Menge die eigne Schulter zum Tragen unterzustellen, zieht sich jeder hinweg und beklagt blos das allgemeine Beladen unbeladen.

Deutsche Gesellschaftlichkeit

In der Gesellschaft erscheint der Deutsche selten als Mensch, d. h. als Gesellschafter, sondern als guter Beamter, Professor, Soldat. Wie der Büttnergeselle nach den Gesetzen seines Handwerks nicht ohne Schlägel oder Triebel, Bandmesser oder sonstiges Werkzeug auch nur drei Häuser weit ausgehen darf: so zeigen wir uns ungern in Gesellschaft anders als mit unserm juristischen oder medizinischen oder anderem Triebel und Schlägel in der Hand, gleichsam um damit anzuzeigen, weß Handwerks man sei. Daher gibt es keinen köstlichern Ge-

sellschafter als einen Professor, nämlich für Professoren; und so ist ein Jurist einer der besten Unterhalter für Juristen; — und so jeder vor der offenen Lade seines Gewerks. — Daher reift die jugendliche Freiheit und Bestimmbarkeit, und unsre All- und Weltseitigkeit im Schreiben endlich durch langes Geschäft zur Einseitigkeit im Leben. — Was übrigens jetzt in unseren Klubs, Harmonieen, Kasinen einen gemeinschaftlichen Ton gibt, ist das politische Kannengießen, und zweitens die Klubs selber, als Kongresse aus allen Ständen.

Wir

Die deutsche Seele besteht nicht, wie nach Thales die menschliche, aus Wasser, nicht, wie nach Demokritus, aus Feuer, sondern, wie nach Hippokrates, aus beiden. Diese Mischung von Feuer und Kälte — zu welcher ich noch die geographische von Süd- und Nord-Deutschland bringe — könnte uns sehr entwickeln und zu hohem Wuchse treiben.

Deutsche Opposition

Kein Land sagt sich selber so viele Wahrheiten, als Deutschland; denn seine kleinen Staaten bilden sich durch ihre Zerfällung so sehr zu freien wechselseitigen Opposizionparteien gegen einander aus, daß ein Fürst, der sich aus Gründen ungern von seinen Unterthanen eine Wahrheit sagen läßt, sich solche leicht von benachbarten in Druck anschafft. Diesen Vortheil vergleiche ich mit dem ähnlichen der Ehe; denn indeß ein vornehmer Hagestolz sich Jahre lang mit Fehlern durch alle Gesellschaften ziehen kann, ohne ein einziges Rügewort zu vernehmen: so genießt in der Ehe jede, sogar die schönste Dame, wie sehr auch die ganze Stadt als eine männliche Sirene ihr schmeichle, das Glück, daß wenigstens ihr Mann einen ganz andern Ton anstimmt, ja zuweilen den Text lieset und wettert; was aber auch die Frau mit Dank erwiedert, indem sie den Gatten gleichfalls durchnimmt und warm hält; so daß Eheleute von Stande oder Mitteln in Wochen mehr Freimüthiges hören, als Unvermählte in Jahren.

Kälte der Deutschen gegen Deutsche

Wenn in London alle dasige Franzosen einander kennen und suchen; und wenn es eben in Paris der Britte mit Britten thut: so fragt der Deutsche in London und Paris — nach dem Zeugniß einer Monatschrift gleichen Namens — nach keinem andern dasigen Deutschen, sondern denkt, der Narr hätte wol

auch zu Hause bleiben können, und der andere dasige Deutsche ist dasselbe von jenem Denker überzeugt. Wenn manches andere Volk, gleich Venedig, auf eigenthümlichen Inseln wohnt, so hausen wir wie Chineser auf Gondeln, um alle diese Inseln und alle Welt zu umfahren. So können wir auch sagen, daß wir, nachdem wir aus unsern dunkeln, einsamen, müßigen Wäldern heraus sind und erschaffen, und Erfindungen und Schöpfungen aller Art auf Arm und Rücken tragen, damit in alle Welt hausieren, und uns mit jeder ausländischen Hauptstadt verquicken, so daß wir sogar, wenn uns körperlich Landesverweisung fehlt, uns zu Hause eine angenehme geistige zu genießen geben. Ist der Mensch nach Aristoteles ein nachahmendes Wesen: so möchte wol der Deutsche ein potenzierter Mensch sein, weil er allem nachahmt, sogar Nachahmern; und es ist auf ihn glücklich anzuwenden, was Gall vom Menschengehirn behauptet, daß dieses eine Summarie aller Thiergehirne auf einmal sei, so wie umgekehrt jedes thierische ein Stückchen menschliches enthalte.

Da wir, wie unter allen Vögeln nur die Schnepfen, in allen Welttheilen zu haben sind; da nach Archenholz nie ein großer Ausländer bei uns wohnhaft blieb, aber wol große Deutsche im Auslande: so schlagen andere Völker unsern Preis bei überladnem Markte nicht hoch an. Wiewol wir uns, wie Jupiter, in alle fremden Gestalten verwandeln, und auch wie er, selten in eine schönere, weil wir uns in Alles verlieben: so haben wir doch nicht wie er das Glück, damit zu erobern und zu befruchten. Der Britte, der Franzose, der Spanier, der Italiener etc., diese gefallen mit ihren Eigenthümlichkeiten sogar in Auslanden, wo entgegengesetzte gebieten. Würden wir aber nicht mehr Lob bekommen, wenn wir uns mehr Lob ertheilten? Und könnte ein Volk die höchste Seligkeit nicht anderswo suchen, als in der sogenannten Selbervernichtung der Quietisten?

Der Ursachen dieser deutschen Selbst-Kälte sind so viele, daß man nicht alle bekannter anführen kann, geschweige alle unbekannten. Man bringt genug von jenen zum Vorschein, wenn man anführt, daß das vorige deutsche Reich in mehr als dreihundert unverbundne verwandte Staaten zerfallen war, welche einander weniger gleichgültig waren, als häufig verhaßt, weil von jeher Verwandte, Gränznachbarn, Gränzvölker, Gränzreligionen den Tönen glichen, wovon zwei nur dann den größten Mißton angeben, wenn sie einander am nächsten sind wie de und des. Eine eben so bekannte Ursache deutscher Selbst-Kälte mag sein, daß wir, da so oft ausländische Völker uns die Saat großer Erfindungen, z. B. die Welschen alte Literatur und Musik zugeworfen, welche wir dann begossen und bis zur Reife ausgebildet haben, daß wir von unserer Bewunderung gegen die Samenhändler uns leicht gegen uns Pfleger und Gärtner erkälten ließen. — Sollte nur hier der Ort dazu sein, so ließe sich wol das Gleichniß machen, daß wir die in unsere Zaunkönig-Nester gelegten Guckguks-Eier fremder Erfindungen mit solchem Feuer ausbrüten und verpflegen, als Bechstein in seiner Naturgeschichte von den wahren Zaunkönigen, Zeisigen etc. berichtet, welche den frem-



Rembrandt / Landschaft mit dem Jäger

Rembrandt / Landschaft mit drei Bäumen

den Eiern zu Gefallen ihre eigenen aus dem Neste stoßen, und sich mager und federkahl am jungen Guckguk ätzen, bis er endlich aus dem Neste halbgroß austretend gar von allen benachbarten Zeisigen, Stieglitzen und andern Kleinen bewillkommt und empfangen und um die Wette gefüttert wird.

Als eine dritte bekannte Ursache deutscher Selbst-Kälte könnte man (indeß mit Einschränkung) noch anbringen, daß, da Deutschland sonst immer der Turnierplatz und Fechtboden auswärtiger Krieger, gleichsam das Elis aller fremden olympischen Kriegspiele gewesen, indeß auf andere Länder oft in einem Jahrhundert, wie Rußland, oder in Jahrhunderten, wie England, kein fremder Kriegfuß gesetzt wurde, daß, sagt man, Deutschland bei solchen Durchzügen und öftern Siegen fremder Völker diesen sich, wenn nicht befreundet, doch dem eignen Volke sich selber entfremdet habe, wie ja in den Kreuzzügen bei noch größerer Abtrennung der Völker geschehen. Gleichwohl ist diese Ursache nur eingeschränkt zu geben, denn Welschland war eben sowol die Arena europäischer Fechter als Deutschland, aber ohne besonderen Verlust der Selbstliebe. Und auch über Deutschland darf man fragen: hob sich nicht aus dem dreißigjährigen Kriege der Reichsboden — gleichsam der Kredenzteller eignen Blut- und fremden Gift-Kelches — endlich zum Ararat-Gebirge empor, auf welchem nach der Blut-Sündflut drei Kirchen-Schiffe ankerten und ruhten, und noch ruhen?

Leibniz schreibt dem dreißigjährigen Kriege noch das Einwandern oder Einlassen so vieler Wörter-Fremdlinge zu, so daß unsere Sprache, wie sonst ein preußisches Regiment, halb aus Ausländern bestehen mußte. Doch ist dieses nicht ganz aus der Länge des Krieges zu erklären; — denn warum nahmen die Ausländer nicht eben so gut deutsche Wörter mit nach Haus, — sondern meistens aus dem Streben, daß der Deutsche nicht gern den Ruhm verlieren will, ein Jupiter xenius oder hospitalis fremder Wörter und Moden, der geistigen und leiblichen Einkleidungen zu sein, und dieses letztere wieder darum, weil früher so manche Völker uns an poetischer und geselliger Bildung voran liefen. Wenn wir dadurch auf der einen Seite einen höhern und uneigennützigern Duldgeist, als der bloße Handel zweien Völkern gab, errangen, indem unsere Duldung auch von geistigen Gegenfüßlern glaubt, daß sie so gut wie die geographischen ihre Köpfe nach einem und Einem Himmel richten: so entzog freilich auf der andern Seite der Hof eines Louis XIV. durch seine höhere Bildung Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts unserer Sprache an Höfen so viel Stimmen- und Tafelfähigkeit, daß gerade an deutschen die deutsche so wenig zu hören war, als in der Türkei ein türkischer Hund, indeß umgekehrt Karl der Große in Frankreich selber Deutsch zur Hofsprache erhob.

So kommen wir denn bei der zweiten Abtheilung an, welche uns zu beweisen verspricht, daß wir nach unserer Sprache wenig fragen und sie oft unsere Sache nicht ist. So viel ist erwiesen, daß man in Paris bogenlang in Zeitungen und stundenlang in Kaffeehäusern urtheilt und zankt, nicht etwa über eine neue Prose

oder Poesie, sondern schon über eine neue Wortfügung, ja über ein neues Wort. Aber dieß offenbart wenigstens eine Liebe gegen die Sprache, von welcher die Liebe gegen das Vaterland nicht weiter entfernt liegt, als von der Zunge das Herz, das man ja sogar am Ende auf dieser haben kann. Die Muttersprachen sind die Völkerherzen, welche Liebe, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben. Dieses Herz einem Volke ausschneiden, heißt, das Lebendige ins Todt-Gedruckte übersetzen und unter die Presse geben. Daher ist der Untergang oder die Vertilgung jeder, auch der ärmsten Sprache, das Verdunkeln und Vertilgen einer Facette oder Fläche am polyedrischen Auge der Menschheit für das All: jede Sprache sollte heilig bewahrt werden, so wie in Rußland jede einmal erbaute Kirche niemals verfallen und verschwinden darf. —

Der Deutsche ist gegen keine Sprache so kalt als gegen seine so reiche.

Unsere Sprach-Kälte zeigt sich schon darin, daß bei uns, so wie Ein Schreibmeister hundert verschiedne Schreibhände und Fäuste aus seiner Schule entläßt, so der Rechtschreib-Lehrer eine Unzahl von Recht- oder Unrecht-Schreibungen erlebt. In England, Italien und Frankreich gibts nur eine. — Aber was ist die Zahl aller deutschen Heterographieen gegen den deutschen Grammatiken-Kongreß? Nicht als ob wir so viele deutsche Sprachregellehren geschrieben hätten — denn jährlich geben wir bessere und mehre lateinische, französische, griechische als deutsche, — sondern eben, um kaufmännisch zu reden, aus Mangel einer Kompagnie-Grammatik hält sich jeder Autor seine Propre-Grammatik. Er hat von dieser — die ganze Auflage der Sprachlehre macht er blos in seinem Kopfe — nichts zu beweisen, als daß er in seiner Eigen-Grammatik fest nistend beharrt und nicht nachgibt. Ist er dann nur einige Büchermessen lang nicht auszubeißen gewesen: so darf er sich in seiner privilegierten Neu-Sprache ferner fort verschnappen.

Unter die rühmlichen Ursachen dieser Sprachkälte gehört das ewige deutsche Fortschreiten in Dicht- und Denk- und Prose-Kunst, das mit den Bahnen leicht die Ziele wechselt. Wir sind doch mit nichts fertig, was freilich in einem eignen und anderen Sinne der Mensch auch niemals nöthig hat, denn sonst wäre ihm sowol irdische Zukunft als überirdische entbehrlich. Ein Deutscher durchlebt in Dicht-, Denk- und Prose-Kunst so vielerlei Bildung-Alter, und diese so schnell hintereinander und alle ausländischen Bildung-Alter dabei wieder in seine einheimischen hineinziehend, daß er immer zu seinem Heute mit einiger Kälte gegen sein Gestern aufwacht, weil er sich fragen kann: „legt' ich mich nicht gestern als Gottsched nieder und stehe heute als Klopstock auf, und morgen — merk' ich — als Goethe?“ Aber an diesem Bildung-Wechsel muß natürlich die Sprache, worin ja jeder vorgeht, sich selber mit umwechseln, aber auf Kosten der Liebe gegen ihre vorige Gestalt. Allerdings sind wir — insofern als die Wörter die weiter tragenden Samenstäubchen der wissenschaftlichen Samenkörner sind — mehr den zarten stillen Blumen ähnlich, welche, ungleich den Thieren, in jedem

Frühling ihre Befruchtwerkzeuge von neuem erzeugen, um mit diesen neue Blumen zu gebären. Nur zu bedauern (entweder ernst- oder scherzhaft) sind in diesem Falle Ausländer, welche mühsam unsere Sprache erlernen, aber solche, wenn sie nach ein paar Jahren wiederkommen, nicht mehr erkennen.

Eine andere Ursach' unserer Sprach-Kälte ist vielleicht der vorigen im Rühmlichen verwandt. Da die Deutschen theils literarisch, theils auf der Post sich unter alle Ausländer begeben, und gleichsam auf der langen Völker-Brücke wohnen, so gehen vor uns alle fremde Völker vorüber, und wir hören sie alle ihre eigne Sprache reden, und hören gut zu, setzen aber unser Sprechen und Antworten aus Lebensart eben in gutes Zuhören oder Schweigen oder auch Übersetzen. — Geschwätzige Völker, welche den ganzen Tag die Prose abnützen, haben sich schon vorher ausgesprochen, z. B. Italiener in der Poesie, bis sogar auf die welschen Nachtigallen, deren Schlag schwächer ist als der nordischen ihrer, und welche man daher öfter in der Schüssel als im Bauer findet. Hingegen wortkarge, stumme Völker, von den Arabern an bis zu den Britten und Deutschen herüber, und bis zur nordischen Mythologie, hatten in der Poesie feurige geflügelte Zungen. Die Norder sind kalte gebrannte Wasser, aber leicht zu brennenden entzündbar.

Auseinanderstrebende Kräfte

Bismarck

Es liegt ohne Zweifel etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren oder hätten sie bald wiedergewonnen. Wenn wir in die Zeit der deutschen Größe, die erste Kaiserzeit, zurückblicken, so finden wir, daß kein anderes Land in Europa in dem Maße die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, eine mächtige nationale Einheit zu erhalten wie gerade Deutschland. Blicken Sie im Mittelalter von dem russischen Reiche der Rurikschen Fürsten bis zu den westgotischen und arabischen Gebieten in Spanien, so werden Sie finden, daß Deutschland vor allen die größte Aussicht hatte, ein einiges Reich zu bleiben: Was ist der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ und uns bis jetzt gehindert hat, sie wieder zu gewinnen? Wenn ich es mit einem kurzen Worte sagen soll, so ist es, wie mir scheint, ein gewisser Überschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit.

Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle

Paul de Lagarde

(Geschrieben in Rom 1885)

I.



enn man sich Klarheit über die Behauptung verschaffen will, der Idealismus habe in der deutschen Jugend abgenommen oder sei ihr ganz und gar verlorengegangen, so wird man zu allererst festzustellen haben, was man unter Idealismus versteht.

Darüber wird man ohne weiteres einig sein, den Idealismus für die Anhänglichkeit an das Ideal zu erklären.

Das, worüber man ohne weiteres einig ist, wiegt entweder sehr schwer oder sehr leicht. In unserem Falle wiegt es sehr leicht. Denn wir müssen, um in jener Erklärung einen wirklichen Wert in der Hand zu halten, wissen, was das Ideal ist.

Gerechtigkeit nennt man diejenige Eigenschaft des Menschen, welche ihn veranlaßt, selbst zu tun, was Recht ist, und — diese Seite der Sache wird leicht vergessen — nicht zu leiden, daß Unrecht getan werde. Allein als die Carolina galt, war das Recht ein anderes als in den Tagen des Cocceji, des Svarez: in unseren Tagen ist es ein anderes, als es noch vor zwanzig Jahren war. Daraus folgt, daß auch die Gerechtigkeit von Zeit zu Zeit anders aussieht.

Was dem Chinesen als schön gilt, weicht erheblich von dem ab, was wir schön nennen: und selbst unter demjenigen Volke, welchem vor anderen das Gefühl für das Schöne eigen gewesen sein soll, dem der Griechen, würden die Gesinnungsgenossen des Phidias und des Praxiteles die Künstler nicht gelobt haben, welche den Apollo des Belvedere, welche den Laokoon gemacht.

Die Anwendung dieser Sätze auf den Idealismus ergibt, daß der Idealismus nicht zu fassen ist als Anhänglichkeit an das, sondern als Anhänglichkeit an ein Ideal.

Sind wir dadurch dahin gelangt, die Vielheit der Ideale als denkbar und vielleicht sogar als vorhanden anzuerkennen, so folgt mit Notwendigkeit weiter, daß es viele Idealismen gibt. Es wäre dann aber, ehe man über Mangel an Idealismus sich aufregte, erforderlich, sich darüber zu entscheiden, welches das wahre Ideal wäre, denn nur durch diese Entscheidung kämen wir zu der Einsicht, was der wahre Idealismus ist: daß der falsche Idealismus fehlte, wäre ja kein Schaden. Dabei ist immer schon wieder etwas stillschweigend angenommen: daß nur ein einziges wahres Ideal existiert: denn möglich wäre auch, daß die

Vielheit der Ideale, also die Vielheit der Idealismen, ein von Gott Gewolltes sei. Wie es sich damit verhält, wird am Ende dieses Aufsatzes deutlich geworden sein: hier nur die Bemerkung, daß der Punkt doch vielleicht nicht im Rechte wäre, wenn er der Linie vorwürfe, eine Dimension, wenn er der Fläche vorwürfe, zwei, dem Körper vorwürfe, gar drei Dimensionen zuviel zu besitzen, daß der Körper Grund hätte, sich reicher zu fühlen als das Nichts Punkt, aus dessen irgendwelcher Bewegung sein Großvater und Vater und schließlich er selbst hervorgegangen ist: daß aber der Körper wiederum gar keinen Grund hätte, dem Punkte die Berechtigung zur Existenz zu bestreiten, da er selbst am letzten Ende dem bewegten Punkte oder dem Punkte und der Bewegung sein eigenes Dasein dankt.

Wer klagt nun darüber, daß unserer Jugend der Idealismus fehle? Einmal die, welche die Ideale derjenigen Periode, in welcher sie selbst sich entwickelt haben, von ihren Söhnen und Enkeln nicht verehrt oder nicht lebhaft genug verehrt finden: weiter einige von denen, welche, in einer kommenden oder nicht kommenden Zukunft lebend, die Gedanken der Zukunft, obwohl diese von der Menge doch heuer gar nicht gedacht werden können, schon heuer als Gemeingut der Nation anerkannt wünschen.

Wie Unrecht haben beide!

Der 1866 geborene Deutsche kann und darf nicht empfinden wie der, welcher 1815 oder 1820 oder 1830 zur Welt gekommen ist. Wären die Deutschen 1830 auf der Stufe angelangt gewesen, auf welcher sie stehenbleiben sollen, nun gut: so hätte, wer alles im Jahre 1830 die Herzen Bewegende noch heute warm und als ein seinem geistigen Leben Genügendes empfände, die Befugnis, jeden zu tadeln, der nicht seinesgleichen wäre, nicht seinerlei Empfindungen hegte, nicht seinerlei Träume spänne. Aber, mein würdiger Greis, sind denn die Ideale deiner Jugend noch jetzt die deinen? oder hast du hinzugefügt, hier ein Stück, da ein Stück? hast du fallen lassen, hier etwas, da etwas? und nennst du Ideal deiner Jugend dein Ideal nur darum, weil du, wie alle Menschen das tun, in der Jugend gelernt hast, was Ideal ist? Wenn aber das nicht, was schiltst du die Nachgeborenen, daß sie nicht mögen, was im Ernste auch du nicht magst? daß sie mehr verlangen, als du 1830 verlangtest, wie du selbst jetzt in aller Stille mehr verlangst? wie wagst du zu behaupten, daß die heute dem Dasein ausgesetzte Jugend ein Ideal nicht habe, weil sie dasjenige Ideal nicht hat, welchem du selbst nicht mehr folgst, sondern welchem zu folgen du dir nur einbildest?

Und, mein Bester, du scheinst mir dein Ideal nur zum Prunken oder fast nur zum Prunken zu besitzen. Was hilft, ein Ziel als das Endziel alles Menschenlebens feiern und niemanden zu ihm hin führen? Dein Ideal ist ein wertloses, weil es nicht einmal dich mehr begeistert, alter Mann, der du durchaus nicht den Eindruck machst, die auf der staubigen Straße ziehenden Wanderer durch Wink und Anruf und Wort zu dem Orte leiten zu wollen, an welchem es gut sein ist.

Diejenigen, welche imstande sind, schon jetzt die Gedanken der Zukunft zu denken, klagen nicht, daß die Jugend unideal sei. Es mag Leute geben, welche sich einen Stachelbeerstrauch vorzustellen vermögen und zu besitzen wünschen, welcher Kokosnüsse oder Ziegenlämmer trägt: solchen wäre alles zuzutrauen, auch die unbilligste Klage. Es gibt aber gewiß Leute, welche aus dem Keime die Pflanze ahnen können. Mehr noch, es gibt Leute, welche selbst Wurzeln der Zukunft sind, nicht über eine möglichst gute, aber mit ihnen nicht zusammenhängende Welt träumen. Diese wahren Idealisten sind geduldig: sie schelten nicht, sie warten. Frage das Weizenkorn, woher es die Kraft nimmt, eine Ähre zu werden: es weiß es nicht. Mute ihm zu, zur Eiche zu erwachsen: es gehorcht dir nicht. Es wächst, und seine innere, in ihm verborgene Gestalt entfaltet sich zur äußeren Gestalt, welche jeder sieht und jeder als die allein mögliche, weil als die wahre, weil als die vorgesehene, anerkennt: diese Gestalt erkennen schließlich sogar diejenigen an, welche eigentlich etwas ganz anderes gewachsen haben wollten. Unser Vaterland, jedes Vaterland ist da, wo seine Zukunft ist. Die Zukunft aber kommt: durch uns kommt sie, aus uns kommt sie, und sie tut dies, weil sie in dem Weltenplane Gottes vorgesehen ist. Unser Genie ist die Geduld und die Kraft zu leben. Wir klagen nicht.

Wo unsere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient sie dieser Zukunft. Sie dient unsichtbaren, ungreifbaren, unerweisbaren Mächten: sie glaubt, sie hat ein Ideal. Tausende von Jünglingen sind 1870 in den Krieg gezogen, mit leuchtenden Augen, mit flammenden Herzen, von Vater und Mutter, von Geschwistern und der Hoffnung eigenen Herdes weggezogen, und diejenigen, welche nicht mitgekonnt haben in den grausigen Tod, in den schönen Tod, die haben im stillen ihre bitteren Tränen geweint, daß sie zu Hause bleiben mußten. Was für Opfer bringt auch schon der junge Gelehrte: wie viele Entsagungen legt er sich auf: wie setzt er Leben und Gesundheit ein, um Wahrheit zu finden, Wahrheit, die leuchte, Wahrheit, die nütze! Das Gewissen der Jugend, wie haarscharf wägt es Ehre und Schande, Fehler gegen Laster: wie will diese Jugend durchaus wahrhaftig, ehrlich, echt sein, auch da, wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln, zu scheinen!

Es kann auch gar nicht anders sein. Das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden: nur dadurch, daß er dies tut, unterscheidet er sich vom Tiere. Unsere öffentliche Meinung ist nur zu unduldsam: sie will das, was sie nicht sowohl selbst als Ideal besitzt, als vielmehr als Ideal zu rühmen für geboten hält, als das einzige denkbare Ideal anerkannt wissen: sie überlegt nicht, daß Idealismus überall da vorhanden ist, wo der Mensch aus innerem Bedürfnisse wider seinen eigenen Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt. Und weiter bedenkt diese öffentliche Meinung nicht, daß Idealismus nicht ein Zustand, sondern eine Fähigkeit ist, eine Fähigkeit, welche dem Menschen niemals und nirgends verlorengeht: diese Fähigkeit wird aber zur

Wirklichkeit nur durch das Ideal selbst. Dies muß erscheinen, es muß erkennbar sein: sowie es das ist, gibt es auch sofort Idealisten: die Eigenschaft des Idealisten, durch welche, den Zustand, in welchem er Idealist ist, schlage ich vor, Idealität zu nennen.

II.

Ist also die Klage, welche ich jetzt genauer formuliere, als sie gewöhnlich formuliert wird, ganz oder bis zu einem gewissen Grade begründet, daß es unserer Jugend an Idealität (nicht an Idealismus) fehle, so ist durch diese Klage ausgesprochen, daß es unserer Zeit an Idealen mangle.

Und an diesen mangelt es ihr in der Tat.

Erstens mangelt es ihr an Idealen, weil sie zu viele Ideale hat und darum das eine durch das andere unmöglich gemacht wird.

Ihr habt einen Kehricht von Idealen zusammengefegt, und ihr mutet der Jugend zu, wie ein Lumpensammler in diesem Kehricht nach dem zu suchen, was sie brauchen kann. Fritto misto ist allerdings ein rasch fertiges Gericht: was Giacomo und Jean und Bob und Michel gestern übrig gelassen, die Reste der Vergangenheit von allen Tellern zusammengekratzt und aus allen nicht leer gegessenen Töpfen zusammengeschüttet, das ist bald für heute in eine Form gebracht, welche durch ihre Neuheit den Unwissenden darüber täuscht, daß ihr Inhalt nur der Ablehnung würdig ist. Sprecht heute das Wort, das heute gesprochen werden muß: sprecht nicht heute, was man gestern gehört, befolgt und dadurch beseitigt hat. Das achtzehnte, siebenzehnte, sechzehnte Jahrhundert mögen wunderschöne Jahrhunderte gewesen, und vor ihnen werden auch schon Zeiten über die Erde gezogen sein, in denen die Sonne schien, Quellen sprangen, das Meer glänzte, Bäume blühten und Frucht trugen und Menschen gut waren und gut handelten. Aber alle diese Zeiten sind vergangen: was in ihnen nicht vergangen ist, sind wir, ihrer aller Söhne, aus ihnen hervorgewachsen, aber unweigerlich von ihnen fortwachsend, Männer mit eigenen Herzen und eigenen Zielen. Das Ideal läßt sich nicht inventarisieren. Das Ideal liegt in demjenigen Menschen, der das heute ist, was er heute sein soll. Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Mensch ist der Erbe, der Inbegriff, die reife Frucht dessen, was vor ihm war, und darum der Ahne, die Wurzel der Zukunft, und darum, weil er Erbe und Ahne zu gleicher Zeit ist, ist er ein Ideal. Abstrakte Ideale gibt es nicht.

Ihr, die ihr klagt, der Jugend fehle der Idealismus, seid sehr ungerecht, gerade das der Jugend vorzuenthalten, was allein ihren Idealismus zur Tat und Wahrheit werden lassen kann, den Sohn Gottes, den Idealmenschen. Es soll Menschwerdungen Gottes so viele geben, wie es Menschen gibt, und ihr habt, die einen diesen, die anderen jenen Menschen ausgesucht, den ihr als Non plus ultra von ganzer oder halber oder sonst wie geteilter Gottmenschlichkeit anpreist, und

nach diesem wünscht ihr unsere Jugend zu modeln. Schablonen verkauft ihr: ihr unterlasset, die Probe auf eurer Forderungen Durchführbarkeit zu machen, denn ihr unterlasset, selbst Gottmenschen irgendwelcher, auch nur eurer Art zu sein. Die Ideale der Jugend sind aber zunächst Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft.

Ihr habt nicht einmal durch diejenige Idealität, welche euch vielleicht bekannt und geläufig ist, über das Wesen der Idealität überhaupt euch einen Aufschluß zu verschaffen gewußt. Die Redensart wird oft gebraucht, ein Mädchen sehe in einem Manne, ein Mann in einem Mädchen sein Ideal. Vortrefflich: die Sprache lügt nicht. Aber dann ist das Ideal, wie ich eben ausführte, eine Menschwerdung. Dann ist es für jedes Ehepaar einzig in seiner Art. Dann ist es ausschließend. Dann ist sein Quell die unbedingte Wahrhaftigkeit. Denn wodurch ist die Ehe — auf eine Ehe laufen ja jene Idealverhältnisse hinaus, falls sie etwas taugen — wodurch ist die Ehe die Wurzel der Geschichte? Dadurch, daß in ihr zwei Menschen unbedingt wahr gegeneinander sind: sie sind gezwungen, es zu sein, denn jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Regung des einen ist dem andern auch ohne deutendes Wort bekannt, wird als Äußerung des Wesens betrachtet, dient als Anlaß zur Erfüllung einer Pflicht. Wodurch wirkt die Ehe? Dadurch, daß sie ein ausschließendes Verhältnis ist und darum den Ernst der Verbannung in sich trägt, welcher als das sicherste Zeichen der einzigartigsten Ausschließlichkeit gelten darf: Eheleute gehören nur einander. Wodurch ist die Ehe einzig in ihrer Art? Dadurch, daß sie als Träger von Idealen Individuen zusammenbringt, wie sie so wie sie sind, kein anderes Mal sich finden: Individuen, welche von vornherein nur einmal existieren und welche danach durch ihre gemeinsame Geschichte jeden Tag origineller werden, welche nur als suissimi generis Eltern eines genus, einer gens, sogar einer Nation werden können.

Was von diesem allen hat das Ideal unserer Alten an sich? Es ist nicht ehehaft, dieses Ideal, und darum ist es kein Ideal. Nicht umsonst ist das Verhältnis Israels zu Jahwe, der Gemeinde zu Christus, das Verhältnis der minnenden Seele zu Gott von Israeliten, Christen, Persern unter dem Bilde einer Ehe betrachtet und empfunden worden.

Was unternehmen unsere Alten, wenn sie ein unvermitteltes, unerklärtes, auf ihrem Standpunkte unerklärbares Nebeneinander des jüdischen, griechischen, römischen, deutschen, romantischen Ideals empfehlen?

Gutschmecker vermögen ein Essen zu komponieren, bei welchem ein Gericht das andere ergänzt und hebt: vor Jahren hat Jakob Moleschott nachgewiesen, daß lange, ehe die Gesetze der Ernährung bekannt waren, der Instinkt die Menschen dahin gebracht hat, zusammen zu verzehren, was die dem Magen nötigen Stoffe erst in der Verbindung bietet. So könnte auch Ideal neben Ideal aufgetragen werden, aber nur von einem Sachverständigen der Idealität. Die Menge kann es hier nicht bringen.

Unsere Jugend lehnt, ohne zu wissen warum, euer Ideal ab, weil es ihr zu buntscheckig ist und darum unschön vorkommt. Eines nach dem andern, eines als die von Gott geordnete Entwicklung des andern, und am letzten Ende, wenn eines die Vorstufe des andern, doch keines von den gewesenen allen, sondern das letzte, neueste unser Ideal: die Tür zum Tempel, der Tempel vielleicht, vielleicht sogar das Allerheiligste des Tempels, nicht die Treppe, welche zur Tür und zu dem, was hinter der Tür folgt, führen sollte und führt.

III.

Das Bild von der Treppe mag den Übergang zum letzten Abschnitte meiner Auseinandersetzung liefern. Ich versuchte zu zeigen, daß die Idee des Gottmenschen wie die Idee des Reiches Gottes denen fehlt, welche an unserer Jugend die Idealität vermissen; ich will jetzt noch zeigen, daß die an das Reich Gottes Glaubenden ein positives Ideal als Ende aller Entwickelung kennen, und daß auch dies Ideal unsern Klagenden nicht geläufig ist.

Das Ideal ist der Operationsplan für die gerade fälligen Pflichten. Diese Pflichten zu erkennen, sind wir vorbereitet durch die früheren Epochen unserer Geschichte: aber mit dem Erkennen ist es nicht genug. Pflichten sind nicht dazu da, gewußt, sondern dazu da, getan zu werden. Pflicht aber wird allemal im Gegensatze zu irgend etwas getan: sie ist ein Kampf. Gegen uns, gegen die Welt neben uns, gegen die Reste der Welt unserer Vorfahren. Wir dürfen es Rekruten — und die Jugend besteht aus Rekruten — nicht verdenken, wenn sie nur unter der Bedingung marschieren, daß sie siegen sehen. Und bei uns sieht die Jugend nicht einmal kämpfen.

Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht aus Büchern, sondern in Personen erfaßt wird, aus Büchern nur, sofern diese inspiriert, das heißt der Ausdruck einer Persönlichkeit sind. Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht ein Nebeneinander verschiedener mehr oder weniger netter oder gar notwendiger Dinge, sondern ein System, ein Reich von Idealen ist. Es ist drittens auch nicht erkannt, daß das Ideal nicht dazu da ist, schön gefunden zu werden, sondern dazu da, die Welt zu überwinden, das heißt die Menschheit zu erlösen.

Marschiert nur einmal gegen die Vielerleiheit der Ideale, die sich untereinander auffressen möchten und nur aus Haß, Selbstsucht und dem Instinkte ihres eigenen Unwerts heraus Toleranz üben: was gilt es, ihr werdet Soldaten, das heißt Idealisten, genug haben. Aber der Krieg muß da sein, die Fahnen müssen wehen, die Trompeten geblasen werden. Ihr Alten sucht für ein abstraktes Ideal Bediente, denen ihr eine Livree oder den schwarzen Kammerdienerfrack mit weißer Halsbinde und baumwollenen Handschuhen verheißt. Dafür kommt die Jugend nicht. Sie will Krieg für ein konkretes Ideal führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits

gekaut haben. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches, die Jugend wird die Zukunft erleben, deshalb kann sie nur von der Zukunft leben.

Ich klage nicht, daß unserer Jugend Idealität mangele: ich klage an: die Männer, vor allem die Staatsmänner klage ich an, welche der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen allein der überall vorhandene Idealismus der Jugend zur Idealität zu werden vermag.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal als Programm der Pflichten von Jahr zu Jahr wechselt, weil unsere Pflichten eine nach der anderen erledigt werden und nach der Erledigung der einen jedesmal sofort eine andere sich meldet, so kann ein Staat nicht seine Geltung behalten, der das Bleibende, den status quo, in einer Weise betont, daß er dem Zukünftigen, dem Werdenden, nicht gerecht werden kann.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal nicht die Inventarisierung der Träume, Gedanken, Erwerbungen der Vergangenheit ist, sondern das auf der Vergangenheit erwachsene wahre, der Zukunft, der Ewigkeit zustrebende Leben der Gegenwart, niemals eine Summe, sondern stets ein Quotient, so muß ich den Schaden der Zeit darin suchen, daß das Nebeneinander von Resten der Arbeit alter Tage — deren jeder doch seine eigene, jetzt abgetane Aufgabe gehabt hat — für uns nichts ist als Schutt, welcher uns am Fortschreiten hindert, oft geradezu zum Straucheln oder Fallen bringt.

In Deutschland gehen die Klagen wie eine Epidemie um. Der Reichskanzler hat einmal im Reichstage vorwurfsvoll gefragt, ob schon jemals jemand einen zufriedenen Deutschen gesehen habe. Ich hoffe, es wird niemals jemand einen zufriedenen Deutschen sehen. Daß wir klagen, ist der sicherste Erweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hineinzuwachsen. Faust verfällt dem Teufel nur dann, wenn er zum Augenblicke sagt: Verweile doch, du bist so schön. Unzufriedenheit ist der erste Schritt zum Streben, und wer immer — das heißt jeder, der — strebend sich bemüht, der ist nicht erlöst, den können wir, die himmlischen Mächte, erlösen.

Alle Welt weiß, daß das älteste Geschlecht in nicht geringem Grade mit der Jugend unzufrieden ist: ich habe, obwohl mir Haar und Bart weiß sind, in diesem Aufsatze der Jugend zum Worte gegen die Alten verholfen, zu einem Worte, welches die Jugend weder hätte finden können, noch, falls sie es ja gefunden, hätte aussprechen dürfen. So ist die Unzufriedenheit allgemein. Die Luft drückt: bald wird der Wind stoßen, der Staub wirbeln, das Gewitter grollen, und nach ihm wird der ruhig strömende Regen kommen, welcher Fluren und Wälder und Herzen erquicken soll.

Und es bleibt bei der Bitte: Unser Brot für morgen gib uns heute: gib uns die dereinstigen Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie dagewesenen Tages Licht und Arbeit.


Die
deutsche
Zukunft

Vaterland

Ernst Moritz Arndt



Himmel und Erde ist unser größtes Vaterland, unser großes Europa, unser kleines Deutschland. Wer sein Kleines nicht liebt und verteidigt, ist des Großen und Größeren nicht wert und wird es nimmer gewinnen. Wir waren Menschen, ehe wir Bürger wurden; aber was für Menschen? Wir wollen durch die Bürgerschaft zur höheren Menschlichkeit; darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben.

Wir sind Deutsche, wir bewohnen ein schönes, großes, reiches Land, ein Land hoher Erinnerungen, unsterblicher Taten, unvergeßlicher Verdienste um die Welt alter und neuer Zeit. Wir sind der Nabel der europäischen Erde, der Mittelpunkt des Norden und des Süden. Ihr wißt, die Griechen setzen ihr Delphi in den Mittelpunkt. Wo ist unser Phöbus, der sein Heiligtum vor dem wilden Getümmel des Krieges und dem schlimmeren Geschrei des Pöbels schirme? Wo sind unsere Orakel und Weissagungen? Dreifüße und Priester genug; aber der letzte heilige Krieg scheint ausgebrochen, man scheut keine Heiligtümer mehr. Aber unser ist es, Fremden zu zeigen, daß wir Heiligtümer tragen, unser, sie zu verteidigen: der Gott erscheint nur, wo Menschen sind. Die Streiter und Rächer werden kommen; dies sei das jüngste Orakel.

Geist der Zeit

Ernst Moritz Arndt

Wahrheit und Versöhnung

Wir haben eine traurige Welt, wir haben schreckliche Bilder gesehen; aber dies alles sind nur Schatten und Zeichen, des Lebens Geheimnis und Deutung liegt tief im Grunde, den Augen unsichtbar, nur mit dem Gemüte begreiflich. Schlimm und verworren ist das Zeitalter, aber verworrene und schlimme Epochen sind gewesen, doch ist die Welt bestanden, und süße und schimmernde Blüten der Schönheit und Menschlichkeit sind nach Vulkanen und Donnerwettern aufgegangen. Wie sollte auch das Menschengeschlecht bestehen in solchem Unheil und in solcher Angst, wenn nicht innerst im Leben hoch über allem Schein die unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unsichtbar zusammenhielte, was scheinbar auseinanderfällt? Wie sollte hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und

frech gebieten, der letzte Rest von Zucht, der letzte Schimmer von Hoffnung das Menschengeschlecht noch zügeln und erquicken, wenn der Glaube an ein unsichtbares und ewiges, göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja der Mensch glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen heiligen Geist in ihr, an den Unsichtbaren und Allwaltenden; so richtet er sich aus dem Grausen und den Ruinen empor. Nicht zwecklos und zufällig fährt eine große und schreckliche Naturkraft dahin, die Vorsehung muß einen Zweck, eine Arbeit für sie haben. Warum gab sie uns anderen sonst die Furcht und das Erstaunen, den Gehorsam, der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton zeugte, die den Weinstock auf Hügeln und den Weizen in den Tälern wachsen läßt, hat auch Neronen und Attilas geboren und begräbt in Erdbeben Städte und Inseln.

Aber auch wir sind ein Teil Gottes, spricht der Apostel, uns ward das Herz voll Lust und Mut, die lichte, gewölbte Stirn voll göttlichen Verstandes gegeben, ewig in der Natur erschaffen wie ihre äußeren Bilder und Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören dem All der Dinge an, glücklicher und weiser, je frömmer und einfältiger wir ihm gehorchen, aber in dem Spiel seines Scheinlebens stehen wir frei und göttlich in Selbstkraft und Selbstgefühl und sollen durch sie spielen und kämpfen. Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten. Hinweg also mit der neuen Hexenlehre, hinweg mit dem niedrigen Fatalismus, die uns zurufen: Der Starke soll herrschen, und der Schwache soll dienen! Eine höhere Stimme ruft: Der Gerechte soll herrschen, und der Freie wird gehorchen. Die Guten sollen kämpfen gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kommt. Die Natur aus ihrer geheimen Fülle schuf die erhabne Kraft nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen und sklavisch dienen. Nein, wo das Böse erscheint, und sei es mit Lucifers betrügendem Engelslicht, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: Kämpfe und ringe gegen dieses bis in den Tod!..

Und ihr Völker? Mußten darum so viele eins sein, damit das allgemeine Schlechte in der großen Masse nicht erscheine? Leere Täuschung! Auch an dem Schneescheitel des Riesen Montblanc sieht man die schwarzen Felsen durchscheinen. Mußten darum so viele eins sein, damit der einzelne nichts sei? So war es nicht im Anfang, so sollte es nicht sein, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Gesetz würde, was der einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung vieler als Tat und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden vieler herrlicher und göttlicher erscheinen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem

Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Mut, die Kraft, die Tugend, wodurch der einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Torheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des einzelnen verachtet, man hat das Tote als Maschine des Staats über den Menschen gestellt, — der Mensch ist verschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen. So steht ihr verzagt und verzweifelt. Was rettet euch vom Verderben? Völker, glaubt für den Menschen und Bürger ein Gesetz, und straft seine Übertretung an euch und an andern! Fürsten, lernt die erhabne Geduld der Wahrheit wieder, und freie, gerechte Männer, fertig in Rat und Tat, mit dem Schwert und mit der Wage werden sich um eure wankenden Throne versammeln. Wenn jeder einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel, — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich.

Ich schaue umher und suche, denn von allen vier Winden her betäuben mich die ewigen Klänge Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ich will sie sehen, aber ich fürchte sie nicht zu finden, denn das Gute, was wirklich ist, pflegt nicht so auf den Gassen zu klingen. Wo ist die Gerechtigkeit dieser Zeit? Hundert Bilder sind vorher vorübergegangen und haben sie gezeigt. Wo ist die Humanität? Ich habe oben gesagt, was sie sein soll. Es ist eine alte Klage und Sage nicht bloß bei den Poeten, daß die Gerechtigkeit, die heiligste Tochter der Himmlischen, in der frühesten Zeit dem irdischen Lärm und Blutvergießen entwich; sie sitzt seitdem am ewigen Stuhl des Zeus, hält ihm das Zepter und richtet mit mildem Sinn die Völker und Könige auf Erden. Aber verschwunden war sie den Irdischen nicht, sie trugen ihr heiliges Bild als des Erhabensten was je erschienen war, unauslöschlich in der Brust; aber Betörung und Schwächung haben gegengewirkt; sie fühlen, was sie sollten, und tun und leiden kümmerlich, was sie müssen. Und die Menschlichkeit? Sie war dem Sinn der alten Welt fremd, die neue hat sie geboren, ach, nur im faulen Verstande, nicht in rüstiger Tat. Gerechtigkeit ist die allwirkende und ordnende, Humanität die allduldende und allbildende; nur vereint können beide die jetzige Menschheit vollenden. Wie spielt man mit ihnen betört und betörend! Greuel, welche die Welt verderben, liegen offen da, Völker rächen sich nicht durch das Schwert, nicht durch das schneidende Wort, deswegen dürfen Zerstörer und Tyrannen sie tun; sie fahren hin ohne Gegengewicht und zertrümmern. Die Bösen wissen, was sie tun... Und eure Menschlichkeit? Gerecht sei der Mensch, stolz und göttlich denkend von seinem Geschlecht; dann erst kann er menschlich sein und mit dem milden Sinn des Christentums die ver-

dorbene Welt strafen und aufrichten, das Tote aus den Gräbern erwecken, die schlafende Kraft aus den Brüsten, dann darf er die Schuld mit den weichen Armen himmlischen Mitleids umschlingen und das Elend durch Schönheit mit dem Leben versöhnen. Leichte, liebenswürdige Göttin, du lebst in dem Auge und Herzen der Guten, die freundliche, spielende, welche das starke und tapfre Geschlecht nach den Mühen der Tugend mit Blumen bekränzt und durch Bilder und Träume über den Staub emporspielt. Du bist nicht auf Erden, du bist der Gerechtigkeit ewige Gesellin. Was man ausruft von Kanzeln und Thronen, auf Schlachtfeldern und Jahrmärkten mit deinem Namen, ist eine Gauklerin mit deiner Maske; so siehst du nicht aus. Nur der Tapfre darf die Schönheit besitzen. Was sollen diese trägen, eitlen, knechtischen Gesellen mit dir, unter deren schlaffen Händen und weichen Herzen alles mürb und gestaltlos wird? Äfferei treiben sie mit dem Heiligen, zur Mode erniedrigen sie die Kunst, zur Weinerlichkeit das Mitleid, und die lahmen und jämmerlichen Gestalten, die aus solcher Erbärmlichkeit hervorgehen, lassen sie durch ihre Humanität und Bildung werden und schelten die Tüchtigkeit und Wahrheit der Väter Unhuld und Barbarei. Damit alle ihre Jämmerlichkeit ungestoßen und ungeschlagen durchgehe, damit ihre Ziererei für Empfindung, ihre Eitelkeit für Bildung, ihre Weichlichkeit für Zartheit, damit ihr ganzes hohles und leeres Schattenleben doch für etwas Wirkliches gelte, dazu haben sie die Äffin, die sie mit ihrem Namen nennen und anbeten. Hinweg mit ihr! Es ist keine Menschlichkeit, diese zu dulden, es gibt keine für das Unrechte und Böse, es gibt keine für die Halblügen und Halbwahrheiten, womit ein ausgeartetes Menschengeschlecht spielt.

Und wie ist die Menschenwürdigung? Ach, die schlechteste. Man versteckt sich auch hier hinter dem dicken Leib der Welt und meint Wunder, was geworden sei, seitdem durch den Geist alles zur Einheit und Möglichkeit, Maschine zu sein und Maschinerie zu verstehen, hingebracht ist. „Jetzt erst sind weise, menschenbildende Staaten, wo alle Kräfte aufeinander wirken, alle Strebungen ineinander greifen, alles eines Ziels und einer Kunst ist." Aber ist in dem Gerüst Kraft, ist hohe Einheit in duldender Erbärmlichkeit? Ist das, so ist freilich diese Menschheit herrlicher als die vergangenen. Zeigt mir die Herrlichkeiten eures Staats, zeigt mir das Glück und die Bildung eurer Bürger, zeigt mir die feste Ewigkeit eurer klugen Maschinen. Ihr staunt, daß man nach dem fragt, was ist? Ich sage euch dann, was ist. Die Majestät, das stolze Vertrauen des einzelnen ist dahin, das kühnstille Wirken einer edlen Natur ist durch tausend Bande des Staates seit der Wiege gefesselt, die Kunstgerüste, welche die Menschen dumm, feig und schwach gemacht, halten nicht mehr und fallen zusammen, und die Armen, nachdem ihr Kerker zerstört ist, wissen in der frischen, freien Welt nicht zu stehen, zu gehen, zu finden, die meisten gaffen verwundert, viele trauernd. Doch nur in der toten faulen Masse haben sie sich bis jetzt gefühlt, sie treiben sich darin auch noch fort, und die Allgemeinheit der Vernichtung scheint dem einzelnen das Gefühl seiner

Schmach zu lindern. Wie das bröcklige Alte fällt, kommen Konstitutionenschmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenlose mit einem Übermut, der immer wächst, weil er keinen Widerstand findet. Hunderttausende werden durch die Bauexperimente zerschmettert, Hunderttausende im wilden Treiben der Herrschaft zerstört. Was kümmert es diese? Jene sollten selbst einen Wert auf sich setzen. Sind sie kümmerlich und schlecht, kümmerlicher und schlechter wird der Geist sein, sie zu gebrauchen und zu beherrschen.

Alles steht im Nichts, und alles strebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und stürzt alles Alte, und die Zeit hat der Einreißer, der Zerstörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Despoten die Menge gesandt, die Vernichtung zu beschleunigen. Ist die Stunde der Aufräumung und Zerstörung so plötzlich gekommen? Muß der Schutt und die Verwesung durch Blut rascher weggespült werden? Ist das Geschlecht in solche Nichtigkeit, Schwäche und Untauglichkeit versunken, daß es schnell vergehen muß, damit eine freudigere kadmeische Nachkommenschaft werde, die sein jämmerliches Bild nicht mehr sehen muß, um nicht daran versteint und in der frischen Weltschöpfung aufgehalten zu werden? Sind wir rettungslos verdorben, unfähig hoher Phantasie und erhabnen Gefühls, unfähig kühner Geduld, unfähig freien Gehorsams, unwürdig alles Glücks und aller Freiheit? Steht noch immer der alte Weltzirkel der Geschichte, daß, wenn alles in Weichlichkeit, Unmännlichkeit, Überkünstelung vergeht, Verjüngung durch Zerstörung kommen muß? O so laßt uns verderben und die tiefe Weisheit anbeten, die wir nicht verstehen! So brülle, Krieg, mit deinen tausend Hälsen und stampfe mit den eisernen Füßen Städte und Länder zu Brei! So schimmert, blutige Tyrannen, mit der Geißel und dem Schwert, und unerbittlich mische der wütende Kampf das Gute und Schlechte, das Ganze und das Verwesete in einer Verwüstung! Die Barbarei wird nachkommen, Armut wird nach dem Elend Freiheit und Gerechtigkeit gebären, und ausgestorbene Tugenden werden in das erfrischte Mark der Welt fahren und herrschen. Ist das, so laßt uns verderben!

Aber weil diese Arbeiter auf Erden frisch sind, unwissend, was sie tun, laß uns in unserem Himmel nicht faul sein, wissend, was wir tun sollen. Aus diesem vollen Nichts, was jetzt ist, kann nichts werden, wer darin stillsteht, kommt um, wer darin leben kann, ist ein Sünder oder Tor. Der unendliche Geist ist wach, nie hatte er diese Höhe erflogen. Aber er hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er ist fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menschen, daß sie verstummen, zittern und sehen, worin sie sind. Durch ihn, den Unendlichen, kann diese Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerstört hat. Ihr Edleren und Weiseren auf, auf mit Freude und Mut! Tut eure Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlösung.

Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Kolosse zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert tun ihr Amt, das Größte verschwin-

det; nur eine Unsterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts. Ist nicht alles Wahn, was wir sehen und empfinden, treiben nicht die Besten betört mit der betörten Zeit dahin, kann der treue Wille nicht verwunden, so hat das kühnste Wort seine Versöhnung. Ich liebe die Menschen.

Deutscher Glaube

Es ist der Glaube der Edleren und Besseren, der die Erde in den Himmel erhebt und den Menschen und das Volk durch die allmächtige Idee zu jeder kühnsten Tat und tapfersten Tugend kräftigt und ermutigt. Denn wenn ihr glaubet und bekennt, daß das Vaterland ein glorreiches, freies, unvergängliches Deutschland sein soll; wenn ihr glaubet und bekennet, daß die Deutschen immer fromme, freie, tapfere und gerechte Männer sein sollen — so wird der Glaube die neue Zeit gebären, und unsere Enkel und Urenkel werden diejenigen als ihre Retter und Erhalter segnen, welche auch in den dunkelsten Tagen nicht verzweifelt haben, daß eine deutsche Morgenröte wieder aufgehen würde. Und wir haben nun die Morgenröte gesehen und wollten in den Nebeln der Frühe verzweifeln, daß die Sonne nicht durchdringen werde?

Deutsche Religion

Deutsches Volk! Für der Väter Torheit und Wahnsinn ist genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüstete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laßt nicht neu werden, was längst vergessen und veraltet ist. Bedenkt, daß wir alle Christen, daß wir alle Deutsche, daß wir Söhne der Germanen sind, die am Rhein und an der Donau, am Pontus und am Nordmeer die Schmach der Welt an Römern rächten. Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, mit dem blutigen Schwert der Rache zusammenzulaufen, das ist die Religion unserer Zeit: Durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark sein, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lasten und Schanden untergeht; das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen; das ist die höchste Religion, mit dem teuer-

sten Blute zu bewahren, was durch das teuerste, freieste Blut der Völker erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft der Herrlichkeit, die auch Christus gepredigt hat, macht zu eurem Banner und nach der Rache und Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer.

Deutsche Erziehung

Lernten unsere Knaben und Jünglinge von Jugend auf tüchtig deutsch leben wie die Fürsten weiland im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und läsen unsere alten, tapferen Geschichten und Chroniken und freuten sich des Sanges und Klanges unserer deutschen Lieder und Heldensagen als Heldenherzen und Volksherzen — denn Volksherz ist Heldenherz — wahrlich, wir würden andere Männer erwachsen sehen. Doch Gott, der uns so weit geholfen hat, wird ja auch hier Licht aufgehen lassen aus der Finsternis, daß sie endlich begreifen, was das Rechte ist, und daß sie nur durch deutsches Gemüt und deutsches Leben und deutsche Rede deutsche Menschen beherrschen können.

Erneuerung des Volkstums

Der ist in dem rechten Himmel, worin Demut und das Gefühl unserer irdischen Beschränktheit und Bedürftigkeit wohnen soll, der auch das Geringste erkennt und ehrt, wodurch redliche und treue Menschen an dem Guten bauen, der auch das kleinste Steinchen und Hölzchen würdigt, das sie zum großen Tempelbau Gottes und des Vaterlandes herbeitragen. Denn in dem vielen Einzelnen besteht das Ganze, in dem vielen Kleinen das Große. Nur die Gesinnung, womit der Mensch handelt, macht hienieden alles klein oder groß. Bei uns ist das Eigentümliche im äußern Leben so verwischt, so mit fremden Farben übertüncht und überkleckst, so mit fremden Weisen und Gestalten verkleidet und verlarvt, daß unser inneres Leben, wie geistig und idealisch es auch sein mag, doch nie etwas Großeigentümliches, etwas in Freude und Schönheit der Gestalt Echtdeutsches werden kann, bis diese fremdartige, welsche Gleißnerei und Ziererei aus unsern Weisen und Sitten verbannt ist. Wer also für deutsche Art, Sitte, Sprache, Tracht etwas Würdiges und Tüchtiges tut, erscheine es einzeln auch noch so klein, ja wer nur dahin wirkt, daß das Welsche und Fremde allmählich als häßlich, albern und abgeschmackt von uns erkannt wird, was es ja wirklich auch ist, der tut etwas sehr Löbliches und Verdienstliches und soll sich durch die vornehmen Wolkenlächler im Sonnenscheinmantel nicht stören lassen. Und würde durch alles dieses Streben das Rechte und Zweckmäßige, kurz das, was mit einem Worte deutsch heißen dürfte, auch noch nicht gefunden, noch wirklich in das

Leben und Gemüt des Volks gebracht, so haben diese schon dadurch für das Bessere und für die bessere deutsche Zeit gewirkt, daß sie die elende Jämmerlichkeit und Possierlichkeit aufdeckten und offenbarten, worin wir uns als Affen der Welschen und Engländer solange vornehm gebrüstet haben.

In vielen von uns ist ein dunkles Gefühl erwacht, daß es für jedes Volk, das als Volk bestehen und behandeln will, einen eigentümlichen Boden gebe, eine Grundkraft und Grundart, welche man Volkstümlichkeit und bei den Deutschen also deutsche Art und deutsche Volkstümlichkeit oder mit einem kurzen Worte Deutschheit nennen könnte. Von dieser fast vergessenen und lange verschwiegenen Deutschheit und von deutscher Volkstümlichkeit und deutscher Art und Sitte und Sprache hat man in unsern Tagen, wo Gott uns Sieg und Wiederaufrichtung verliehen hat, wieder angefangen zu reden und zu predigen und aus den verschiedensten Zungen und Herzen zu singen und zu klingen.

Ahnenstolz

Stolz auf menschliche Würde, stolz auf die blutigen Fehden und stilleren Arbeiten unserer Väter, wodurch wir Licht und Finsternis unterscheiden und vor und hinter uns sehen können, stolz darauf, daß wir Europäer, daß wir Protestanten sind, können und wollen wir Männlichkeit, Freiheit, Tapferkeit als Erbteil von unsern Altvordern behaupten und unsern Kindern und Enkeln überliefern.

Was uns eint

Das Große und Ganze, das, was euer deutsches Gemeingut und eure deutsche Gemeinehre ist, das, wodurch ihr alle Deutsche heißet und wodurch eure Vorfahren ein glorreiches und freies Volk waren — das müsset ihr arbeiten und streben, das müsset ihr lieben und sehnen, daß muß euer Ziel und euer Stolz sein, das muß euch zu einer Kraft vereinigen gegen eure Dränger und die Vereinigten ewiger und fester zusammenhalten, als Eidschwüre und Verträge halten können.

Deutsche Zukunft

Schon haben Gott und die Geschichte ihre ewige Herrlichkeit offenbart; sie werden sie auch an uns offenbaren, wenn wir, was treu, was gläubig, was stolz und edel ist, walten lassen und wieder zu den Sternen schauen und mit den alten Germanen sprechen: Wir fürchten nichts als Gott.

Aussprüche

Friedrich Ludwig Jahn

Deutschlands Einheit

Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.

Wert des Volkstums

Nach zweitausend Irrjahren wäre es wohl endlich einmal hohe Zeit für das älteste und menschenreichste Volk Europas, die Deutschen, sich mit sich selbst untereinander für Zeitwelt und Nachwelt zu verständigen: „Was waren wir vormals? was sind wir jetzt? wie kamen wir dahin? was sollten wir sein? wie konnten wir es werden und wenn wir es geworden sind, bleiben?“

Was müssen wir tun, um nicht unterzugehen?

Johann Gottlieb Fichte



Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen und einen festen und gewissenhaften Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unsern übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen; Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alle unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Brief an Gervinus

Jacob Grimm



ußer unserer Landsmannschaft, auf die ich immer noch ein gutes Stück gebe, die ich jetzt sogar enger geschürzt wünsche, hat in vielen Dingen gemeinsame Forschung und Sinnesart, zu Göttingen gleiches Schicksal uns verbunden. Seit Reinhart Fuchs nahmen Sie an meinen Arbeiten beständig Teil und hielten das Streben, allen Ernstes in unsere Sprache, Sage und Geschichte zu dringen für ein unmittelbar der gegenwärtigen und künftigen Zeit zugute kommendes unaufschiebbares Geschäft. — Das Buch, mit dessen Zueignung, wie niemand als Ihre liebe Frau weiß, ich mich schon lange umtrug, war gerade fertig, als die Verhängnisse dieses Jahres hereinbrachen, die mich, wären sie vor dem Druck eingetroffen, bewogen haben würden, damit ganz zurückzuhalten; jetzt habe ich Ihnen anderes auszusprechen, als was mir sonst angelegen hätte, und den etwas übermütigen Ton meiner doch mit einer düsteren Ahnung schließenden Vorrede muß ich herabstimmen. Denn es kann kommen, daß nun lange Zeit diese Studien danieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten und Goten jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll.

Wie verschieden davon war Ihre von jeher politische, aber für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes streitende Richtung. Ihre Geschichte der Poesie legt immer den Maßstab an die Dichter, ob sie es auferbaut und des Volks geistigen Fortschritt in der Seele empfunden und gepflegt haben. Sogar für die Tierfabel geht das sittliche Beispiel oder auch die Satire Ihnen über das weichere epische Leben, wobei ich doch beherzigte, daß es im Gegensatz zum offenen Bekenntnis auch eine stille, alles Epimythiums entratende Förderung des Volks gibt, und einige Ihrer Urteile über Goethe schienen mir ungerecht, in dessen Jugend und Blüte kein deutscher Aufschwung fiel, dessen Alter die Politik müde

sein mußte, und der doch so gesungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten. So stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung.

Jetzt haben wir das Politische im Überschwang, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heißersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche!

In wie ungelegner Zeit nun mein Buch erscheine, das vom vorgesteckten Ziel sich nicht abwandte, ist es doch, wer aus seinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermessen will, durch und durch politisch. Es lehrt, daß unser Volk nach dem abgeschüttelten Joch der Römer seinen Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden und sich als undurchbrechlichen Damm gegen die ungestüm nachrückenden Slawen in Europas Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters, aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunden, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben gingen sie uns und großenteils sich selbst verloren; Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserm Reich, wir sagen noch nicht unwiederbringlich entfremdet. Viel zäher auf ihre Muttersprache hielten die Slawen, und darum kann uns heute ein übermütiger Slawismus bedrohen; in unserer innersten Art lag je etwas nachgiebiges, der ausländischen Sitte sich anschmiegendes, sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?

Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern (neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die Dauer allein sie scheide und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die innern Glieder eines Volks müssen nach Dialekt und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltnen Vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereignis sein, das unsre Zeit, wenn irgendeine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag, was unbefugte Teilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zersplitterte, wieder verwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen.

Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Vielleicht, bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden

sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft teilen: Romanen, Germanen, Slawen.

Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Hader mit den Skandinaven sich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut begehrt. Wie sollte dann, wenn der große Verein sich Binnenmarken setzt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert, wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Goten wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehn.

Frankfurt, 11. Juni 1848. Jacob Grimm.

Zwei Wege

Friedrich Ratzel

An geistiger Aufnahmefähigkeit übertrifft kein Volk das unsre. Es ist fast noch mehr das Volk der Übersetzer als das Volk der Denker und Dichter. In wissenschaftlicher Arbeit fast jeder Art steht es freilich an der Spitze; und nachdem die Deutschen in den Jahrhunderten ihres kleinstaatlichen und kleinbürgerlichen Verfalls wenig an den großen Entdeckungen und Erfindungen teilgenommen hatten, ist im letzten Jahrhundert eine Reihe der wichtigsten Erfindungen in den angewandten Wissenschaften in Deutschland gemacht worden. Vielleicht zeigt sich aber hier schon ein Überwiegen der fleißigen und gründlichen Arbeit über die schöpferische.

Es gibt Völker von gestaltungskräftigerer Phantasie, wenn auch nicht von reicherer. Besonders in den bildenden Künsten und zum Teil auch in der Poesie scheinen Völker von keltischer Mischung den Deutschen darin überlegen zu sein. Damit hängt der gewaltige, die eigne Schöpferkraft lähmende Einfluß der französischen und der englischen Literatur auf die deutsche zusammen. Nur in der Musik sind gerade als Schöpfer neuer Weisen die Deutschen allen andern voran. Man wird um so mehr darauf achten müssen, daß die methodische Schulung nicht die Freiheit der Geister über das notwendige Maß bändigt. In der deutschen Natur liegt ein phlegmatischer Zug, den man nicht in die Stubenhockerei ausarten lassen darf, ebenso wie die Fähigkeit, sich ein- und unterzuordnen, nicht in stummen Gehorsam ausarten soll. Das geistige Leben der Nation braucht freie, selbstschaffende Persönlichkeiten. Sein Bedürfnis begegnet sich mit dem des Staates, dem nicht mit einem Bildungsideal gedient ist, das ersessenes Bücherwissen über Lebenserfahrung und Weltkenntnis stellt.

Einst ergoß Deutschland den Überfluß seiner Bevölkerung einfach wie dem natürlichen Gefälle folgend nach Osten. Was jenseits der Saale und der Elbe deutsch ist, wurde wesentlich dadurch gewonnen. Heute ist Deutschland mit einer absolut großen, an Dichtigkeit über die aller seiner Nachbarn außer Belgien und den Niederlanden hinausgewachsenen Bevölkerung zwischen Länder eingekeilt, die alle schon so bevölkert sind, daß sie keine starke Zuwanderung mehr aufnehmen können. Übrigens würde die deutsche Einwanderung heute auch aus politischen Gründen abgelehnt werden, wo sie früher, wie in Rußland, willkommen geheißen wurde. Deutschland ist also vor die Notwendigkeit gestellt, sich den freien Zugang in die Kolonialländer der gemäßigten Zone offen zu halten, wo es noch genug Länder gibt, deren Bevölkerung dünn im Vergleich zu der Deutschlands ist. Ist doch Neuseeland siebzigmal, die brasilianische Provinz Sa. Caterina dreißigmal so dünn bevölkert. Diese Forderung, die ganz unabhängig von der gegenwärtigen und jeweiligen politischen Konstellation, von kühnen Plänen und ängstlichen Erwägungen ist, sich vielmehr als eine Forderung der Natur des Volkskörpers, vergleichbar dem Hunger und Durst, hinstellt, wird immer mehr eine Hauptaufgabe der deutschen Politik werden.

Zum Wiederaufbau des deutschen Hauses

Wilhelm Heinrich Riehl



Will ein Volk sich jung bewahren, dann muß es seine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben.

Man hat so oft das kalte Wort gesprochen, daß das deutsche Volk nur in seiner Literatur und Wissenschaft sich einig wisse. Deutschland ist aber auch im großen und ganzen immer noch einig in der nationalen Idee des deutschen Hauses. Es gibt noch eine deutsche „Familiensitte", und die durchlöcherte und zerrissene Sitte des „Hauses" könnte aus dieser wiederhergestellt werden. Noch sind wir einig in der Familie, aber wir wissen uns nicht mehr einig darin. In der Literatur wissen wir uns allerdings längst schon einig. Das Bewußtsein des deutschen Hauses als des köstlichsten nationalen Kleinods, in welchem die Stärke unserer Nation geborgen lag und für die Zukunft liegt, das Bewußtsein der Einigkeit in deutscher Haussitte muß wieder gewonnen werden. Wir können uns nicht tiefer entwürdigen, als wenn wir die Ausländerei ins deutsche Haus eindringen lassen. Mit unsern

häuslichen Sitten müssen wir die Grundpfeiler unsers Volkstums retten und bewahren, des in aller seiner lebensprühenden Vielgestaltung dennoch einigen deutschen Volkstums.

In der Erhaltung der altüberlieferten Sitten des deutschen Hauses kann man darum nicht zäh und eigensinnig genug sein. Man soll annehmen, daß diese Sitten schon dann positiv gut sind, wenn sie nur kein nachweisliches Unheil stiften. Selbst wenn sich für ein harmloses Herkommen des Familienlebens gar kein eigentlicher Zweck mehr auffinden läßt, soll man ihm aus Gnaden das Leben schenken. Man kann aus einer Mauer einen kleinen Stein losbröckeln, welcher für sich so gut wie gar nichts trägt und hält, und noch einen und immer mehrere, und von keinem einzelnen derselben wird man sagen können, daß er zur Festigkeit der Mauer durchaus notwendig sei, und wenn man Hunderte von diesen einzelnen sämtlich überflüssigen Steinen herausgezogen hat, gibt es doch ein Loch, und die Mauer stürzt ein. Geradeso geht es mit an sich ganz gleichgültigen Sitten des Hauses.

Jede Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig sammeln und bewahren, was ihren besonderen Charakter dokumentiert.

Mit diesem Familienkonservatismus ist es aber im deutschen Bürgerhause jetzt meist gar traurig bestellt. Man liebt es ja hier, das Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Beweglichkeit unserer Kapitalwirtschaft, unserer unendlich wandelbaren bürgerlichen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse zu fassen und darum als etwas echt Modernes, Großstädtisches, Fashionables wohl gar zu bewundern. Unsere Väter haben sich emanzipiert von der Kleinstädterei, und wir müssen uns von der Großstädterei emanzipieren. Selbst in den begütertsten, gebildetsten Bürgerkreisen wissen ja die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Urgroßvater war. Das wäre ja ganz bäuerisch, noch etwas vom Urgroßvater zu wissen! Indem also die Familienkunde hier selten über den Großvater hinaufreicht, umfaßt sie gerade nur den kleinen natürlichen Kreis von Geschlechtern, die mit Lebensende und Lebensanfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben unsere Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeichnet als wir. Was wird nun vollends die kommende Generation von ihren Vorgängern wissen?

Da kann also auch in der Sitte des Hauses von Familienüberlieferungen kaum mehr die Rede sein. Ihr sprechet von deutscher Einheit, als ob der Bundestag oder das Parlament oder der Kaiser oder sonst wer eine deutsche Einigung machen solle; ihr selber verratet aber das einige deutsche Volkstum, indem ihr das Familienbewußtsein geflissentlich einschlafen laßt, die Familienüberlieferung austilgt, den Geist und die Sitte des deutschen Hauses austreibt, die uns so tief und stark verbunden halten. Ihr wollt national sein in der Politik und seid kosmo-

politisch im eigenen Hause, wisset ihr nicht, daß, wer den Teufel bannen will, selber rein sein muß?

Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raschen Wechsel unseres Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen, und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen hörte, da er noch jung war — im treuesten Chronikenstile berichten, existieren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zusammenhang der Familie mit dem Wohnhause in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miete wohnt. Wie viele von ihnen wissen denn noch, in welchem Hause sie geboren wurden? Daß so viele Menschen auch nur noch wissen, wie alt sie selber sind, ist schon ein halbes Wunder.

An alledem sollen die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse schuld sein. Man beklagt dann mitleidig das Familienleben als das notwendige Opfer dieser Verhältnisse. Ist dann aber das Geld und der Erwerb das Höhere und nicht vielmehr die Familie? Die Sittlichkeit und Eigenartigkeit des Volkstumes, wie sie durch die Familie bedingt ist, steht höher als das materielle Vermögen des Volkes. Und wenn die materielle Volkswirtschaft eine Richtung genommen hat, durch welche das deutsche Haus aus allen Fugen gerissen wird, dann ist damit nur bewiesen, daß diese wirtschaftliche Richtung eine schlechte und verwerfliche sei. Auf dem Reichtum eines Volkes, welches sein Haus verleugnen muß, um im Erwerb wetteifern zu können mit anderen Völkern, ruht doch kein Segen. Statt also das Haus als ein notwendiges Opfer unseres modernen Wirtschaftslebens zu beklagen, sollte man vielmehr die ökonomischen Entwicklungen den sittlichen unterordnen und lieber die ganze moderne Nationalökonomie zum Teufel gehen lassen als unser deutsches Haus.

Das bürgerliche Haus, zu dem ich nach dieser Abschweifung zurückkehre, hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Es war das gleichsam ein offizieller Akt, und der Hausvater fühlte sich in seiner patriarchalischen Würde, wenn er eine Urkunde in dieses Hausarchiv brachte. Man sollte nun aus diesen einzelnen Blättern ein kleines Heft machen; es wird auch in der Bibel noch Platz finden und ist da an einem guten Ort. Will man eine umfangreichere Familienchronik anlegen, so kann sie neben diesem Haupturkundenbuche immer noch ein besonderes Buch bilden.

Als sich im achtzehnten Jahrhundert die Sitte des Hauses lockerte, begannen viele Bürgersleute solche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein

der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechsel. Darum wäre es ein Zeichen, daß man die Zopfheit abgeschworen, wenn man das Hausarchiv wieder in die Bibel zurückverlegte; der Kalender war nicht feuerfest genug.

Als es altmodisch geworden war, auch nur noch die gedrängteste Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die Tagebücher und Selbstbekenntnisse auf. Sie charakterisieren ihre Zeit. Es war die Periode der subjektiven Genialität, des Humanitarismus. Im achtzehnten Jahrhundert, als die feinere Sitte in Deutschland unter das Joch der französischen gebeugt war, und im Anfange des neunzehnten, als das französische Soldatenregiment Deutschland in Banden schlug, grassierten auch die sentimentalen Tagebücher vorzugsweise. Es waren das auch die Tage der endlosen Briefschreiberei, und in den bogenlangen Briefen, die zusammen wieder ein Tagebuch bildeten, bespiegelte sich der Freund und machte sich schön angesichts des Freundes. In solchen Bekenntnissen spricht nur noch der einzelne von sich selbst: das Haus verschwindet vor der Privatperson. Die Familienchronik ist dem Hause gegenüber eine öffentliche Urkunde, das Tagebuch ist ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im stillen wünscht, es möchten andere darüber kommen und schwarz auf weiß sehen, welch eine Seele er gewesen.

Anfangs hatte diese französische Rokokomode der Selbstschau einen Anflug von idealer Tendenz, allmählich aber schälte sich die einfältigste Selbstvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo lauter persönliche Stimmungen, Eindrücke und Anregung Tag für Tag notiert sind, macht sich eben der Verfasser gewöhnlich nur selber etwas weis und stellt sich vor den Spiegel, um mit seiner eigenen werten Person zu kokettieren. Wer nicht ein raffinierter Selbstquäler ist, der kann solch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beschönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders ist es bei der Familienchronik, wo der einzelne sich objektiv fühlt als Teil eines Ganzen, wo er nicht die biegsamen Empfindungen und Reflexionen niederzuschreiben hat, sondern die festen Tatsachen.

Darum charakterisieren die Familienchroniken ein starkes und gesundes, die geheimen Tagebücher ein schwächliches und kränkelndes Geschlecht.

Was gäben wir nicht darum, wenn wir auch nur von den nächsten Vorfahren unserer bedeutenden Männer trockene Hauschroniken besäßen! Ganze Lastwagen voll Selbstbekenntnisse würden auch nur wenige solcher Urkundenbücher nicht aufwiegen. In unsere ganze Kulturgeschichte käme ein anderes Fundament, wenn Chroniken der Art allmählich wieder Sitte des Hauses würden.

Die allgemeine Einführung ist gar nicht schwer; es braucht immer nur wieder ein jeder bei sich selber anzufangen.

Bei den Engländern und selbst bei den Dänen und Schweden rühmt man eine ziemlich allgemein im Volk verbreitete Kenntnis der vaterländischen Geschichte. Nicht von allen deutschen Gauen wird man das gleiche rühmen können. In

Gegenden, wo die alte Familienhaftigkeit noch festsitzt (und von England wie von Skandinavien mag man dies wohl eher behaupten als von manchem mitteldeutschen Landstrich), da ist auch eine Stätte bereitet für den dem Vaterland zugewandten historischen Sinn.

Ich habe in diesem Buch fast auf jeder Seite von den Bauern reden müssen, gleich als seien die ursprünglichsten und nationalsten Formen unseres Familienlebens nur in dem Bauernhause zu finden. Dem ist auch in der Tat so, und es erwachsen hieraus weittragende Folgerungen für den Wiederaufbau des Hauses. Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes. Im gesellschaftlichen und politischen Leben wurde der deutsche Städtebürger im Mittelalter eigenartig, mächtig, er schuf neue große Entwicklungskreise unserer nationalen Existenz. Darum mußte ich in meiner „bürgerlichen Gesellschaft" sagen, daß der deutsche Bürger keineswegs bloß ein beweglich gewordener Bauer sei. Es ist eine selbständige soziale Erscheinung. Ganz anders steht es aber mit den Formen unseres häuslichen Lebens. Die Sitte des Hauses ist viel älteren Ursprungs als der Gesellschaftsorganismus; sie wurzelt bei uns durchaus in jener Zeit, wo die Deutschen noch ein Landvolk waren. Unser eigenstes Familienleben stammt aus dem Bauernhause. Das römische Volkstum ging aus von „der Stadt" als solcher, von Rom. Erst aus dem römischen Stadtbürger ging der römische Gesellschaftsbürger, der römische Staatsbürger hervor. Die Blüte römisch-nationaler Sitte bekundete der einzelne als „Urbanität". Wir haben dieses Wort gedankenlos aufgenommen, während wir doch die Blüte deutscher Sitte viel eher „Rustizität" nennen müßten.

Solange der deutsche Bürger rein deutsche Sitten des Hauses hatte, waren das verfeinert: Bauernsitten. Im Mittelalter ist es so noch gewesen. Mit der Beweglichkeit des städtischen Hauses ist jetzt die alte Bauernsitte im Bürgerhause teils unmöglich geworden, teils haben wir sie als altfränkischen Plunder von uns geworfen, aus London und Paris die kosmopolitische Sitte des gebildeten Europa uns verschrieben und das deutsche Haus verleugnet. So ist unser bürgerliches Familienleben, ich wiederhole es, ein qualitativ anderes geworden als das ursprünglich deutsche, bäuerliche.

Es wäre Verrücktheit, zu glauben, daß jene alten naiv poetischen Sitten des Bauernhauses in der Stadt jemals wiederhergestellt werden könnten. So gewiß es in der entgeisterten Wohnungskaserne niemals wieder ordentlich geisten und spuken wird, so gewiß werden auch die alten, naiven, wesentlich im Hausaberglauben gewurzelten Bräuche nicht wieder aufkommen.

Sollen wir aber darum das deutsche Haus in den Städten gänzlich verleugnen und verloren geben? Gewiß nicht. Eine neue Sitte des bürgerlichen Hauses müssen wir gründen, die der Bauernsitte gegenübersteht, wie die bewußte, klare Lebenspraxis des Mannes dem dichtenden, Träume spinnenden Dahinleben des Jünglings. Sie muß hervorwachsen aus der bestimmten Überzeugung, daß nur in dem engen, durch die äußeren historisch nationalen Formen der häuslichen Sitte gefesteten Familienleben eine sittlich kräftige, staatsbürgerlich tüchtige Generation wieder aufwachsen kann. Im Taumel haben wir diese Sitten verloren: mit hell wachen Augen müssen wir sie wieder suchen. Und weil wir sie hell wach anders anschauen werden als vordem, drum werden wir sie auch zu anderen Sitten umwandeln, aber es werden gute deutsche Sitten sein.

Es vermeint mancher, dessen politisches Glaubensbekenntnis in äußerst loyalen und untertänigen Phrasen abgefaßt ist, er sei ein sehr konservativer Mann. Er ist aber ein Demagog, ein Revolutionär, weil in seinem Hause der Konservatismus fehlt, weil da aus eitel Vornehmtuerei jegliche überlieferte Sitte des Standes und der Familie weggeworfen ist, weil kein Hausregiment geführt wird, weil die Kinder als soziale Windbeutel aus dem Schoße der Familie hervorgehen. Unzählige „feine" Leute werden Demokraten, weil sie gar zu aristokratisch sein wollen, und merken selbst nicht einmal, was sie geworden sind.

Mit dem bestimmten Gedanken müssen wir eine strengere Zucht des Hauses wieder aufnehmen, daß uns dieselbe sozial festmachen solle, wo wir jetzt noch umhergeblasen werden wie die Windfahnen. Aus dieser Zucht könnte eine neue bewußte bürgerliche Sitte des Hauses aufwachsen. Wenn sie aber außer allem Zusammenhang tritt mit der alten deutschen naiven Sitte, d. h. mit der Bauernsitte, dann wird sie doch alsbald vertrocknen; denn auch ein Volk ist nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit unserer Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemütfrisches Leben zu.

Der politische Mann sollte es sich zum Exempel zur besonderen Gewissenspflicht machen, jetzt, wo die städtische Familie kaum je mehr in dasselbe Haus, in dieselbe Stadt zusammengebannt bleibt, den Familienverkehr aus Prinzip um so lebendiger aufrecht zu erhalten. Aus Überzeugung müssen wir uns wieder Mut fassen, gleich dem Bauern wieder den Vetter und die Base zu ehren; um als konservative Männer den Staat zu stützen, müssen wir Familientraktamente halten für die ganze Sippschaft, soweit sie nur herausgerechnet werden kann, Familientraktamente wie auf einer Pfälzer Kirchweih. Regelmäßige Familienzusammenkünfte sollten zur allgemeinen Sitte werden; die Eisenbahn, die so manches alte Herkommen zerstört, würde dieses gute neue Herkommen schaffen helfen. Jeder einzelne kann erfolgreiche Schritte zu diesem Zwecke tun, wenn er nur den Mut hat, ein deutscher, für das Haus begeisterter Mann zu sein.

Ich gedachte oben der Familienchronik. Solange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt

im eigenen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. Er würde auch eine ordnungsmäßige Familienchronik ohnedies nicht gut schreiben können, da ihm die Tinte meist eingetrocknet ist, und kann sich mit den altherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen. Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtnis in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebene Papier die Überlieferungen des nomadischen Hauses einstweilen festhalte.

Das Bürgertum hat die naive Bauernsitte und den Kultus des Hauses größtenteils abgestreift, es hat auch sein Familienleben nicht durch Hausgesetze gefestet. Darum muß es aber entschiedener noch als Bauern und Aristokratie aus politischem Bewußtsein zur strengen Zucht des Hauses zurückkehren. Es muß sich dadurch einen neuen Boden bürgerlicher Haussitte schaffen. Es wird der vierte Stand, bei dem ein berechtigtes Familienleben überhaupt kaum existiert, durch eine Konzentration des bürgerlichen Lebens großenteils aufgehoben werden, denn eben aus der Verleugnung des bürgerlichen Hauses geht eine ungeheure Schar von Proletariern hervor.

Hier ist also der Punkt, wo wir mit aller Macht die Hebel der Reform einsetzen müssen, jeder für sich in seinem Hause, und auch der Staat darf nicht bloß zusehen und gewähren lassen.

Wenn ein Volk vor sich selber flieht, dann hat es das Auswanderungsfieber. Es flieht dann freilich auch vor seinen sozialen Zuständen: denn seine sozialen Zustände hat es sich selber gemacht. Es flieht vor seinen politischen Zuständen: denn ein Volk wird im großen und ganzen immer gerade so gut und so schlecht regiert, als es regiert zu werden verdient. Die Regierenden sind ja doch auch ein Teil des Volkes, und ihre Regierungsweise ist eine von den Früchten der gesamten Volksentwicklung. Wenn aber ein Volk sein häusliches Leben wieder in strenge Sitten fügt, dann zwingt es seine Machthaber zur politischen Tugend, und indem wir unser Haus reformieren, reformieren wir den Staat.

Deutsche Ideale

August Julius Langbehn

Den großen konservativen Zug, welcher einem nationalen Geistesleben allein Stetigkeit und infolgedessen das verleiht, was es zu seinem gesunden Bestande unumgänglich braucht und was man etwa Stil des nationalen Daseins nennen kann, findet ein jedes und auch das deutsche Volk nur im Anschluß an die großen und wahrhaft schöpferischen Geisteskräfte seiner eigenen Vergangenheit: an seine historischen Ideale.

Das wahre Deutschland und andere Aussprüche

Paul de Lagarde

Deutschland ist kein geographischer, aber auch kein in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Politisch politischer Begriff. Ein Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte, und darum können seine Angelegenheiten nicht vom Regierungstische aus, sondern nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden. Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und ein Befreier, wenn er es tut.

Das Heiligtum der Mittelpunkt

In Deutschland sind die Spuren davon noch jetzt sichtbar, daß das Heiligtum der Mittelpunkt der Stämme und Nationen ist. Freilich Sachsen, Franken, Alemannen scheinen Kriegsbündnissen kleinerer Genossenschaften ihren Ursprung zu danken: mir ist wenigstens nichts irgend Sicheres von einem besonderen religiösen Leben dieser Stämme bekannt. Aber in der christlichen Zeit gliedert und teilt sich, was wir jetzt Deutschland nennen, nach dem Mittelpunkt des Gottesdienstes. Die Menschen nehmen die Art der Heiligen an, welche sie verehren, und die Heiligen haben Verehrung gefunden, weil in ihrem Leben oder in dem, was von ihnen berichtet wurde, etwas den ihnen anhänglichen Menschen Verwandtes gewesen ist. Deutschland ist uneinig gewesen, weil das Christentum ihm in den maßgebenden Zeiten auf fünf verschiedene Weisen gepredigt worden. — Fragen wir nach der deutschen Nationalität unserer Tage, so fragen wir nach dem Ideale der Deutschen unserer Tage.

Deutsche Zukunft

Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren. Das Ideal ist eben etwas, das zugleich ist und nicht ist. Es ist die im tiefsten Herzen der Menschen leuchtende Sonne, um welche unsere Gedanken und Kräfte, um welche auch alle die Mittelpunkte schwingen, welche unser Leben umkreist, eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn sie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht. Die Blumen und Bäume freuen sich an Hyperions Strahlen, die Menschen gedeihen nur an

der geheimnisvollen Wärme eines nie gesehenen Sternes. Die deutsche Nationalität ist wie jede andere Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann, welche da ist, wenn sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht. Je mehr einzelne Deutsche das in dem ihnen durch Geburt und Anlage gegebenen Materiale schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind, desto klarer wird uns unser Wesen werden. Originalität ist überhaupt, weil und wenn ein ethisches Gut, nichts Angeborenes, sondern etwas Erworbenes: die Forderung besteht überall, nicht bloß in Deutschland, daß die menschliche Gesellschaft nur aus Originalen sich zusammensetze, weil Gott denselben Gedanken nicht zweimal denkt, also jeder von Gott gewollte Mensch anders sein muß als sein Nebenmensch. Deutschland würde gegründet werden, indem wir gegen die jetzt gültigen Laster ersichtlich undeutsch beeinflußter Zeit uns vereinend verhielten, indem wir zur Abwehr und Bekämpfung dieser Laster einen offenen Bund schlössen, indem jedes einzelne Glied dieses Bundes den treuherzigsten Haß gegen seine eigenen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich sage nicht gut, sondern etwas anderes, wie mich deucht, völlig Deutsches —, was ihm echt zu sein schiene und sich als echt erprobte. Eine Aufgabe von Jahrhunderten! Aber nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland, so wahr auch im ewigen Leben, wie jeder anderen Nation Genossen als solche, so auch der Deutsche als Deutscher noch wird zu erkennen sein, und so wahr ihn nicht bloß als Ich und als Menschen, sondern auch als Deutschen Gott und alle Seligen lieben.

Deutscher Staat

Der Staat hat sich in allen germanischen Ländern von Fall zu Fall aus dem Bedürfnisse entwickelt: ohne Hilfe des Staats schaffen und leben gilt überall als das zu wünschende: das Individuum und die den Individuen natürliche Gruppierung, die Famie, sind das Wertvolle, welches sich keinem Massenwillen, keiner Regimentierung, keinem Systeme unterordnet. Jener Satz bedarf für niemanden eines Beweises, der die Geschichte des deutschen Staats und der auch nur oberflächlich deutsche Art kennt.

Die entgegengesetzte Ansicht ist uns aus Rom zugeführt worden, dem heidnischen Rom, welches, weil es heidnisch war, von dem unermeßlichen Werte der Person keine Ahnung hatte, dem Rom, welches, weil es nur Rom, das heißt nicht die Hauptstadt einer Nation, sondern die Ampel einer aus einem Händchen voll stark gedüngter Gartenerde die Mittelmeerländer überwuchernden Schlingpflanze war, das zähe, spärlich belaubte, blütenlose Gespinst einer um ihres Einkommens willen vegetierenden, also zwecklosen, also satanischen Beamtenhierarchie als befriedigende Erfüllung des Daseins Rom betrachtete.

Wahre Nationalität

Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung, sondern durch historische Ereignisse: historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen ihre Wege und Ziele weist. Darum sind Nationen göttlicher Einsetzung: sie werden geschaffen. Sind sie das, sind sie also nicht durch den regelmäßigen Gang der Natur, nicht durch Zufall ins Dasein getreten, so hat ihr Schöpfer mit ihrer Erschaffung einen Zweck verbunden, und dieser Zweck ist ihr Lebensprinzip: die Anerkennung dieses Zweckes eine Anerkennung des göttlichen Willens, welcher diesen Zweck erreicht haben will: ohne sie ein Leben der Nation und die Nation selbst nicht denkbar. Immer von neuem die Mission seiner Nation erkennen, heißt sie in den Brunnen tauchen, der ewige Jugend gibt: immer dieser Mission dienen, heißt höhere Zwecke erwerben, und mit ihnen höheres Leben.



Inhaltsverzeichnis

Die Quellen werden nur dort angegeben, wo es das Verlagsrecht vorschreibt. Bei den nachdruckfreien Ausgaben finden die gewählten Texte sich in jedem bessern Druck der Werke des einzelnen Verfassers.

Das Land und das Volk

Das deutsche Schicksal

Das deutsche Wesen

Die deutsche Persönlichkeit und die Familie

Deutsche Freiheit — Deutsche Politik

Der Deutsche und die Menschheit

Der deutsche Glaube

Die Arbeit bei den Deutschen

Die deutsche Form

Die Stimme des Volkes

Von deutscher Kunst

Der deutsche Humor

Das deutsche Leid

Die deutsche Zukunft

Verzeichnis der Tafeln

Verzeichnis der Abbildungen im Text




Der
deutsche
Genius